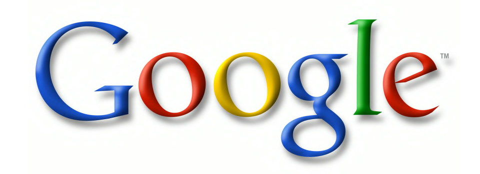
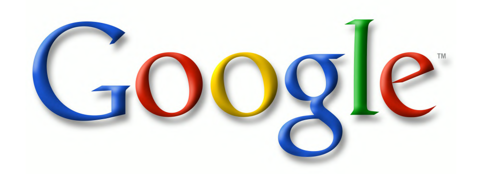
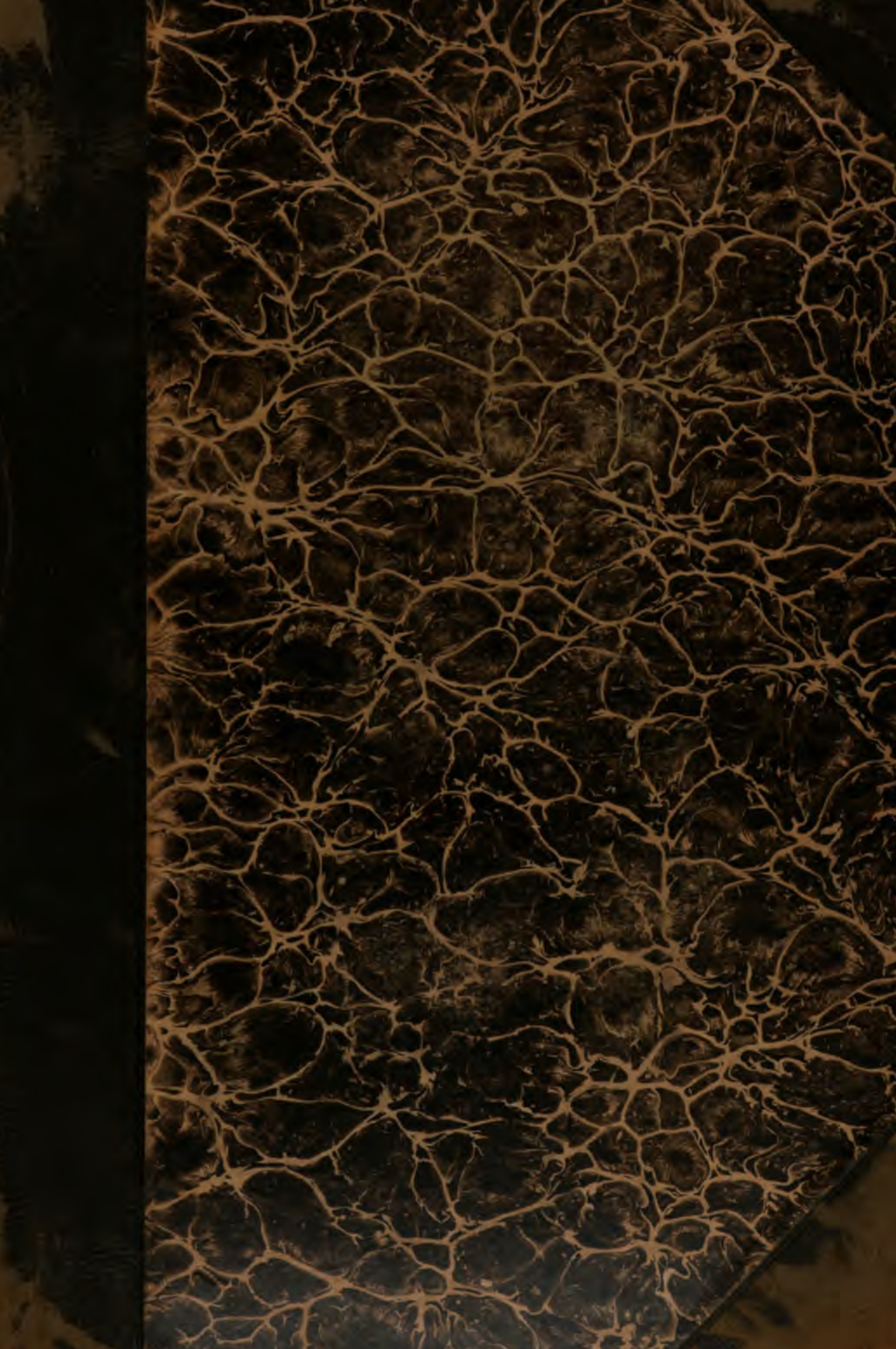
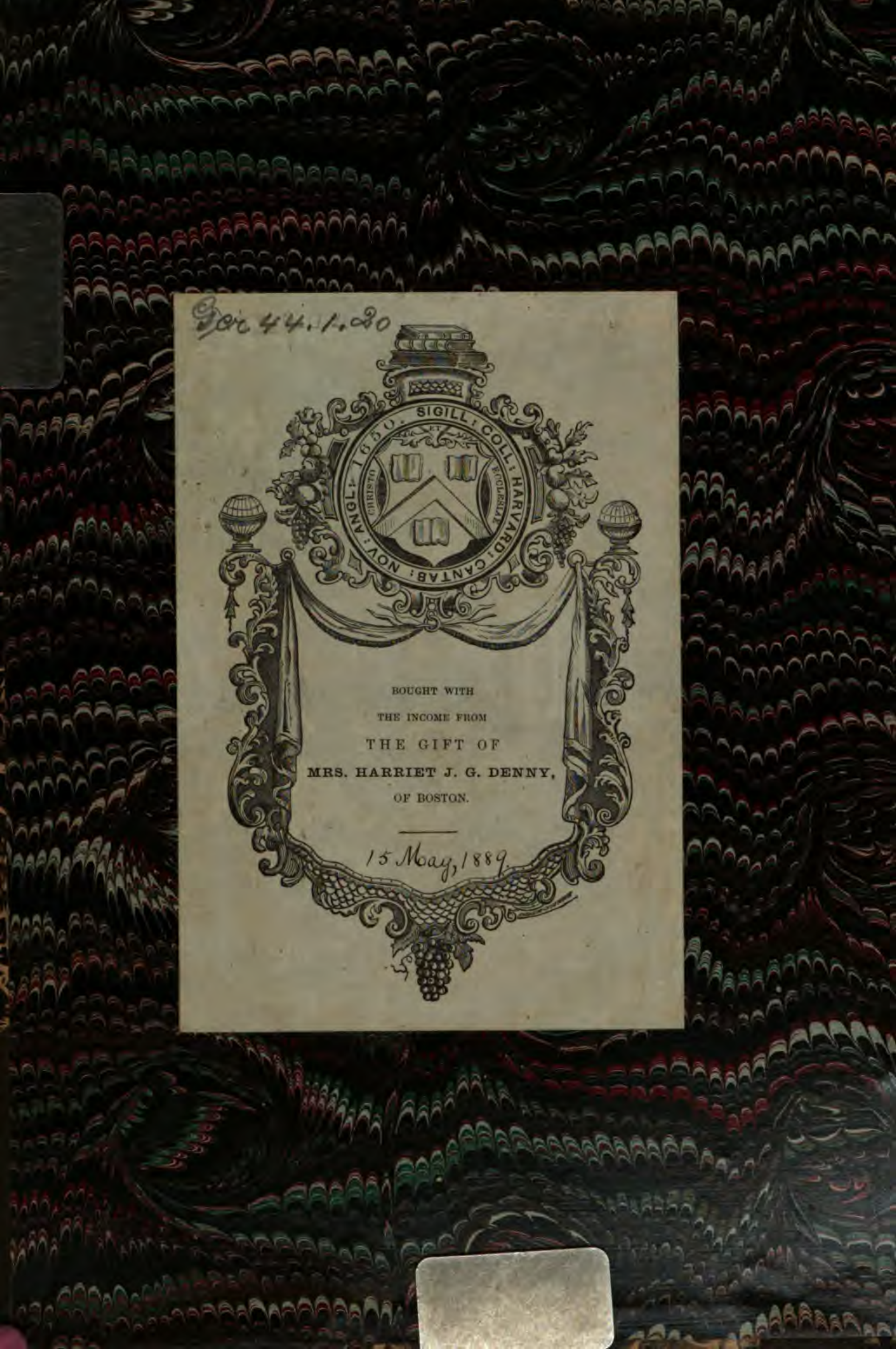


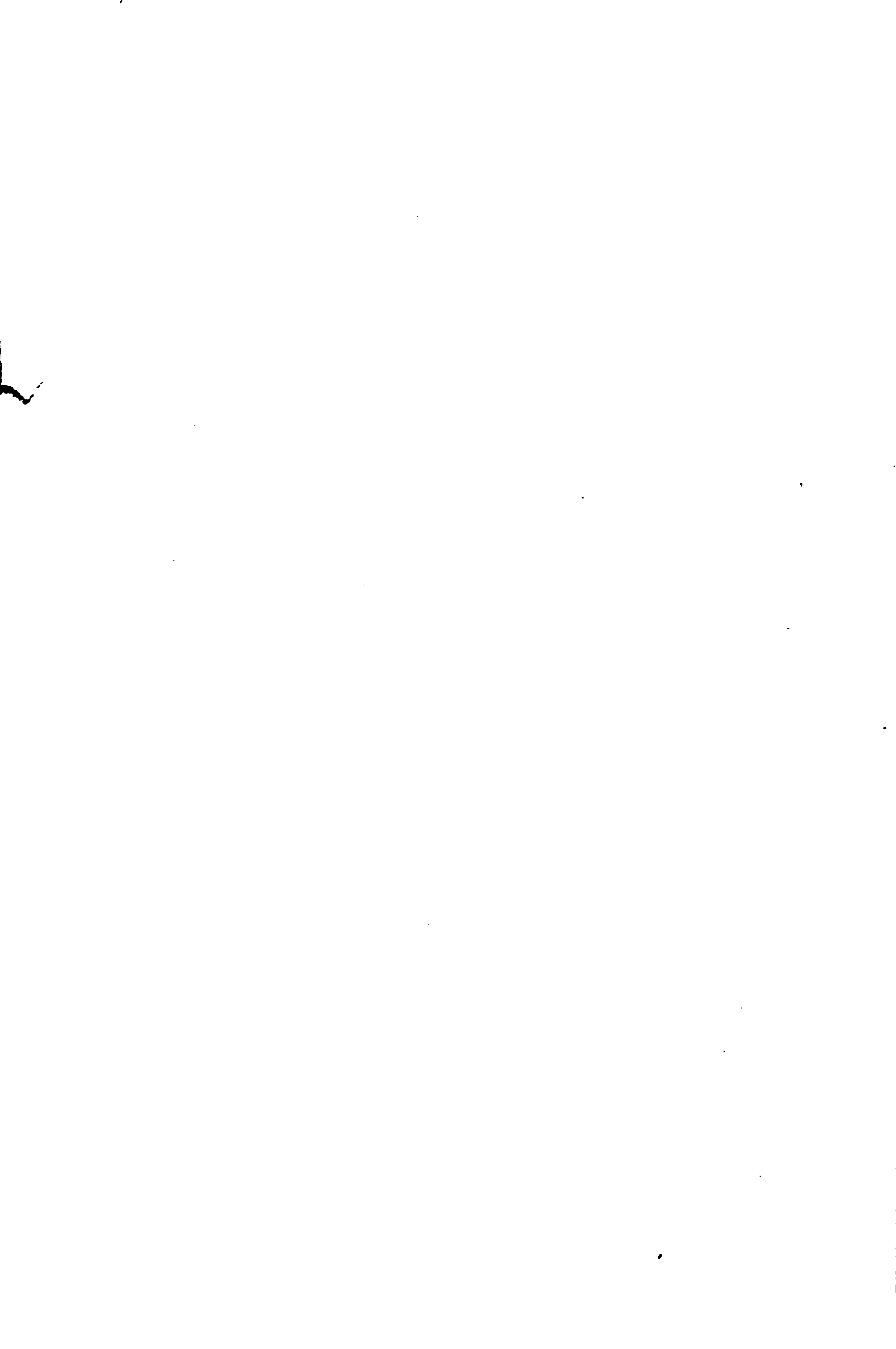


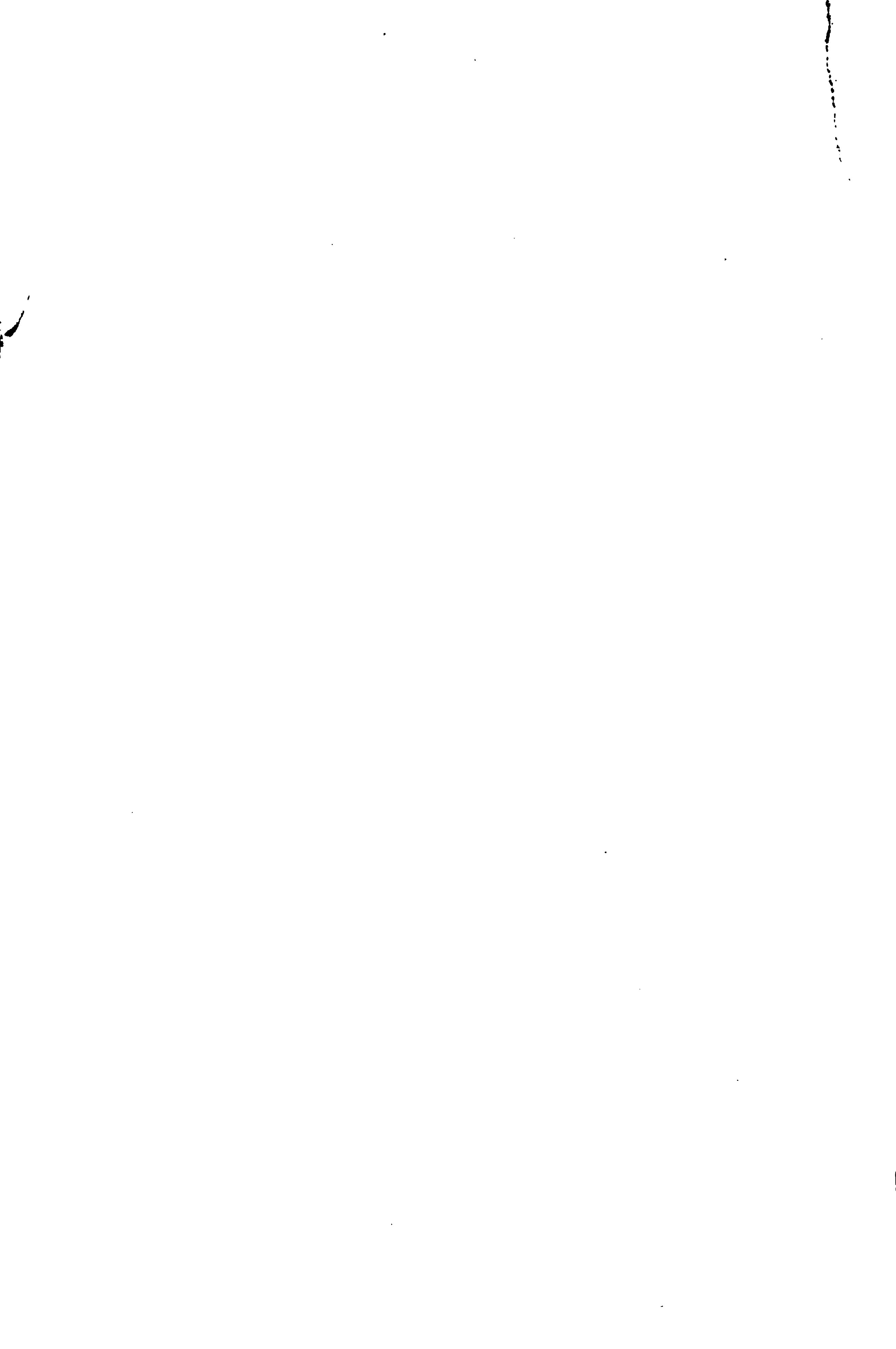




SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE







JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXI.

MIT 7 TAFELN UND 7 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1886.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

---

1. Neue Forschungen über die Römerstrassen auf der linken Rhein- und Moselseite.

II.

11. Von der Köln-Mastrichter Hauptstrasse geht bei Schloss Rimburg ein Arm nach Südosten ab. Derselbe beginnt 100 Schritte östlich von dem dortigen Bahnwärterhäuschen und geht von der Hauptstrasse, die hier einen Hohlweg bildet, gleichfalls als Hohlweg die waldige Höhe hinan, hierauf über die Felder nach Herbach und Streiffeld, worauf die Spuren verschwinden. Die Strasse zeigt sich wieder bei Zopp, von wo sie hinabsteigend die Aachener Landstrasse durchschneidet und die Alsdorfer Mühle links lassend, nach Durchschneidung der Eisenbahn, in südlicher Richtung bis Broich geht. Von hier werden die Spuren schwächer bis nach Linden, von wo wiederum die alten Reste der Strasse deutlich hervortreten bis zur Vorweiden-Eschweiler Chaussee bei N. 1,3. Jenseits der Letzteren hören alle Spuren in den Feldern auf, aber die Richtung wird durch das Vorkommen zahlreicher römischer Trümmer bestimmt, die sich 1000 Schritt südlich von Merzbrück im Felde finden. Hiernach lief die Strasse in der bisherigen Richtung nach dem Walde, in welchem ihre Reste theils über, theils unter dem Boden wiederholt vorkommen, an der Besitzung Wüstenrode vorbei, wo u. A. auch ein römisches Kohortenzeichen gefunden wurde, hierauf nach der (jetzt aufgegrabenen) römischen Ruine am Berghange gegenüber dem bergisch-märkischen Bahnhofe zu Stolberg, wo sie ebenfalls im Boden gefunden wurde; eine weitere Fortsetzung von hier aus ist nicht bekannt.

12. Die von der Köln-Mastrichter Strasse östlich von Jülich abgehende Seitenstrasse ist im 78. H. d. Jahrb. bis Embken beschrieben.

Sie setzt sich von da weiter fort über Bürvenich und Floisdorf (röm. Alterthümer), wendet sich dann östlich nach Commern (röm. Alterth.) und geht in südlicher Richtung über die Ostseite des Griesberges bis zur Eisenbahn bei Mechernich (röm. Alterth.). Hier schneidet die Strasse dicht am Bahnhofe vorbei und läuft dann mit der Chaussee über Holzheim (röm. Alterth.) bis in die Nähe von Nöthen, wo sie links über die Höhe abgeht und dann in das Erftthal hinabsteigt. Sie geht durch Münstereifel, von wo sie wieder die Höhe hinansteigt und bis in die Nähe von Roddert zieht. Dann läuft sie durch die Waldungen und über die Hochfläche nach Effelsberg, stets die Wasserscheide einhaltend, über Hörnig, Plittersdorf und Lind in's Ahrthal hinab nach Kreutzberg. Hier geht sie am Fusse des Schlosshügels vorbei, wo wahrscheinlich eine Warte lag, setzt über die Ahr und steigt bei Altenburg wieder die Höhe hinan. Sie läuft dann, immer die Wasserscheide einhaltend, unter dem Namen „Römerstrasse“ links an Staffeln (röm. Alterth.) weiter bis Ramersbach, von wo sie wiederum meist durch die Waldungen, in der Gegend unter dem Namen „Römerstrasse“ bekannt, an Königsfeld vorbei bis Franken geht. Von da zieht sie in östlicher Richtung über die Höhe weiter bis zum Rhein bei Niederbreisig (röm. Alterth.). Auf der andern Rheinseite setzt sich die Strasse von Hönningen über Schloss Arenfels, am Schafstall vorbei, fort über die Wasserscheide bis Etscheid, wo sie sich mit einer über Neustadt heraufkommenden Strasse vereinigt.

Wir kennen jetzt fünf Zweigstrassen, welche die Köln-Mastrichter Hauptstrasse aussendet, nämlich ausser den beiden vorbeschriebenen, von denen die letztere noch zwei Nebenstrassen hat (Jahrb. LXXVIII), eine dritte, die bei Elsdorf abgeht und bei Rheinkassel an den Rhein führt, und eine vierte, die von Ichendorf bis zum Rheine bei Mülheim geht (Jahrb. LXVIII), die fünfte ist der bekannte bei Falkenburg beginnende und bei Xanten am Rheine endende Strassenarm (Jahrb. LXVI). Wir gehen nun zur Betrachtung der über die Maas aus Holland und Belgien kommenden Strassen über.

13. Die von der Maas bei Venloo über Kaldenkirchen und Jülich laufende Strasse ist im Jahrb. LXXIII bis zur Roer bei Lendersdorf beschrieben. Sie läuft, nachdem sie den Fluss überschritten, über Drove und Thum, dann an Hergarten vorbei nach Wollenthal, schneidet dann die Chaussee bei N. 52,5 und geht nach Scheven hinab. Von da geht sie den Berg hinan nach Dottel (röm. Alterth.), wobei sich noch hier und da Reste der alten Besteinung zeigen. Hierauf führt

sie über Zingsheim und Engelgau, rechts an Tondorf und Rohr (röm. Alterth.) vorbei nach Lommersdorf (röm. Alterth.), dann zwischen Leutersdorf (röm. Alterth.) und Uexheim durch nach Niederehe und Stroheich, in welcher letzteren Strecke die alten Reste an mehreren Stellen noch wohlerhalten sind. Dann geht die Strasse an Waldkönigen (röm. Alterth.) vorbei nach Daun (röm. Alterth.) und von da stets mit der Chaussee, neben welcher sich wiederholt römische Grabhügel zeigen, über Mehren (röm. Alterth.) und Strotzbüsch bis in die Nähe von Hontheim, wo die Chaussee einen Bogen nach dem Dorfe macht, grade aus, dann jenseits der Chaussee in südöstlicher Richtung bis Kinderbeuren und zuletzt meist mit der Chaussee bis zur Mosel bei Cröff. Die Strasse ist auch dem Oberstl. Schmidt zwischen Hontheim und Strotzbüsch, sowie über Mehren und Daun bekannt gewesen (Jahrb. XXXI)[1]. — Südlich von Lommersdorf geht von dieser eine Seitenstrasse ab nach Aremberg und Rodder und kömmt, nachdem sie ein kleines Thal überschritten, auf die Chaussee. Von dieser geht sie bei N. 14,5 rechts ab, zieht den Abhang hinab und kömmt bei N. 16,9 wieder auf die Chaussee, worauf sie an der Nordwestseite von Adenau (röm. Alterth.) das Thal überschreitet. Auf der anderen Seite geht sie die Höhe hinan, jetzt als Stationsweg, nach dem Kirchberg, hierauf nach Kaltenborn und läuft südlich vom Difelder Stein, wo sie von einer Grenzwehr durchschnitten wird, über Wehr, Glees, Wassenach (röm. Alterth.) und Eich an den Rhein bei Andernach. Auf der andern Rheinseite geht die Strasse über Feldkirche, Heddesdorf, Gladbach, Anhausen in nordöstlicher Richtung weiter und mündet später in die Deutz-Siegener Heerstrasse. Von dieser Seitenstrasse läuft westlich von Eich eine Nebenstrasse über Burgenerhaus, Meisenheim und Mülheim nach Coblenz.

14. Die von der Maas bei Roermonde nach Aachen laufende Strasse geht von da durch den Aachener Stadtwald, wo ihre Reste im Boden gefunden wurden, nach Süden weiter bis Eupen; weiterer Lauf unbekannt.

15. Von der Maas bei Lüttich läuft eine Strasse mit der Chaussee in nordöstlicher Richtung nach Aachen, geht dann zuerst mit der Chaussee, hierauf rechts derselben über Aldenhoven (röm. Alterth.) nach Jülich (röm. Alterth.), von wo die Fortsetzung entweder nach

---

1) Stücke dieser Strasse sind bereits Jahrb. LXVII erwähnt; die Strasse Scheuren-Hillesheim ist aber nur eine Verbindungsstrasse.

Neuss, oder an den alten Rhein bei Cleve geht, was vorläufig unentschieden bleibt.

Es ist noch die Besprechung einiger Verbindungsstrassen übrig.

16. Von Nr. 13 geht zwischen Thum und Thuir eine Verbindungsstrasse über Gundersheim (röm. Alterth.) und Wollersheim (röm. Alterth.) nach Bürvenich zu Str. 12.

17. Von der Köln-Rheimser Strasse geht an der Lokalität „die Scheune“ eine Verbindungsstrasse ab über Lechenich (röm. Alterth.), Herrig und Girbelsrath (röm. Alterth.) nach der Köln-Dürener Strasse bei Düren.

18. Von der Trier-Neuwieder Strasse geht bei Pohlbach eine Strasse ab über Clausen nach der Mosel bei Ferres zur Verbindung mit einer über den Hunsrück laufenden Heerstrasse; sie ist bereits von Schmidt aufgeführt in Jahrb. XXXI. —

Bei der Beschreibung der römischen Strassen in dem linksrheinischen Theile unserer Provinz haben wir zu wiederholten Malen die Aufmerksamkeit auf die Planmässigkeit zu lenken gesucht, welche diese sämmtlichen Strassen in ihrem Laufe erkennen lassen, eine Planmässigkeit, die, indem sie bei allen neu aufgefundenen Strassen wiederkehrt, um so deutlicher hervortritt, je mehr sich die Zahl dieser Strassen vergrössert. Es dürfte daher an der Zeit sein, zu prüfen, ob und welche Aufklärungen aus dieser planmässigen Anlage über die Herkunft und den Zweck unserer Strassen sich folgern lassen.

Bereits im Jahre 1874 haben wir die damals bekannten römischen Strassen eingetheilt in 1) Hauptstrassen, 2) Seitenstrassen und 3) Verbindungsstrassen, und diese Eintheilung hat sich auch später völlig bewährt. Als erste Hauptstrasse finden wir die römische Rheinstrasse mit ihren Verzweigungen. Sie bildet, wie schon früher angedeutet, einen Theil jener grossen Heer- und Handelsstrasse, die vom Mittelmeer bei Nizza über die Alpen nach dem Rhein bei Basel und dann dem linken Ufer des Flusses entlang zur Nordsee bei Leyden ging. Als zweite Hauptstrasse gilt die Köln-Mastrichter Strasse, die in ihrer westlichen und östlichen Fortsetzung noch nicht vollständig untersucht ist. Die dritte Hauptstrasse ist die Metz-Neuwieder Heerstrasse, die vom Mittelmeer bei Marseille über Lyon, Metz, Trier, Neuwied und durch das nordwestliche Deutschland bis zur Wesermündung zieht. Als vierte Hauptstrasse ist zu nennen die Köln-Rheimser Strasse, deren Lauf gleichfalls noch nicht bis zu ihrem Ende bestimmt ist. Als fünfte Hauptstrasse erscheint die Trier-

Bonner, die auch nur ein Stück einer weiter nach Süden (über Trier hinaus) ziehenden Heerstrasse ist, und sich auch über den Rhein weiter fortsetzt. Die Lokaluntersuchung hat ferner gelehrt, dass diese Hauptstrassen eine grosse Zahl von Seitenstrassen aussenden, die sich manchmal wiederum in Nebenstrassen verzweigen, und dass die Zweigstrassen, welche nach dem Rheine hinlaufen, auf der anderen Seite des Stromes sich weiter fortsetzen, um sich später theils unter sich, theils mit den Hauptstrassen zu vereinigen. Die dritte Klasse bilden die Verbindungsstrassen, d. h. solche Strassen, die von einer Hauptstrasse zur anderen, oder von einer Seitenstrasse zur anderen, oder von einer Hauptstrasse zu einer Seitenstrasse hinlaufen und die sich von den vorgenannten durch ihren meist kürzeren Lauf unterscheiden.

Bevor wir uns über den Ursprung und Zweck aller dieser Strassen weiter äussern, wünschen wir die bezüglichen Ansichten Derjenigen kennen zu lernen, welche sich gegen die Bezeichnung „Römerstrassen", unter der wir bisher jene Strassen begriffen, stets nur verneinend verhalten haben; wir wünschen darüber belehrt zu werden, wem die in römischer Weise gebauten und von zahlreichen römischen Resten begleiteten Strassen zuzuschreiben und zu welchem Zwecke dieselben angelegt sind; wir wünschen namentlich den Unterschied zwischen „eigentlichen" und „uneigentlichen" Römerstrassen kennen zu lernen, und möchten die Bezeichnung „alte Strassen" (st. Römerstrassen) darum nicht für passend halten, weil auch die in den letzten Jahrhunderten angelegten, jetzt nicht mehr im Gebrauch befindlichen Fahrwege „alte Strassen" heissen, diese aber von jenen schon zur Römerzeit gebrauchten Strassen wesentlich verschieden sind. Wir wünschen endlich die Frage, welche von den beschriebenen Strassen schon vor den Römern ganz oder theilweise als Wege im Gebrauche waren, von der Untersuchung der Römerstrassen überhaupt völlig getrennt zu halten, und schliessen mit der Bemerkung, dass es eine vielverbreitete Meinung ist, die genannten Strassen seien ursprünglich zum Verkehr zwischen einzelnen rheinischen Ortschaften angelegt worden, während in der ganzen Provinz uns kein Fall bekannt ist, dass irgend eine dieser Strassen an einem Römerorte beginnt und an einem anderen aufhört; selbst die Verbindungsstrassen laufen nicht von einem Römerorte zum andern, sondern von einer Strasse zur andern; die Haupt- und Zweigstrassen aber, die nach dem Rhein, der Maas und der Mosel hinziehen, überschreiten

sämmtlich diese Flüsse, und sind meistens noch nicht bis zu ihrem Ende verfolgt worden[1]).

J. Schneider.

---

1) Wir bedauern, dass Herrn Prof. Hübner unsere Bearbeitung des Materials über die Römerstrassen nicht ganz zu befriedigen scheint. (Vgl. Jahrb. LXXX.) Wir haben es im Einverständniss mit der Redaktion für zweckmässig gehalten, die Ergebnisse der Untersuchungen nach und nach in den Jahrbüchern, als dem geeignetsten Orte zur Aufnahme für das wissenschaftliche Material, niederzulegen, und um zugleich den Mitforschern Gelegenheit zu etwaigen Verbesserungen zu geben, worauf wir schon im Jahrb. LXXIII hingewiesen haben. Es sind ferner die einzelnen Veröffentlichungen zum Theil von Kartenskizzen begleitet, die nur zur vorläufigen Verdeutlichung des Textes dienen sollten und es ist dabei ausdrücklich bemerkt, dass sämmtliche Strassen in die Generalstabskarten eingezeichnet sind, wonach sie zu jeder Zeit in jedem Maassstab kartographisch dargestellt werden können. Sobald die Untersuchungen zwischen Rhein, Maas und Mosel beendet sind, soll eine Uebersichtskarte über das ganze Strassennetz folgen, wodurch zugleich die Grundlage für eine archäologische Karte gewonnen wird, in welche die römischen Lager, Kastelle, Warten, Städte, Dörfer und kleinere Ansiedlungen, sowie überhaupt alle Fundorte römischer Alterthümer mit ihren entsprechenden Zeichen eingetragen werden sollen. Wir müssen uns aber schon jetzt vor der laut gewordenen Annahme, als seien die bisherigen Darstellungen der von uns fast sämmtlich neu aufgefundenen römischen Strassenzüge blosse „Zusammenstellungen und Uebersichten, von eigener Anschauung vielfach unterstützt", entschieden verwahren.

2. Köln und seine Römerbrücke.

Unter dieser Aufschrift hat Generalmajor Wolf in Heft LXXVIII einen die Geschichte dieser Brücke bis zur Auflösung des römischen Reiches darstellenden Aufsatz, mit Rücksicht auf meinen Widerspruch in Pick's „Monatsschrift" VII, 358—379, geliefert, durch welchen „man nicht allein die gemeinschaftliche Gründung und enge Zusammengehörigkeit der durch eine Brücke verbundenen römischen Befestigungen von Köln und Deutz nachweisen, sondern auch Aufklärung über manchen noch dunklen Punkt der römischen Geschichte Kölns von der Gründung der Ubierstadt bis an das Ende der Römerherrschaft erhalten" werde. Der hochgeehrte Verfasser hat sich vielfach näher mit der römischen Geschichte des Rheinlands quellenmässig bekannt gemacht, auch einzelne unhaltbare Annahmen zurückgenommen, dagegen können wir seine Ergebnisse nicht annehmen, weil sie zum Theil auf einer unserer Ansicht nach unrichtigen Auslegung der Berichte der Schriftsteller beruhen und bei einzelnen in Rede stehenden Punkten in archäologischer Beziehung unhaltbar erscheinen, einfacher Versehen nicht zu gedenken. Ein solches ist es, wenn wir S. 56 lesen: „Nach ihrer Uebersiedelung scheinen die Ubier sehr bald in geordnete Rechts- und Eigenthumsverhältnisse getreten zu sein, was daraus hervorgeht, dass die Römer das Terrain für die Befestigungen, welche unter Augustus in ihrem Lande angelegt wurden, baar bezahlten (Frontinus II, 11)." Wer Frontin kennt, weiss, dass dieser manches erzählt, wovon er als Begleiter Domitians Augenzeuge gewesen, und bisher dürfte wohl noch niemand unter dem an der angeführten Stelle genannten imperator Caesar Augustus Germanicus mit der nähern Bezeichnung eo bello, quo victis hostibus nomen Germanici meruit, statt des Domitian den Augustus verstanden haben. Auch ist bei der einfachsten Erwägung der Verhältnisse die Unrichtigkeit des in den Text aufgenommenen in finibus Ubiorum nicht zu verkennen, was Asbach in demselben Hefte der „Jahrbücher" S. 210 und schon früher in der „Westdeutschen Zeitschrift" III, 20 ausgeführt hat. Wahrscheinlich trifft seine Vermuthung Sueborum das Richtige. Demnach ist das, was Wolf aus der Frontinischen Stelle schloss, nicht haltbar.

Der geehrte Verfasser ist übel auf die Philologen zu sprechen. „Die alten Bücher seien, meint er, nach allen Richtungen durchwühlt, wir würden kaum noch mehr erfahren, als wir bereits wüssten, wie gewaltige Daumschrauben wir auch dem Texte anlegten“ (S. 85). Freilich haben wir Philologen manches durch unrichtige Auslegung der alten Zeugnisse verbrochen, aber wieviel ist auch neuerdings durch streng methodische Deutung und besonnene Kritik gewonnen worden! Es gilt aus lebendiger Kenntniss der Sprache im allgemeinen und des Sprachgebrauches und der Weise der einzelnen Schriftsteller, sowie aus allseitigem Verständniss des Lebens der Alten eine gewissenhafte Auslegung, bei welcher es keiner Daumschrauben bedarf, und man darf es dem Philologen am wenigsten verdenken, wenn er eine willkürliche, den Worten Gewalt anthuende Deutung nicht anzunehmen geneigt ist.

Wolf wiederholt zunächst das Ergebniss der Deutzer Ausgrabungen, wonach das Castell fast ein gleichseitiges Rechteck gebildet, dessen porta praetoria sich in der Mitte der Ostfront befunden. Zu seiner Vertheidigung hätten zwei Cohorten hingereicht, während das Innere den Lagerraum für das Doppelte geboten. Leider verflicht er in die Beschreibung seine davon getrennt zu haltende Ansicht über die Bedeutung der Festung, die offenbar zur Vertheidigung eines Brückenüberganges gedient und im eigentlichsten Sinne ein Brückenkopf gewesen. Beweis: eine durch die porta praetoria und die decumana gezogene Linie trifft die Ostfront des römischen Köln gerade da, wo das dortige Römerthor zu sehen ist. Gelegentlich vertheidigt er sich gegen meinen Vorwurf (S. 378), dass er jenes Thor porta Martis genannt, das „eine schlechte Latinisirung von Marktpforte sei“. Ohne die von mir dafür angezogenen Stellen zu vergleichen, entgegnet er ohne weiteres: „Das ist wohl nicht der Fall“, und — zum Beweise beruft er sich auf — Stangefohlii Annales circuli Westphalici von 1640! Dass die falsche Bezeichnung porta Martis noch viel älter ist als der gute Stangefohl, war von mir längst angeführt, aber die schon um 1200 vorkommenden Bezeichnungen porta mercatorum und porta fori zeigen, dass der Mars hier, wie anderswo, nur einer schlechten Romanisirung angehört. Wie es mit der angeblichen Marskapelle auf diesem Thore stehe, habe ich eben in der „Westdeutschen Zeitschrift“ IV, 1 ausführlich nachgewiesen. Der Beweis, dass das noch im sechszehnten Jahrhundert in einem Reste erhaltene römische Ostthor, dessen Lage und Richtung wir genau kennen, der porta prae-

toria und decumana des Castells genau entspreche, wäre doch wohl noch zu führen. Aber auch dieses zugegeben, folgt daraus noch nicht, dass das Deutzer Castell gleichzeitig mit der ersten Ummauerung der Stadt angelegt sei, es könnte ja nach dieser später gebaut und gerichtet worden sein, abgesehen davon, dass man noch immer fragen dürfte, ob die spätere Römermauer, deren Trümmer uns erhalten sind, ganz dieselbe Richtung gehabt.

Das hohe Alter des Deutzer Castells wird vorläufig damit bewiesen, dass sein Ursprung „wahrscheinlich in die früheste Periode der Römer am Rhein falle". Kein Beweis wäre besser als einer, welcher auf einer Wahrscheinlichkeit fusst. „Die Thürme gehören allerdings nach ihrer Bauart und ihrem Mauerwerk der spätrömischen Periode an, dagegen stammen die Zwischenmauern aus einer viel früheren Zeit." Dass sollen die im Oberbaue gefundenen Ziegel beweisen, worauf erst viel später zurückgekommen wird. In den noch vorhandenen Fundamenten konnte Wolf keinen Unterschied entdecken. Ein der antiken Bautechnik vertrauter Fachmann hätte, meint er, das Alter derselben, zum wenigsten annähernd, aus der Substanz feststellen können. Wir hören bloss (Jahrb. LXVIII, 43), dass das Mauerwerk hier aus Mörtelguss bestanden.

Hier wird noch einmal vorübergehend der aufgefundenen Legionsziegel gedacht, um, abweichend von der früher geäusserten Ansicht, ohne nähere Zeitbestimmung, die Meinung auszusprechen, dass das Castell von der achten Legion gebaut worden, die zweiundzwanzigste nur am Umbau oder einer Wiederherstellung gearbeitet habe. Doch findet er noch einen Umstand, der auf ein viel höheres Alter hinweise, „einen innerhalb der Veste zugeschütteten Graben, der einer noch ältern Befestigung zugeschrieben werden muss". Wolf hat diesen Graben Jahrb. LXVIII, 38 so beschrieben: derselbe laufe mitten durch das Castrum parallel mit der Ost- und Westfront, die Sohle müsse in die Tiefe des gewachsenen Bodens, 5,7 m unter der Oberfläche verlegt werden, unten sei er mit Erde, 2,30 m über der Sohle, bis 1,1 m unter der Oberfläche mit Steinen gefüllt gewesen. Sehen wir den Grundriss an, so fällt er freilich in den Bereich des Castells, aber er kann mit diesem nicht in Verbindung gestanden haben. Wolf erkennt hier die Spur einer ältern Befestigung, aber wir vermissen den Beweis, dass er römischen Ursprungs gewesen. Kann er nicht ebenso gut wie die zwei germanischen Gräberreihen einer spätern Zeit angehören oder auch zur Römerzeit im Castell angelegt worden sein, ohne dass wir

dessen Zweck anzugeben wüssten, wie es Wolf auch bei der Einschrotung in die Umfassungsmauer östlich des Mittelthurms der Nordfront zugeben muss (LXVII, 27). Aber trotzdem wird nicht allein dieser Graben einer ältern Befestigung zugeschrieben, sondern daraus der Schluss gezogen, er sei „mindestens von gleichem Alter mit der ersten römischen Befestigung", von welcher wir eben nichts Bestimmtes wissen. Statt einen Beweis dieser Behauptung zu geben, schreibt Wolf: „Erstere (die Deutzer Veste) liegt gerade auf der höchsten Stelle des Köln gegenüber ebenen Rheinufers. Sie überragt zwar ihre Umgebung nur etwas über einen Meter, dieses Maass reichte jedoch aus, um sie vor den Ueberschwemmungen des Rheines sicher zu stellen. Bei dem Hochwasser im Herbst 1882 war in Deutz nur die Lage der alten Veste frei von Wasser." Unmittelbar darauf lesen wir in einem neuen Absatze: „Da dieses (?), wie wir wissen sich nun auch genau vor der Mitte der römischen Rheinfront befindet, so muss man fachmännisch den Schluss ziehen, dass nach Auswahl der Oertlichkeit im Allgemeinen von demselben Ingenieur der Befestigungsplan für Köln und Deutz gleichzeitig und mit der Absicht, beide Orte durch eine Brücke zu verbinden, entworfen ist." Mit einem sibyllinischen Spruche können wir nicht rechten, nur klar vorgebrachte und erwiesene Gründe fallen in das Gebiet wissenschaftlicher Erörterung. Dieses „Ereigniss" wird nun in die Gründung des oppidum Ubiorum zurückverlegt und dabei gar an die mittelalterliche Legende von der Gründung Kölns durch Julius Cäsar erinnert, obgleich diese schon durch den Bericht des Tacitus widerlegt wird. Bereits Abt Rupertus hat die Beziehung des Castells auf Julius Cäsar als haltlos und bloss darauf beruhend, dass Iulii Caesaris res in Gallia famosiores habentur, entschieden verworfen.

Zunächst erhalten wir den Beweis, dass Julius Cäsar, wie Wolf mit bedeutenden Fachmännern annimmt, bei Köln seine beiden Brücken geschlagen. Welches Gebiet die Ubier früher auf dem rechten Ufer innegehabt, gebe uns freilich Cäsar nicht an, doch seien wir zur Annahme berechtigt, dass dieses dem spätern gegenüber und ihre alte Hauptstadt ungefähr dem heutigen Köln gegenüber gelegen. Worauf diese Berechtigung sich gründe, wird nicht bemerkt, vielmehr könnte man meinen, das blosse Verlegen auf die andere Flussseite habe den Ubiern nicht genügt, die vielmehr eine weitere Entfernung, besonders ihrer Hauptstadt, von den wilden, sie bedrängenden Sueven gewünscht. Aber Wolf musste eben Deutz zu einem Haupt-

punkt der Ubier machen, da Cäsar hier seine Brücken geschlagen haben sollte. Ein von taktischer Seite dagegen erhobener Einwand wird leicht beseitigt, obgleich das, was er selbst gegen von Veiths Annahme einer Brücke bei Wesseling anführt, wenigstens ebenso leicht sich erledigt. Dass die Stellen beider Brücken ganz benachbart gewesen, schliesst er aus Cäsars paulum supra; auch hält er jetzt daran fest, dass Cäsar das frühere Material bei der zweiten Brücke benutzt. Ich habe auf die Seltsamkeit dieser Annahme a. a. O. S. 367 ff. hingewiesen. Dass Cäsar die wunderliche zweijährige Aufbewahrung und Wiederbenutzung des Holzes beim zweiten Brückenbau verschweige, obgleich dieses doch der Hauptgrund des schnellen Baues sei, nicht die von Cäsar wirklich angeführten Gründe nota atque instituta ratio und magnum militum studium, „könne im Geiste seiner Darstellung liegen". Freilich hat Mommsen Cäsars Denkwürdigkeiten des Gallischen Krieges als eine Rechtfertigungsschrift bezeichnet, ohne aber daran zu denken, sie seien, was Wolf vermuthet, aus Originalberichten an den Senat zusammengestellt; aber wenn er sich beim Senate rechtfertigen wollte, konnte er doch den Hauptgrund um so weniger übergehen, als Wolf annimmt, dieser sei des grossen römischen Feldherrn durchaus würdig, während wir diesem nicht die Seltsamkeit zuschreiben zu dürfen glaubten, er habe das Holz der ersten Brücke von den Ubiern verwahren lassen, um etwa dasselbe später an einer andern Stelle noch einmal zu gebrauchen. Wolf missbraucht Mommsens Bemerkung zu der Annahme, Cäsar stelle bei seinen Rheinfeldzügen nicht alles so dar, wie es wirklich geschehen sei, wodurch er denn der Willkür Thür und Thor geöffnet hat. So ist Wolf die Erklärung V. 24, dieser habe der schlechten Erndte wegen die Legionen in verschiedene Staaten verlegt, „offenbar nur ein Vorwand". Hoffentlich soll doch Cäsars Bericht: „Eo anno frumentum in Gallia propter siccitates angustius provenerat, nicht auch eine Erfindung sein. Aber nach Wolf ist es „undenkbar", dass Cäsar „der Verpflegung wegen 15 Cohorten fast bis zum Rheine in das Land der Eburonen vorschob"; er sieht darin „die Herstellung einer gegen den Rhein in die Lage von Köln vorgeschobenen befestigten Etappe". Dass dieser bei seiner Vertheilung der Legionen auch die Lage der Dinge im Auge hatte, besonders die Treverer und die Eburonen nicht unbeachtet liess (waren ja auch, als er nach Britannien zog, drei Legionen zur Bewachung Galliens zurückgeblieben, er selbst hatte vorher die Treverer unterworfen), und dass der Rhein nicht ganz unbewacht bleiben konnte, versteht sich

von selbst. Die Ansicht, dass Cäsar eine befestigte Etappe in der Lage von Köln beabsichtigt, soll durch den Umstand bestätigt werden, dass Cäsar seine Winterquartiere ausnahmsweise frühe im Herbst bezog. Aber der diesjährige mit grossen Anstrengungen verbundene Feldzug war beendet, so dass er seinen Legionen eine frühere Ruhe gönnen musste, besonders da mehrere ganz neue Winterlager aufschlagen mussten. Wir können in dieser Annahme einer Etappe gegen den Rhein nur eine willkürliche Zurechtlegung sehen, um den Rheinübergang nach Köln zu verlegen. Deshalb darf auch Cäsars Darstellung, der Krieg im Anfange desselben Jahres habe besonders den Treverern und dem Ambiorix gegolten, nicht der Wirklichkeit entsprechen, vielmehr habe er nur seine beiden Flanken sichern wollen, um auf dem nächsten Wege an den Rhein zu gelangen und seine zweite Brücke zu schlagen.

Ein Uebergang in dem Neuwieder Becken soll geradezu gefährlich gewesen sein. Aber wie wenig Cäsar die Gefahr scheute, zeigt seine ganze Führung des Krieges, besonders sein Zug nach Britannien, und wenn er, wie es scheint, mit allen seinen Legionen an den Rhein zog, so wäre es für ihn gefährlicher gewesen, bei Köln, weit entfernt von der Hauptmacht der Treverer und Eburonen, als in der Nähe den Rhein zu überschreiten. Cäsar fühlte sich eben stark genug, da er auf der andern Rheinseite der Ubier sicher war, die aller Wahrscheinlichkeit nach hier ihre Hauptstadt hatten. Wolf's Bedenken, er sei von der Brücke an die äusserste Grenze des ubischen Gebiets, wenn nicht schon ausserhalb desselben gerathen, hat keine Bedeutung; letzteres wird durch Cäsars Bericht ausgeschlossen und auch das erstere schwebt in der Luft. Und was soll damit bewiesen werden, dass er dort keine günstigern Verhältnisse zum weitern Vormarsche gehabt als bei Köln? Aus der Gefährlichkeit des Weges von dem Land der Menapier an den Rhein kann gleichfalls kein Schluss gezogen werden, da wir gar nicht wissen, wie es mit dem Wege stand, welchen Cäsar nehmen musste, wenn er, wie Wolf annimmt, nach Köln gezogen wäre. Geradezu undenkbar soll es sein, dass Cäsar nach den im vorigen Jahre bei Aduatuca gemachten Erfahrungen 12 Cohorten an der Brücke zurückgelassen hätte, die dort noch einen gefährlichern Posten gehabt als die 15 Cohorten bei Aduatuca. Aber die Treverer und die Eburonen waren niedergeworfen und die 12 Cohorten konnten jeden Versuch, sich der Brücke zu bemächtigen, leicht abschlagen. Ein unumstösslicher Beweis, dass die dem Uebergange vorangehenden Operationen in der Niederung stattgefunden, soll darin liegen, dass Cäsar bei

der Rückkehr sich des Ambiorix zu bemächtigen suchte. Aber Cäsar sagt nur, dass er den Weg durch den Ardennenwald einschlug, wohin er zuerst die Reiterei gehen liess, um diesen wo möglich rasch zu überfallen, und jener Wald „erstreckte sich von den Ufern des Rheines und dem Gebiet der Treverer bis zu den Nerviern." Lagen etwa die Ardennen Köln näher als dem Neuwieder Becken?

Diese Gründe können nichts beweisen, den einzigen sichern Boden bietet uns die bestimmte Angabe, das die zweite Brücke, die nicht weit von der ersten geschlagen wurde, in Treveris sich befand. Das Gebiet der Treverer lässt Wolf mit andern sich damals bei weitem tiefer nach Norden erstrecken, als er selbst früher angenommen. Wenn Cäsar IV, 10 als Völker, durch deren Gebiet der Rhein fliesse, nach einander die Mediomatiker, die Trilokker und die Treverer nenne, so zeige dies, dass die Menapier am Rheine an die Treverer gegrenzt, da diese als Bewohner des Niederrheins genannt würden, und wenn auch die Eburonen als nördliche Grenzbewohner der Treverer erschienen, so könne man annehmen, das Gebiet der Treverer habe sich in einen schmalen Streifen zwischen den Eburonen und dem Rheine hingezogen. Thatsächlich wissen wir jedoch nicht, welche Stämme in dem später von Agrippa den Ubiern eingeräumten Gebiete gewohnt. Ich verweise auf meine Ausführung in der Westdeutschen Zeitschrift I, 296. Wäre das ganze Gebiet, das später die Ubier in Besitz hatten, von den Treverern besetzt gewesen, so würden wir annehmen müssen, Agrippa habe diesen sehr bedeutende Landstriche entrissen, wozu es doch eines erbitterten Kampfes bedurft hätte, dessen Andenken kaum ganz hätte erlöschen können. Aber wollten wir auch annehmen, die Ubier hätten durch Agrippa beträchtliche, früher von Treverern besetzte Gebiete erhalten, wie stimmt es dazu, dass Strabo IV, 3, 4 im Jahre 18/19 n. Chr. noch von einer römischen Brücke bei den Treverern spricht, da doch die Gegend bei Köln damals längst im Besitze der Ubier war? Das wäre ein so grosses Versehen, dass man es dem Strabo bei aller Flüchtigkeit doch in den Zuständen seiner eigenen Zeit kaum zuschreiben kann. Wenn die Brücke über den Rhein zu seiner Zeit im Gebiete der Treverer war, so kann sie nicht im Ubierlande bei Köln gewesen sein. Zwischen den Treverern und Köln werden zu Cäsars Zeit andere germanische Völker gesessen haben, die diese Stätte bei Agrippas Anwesenheit freiwillig oder gezwungen verliessen (auf eine Möglichkeit habe ich a. a. O. hingewiesen), so dass die Ubier hier Unterkommen finden konnten. Dass auch Strabo die Menapier längs des Rheines

dicht an die Treverer grenzen lasse, behauptet Wolf mit Unrecht. Er lässt nach Poseidonios noch die Nervier an die Treverer stossen, und bezeichnet die Menapier als die letzten Bewohner des Rheines auf beiden Seiten der Mündung. Dass die Treverer sich der vor Cäsar von den Nerviern bewohnten Gebiete bemächtigt hätten, ist kaum annehmbar; manche andere Stämme mögen hier vorübergehend Besitz genommen haben, zu Agrippas Zeit aber die damaligen Bewohner gewichen sein, so dass die Ubier dort eine neue Heimath sich gründen konnten. Wolf meint endlich, in Treveris sei nicht einmal nothwendig ganz streng zu nehmen, es könne auch auf das Gebiet der Eburonen gehen, da diese Schutzgenossen der Treverer genannt würden. Als ob darauf bei einer örtlichen Bezeichnung Rücksicht genommen würde! Zum Beweise, dass Cäsar es mit den Gebietsbezeichnungen nicht immer ganz genau nehme, wird darauf verwiesen, dass von dem Winterlager des Labienus VI, 5 und 7 gesagt wird, es sei im Gebiete der Treverer, obgleich es V, 24 heisst, es sei in Remis in confinio Treverorum. Hier ist freilich eine Ungenauigkeit des Ausdrucks nicht zu leugnen, da das Lager im Gebiete der Remer aufgeschlagen war, aber dass es sich auch bis in das Land der Treverer erstreckte, dürfen wir wohl annehmen nach der Weise, wie Indutiomarus vor demselben erscheint. Dagegen ist es unglaublich, dass VI, 9 in Treveris auf das Land der Eburonen bezogen werde, da unmittelbar vorher davon die Rede ist, dass Cäsar aus dem Lande der Menapier sich in das der Treverer begeben, wie es schon VI, 6 hiess, es sich gerade um die Treverer handelte, die sich des Lagers des Labienus bemächtigen wollten. Auch den von Wolf erhobenen Beweis, das Gebiet der Treverer habe nördlich weit über die Eifel gereicht, können wir nicht annehmen. Wenn Cäsar den Labienus bloss mit der Reiterei in das Land der Treverer schickte, so geschah dies, um rasch zur Stelle zu sein; durch die Schwierigkeiten des Terrains liess er sich ebenso wenig abhalten, wie später, als er in gleicher Weise den L. Minucius Basilus (VI, 29) gegen Ambiorix sandte. Cäsar handelte oft mit grosser Kühnheit, da er auf die Macht seines Glückes vertraute. Auch sind wir über das Terrain im einzelnen zu wenig unterrichtet, als dass wir daraus so feste Schlüsse ziehen könnten, wie es zu geschehen pflegt.

„Fast scheint es mir richtiger“, bemerkt Wolf, „die nördliche Grenze der Treverer am Rhein nach Cäsars Rheinübergang zu beurtheilen als umgekehrt den Ort derselben nach der Lage jener Grenzen.“ Freilich wenn die Frage nach den Rheinübergängen anderweitig

zu lösen wäre und die Bestimmung der Lage der Brücke nicht allem entgegen wäre, was wir von den Treverern wissen! Dass die Treverer sich je über die Grenze von Obergermanien erstreckt haben, ist höchst unwahrscheinlich, da man die Völkerscheiden nicht unbeachtet lassen konnte. Als Grenze steht aber der Vinxtbach fest, was neuerdings Zangemeister in der „Westdeutschen Zeitschrift" III, 317 ff. unzweifelhaft erwiesen hat. Ursprünglich mögen die Treverer nur bis zur Nahe gesessen haben, aber schon zu Cäsars Zeit hatten sie sich weiter ausgebreitet; welche Stämme das spätere Gebiet der Ubier bewohnt, lässt sich nicht entscheiden; hier mag vielfacher Wechsel stattgefunden und kein einziges grosses Volk sich an dieser Stelle niedergelassen haben. Auch ist es gar nicht nachgewiesen, dass Cäsar je in diese Gegend des Rheines gekommen; er begnügte sich mit der Unterwerfung des mächtigen Volkes der Treverer und ihrer Verbündeten.

Wolf glaubt den Grund, weshalb Cäsar nur von der zweiten Brücke sage, wo er sie gebaut, aufgefunden zu haben, wobei er die Vermuthung, Cäsars Werk sei eine Rechtfertigungsschrift dem Senat gegenüber, zur Thatsache erhebt. Aber Cäsar sagt auch von der zweiten Brücke nicht ausdrücklich, dass er sie in Treveris geschlagen, er sagt bloss firmo in Treveris praesidio ad pontem relicto um zu bezeichnen, auf welcher Rheinseite er das praesidium zurückgelassen, und hinzuzufügen, gegen wen er sich vorgesehen.

Jetzt erst, nachdem er noch den Misserfolg Cäsars gegen die Sueven sich gedeutet hat, kommt Wolf auf die berühmte Stelle VI, 29, wo er seine von mir durch den Wortlaut ausführlich S. 365 ff. widerlegte Deutung ohne weitere Begründung von neuem vorbringt. Unmöglich kann extremus pons dieselbe Seite bezeichnen, wie der pars ultima pontis, quae ripas Ubiorum contingebat; das wird jeder zugeben, der den Ausdruck zu achten weiss. Es wäre unverständlich, wenn nach der Erwähnung des Abbruches des jenseitigen Endes der Brücke es weiter hiesse, auf diesem abgerissenen Theile der Brücke sei ein Thurm errichtet worden; denn in kann in der Verbindung mit extremus nur auf einen Theil des Ganzen, nicht auf etwas neben diesem Liegendes (hier sogar etwas 200 Schritte davon Entferntes) bezogen werden, wofür die Sprache hier nothwendig ad fordert. Ich will nicht davon reden, wie unklar Cäsar gewesen wäre, wenn er den Gedanken, der Thurm sei auf der ubischen Seite gebaut worden, so verzwackt hätte ausdrücken wollen. Er ist auch hier, wie meist, musterhaft klar; einfach berichtet er alles in der Folge, wie es

geschehen ist: das Ende der Brücke auf der ubischen Seite wird abgebrochen, auf dem andern Ende ein Thurm erbaut, um den Rhein von hier aus zu beherrschen, und Befestigungen zum Schutze der Brücke an diesem Ufer angelegt. Doch Wolf erhebt gegen die Stelle nicht allein den Vorwurf der Dunkelheit, sondern er beschuldigt Cäsar einer unwahren Darstellung: dieser habe, während seine Legionen auf der rechten Rheinseite waren, dort Befestigungsarbeiten ausführen lassen, ja diese seien die eigentliche Ursache seines längeren unthätigen Aufenthaltes am Rhein, das Abwarten der Kundschafter nur ein Vorwand. Uebersehen ist dabei, dass Cäsar ein Lager auf der ubischen Seite aufschlug, das sehr umfangreich gewesen sein muss, und alles that, um für den nöthigen Proviant bei dem beabsichtigten Zuge zu sorgen, und die Ubier gegen einen Ueberfall der Sueven sicher zu stellen. Jedenfalls wird er seine Soldaten nicht haben ruhen lassen, und an einzelnen Märschen und Verwüstungen im Suevenlande dürfte es nicht gefehlt haben, was er aber, als folgenlos, nicht näher angibt, er begnügt sich mit der einfachen Angabe des Grundes seines Rückzuges.

Auf dieser Deutung der Darstellung Cäsars beruht Wolf's Annahme, die erste Anlage eines Castells in Deutz schreibe sich von dessen zweitem Rheinübergange her. Bei dieser „cäsarischen Rheinfestung" lässt er auch den Agrippa den Rhein überschreiten, was mit der Ueberführung der Ubier in engster Beziehung gestanden haben müsse. Hierüber, wie über die folgenden Ereignisse bis zur Erhebung des Vitellius erlaube ich mir im allgemeinen und zur Berichtigung mancher Aeusserungen Wolfs auf meine Ausführung Jahrb. LXXIII, 14—48 zu verweisen. Wie sich zu Agrippas Zeit die Verhältnisse auf dem linken Rheinufer von Köln bis zum Lande der Treverer gestaltet hatten, wissen wir nicht. Wolf lässt die Ubier seiner von Agrippa bei deren Rheinübergange wiederhergestellten Brücke sich bedienen. Aber ganz unerwartet kommt uns die Aeusserung, die zweite Brücke habe Cäsar bei der Altenburg geschlagen; denn da der Brückenthurm und die Befestigungswerke, denen C. Volcatius Tullus vorstand, zu dieser zweiten Brücke gehörten, so müssten diese ja nicht in Deutz, sondern bei Poll zu suchen sein. Dies wird S. 56 angenommen. Erst als die Ummauerung Kölns statt der früheren Umwallung aus Erde und Holz vollendet gewesen, habe man den Brückenkopf gegenüber der Altenburg aufgegeben und die Brücke verlegt. Als ob solche Einrichtungen so wandelbar wären. Genug, Brückenkopf und Brücke wurden erst später der Mitte der Stadt gegenüber verlegt, während

S. 38 der Befestigungsplan für Köln nnd Deutz gleichzeitig mit der Gründung des oppidum unter Agrippa gesetzt wurde.

Die ursprüngliche Umfassung Kölns war nach Wolf wohl quadratisch. Wir möchten dieser Vermuthung nicht widersprechen, glauben aber neuerdings in der „Westdeutschen Zeitschrift" IV, 1 nachgewiesen zu haben, dass das älteste römische Köln nach Süden nicht so weit reichte, wie die vorhandenen alten Mauerreste gehen, wonach denn auch bei quadratischer Gestalt die Länge von Osten nach Westen kürzer gewesen sein müsste. Dass das oppidum Ubiorum ganz bestimmt dem früheren auf dem rechten Ufer gegenüber gelegen habe, beruht auf der kaum beweisbaren Annahme, die neuen Sitze der Ubier hätten unmittelbar den vorigen gegenüber gelegen, während man eher behaupten müsste, sie hätten das ganze linksrheinische Land in Besitz genommen, das gerade frei geworden oder am leichtesten von ihnen mit Genehmigung des Agrippa zu gewinnen war, wie Cäsar, als er den Usepetern und Tenkterern sagte (IV, 8), sie könnten im Lande der Ubier sich niederlassen, von denen er ihnen die Erlaubniss dann verschaffen wollte. Freilich hegte Agrippa dabei auch die Absicht, am linken Ufer einen mächtigen, ihm befreundeten germanischen Staat in dem Handelsvolke der Ubier zu haben, das besonders eines bedeutenden Hafens bedurfte, wozu damals gerade die Gegend bei Köln besonders geeignet gewesen sein muss.

Wenn Wolf in der Stelle des Strabo IV, 3, 4 meine Behauptung, die Zwischenbemerkung von den Ubiern, Agrippa habe diese von dem rechten Rheinufer auf das linke versetzt, stehe in gar keiner Verbindung mit der frühern über den Bau der Brücke bei den Treverern, für „nicht denkbar" erklärt, so muss er eben den Zusammenhang unbeachtet gelassen haben. Bei den Treverern hielt es Strabo für angezeigt zu bemerken, dass in ihrem Lande jetzt der Krieg gegen die Germanen seinen Stützpunkt habe, bei den Ubiern dagegen forderte schon der Gebrauch des Imperfekts *ᾤκουν* die nähere Aufklärung, dass diese jetzt von Agrippa auf das andere Ufer versetzt seien. Strabo konnte unmöglich annehmen, dass diese gerade ihren früheren Sitzen gegenüber wohnten; denn dann hätte sich die Brücke nicht *κατὰ τοὺς Τρηουίρους*, sondern *κατὰ τοὺς Οὐβίους* befunden (*πεποίηται*). Die Brücke, welche er deutlich genug als Kriegsbrücke bezeichnet, da er sagt, sie sei von den gegenwärtig gegen die Germanen kriegführenden Römern gebaut worden, soll trotzdem keine Kriegsbrücke gewesen sein. Weshalb? „Da sie in diesem Falle wohl keine Erwähnung in

Strabos Erdbeschreibung gefunden haben würde." Warum sollte denn nicht Strabo bei Erwähnung der Treverer nebensächlich daran erinnert haben, dort sei die Brücke, über welche die Römer ihre Legionen nach Germanien führten. Eine Kriegsbrücke sei schon bei der Gründung des oppidum Ubiorum vorhanden gewesen, aber nach der Besitzergreifung des rechten Ufers durch Tiberius sei „die Herstellung solider Heerstrassen und die Verbindung derselben mit dem linksrheinischen durch eine solide Brücke die nächste und hauptsächlichste Aufgabe der Römer gewesen". Wir leugnen dies entschieden. Für den Krieg genügte eine Kriegsbrücke und für den Privatverkehr bedurfte eine mit Schiffen reichlich versehene Handelsstadt einer solchen nicht. Wenn uns weiter zugemuthet wird, schon der Umstand, dass die nach Köln führenden Strassen ihre Fortsetzung auf der rechten Rheinseite gefunden, berechtige den Schluss auf das Dasein einer Brücke in früherer römischer Zeit, so könnte man fragen, wie weit in der Zeit hinauf denn jene Fortsetzungen nachzuweisen sind, und wären diese wirklich so alt, so war desshalb doch eine Brückenverbindung kein dringendes Bedürfniss. Dass bei Vetera nur eine Kriegsbrücke gewesen, muss Wolf selbst zugeben. Den Drusus lässt er ein Castell Bonna auf der rechten Rheinseite bauen, das mit der linken durch eine Brücke verbunden gewesen, dessen Name möchte dann später auf das auf dem linken Ufer erbaute Winterlager übertragen worden sein. Aber damit nicht genug meint er, die leidige Stelle des Florus, die so viel Unheil angerichtet hat, könne „ebenso gut, wenn sie auch in diesem Falle eine ungenaue ist", auf das Standlager bei Köln bezogen werden, dies ursprünglich Bonna geheissen, aber der Name bei seiner Verlegung an die Stelle des heutigen Bonn beibehalten worden sein. Allein wenn Florus von einer Flottenstation spreche, so mache dies die Bezugnahme der Stelle auf die Lage von Bonn verdächtig. Dass bei Florus Bormam statt Bonnam überliefert ist, wird so wenig beachtet, wie manches andere, was bei den langen Streitigkeiten über die Stelle des Florus erörtert worden ist. Zuletzt bemerkt Wolf, die bei Bonn noch immer sehr fragliche Brücke sei jedenfalls nur eine Kriegsbrücke gewesen, wonach also eigentlich jede Erwähnung derselben für eine stehende Brücke bei Köln unnöthig war.

Nun kommt der Verfasser auf die ara Ubiorum. Seine Behauptung, diese habe bisher eine befriedigende Erklärung nicht gefunden, hätte eines Beweises bedurft; die schon von Lipsius, Heinrich, neuerdings von Ritter, Bergk und mir gegebene Deutung bie-

tet zu keinem irgend gegründeten Bedenken Veranlassung. Wolf stützt sich zunächst auf eine durchaus unmögliche Auslegung der Stelle in der Rede eines Tenkterers bei Tacitus Hist. IV, 64. Dort wird zum Beweise, dass die Ubier bisher nicht frei gewesen, zunächst angeführt: Nam ad hunc diem flumina ac terras et caelum quodammodo ipsum clauserant Romani, ut conloquia congressusque nostros arcerent. Wer römischen Sprachgebrauch kennt und den Zusammenhang beachtet, kann unmöglich bezweifeln, dass caelum hier die Luft bedeutet; auch diese hatten die Römer ihnen gewissermassen verschlossen, soviel sie vermochten (da diese, die in beständiger Bewegung ist, eben nicht verschlossen werden kann, nur deren Genuss im nahen Ubierlande). Wolf versteht (er thut es nicht zuerst, sondern liess sich durch Ennen verleiten) unter dem caelum nicht etwa die Götter, sondern die ara Ubiorum, und folgert daraus, ohne sich durch den Namen ara Ubiorum hindern zu lassen, der diese offenbar den Ubiern allein zuschreibt, dass sie eine mit andern deutschen Stämmen gemeinschaftliche Kultusstätte und dem Hauptgotte der Germanen, dem Mars, geweiht gewesen, der im Eingange der Rede als oberster Gott bezeichnet sei, wo er aber nur neben den gemeinschaftlichen Göttern als praecipuus hervorgehoben wird. Wir bemerken bloss, dass Tacitus seine Reden immer in freier Weise ausgeführt hat und es gefährlich ist, alle einzelne Aeusserungen in diesen rhetorischen Stücken historisch zu verwerthen, dass, wenn die Tenkterer des Tacitus den Mars als Hauptgott bezeichnen, daraus nicht dasselbe für die Ubier folgt, man vielmehr eher annehmen muss, dass diese als Handelsvolk den Mercurius, d. h. einen dem römischen Gotte ähnlichen germanischen, verehrt haben, den Tacitus selbst Germ. 9 als Hauptgott der Germanen nennt, neben ihm den Mars und Hercules. Bei den Chatten finden wir Ann. XIII, 57 Mars und Mercurius genannt. Wenn Wolf den von allen Forschern neuerdings angenommenen Vergleich mit der ara Lugdunensis kurzweg abweist, indem er bemerkt: „Durch das Beiwort Lugdunensis erhielt ein dem Augustus geweihter Altar die Bezeichnung seiner örtlichen Lage, während Tacitus mit Ara Ubiorum eine den Ubiern als Völkerschaft eigenthümliche Kultuseinrichtung bezeichnen will“, so bemerkt er nicht, dass er damit seiner eigenen Ansicht, die Ara sei ihnen mit andern germanischen Stämmen gemeinschaftlich gewesen, geradezu widerspricht. Auf andere Einfälle, wie dass der deutsche Kriegsgott unter dem Schwert des Divus Julius verehrt worden, der römische Statthalter „oberster Priester

ad honorem" bei der germanischen Kultusstätte gewesen, gehen wir nicht ein, müssen aber als einen sachlichen Mangel bezeichnen, dass Ara als Name der Stadt gar nicht erwähnt wird, obgleich derselbe durch eine Reihe Inschriften belegt wird. Der deutsche Name des Kriegsgottes Tius wird nun auch benutzt, um davon den Namen von Deutz herzuleiten, der im Mittelalter Tuitium oder Divitium gelautet. Aber die älteste Namensform die wir kennen ist Diuza oder Diutia (Jahrb. XV, 15), die eher auf diut, diot als auf Tius den Vater des Tuisto führt. Wir bescheiden uns hier, nichts Sicheres zu erkennen, aber Wolf „möchte weiter gehen und annehmen", Tuitium oder Divitium sei der Name des ursprünglichen Hauptortes der Ubier auf der rechten Rheinseite gewesen; „möglicherweise erhielt auch zuerst denselben Namen das Oppidum auf der linken Seite." Zu guter Letzt wird nun auch die auf der Romanisirungssucht des Mittelalters beruhende porta Martis als „Thor des Tius, nach gegenwärtigem Sprachgebrauche Deutzer Thor" bezeichnet! Welche Phantasien!

Die Versetzung der tollen Komödie, die Caligula nach Sueton und Dio am Rheine gespielt, in die Gegend von Köln beruht auf einer Verwechslung seines dortigen Aufenthaltes mit dem früheren zu Mogontiacum. Vgl. Jahrb. LXXIII, 42 f. Weiter nimmt Wolf an, Claudius habe durch die Rückberufung des Corbulo von seinem Zuge gegen die Chauken die Wiedereroberung Germaniens auf der rechten Seite aufgegeben, und in Folge dieses Entschlusses sei die Verlegung der Legionen erfolgt; aber jene Rückberufung scheint eher auf Eifersucht und Misstrauen beruht zu haben. Vgl. Jahrb. LXXIII, 45. Wann die Verlegung der beiden bei Köln liegenden Legionen nach Bonna und Novesium erfolgt sei, dürfte kaum sicher entschieden werden. Sie konnte mit der Erhebung Kölns zu einer Colonie zusammenhängen, die wir als eine persönliche That der herrschsüchtigen Agrippina nach Tacitus auffassen müssen. Nach Wolf wäre gleichzeitig mit der Aufgabe des römischen Winterlagers bei Köln die bisherige provisorische Befestigung der Stadt in eine permanente Befestigung verwandelt worden, an die Stelle der Erdwälle eine aus Mauern und Thürmen bestehende Umfassung getreten. Ob dies erst damals geschehen, kann man bezweifeln.

Wir wissen, dass die zwanzigste bei Köln stationirte Legion mit zwei andern Rheinlegionen im Jahre 796 nach Britannien verlegt wurde. Welche Legion an deren Stelle getreten, können wir nur nach dem spätern Bestande der Legionen am Rhein vermuthen; hiernach

wurde die zwanzigste durch die fünfzehnte ersetzt. Wolf lässt wegen der in Deutz gefundenen Ziegel der achten Legion diese zunächst an die Stelle der zwanzigsten Legion treten, wofür nichts spricht, als dass wenigstens eine vexillatio derselben im Kriege des Claudius in Britannien stand, da sichere Spuren von der Anwesenheit der Soldaten derselben unter Claudius sich erhalten haben. Dass aber deshalb die Legion selbst in Niedergermanien gestanden, wird dadurch nichts weniger als erwiesen, da Abtheilungen derselben unmittelbar aus Pannonien dorthin beordert worden sein können. Wolf möchte sogar in der legio ex Germania des Corbulo die legio VIII Augusta sehen: aber wie bedenklich es mit jener Legion stehe, weiss jeder, der von unserer quellenmässigen Kenntniss derselben Einsicht genommen. Vgl. Jahrb. LXXIII, 46. Die Behauptung, die legio VIII Augusta habe von 43—58 in Niedergermanien gelegen, beruht eben nicht sowohl auf entscheidenden Gründen, als auf Wolf's Wunsch, aus den in Deutz gefundenen Ziegeln derselben den Schluss zu ziehen, dass „in diese Zeit ihre Bauthätigkeit an dem Deutzer Brückenkopf zu setzen ist". Auch in Birten und Xanten haben sich Ziegel der achten Legion gefunden, die Urlichs unter Hadrian setzt, in die Zeit, wo vexillationes der siebenten, achten und zweiundzwanzigsten Legion nach Britannien gingen. Die Vexillation mag bei der Rückkunft eine Zeit in Niedergermanien geweilt haben zugleich mit einer der zweiundzwanzigsten, von welcher man auch Ziegel in Deutz gefunden. Nach dem batavischen Kriege stand sie ein paar Jahrhunderte in Obergermanien, und bei unserer lückenhaften Kenntniss der Legionsgeschichte wäre es möglich, dass ein vexillatio derselben vorübergehend nach Niedergermanien beordert worden; denn warum sollte dieses nicht möglich gewesen sein, wenn sogar vexillationes vom Rheine nach Britannien gingen? Jedenfalls bieten die in Deutz gefundenen Ziegel der achten Legion keine sichere Zeitbestimmung für den Bau des Deutzer Castells. Auch die zweiundzwanzigste Legion lag später gleichfalls in Obergermanien, von wo eine vexillatio dieser zugleich mit einer der achten Legion zeitweise nach Niedergermanien gekommen sein könnte.

„Mit der Aufgabe des rechtsrheinischen Niedergermaniens durch Claudius" sollen nach Wolf „alle geschäftlichen Beziehungen zum Nachtheil der Ubier beeinflusst" worden sein; deshalb habe man diese durch die Verleihung des ius Italicum entschädigt, wobei die Bemerkung gemacht wird, das ius Italicum habe sie auf dieselbe bürgerliche Stufe mit den Römern gestellt! Wann erhielt aber Köln jenes

ius Italicum? Die einzige Stelle, aus welcher wir erfahren, in Niedergermanien habe Köln das ius Italicum gehabt, wie in der provincia Lugdunensis Lugdunum, in der Narbonensis Vienna, ist ein Bruchstück aus dem zweiten Buche der Schrift des Juristen Paulus de censibus (Dig. I, 15, 8, 1. 2), die unter Heliogabal fällt. In welche Zeit die Ertheilung des ius Italicum fällt, ob es nicht erst unter Traian oder noch später Köln zu Theil ward, wissen wir nicht. Das ius Italicum enthielt drei Punkte, die libertas, die immunitas und wahrscheinlich das quiritische Eigenthumsrecht. Römisches Bürgerrecht gewährte es keineswegs. Auf die Bevorzugung der Ubier im Militärdienst vor den Treverern hat Mommsen in dem Aufsatze „über die Conscriptionsordnung der römischen Kaiserzeit“ (Hermes XIX, 69 ff.) Licht geworfen, wobei er entschieden auch Köln das volle Bürgerrecht abspricht. Nach Mommsens Entwicklung ist es mehr als zweifelhaft, ob das richtig sei, was Wolf von einem „nationalubischen Streitkörper“ sagt, jedenfalls sind die Hist. IV, 18 genannten Ubii Legionssoldaten. Wenn die Ubier zur Vergeltung der Plünderungen von germanischer Seite Streifzüge in das germanische Gebiet machten, so folgt daraus nicht, dass sie, wie Wolf annimmt, dies unter dem Schutze des Deutzer Brückenkopfes thaten, für dessen damaligen Bestand er keinen stichhaltigen Beweis beigebracht hat. Auch war Köln damals so wenig eine „nationalubische Stadt“, dass es ganz auf römischer Seite stand; heisst es ja bei Tacitus von den Ubiern, per omne id bellum meliore usi fide (gegen die Römer) quam fortuna. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf alle einzelnen von Wolf gestreiften Punkte eingehen, wir beschränken uns nur auf seine weitern Bemerkungen über das Castell Deutz, die Brücke und die Ummauerung der colonia Agrippinensium.

Tacitus soll „den nicht misszuverstehenden Hinweis“ geben, dass „bei Köln während des Bataverkrieges eine Brücke war“. Da hören wir denn: „Nur an einer Brücke konnten die Agrippinenser von den rechtsrheinischen Germanen bei ihrem Verkehr mit dem linken Ufer Gefälle erheben, nur über eine Brücke konnten sie ihnen Uebergang mit Waffen und bei Nacht verbieten.“ Konnten denn nicht die Zölle am linken Rheinufer oder am Rheinthore erhoben werden, wenn auch keine Brücke nach Köln führte? Konnten nicht am Rheine Wachtposten den Uebergang in der Nähe von Köln bewachen, so dass niemand hier den Fluss zu überschreiten vermochte? Die Kölner wollten jetzt, wie sie bei Tacitus sich erklären, den Uebergang freigeben, aber nur bei Tage

und unbewaffnet, so dass die Bewachung keineswegs wegfiel. Dass transitus, wie transire, nicht bloss vom Uebergange über eine Brücke gesagt wird, ist eine bekannte Sache.

Die Ziegel der zweiundzwanzigsten Legion bezieht Wolf jetzt auf die aus Britannien unter Hadrian zurückgekehrte vexillatio, aber diese Legion soll nur bei einer spätern Erneuerung betheiligt gewesen sein. Dass beide Legionen nicht gleichzeitig beim Baue thätig gewesen, erweist er damit, dass von der achten viele Ziegel an der Ostfront, von der andern nur sehr wenige an der Nordfront gefunden worden, nämlich da, wo die östliche Zwischenmauer an den einer spätern Zeit angehörenden linken Thorthurm stiess. Ob wirklich die Stellen, wo jene Ziegel gefunden worden, einem späteren Bau angehörten, dürfte man doch wohl bezweifeln dürfen. Ziegel der zweiundzwanzigsten Legion scheint man auch früher mehrfach in Deutz gefunden zu haben, wie ich bei Pick S. 373 bemerkt habe. Die einzig sicher zu datirende Inschrift, die man neuerdings in Deutz gefunden, gehört nach Mommsen 163 bis 165. Ob sie wirklich sich auf den Bau oder auf eine Herstellung des Castells bezieht, ist wenigstens fraglich. Andere früher in Deutz gefundene Inschriften (vgl. a. a. O. S. 379) fallen noch später. Ein Beweis, dass der Bau des Castells in das erste christliche Jahrhundert gefallen, ist nicht gegeben, um nicht von dem Einfalle zu reden, dass Julius Cäsar bei Köln seine Brücken geschlagen. Dass die Stelle des Eumenius nicht für eine schon vor Constantin gebaute dauernde Brücke zwischen Köln und Deutz zeuge, glaube ich a. a. O. S. 362 f. nachgewiesen zu haben. Wolf behauptet (S. 82), meine Deutung, novus bezeichne hier, wie mehrfach bei demselben Schriftsteller ausserordentlich, nie dagewesen, werde dadurch widerlegt, dass die Dauer der Brücke für die Ewigkeit gerühmt werde, was doch nur deshalb geschehe, weil damit die Vergänglichkeit der frühern (nicht erwähnten) in Erinnerung gebracht werden solle. Weshalb muss aber ewig auf einen Gegensatz deuten, und wenn man dies einräumen wollte, gerade auf einen Gegensatz zu früheren Brücken an derselben Stelle? Und in welcher Verbindung steht die Bemerkung: Hoc opus est difficile factu et usu futurum est sempiternum, wo offenbar der Gegensatz auf factu und usu beruht. Wolf hätte sich übrigens gar keine Mühe zu geben gebraucht, durch eine erzwungene Deutung die Stelle wegzuschaffen, da er überzeugt ist, er habe „durch die Entwicklung der Ereignisse“ gezeigt, „dass an dem Hauptorte Niedergermaniens eine Brücke war und sein musste“, während wir keinen

der vorgebrachten Gründe für beweiskräftig halten, sondern das Ergebniss gewonnen haben, das Castell Deutz sei vor dem zweiten Jahrhundert nicht nachzuweisen, die erste feste Brücke erst von Constantin geschlagen worden. Gelegentlich sei bemerkt, dass den völligen Verfall der Brücke Constantins im neunten Jahrhundert schon Deycks durch ein von Wolf übersehenes Zeugniss vom Jahre 869 erwiesen (Jahrb. XV, 17).

Auf die Frage nach dem Laufe der spätern römischen Ostmauer Kölns wollen wir hier nicht näher eingehen. Die Beobachtungen, die Herr Oberlehrer Merz hier gemacht, sind sehr beachtenswerth; nach ihnen würde der Rhein wenigstens an manchen Stellen nahe an der römischen Stadtmauer vorbeigeflossen sein. Aber mag dies in späterer Zeit der Fall gewesen sein, wir können unmöglich annehmen, dass die römische Mauer unmittelbar an den Rhein gereicht habe, glauben vielmehr, dass der hier vorbeifliessende Rheinarm sich erst später abgezweigt habe, wie denn Aenderungen im Rheinlaufe sich geschichtlich nachweisen lassen. Dass Ennens Darstellung der grossen Rheininsel eine pure Fabel sei, habe ich in Pick's „Monatsschrift" IV, 263 ff. ausgeführt. Wolf bemerkt, die Höhenverhältnisse machten einen natürlichen Wasserweg in dieser Richtung sehr unwahrscheinlich, aber statt die vorgebliche Thatsache eben deshalb in Frage zu stellen, nimmt er einen künstlich angelegten Kanal an, dessen Nothwendigkeit für die Ubier, die als Handelsvolk bei der Wahl des Ortes ihrer Hauptstadt doch wohl günstige Wasserverhältnisse besonders ins Auge gefasst hatten, erst nachzuweisen und mit dem, was wir über die spätere Martinsinsel wissen, in Einklang zu bringen wäre. Aber Wolf selbst weist die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Kanals aus der Höhenlage nach, die auch mit „der Legende des Rheinarms" in Widerspruch stehe. Wir haben früher dasjenige, was Wolf durch Strassennamen Kölns beweisen zu können glaubte, zurückweisen müssen; wenn er neuerdings mit Merz auf den in einem Eckquader des Hauses Bolzengasse 2 (Ecke der Martinsstrasse) eingehauenen Strassennamen „Altes Rheinufer" Werth legt, so wäre doch zu untersuchen, ob dieser nicht sehr jungen Ursprungs ist; wir geben die Bezeichnung nach Merz. Wolf hat dafür „am alten Rheinufer", was freilich eher ein Strassenname wäre, als das nur eine topographische Erinnerung gebende „Altes Rheinufer".

Auch „der Philolog" würde es gern sehen, wenn durch planmässig betriebene Ausgrabungen unser Wissen über das römische Köln bereichert würde, glückliche Funde uns über das sichere Kunde gäben,

wobei unsere hierin nothwendig sehr spärlichen literarischen Quellen uns im Stiche lassen, wenn wir uns auch keineswegs der Hoffnung hingeben, dass wir dadurch „nicht nur den Grundriss der ältesten Mauerbefestigung, die Zeit der Erbauung und die später vollzogenen Erweiterungen feststellen, sondern auch die Spuren der Brücke finden, welche im Freihafen zu suchen, und etwas Definitives erwarten über den fabelhaften Rheinarm". Aber der Philolog hat darüber zu wachen, dass man nicht die wenigen festen Ueberlieferungen etwas anderes sagen lasse, als sie wirklich enthalten, dass man nichts wirklich Berichtetes übergehe und sich haltlose Schlüsse gestatte, wie gern er auch sich von Fachkundigen in dem, was nicht in seinen eigentlichen Bereich fällt, belehren lässt und es dankbar erkennt, wenn hochgestellte Kenner des Befestigungs- und Kriegswesens sich auf unsere römische Provinzialgeschichte einlassen, die nur durch vereinte Kräfte möglichste Förderung gewinnen kann.

H. Düntzer[1]).

---

1) Nach Einsendung dieser Abhandlung ist die Brückenfrage in Heft LXXX, 121—133 von Prof. Hübner erörtert worden, dessen Annahme, die Stelle des Eumenius deute darauf, dass die Brücke nicht aus einem vorher nicht befriedigten Bedürfniss hervorgegangen, dieser etwas Ungehöriges unterzulegen scheint. Auch Generalmajor von Veith ist im letzten Winkelmannsprogramm „Das römische Köln" auf die Römerbrücke zwischen Köln und Deutz sachkundig eingegangen.

3. Die Kriege der Flavischen Kaiser an der Nordgrenze des Reiches.

Unter den Flaviern hat sich die römische Mittelmeermonarchie nicht nur im Innern fester begründet, sondern es gelang damals die bedrohtesten Theile der Reichsgrenze durch glückliche Kriege und nachhaltige Einrichtungen auf lange hinaus zu sichern. Die definitive Begründung der römischen Herrschaft in Britannien ist das Werk Vespasians und seiner Heerführer[1]). Von Petilius Cerialis, einem Verwandten der neuen Dynastie, war die Macht der Briganten gebrochen, von Julius Frontinus das Silurenland im heutigen Wales zur römischen Provinz gezogen worden. Seit dem J. 77 hat dann Julius Agricola, der dem Kaiser seine ganze Stellung zu danken hatte, durch methodische Kriegführung die Eroberungen des Cerialis fortgesetzt und von dieser Basis aus im zweiten Jahre seiner Verwaltung Lancaster und die Insel Anglesea unterworfen, im dritten den Solway Firth und im vierten die Landenge zwischen Clyde und Forth erreicht. Hand in Hand mit der Ausbreitung des römischen Gebietes ging die Sicherung desselben durch die Anlage von Kastellen und befestigten Linien an bedrohten Punkten. Wie sehr dem Agricola darum zu thun war, Britanniens Besitz zu consolidiren, zeigt nicht nur die Rüstung einer Flotte, sondern in noch höherem Maasse die Unternehmungen im 5. Kriegsjahre. Die an Schottlands Westküste angelegten Kastelle sollten die Operationsbasis abgeben, von der aus Irlands Eroberung begonnen werden könnte, dessen Behauptung mit einer Legion und entsprechenden Bundestruppen möglich sei. Indess hat dieses Projekt die Zustimmung Domitians, der im J. 81 zur Regierung gekommen war, nicht gefunden. Er schwächte sogar die britannische Armee, indem er eine von Agricolas vier Legionen abberief und in den damals beginnenden Kriegen am Rhein und an der Donau verwandte. Nach einem unfruchtbaren

---

1) Bei dieser summarischen Darstellung der britannischen Vorgänge habe ich die Abhandlungen von E. Hübner, Rundschau 1878, XV, 229 ff., von K. Panzer, Festschrift für A. Schaefer S. 166, Mommsen, röm. Gesch. V, 166 zu Grunde gelegt.

Siege über die Hochländer[1]) wurde auch Agricola seines Commandos enthoben (83)[2]). Wie Domitian, so haben die nachfolgenden Regenten auf die kostspielige Offensive gegen die von den Briten stammverschiedenen Caledonier verzichtet und sich um die Befestigung ihrer Defensivstellung an der schottischen Landenge nördlich von Eburacum bemüht. Gewöhnlich wird angenommen, dass die zusammenhängende zum Theil noch erhaltene Befestigungslinie, die in einer Ausdehnung von 16 Meilen vom Solway Firth bis zur Mündung des Tyne führt, von Hadrian erbaut worden ist[3]). Indessen hindert nichts den ersten Anfang der Einrichtung eines gesicherten Grenzschutzes in frühere Zeit zu setzen, denn die Anlegung von Sperrforts war unerlässlich, sobald die Regierung auf die definitive Unterwerfung der caledonischen Stämme verzichtet hatte. Mommsen[4]) betont mit Recht, dass die Linie vom Firth of Clyde zum Firth of Forth, der spätere Piuswall, schon von Agricola mit einer Postenreihe besetzt wurde. Wenn der Hadrianswall mit seiner imposanten Steinmauer an den im 2. Jahrhundert eingerichteten rhätischen Limes erinnert, so hat man sich bei der Anlage der nördlichsten Linie „auf einen ansehnlichen Erdwall mit Graben davor und Strasse dahinter beschränkt", genau entsprechend der unter Domitian begonnenen rheinischen Grenzwehr.

Nach Beendigung des Bataverkrieges hat Vespasian die Neuordnung der Verhältnisse am Niederrhein mit dem ihm eigenen praktischen Geschick durchgeführt[5]). Fünf Legionen, darunter vier vom niederrheinischen Heere, sowie die Mehrzahl der germanischen Auxiliar-Cohorten wurden aufgelöst. Die zerstörten Standlager am Grenzstrome erhoben sich von neuem aus Trümmern und Aschenhaufen, neue Le-

---

1) Mommsen bezieht Tac. hist. 1, 1 perdomita Britannia et statim missa auf die damals erfolgte Einstellung der Operationen. Aber die ganze Einleitung passt auch auf die Vorgänge der J. 68—70. Siehe u. S. 37.

2) Dass dies im J. 83, nicht 85, wie Mommsen annimmt, geschehen, habe ich Westdeutsche Zeitschr. III S. 17 gezeigt.

3) Mommsen, röm. Gesch. V S. 169.

4) a. a. O. S. 171.

5) Mommsen, röm. Gesch. V S. 120. S. 145. Anm. — Ausser auf Mommsens Darstellung sei auf die Abhandlungen in der westdeutschen Zeitschr. III S. 1 ff. Asbach, Domitian und Traian am Rhein. III S. 287 u. 307 ff. Zangemeister, Drei obergermanische Meilensteine aus dem 1. Jahrhundert, sowie auf Zwanziger, der Chattenkrieg des Kaisers Domitian (1885) verwiesen. Ueber den limes hat jüngst ebenso eingehend wie sachkundig und scharfsinnig E. Hübner in dieser Zeitschrift gehandelt.

gionen bezogen hier ihre Quartiere, neue Legaten übernahmen die Commandos. Die Brukterer wurden durch einen Kriegszug unter Rutilius Gallicus heimgesucht und zur Auslieferung der Seherin Velleda gezwungen[1]). Es ist zu bedauern, dass uns über dies Unternehmen wie über ein anderes, durch welches bis dahin unbekannte nordgermanische Volksstämme mit den Römern in Berührung kamen, nähere Nachrichten fehlen[2]).

Weit günstiger stellt sich die Ueberlieferung über die Einrichtung eines obergermanischen Grenzschutzes. Am Oberrhein wurde um das J. 74 unter dem Commando des Cn. Cornelius Clemens ein Kampf geführt, der nicht unbedeutend gewesen sein kann, da er die Verleihung der Triumphalstatue an den Legaten zur Folge hatte[3]). Im Zusammenhange mit diesem Kriege steht es, dass man die Erweiterung des Imperiums durch die Erwerbung des dünn bevölkerten Dekumatenlandes ins Auge fasste. Wenigstens führte schon damals eine Strasse von Argentoratum auf das rechte Rheinufer, deren Erbauer der siegreiche Legat Cornelius Clemens war[4]). Ja, Mommsen möchte annehmen, dass um diese Zeit „ein ernstlicherer Grenzschutz eingerichtet worden sei, als ihn das blosse Verbot germanischer Siedelung gewährte“[5]). Selbst die Anlegung „der flavischen Altäre“ an der Neckarquelle bei dem heutigen Rottweil sei möglicher Weise schon unter Vespasian erfolgt. Demgegenüber ist doch zu beachten, dass Plinius in seiner Naturalis historia kein jenseit des Rheins liegendes römisches Gebiet kennt, auch sonst keine Spur auf die Annexion unter Vespasian hinweist, und so scheint es, dass damals nur eine Art von Protektorat über das Schwarzwald- und

---

1) Er war um 79 Legat v. Germania inf. vgl. Statius silv. 1, 4, v. 39 Stobbe bei Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms 3[5], 451. Nohl, ebenda S. 454.

2) Taciti Germ. 1: Nuper cognitis quibusdam gentibus ac regibus, quos bellum aperuit.

3) Henzen 6427. Auf diese kriegerischen Vorgänge weist auch die am 21. Mai 74 an 6 alae und 12 Cohorten verliehene Civität. Schiller, Kaisergeschichte I S. 505 A. 5 macht mit Recht darauf aufmerksam, dass die Ertheilung der missio unterblieb, weil der Krieg als noch nicht ganz beendet angesehen wurde. Beachtenswerth ist auch die Vermehrung der Imperatorziffern, die nach dem 1. Juli 73 bis Ende 74 von X auf XIII steigen.

4) Diese wichtige Thatsache ist durch Zangemeisters richtige Ergänzung des Offenburger Meilensteins Westdeutsche Zeitschr. III S. 246 ausser allem Zweifel.

5) röm. Gesch. V S. 138.

Neckargebiet eingerichtet wurde[1]). Erst der Chattenkrieg Domitians hat zur definitiven Einverleibung dieser Landschaft und zur ersten Anlage einer Grenzwehr geführt. Den Anfang dieses Krieges, in welchem die Römer als die Angreifenden erscheinen, wird man schon in das J. 82 setzen dürfen, die Entscheidung erfolgte jedenfalls erst im nächsten Jahre[2]). „Damals wird die Grenzlinie so, wie wir sie seitdem gezogen finden, geordnet und in dieselbe, welche in ihrem nördlichsten Stück sich nicht weit vom Rheine entfernte, hier ein grosser Theil des Taunus und das Maingebiet bis oberhalb Friedberg hineingezogen worden sein[3]).“ Auch Zwanziger bezieht die oft besprochene Stelle des Frontin auf die am Taunus angelegte Militärlinie, gleichzeitig seien Castelle im Dekumatenlande angelegt worden. Ist aber die von mir vorgeschlagene[4]) und von Zwanziger empfohlene Lesung bei Frontin 2, 11, 7: cum in finibus Sueborum (für Cubiorum) castella poneret richtig, so wurden unmittelbar nach dem Chattenkriege im Osten des Dekumatenlandes, dessen Grundbesitzer für das abgetretene Land entschädigt wurden, etwa zwischen Main und Neckar diese Castelle erbaut. Dies führt doch darauf, unter dem 120 M. P. = 177 Kilometer langen Limes bei Frontin die zur Sicherung der Dekumatenlande und des Maingebietes angelegte Militärlinie zu verstehen, zumal da die wirkliche Länge des Grenzwalls von Lorch, wo der rheinische Limes beginnt, bis zur Hunnenburg bei Butzbach, welche die Hauptstrasse vom Main ins Chattenland deckte, nach den Angaben von Cohausens ungefähr 120 r. Meilen beträgt. Bis das Gegentheil erwiesen ist, halte

---

1) So denkt sich Herzog, Würtembergische Vierteljahrsschrift V, 1880 die erste Besetzung.

2) Westd. Zeitschr. III S. 17. Am 19. Sept. 82 erfolgt eine Verabschiedung der Veteranen des obergermanischen Heeres (Henzen, bullett. dell' inst. 1883 p. 100). Gegen meine Ansicht, dass Chattenkrieg und Grenzsicherung planmässige Aktionen waren, hat sich jüngst Zwanziger ausgesprochen, der auch die Theilnahme Frontins am Kriege bestreitet. Ich beabsichtige an anderer Stelle auf diese Schrift zurückzukommen, kann mir es aber nicht versagen auf die willkürliche Interpretation einer wichtigen Stelle hinzuweisen: contusa immanium ferocia nationum provinciis consuluit wird übersetzt „nachdem er den Trotz wilder Völkerschaften gebrochen hatte, gab er sich der Sorge für die Provinzen hin“, worin ein Hinweis auf die baldige Entfernung des Kaisers vom Kriegsschauplatz liegen soll!

3) Mommsen, röm. Geschichte V S. 136.

4) Westd. Zeitschr. III S. 20.

ich diese Annahme für die wahrscheinliche Lösung, betone auch nochmals[1]), dass die im J. 85 auftretende Münzlegende Germania capta ihre einfachste Erklärung findet, wenn damals jene Linie fertig wurde. Die Gegend am Main und am Taunus konnte vor der Hand durch Herstellung der Schanzen des Drusus gedeckt scheinen, bis die Ereignisse des J. 88 und 89 lehrten, dass auch hier ein stärkerer Grenzschutz nothwendig sei. Mit dem meuterischen Legaten L. Antonius Saturninus, zu dem ein Theil des obergermanischen Heeres hielt, waren die Chatten im Bunde, wurden aber durch einen Eisgang auf dem Rheine an der Vereinigung mit den Aufständigen gehindert, die dem schnellen Angriffe des Norbanus Maximus erlagen. Damals hat sich der Krieg gegen die Chatten wirklich erneuert. Denn nur in dieser Voraussetzung lässt sich die Ueberlieferung[2]) verstehen, besonders die Nachricht des Sueton c. 6, dass Domitianus de Cattis Dacisque post varia proelia duplicem triumphum egit. Dieser neue Feldzug, an dem auch Traian als Legat Antheil genommen hat, scheint dann zur Anlage der Taunuslinie und zur Unterwerfung einzelner kleinerer Völkerschaften geführt zu haben, die vorher den Chatten botmässig waren[3]). Mit den Erfolgen am Rheine konnte Domitian zufrieden sein: die Macht des germanischen Hauptvolkes war eingeschränkt und für die neu organisirte prov. Germania superior ein ausreichender Schutz geschaffen: Erfolge der kaiserlichen Politik, die um so höher anzuschlagen sind, als gleichzeitig schwere Kriege an der Donau zu führen waren, die hier Gegenstand einer eingehenden Untersuchung sein sollen.

Die Gefährlichkeit der nordischen Völker war im J. 69 nach dem Abzug der Donaulegionen klar geworden. Roxolanen, Daker und Jazygen suchten um die Wette mit ihren Einfällen die Provinzen heim.

1) Vgl. Westd. Zeitschr. a. a. O. S. 7.

2) Auch auf diese Thatsache wurde schon Westdeutsche Zeitschr. III S. 28 A. 38 von mir hingewiesen. Vgl. mit der Angabe des Sueton 1) Hieronymus a. Abr. 2106. 89/90. Domitianus de Dacis et Germanis triumphavit, 2) Victor 11, 4: Dacis et Cattorum manu devictis (ep. 11, 2 lies Dacos statt Cattos), 3) die Stellen bei den Dichtern besonders bei Statius (s. u.), in denen Chatten und Daker verbunden erscheinen, 4) Plin. paneg. 14 ille qui te inter illa Germaniae bella ab Hispania usque ut validissimum praesidium exciverat nomen Germanici iam merere cum ferociam superbiamque Cattorum et proximo auditus magno terrore cohiberes.

3) Vgl. Mommsen, röm. Gesch. V S. 137 u. A 2 über die Notiz hinter dem Veroneser Provinzialverzeichniss.

Die Verpflanzung von 100000 Mann durch Ti. Plautius Silvanus hatte einem schwachen Aderlasse gleich ihre Kraft nicht erschöpfen können[1]).

Man hätte erwarten sollen, dass Vespasian die Donauarmee vermehrte[2]); aber die zerrütteten Finanzen des Reiches geboten die grösste Sparsamkeit; doch that er, was die Lage gebot. Zwei Legionen rückten aus dem Binnenlande nach Carnuntum und Vindobona (um 73), zwei andere vertauschten die dalmatischen Garnisonen mit festen Plätzen an dem mösischen Stromufer. Auch wird mit Recht vermuthet, dass Vespasian der Schöpfer der Donauflotille, der classis Flavia, ist[3]).

Ob schon unter den beiden ersten Flaviern die Ruhe in den Donauländern gestört wurde, wissen wir nicht, aber gleich nach Titus Tode gingen die Daker zu nachhaltigem Angriff über[4]).

---

1) Vgl. Th. Mommsen, röm. Geschichte V S. 198 ff. J. Dierauer, Beiträge zu einer kritischen Geschichte Traians S. 63 ff. Die Inschrift des Silvanus, consul II im J. 74 bei Orelli 750 vergl. hist. 3, 46.

2) An der Donau standen unter Vespasian die I Italica und V Macedonica in Untermösien, die VII Claudia und IV Flavia in Obermösien, die XV Apollinaris und XIII Gemina in Pannonien. Später während Domitians Kriegen sind die I adiutrix und II adiutrix hinzugetreten. Aschbach, Wiener Akad. XX S. 319, weist statt der V Macedonica der V Alauda ein Standlager an der untern Donau zu. Mommsen betont r. Gesch. V S. 199, dass die durch die Hin- und Hermärsche des Vierkaiserjahres verschobenen Stellungen, welche zeitweilig drei Legionen nach Mösien brachten, nicht täuschen dürfen. Wann die II Adiutrix nach Pannonien kam, ist unsicher. Aschbach a. a. O. S. 323 nimmt an, dass es unter Vespasian geschehen sei. Sie hat wenigstens 10 Jahre in Britannien gestanden, wahrscheinlich wurde sie im J. 82 von Domitian abberufen, um an dem Chattenkriege theilzunehmen. Nach Beendigung desselben oder nach dem Aufstande des Saturninus wird sie nach Pannonien verlegt sein. Hadrian (geb. 76) diente zuerst als Militärtribun (etwa 94) in dieser Legion. Henzen annali 1862 S. 146 ff. meint in Britannien; aber der Grund, dass man in der Regel die kaiserlichen Legaten nicht in Provinzen schickte, in denen sie als Militärtribunen gestanden hatten (Hadrian war 106 Legat von Niederpannonien), ist nicht streng beweisend. Die I Adiutr. ist noch im Anfange der Regierung Vespasians in Obergermanien (Mommsen, röm. Gesch. V S. 199). — Die Legionen, die beim Beginn der dakischen Kriege Traians die Donauprovinzen besetzt hielten, waren nach Dierauer a. a. O. S. 74 die X Gemina und XIV Gemina zu Vindobona und Carnuntum, die XIII Gemina zu Poetovio, die II Adiutrix zu Acinquum, die VII Claudia zu Viminacium, die IIII Flavia zu Singidunum, die I Italica und V Macedonica zu Durosturum und Troesmis.

3) Vgl. H. Schiller, röm. Kaisergesch. I S. 512.

4) In der Darstellung der Dakerkriege bei A. Imhof, T. Flavius Domitianus, sind die zerstreuten Nachrichten im Ganzen geschickt verwerthet und

Decebalus, ihr Oberkönig, brach angeblich gereizt von Domitians Habsucht das mit früheren Regenten geschlossene Bündniss und eröff-

---

Sievers hat in seiner Recension, Jahn's Jahrbücher 81. 1860. S. 629, nur an der Chronologie Ausstellungen zu machen. Diese ist in der That so verwickelt, dass man nur auf unbedingt sichern Grund gestützt zu einer befriedigenden Lösung gelangen kann. Nachdem der Aufstand des Saturninus auf den Januar 89 fixirt worden, ist sie um vieles leichter. Eusebius setzt den Anfang des grossen Krieges in das J. 85/86, den Triumph in das J. 89/90 (vom 1. Okt. 89 bis 1. Okt. 90, vgl. v. Gutschmid, de temporum notis quibus utitur Eusebius Kiel 1868 S. 9). Derselbe bemerkt zum J. Abr. 2101/2 = 85/86 Nasamones et Daci bellum cum Romanis commiserunt et concisi sunt. Dem entsprechend setzen Imhof und Clinton den Anfang des Krieges in das J. 86. Sievers S. 630 verwirft die Angabe des Eusebius; denn wie wenig darauf zu geben sei, erhelle schon daraus, dass er 86 den dakischen Krieg mit Siegen der Römer beginnen lasse. Gehoben wäre diese Schwierigkeit, wenn man die Worte: concisi sunt nur auf die Nasamonen beziehen dürfte, auf welche sie nach Zonaras 9, 19 (Domitian sagte im Senate, er habe den Nasamonen verboten zu existiren) gut passen. Fand Eusebius in seinen Quellen den Beginn der Dakerkriege und die Unterdrückung des Aufstandes der Nasamonen unter demselben Jahre verzeichnet, so konnte er irrthümlich die nur von den Nasamonen geltenden Worte auf die Daker ausdehnen. Diese Erklärung wäre aber ein blosser Nothbehelf. Es haben in der That in den ersten Jahren Domitians Bewegungen an der Donau stattgefunden (s. u.). Auch lassen sich für das J. 85 Erfolge der Römer nachweisen. Dass er vor dem Chattenkrieg begonnen, will Mommsen, röm. Gesch. V S. 200 Anm. 2, aus der karthagischen Inschrift CIL 8, 1082 schliessen: ein Soldat wird dreimal von Domitian, im dakischen, im germanischen und wieder im dakischen Kriege dekorirt. Da aber auch der Krieg gegen den aufständischen Legaten Antonius und seine Verbündete 88/89 officiell als bellum Germanicum bezeichnet wird (Westd. Zeitschr. S. 23 Anm. 38), so ist Mommsen's Schluss nicht stichhaltig. Das Ende des Krieges wird jetzt allgemein in das J. 89 gesetzt (Henzen, acta fratrum arvalium p. 116, am entschiedensten von O. Hirschfeld, Göttinger gel. Anzeigen 1869 S. 1507, und Friedländer, Sittengeschichte 3[5] S. 431). Am durchschlagendsten scheint mir der Hinweis auf das Fehlen jeder Anspielung auf den Triumph in den vollständigen Arvalakten des J. 90, während vom J. 89 nur die Berichte über die Versammlungen in den ersten Monaten erhalten sind. Es kann aber gezeigt werden, dass der Frieden schon im J. 88 geschlossen wurde (s. u. S. 36). Die imperatorischen Ziffern aus dem J. 89 sind für Siege in Germanien in Anrechnung zu bringen. Da im Januar 89 der Aufstand des Antonius niedergeworfen wurde (vgl. Bergk, Zur Gesch. u. Topogr. d. Rheinlande S. 61), so ist damit auch der Dakertriumph endgültig fixirt. Denn nach den oben angeführten Stellen ist vom Kaiser ein Doppeltriumph gefeiert worden, worauf auch die häufige Nennung der Chatten neben den Dakern bei den Dichtern, besonders bei Statius hinzuweisen scheint.

nete den Krieg mit einem Einfall in das rechtsdanubische Gebiet, das reiche Fruchtland Niedermösiens.

Dass schon in den ersten Jahren des neuen Regiments diese kriegerischen Bewegungen über die Ufer der Donau flutheten, lehrt das Militärdiplom vom 19. Sept. 82. Damals standen nämlich die zum germanischen Heere gehörigen Truppen, die ala Claudia nova und die cohortes III et V Hispanorum unter dem Legaten C. Vettulenus Civica Cerialis in Mösien, waren also offenbar zur Verstärkung des Donauheeres noch vor Beginn des Chattenkrieges abkommandirt. Es scheint, dass um diese Zeit der erste Einfall anzusetzen ist. Wenn nun in dem Diplome vom 3. Sept. 84 die bekannten Privilegien gewährt werden equitibus et peditibus qui militant ohne Erwähnung der honesta missio, in dem vom 5. Sept. 85 iis qui militaverunt equites et peditesdimissis honesta missione, so haben wir mit Henzen[1]) zu schliessen, dass erst im J. 85 eine Verminderung der Heeresmacht durch Entlassung der Veteranen unbedenklich erschien. Damals sind wohl die Siege erfochten worden, von denen Eusebius redet. Zum Zwecke der Vertheidigung wurde damals auch die Provinz Mösien getheilt und für L. Funisulanus Vettonianus ein grösseres Commando über Dalmatien, Pannonien, Moesia superior geschaffen. Da er am 5. Sept. nachweislich Legat von Pannonien war (Dipl. XII) nnd seine Inschrift[2]) zahlreiche ihm im Dakerkrieg zu Theil gewordenen Auszeichnungen erwähnt, so ist klar, dass seine erfolgreiche Operation eine glückliche Wendung des Krieges herbeiführte. Ist diese Combination richtig, so muss der grosse Einfall, von dem Jordanes[3]) berichtet, in das folgende

---

1) Bonner Jahrbuch 12, 35. Bullett. dell' inst. 1881 p. 99, 1883 p. 137 ff. Mommsen eph. ep. 4 p. 495.

2) CIL. 3, 4013 L. Funisulano L. f. Ani. Vettoniano trib. mil. leg. VI vict. quaestori provinciae Siciliae trib. pleb.-praet. leg. IIII Scythic. praef. aerari Saturni curatori viae Aemiliae cos. VII vir epulonum leg. pro pr. provinc. Delmatiae item provinc. Pannoniae item Moesiae superioris donato . . . . bello Dacico coronis IIII murali, vallari, classica aurea, hastis puris IIII, vexlis IIII patrono d. d. Vgl. Borghesi 3, 72 ff. Schiller, Kaisergeschichte I S. 531. Bonner Jahrb. 79 S. 156.

3) Der Statthalter von Mösien C. Oppius Sabinus war 84 mit dem Kaiser consul ord. Der Bericht des Jordanes Get. 13, 76 (vgl. Borghesi 5, 92 ff.): „Longum namque post intervallum Domitiano imp. regnante, eius avaritiam metuentes, foedus, quod dudum cum aliis principibus pepigerant, Gothi solventes ripam Danubii iam longe possessam ab imperio Romano deletis militibus

Jahr gesetzt werden. Dazu stimmt, dass der Legat von Mösien C. Oppius Sabinus erst im Jahr 84 Consul war und dass die mösische Statthalterschaft nicht unmittelbar nach dem Consulat übertragen wurde.

Die Regierung hatte die Persönlichkeit des Decebalus unterschätzt, andernfalls würde sie jene Veteranen unter den Fahnen gehalten haben. Auf den neuen Einfall war offenbar niemand gefasst. Die Truppen des Sabinus wurden geschlagen, die kleinen Kastelle erobert, er selbst fiel im Kampfe. Jordanes betont, dass die Daker eine unermessliche Beute machten[1]).

Domitian traf umfassende Rüstungen, war doch der Besitz der Balkanhalbinsel gefährdet. Die Erfolge in Germanien erlaubten ihm auch die Rheinarmee zu schwächen. Jordanes übertreibt aber, wenn er sagt: cum totius paene imperii militibus sei er in den Krieg gezogen. Er begab sich in der That selbst auf den Kriegsschauplatz und leitete von einer Stadt Mösiens aus die Organisirung der Reserve[2]), nachdem er den Oberbefehl über das Offensivcorps dem Gardepräfecten Cornelius Fuscus übertragen hatte, der zu seinen vertrauten Rathgebern, zum kaiserlichen Consilium gehörte und auch in Friedenszeiten

---

cum eorum ducibus vastaverunt. Cui provinciae tunc post Agrippam Oppius praeerat Sabinus, Gothis autem Dorpaneus principatum agebat etc.

1) Während der Dakerkönig bei Dio Decebalus heisst, wird er bei Orosius 7, 10 Diurpaneus, bei Jordanes (c. 13) Dorpaneus genannt, weshalb schon Imhof, S. 55 den ersten Namen als allgemein dakischen Königstitel fasst (Decebalus wird von Leo aus d. skr. dhâvaka-bala = Dacorum robur erklärt), den andern als eigentlichen Personennamen. Dierauer S. 67 betont, dass die Zeitgenossen nur den Namen Decebalus kennen und ihn nie als Appellativ gebrauchen. Auch in der Inschrift bei Henzen 5448 heisst es ausdrücklich: gentem Dacor(um) et regem Decebalum bello superavit. Indess ist kein Grund zur Annahme, dass, wenn wirklich ein Personenname, wie etwa Diurpaneus bestanden habe, er hier angewendet wäre. Imhof hat richtig bemerkt (unter Zustimmung von Dierauer), dass Duras und Decebalus zwei von einander unabhängige Fürsten waren, von denen Duras freiwillig hinter Decebalus zurücktrat. Strabo 7, 3 § 11 berichtet, dass nach Burevistas (um 44 n. Chr.) Sturz das Reich in 4, später in 5 kleinere Herrschaften zerfallen sei.

2) Dio's 67, 6, 3 Notiz, dass er sich daselbst der Schwelgerei ergeben habe, leidet an inneren Widersprüchen. Es genügt zur Erklärung, was sich auch sonst zeigt, dass Domitian kein Heerführer war. — Ausser der I und II adi. haben damals vorübergehend die XI Claud. und XIIII gem. an der Donau gestanden. (Bonner Jahrb. 79 S. 210.)

sich mit strategischen Studien befasste (Juvenal. 4, 112). Der Kaiser selbst, den Vater und Bruder grundsätzlich von jedem Commando ferngehalten hatten, war kein Feldherr. In diesen Zusammenhang ist wohl die Nachricht zu stellen, dass eine Friedensgesandtschaft vom Kaiser nicht angehört sein soll. Damit ist aber der Bericht, dass eine andere Gesandtschaft von jedem Kopf im römischen Reiche einen jährlichen Tribut von zwei Assen forderte[1]), nur vereinbar, wenn man annimmt, das Decebalus seine Gegner in Sicherheit einwiegen wollte.

Fuscus drang anfangs glücklich vor, ging auf einer Schiffbrücke über die Donau und verfolgte den König. Aber seine Unbesonnenheit führte eine neue Katastrophe herbei. Er selbst fiel, die Truppen wurden fast gänzlich aufgerieben, das Lager mit allem Proviant, mit Kriegsgeräth und Feldzeichen eine Beute der Daker[2]).

Domitian war schon früher nach Rom zurückgegangen[3]), nicht um sich am Senat für sein Missgeschick schadlos zu halten, sondern weil er fürchten musste, seine Misserfolge könnten seine Stellung erschüttern. Wie kritisch die Lage des Reiches war, lässt sich nur aus geringen Spuren errathen.

Im J. 87 versammeln sich die Arvalen wiederholt, einmal in ausserordentlicher Weise um pro salute et incolumitate Augusti Gelübde zu bringen. Am 22. Sept. wird auf dem Capitol ob detecta scelera nefariorum geopfert: Worte, die Henzen auf die Erhebung des Antonius bezogen, die aber überhaupt nicht auf eine Militärrevolte passen, sondern nur auf eine Verschwörung in Rom zutreffend sind. Man

---

1) Petr. Patr. excerpta de legationibus gentium ad Romanos c. 3 und hist. Graeci min. ed. Dindorf I, 426.

2) Oros. 7, 10 Nam quanta fuerint Diurpanei, Dacorum regis, cum Fusco duce proelia quantaque Romanorum clades, longo textu evolverem, nisi Cornelius Tacitus qui hanc historiam diligentissime contexuit, de reticendo interfectorum numero et Salustium Crispum et alios auctores quam plurimos sanxisse et se ipsum idem potissimum elegisse dixisset Mart. 6, 76. Suet. 6. Jornandes a. a. O. Das Verlorene hat nach Dio 68, 9 Traian zurückgewonnen. — Suet. Dom. 6 expeditiones suscepit sponte in Cattos, necessario unam in Sarmatas legione cum legato simul caesa, in Dacos duas, primam Oppio Sabino consulari oppresso, secundam Cornelio Fusco, praefecto cohortium praetorianarum, cui belli summam commiserat. Vgl. Dio 67, 7.

3) Orosius 7, 10 cum et in urbe ipse senatum populumque laniaret et foris male circumactum exercitum assidua hostes caede conficerent. Ihm folgend Imhof S. 57. Vgl. Dio 68, 9. Martial 6, 7.

kann an den falschen Nero denken, der nach Sueton Ner. 57 (post viginti annos — adulescente me) auftrat, oder an Civica Cerialis, der während seines Proconsulats von Asien hingerichtet wurde. Denn auch im Osten drohten um diese Zeit Verwicklungen. Der Pseudo-Nero fand bei den Parthern Aufnahme[1]). Die Akten des J. 87 sind vollständig erhalten. Bei den ausserordentlichen Gelübden in der zweiten Hälfte des Januar 87 war der Kaiser anwesend, wahrscheinlich auch im Januar des J. 86 (CXIV), aus diesem Jahre liegt ein nur bis zum Februar reichender Bericht vor[2]).

In dem erhaltenen Theile der Akten findet sich keine Anspielung auf Domitians Abwesenheit. Man kann also fast mit Bestimmtheit sagen, dass er in der letzten Hälfte des J. 86 zum erstenmal an der Donau gewesen ist. Nach Sueton, der an der angezogenen Stelle nur die Feldzüge im Auge hat, die Domitian in Person unternommen, begab er sich nach dem Untergange des Fuscus wieder auf den Kriegsschauplatz. Seiner Abwesenheit war sicher in dem Jahresbericht von 88, der bis auf einen kleinen Rest verloren ist[3]), gedacht.

Mit der Führung des Krieges betraute er nach dem neuen Missgeschick den rechten Mann, den Consularen Tettius Julianus, der sich im J. 69 in Mösien ausgezeichnet hatte, 83 Consul gewesen war und jetzt Statthalter in Obermösien wurde. Die Zucht des Heeres, die sich unter dem Eindrucke des gehäuften Unglücks gelockert hatte, stellte er wieder her und durchdrang die Truppen mit besserem Geiste. Das ist auch der Sinn der Anekdote, dass er auf den Schild jedes einzelnen Mannes dessen eigenen und seines Centurio Namen einschreiben liess. Sein siegreicher Feldzug nach Siebenbürgen, die Vernichtung des feindlichen Heeres an den Pässen von Tapae, die Bedrohung der Hauptstadt Sarmizegethusa sind Ereignisse, die Ende 88 geschahen[4]). Nach

---

1) Auf die Parthergefahr weist auch Statius hin silv. 3, 2. Vgl. darüber Asbach, Consularfasten der Jahre 69—96. Jahrbuch 79 S. 138.

2) Henzen „votorum horum vel sacrificiorum extra ordinem factorum mentio fit hoc anno solo.“ (In collegio) adfuerunt imp. Caesar Domitian(us) etc.

3) Auch Imhof S. 57 nimmt an, dass Domitian noch einmal mit einem neugebildeten Heere im Frühjahr 88 abgegangen.

4) Mit der oben aufgestellten Chronologie sind auch die Ziffern der Begrüssung als Imperator im besten Einklang. Im J. 85 am 5. Sept. ist Domitian imp. IX, im Februar 86 imp. XI, am 13. Mai 86 imp. XII wegen der anfänglichen Erfolge im Dakerkriege. Vom Sept. 86 bis Sept. 88 steigen die Ziffern

Dio (68, 6) wurde die Hauptstadt durch eine List gerettet, die Imhof S. 58 für glaublich hält, aber schon von Dierauer S. 68 A. 2 als Anekdote verworfen wurde. Dio muthet seinen Lesern viel zu: Ein siegreicher Führer hält mit Waffen behangene Baumstämme für ein feindliches Heer.

Thatsächlich hat eine Erhebung der Quaden, Markomannen, (der Sueben) und Sarmaten, also aller Völker an der mittleren Donau, auf die Kriegsführung in Dakien lähmend gewirkt.

Ueber diese Kriege sind die verschiedensten Ansichten aufgestellt worden. Wie überhaupt die Ueberlieferung über die Kriege der Flavier zerrüttet ist, so sind die vereinzelten und lückenhaften Nachrichten über das bellum Suebicum et Sarmaticum am wenigsten geeignet, ein klares Bild von dem Verlaufe der Ereignisse zu geben.

Das bellum Suebicum et Sarmaticum, so ist der offizielle Name, erscheint wiederholt auf Inschriften[1]. Nächst diesen kommen die Aeusserungen der Dichter in Betracht[2].

---

blos um 3 (imp. XV noch vor 13. Sept.), während sie bis Sept. 89 auf XX gebracht werden. Die Jahre 86 bis 88 sind die Zeit der Niederlagen des Sabinus und Fuscus. Im Januar 89 war Domitian in Rom zurück. Denn nach den Arvalakten zog er im Januar d. J. gegen Saturninus aus. Dio 67, 7: (ἐς τὴν Ῥώμην ὡς νενικηκὼς ἀπέστειλε τά τε ἄλλα καὶ πρέσβεις παρὰ τοῦ Δεκεβάλου ἐπιστολήν τε ὥς γε ἔφασκεν, ἣν ἐλέγετο πεπλακέναι) lässt ihn vom Kriegsschauplatze nach dem Frieden Gesandte nach Rom schicken, also fällt die Beendigung des Krieges noch in das J. 88.

1) Vgl. Mommsen, Hermes 3, 115. Orelli 3849. Henzen 6766. 6912. 1) L. Asconio L. f. Staturae leg. XI c. p. f. leg. IV p. f. leg. V Maced. leg. VII c. p. f. donis donato ab imp. Traiano Aug. Germanico ob bellum Dacic. torquibus armillis phaleris corona vallari et a priorib(us) principibus eisdem donis donato (ob bellum Sueb(icum) et Sarmatic(um). (Ab) Aug. Traiano ex militia in equestrem dignitatem translato etc. 2) Henzen 6766: Atrio Q. f. Hor. Sep. . . to IV vir viarum 'cu(randa)rum tribuno militum (leg sec)undae adiutricis p. f. donis (mili)taribus bello Suebico et (Sar)matico corona murali coro(na) (va)llari, hastis puris duabus etc. 3) Henzen 6912: (Bellicio P. f. Stel. So(ller)ti . . . donat. don. militarib. expedit. Suebic. et Sarm. cor. mur. cor. vall. cor. aur. hast. pur. etc. Mommsen betont besonders den Umstand, dass die Kaiser, von denen die Geschenke herrühren, nicht mit Namen genannt sind und unter der Bezeichnung 'priores principes' versteckt werden. Auf den Suebisch-Sarmatischen Krieg Dom. passten die übrigen chronologischen Angaben, die leg. II adiutr. und XIII gem. seien auch sonst als zu den Donautruppen gehörig bekannt.

2) Mommsen hat Tac. hist. 1, 2 coortae in nos Sarmatarum ac Sueborum gentes Hermes III S. 116 auf die Kriege Domitians bezogen. In einer An-

Martial nennt neben dem sarmatischen einen pannonischen Krieg (8, 15), Statius (3, 3, 169) stellt Sarmaten und Markomannen zusammen. Da ferner Dio von Pannonien aus einen Krieg gegen Markomannen und Quaden führen lässt und vorher von einem Einfall der mit Jazygen verbündeten Sueven spricht, so hat man alle diese Angaben (auch die Notiz bei Eusebius von dem Triumph de Dacis et Germanis) combinirt und auf das inschriftlich bezeugte bellum Suebicum et Sarmaticum bezogen. So Mommsen, der den Krieg gleichzeitig mit den ersten Kämpfen gegen die Daker mit dem Einfall der von den Ligyern (im heutigen Schlesien) angegriffenen und mit den Jazygen verbündeten Sueben in römisches Gebiet beginnen lässt[1]). In diesen Sueben sieht er die Bewohner des Reichs des Vannius, die Reste der von Marbod nach Böhmen geführten Sueben oder Markomannen, die später unter Tiberius unter dem Quaden Vannius als ihrem Fürsten an der March auftreten. Eben dieselben Sueven identifizirte Mommsen mit den Markomannen des Statius sowie den Markomannen und Quaden des Dio und lässt dann nach Beendigung dieses Krieges über all diese Völker die Siegesfeier halten, bei der ein Lorbeerzweig dem capitolinischen Jupiter dargebracht wurde[2]).

Auch Imhof identifizirt a. a. O. S. 65 f. die in den verschiedenen Berichten verschieden benannten Feldzüge, den sarmatischen bei Sueton und Eutrop, den pannonischen bei Martial, den sarmatisch-markomannischen bei Statius. Aber den von Dio erwähnten Einfall der Sueben lässt er früher erfolgen (S. 66). Die Vernichtung der Legion durch die Sarmaten gehe der Niederlage durch die Markomannen vorher. Die Siegesfeier über die Sarmaten sei mit dem Triumphe über die Daker gleichzeitig. Sievers a. a. O. S. 618 war mit dieser chronologischen Aufstellung Imhofs nicht einverstanden und meint aus Stat. silv. 3, 3, 168

merkung sagt er aber „zunächst freilich sei der Sarmatenkrieg unter Vespasian gemeint." Auch das folgende: „nobilitatus cladibus mutuis Dacus" und „mota prope etiam Parthorum arma falsi Neronis ludibrio" könnte auch auf Ereignisse im Anfang der Regierung Vespasians gehen. Es ist wohl die Zurückdrängung der Daker durch Mucianus und der falsche Nero aus eben jenem Jahre gemeint, der später bei den Parthern Aufnahme fand, worüber ausführlichere Berichte hist. 2, 8. 3, 4. 46. 4, 54. Die Sueben haben wohl bei dem Kriege, den Cornelius Clemens von Obergermanien aus führte, eine Rolle gespielt (s. o.).

1) Mommsen, Hermes III, 115. Röm. Gesch. V S. 195, 196.

2) Vergl. besonders Statius silv. 4, 3, 170. 5, 1, 88. Martial 8, 15, 51; 9, 101, 22.

gehe zur Genüge hervor, dass Domitian vor den Markomannen schon die Sarmaten besiegt haben müsse. Dies folgt aber nicht aus den angezogenen Worten, wohl aber, dass Kämpfe gegen Markomannen und Sarmaten nach dem Dakerkriege geführt wurden. Peter, Geschichte Roms III S. 493 lässt gleichzeitig mit dem zweiten dakischen Kriege die Markomannen und Quaden oder, wie sie auch genannt werden, die Sarmaten bekämpfen, weil sie im ersten dakischen Kriege den Römern keine Hülfe geleistet hätten; die Vernichtung der Legion sei identisch mit der Markomannenniederlage, der Markomannische Krieg nach Abschluss des Friedens mit den Dakern von selbst zur Ruhe gekommen, gibt aber in einer Anmerkung die Möglichkeit zu, dass nach dem dakischen Frieden der Krieg noch weiter fortgesetzt wurde und die Ovation später stattgefunden hat. Mit dem letztern Punkte sind Hirschfeld, Stobbe und Friedländer einverstanden und setzen den sarmatischen Krieg in spätere Zeit[1]).

Hieraus erhellt zur Genüge, wie verschiedene Ansichten über diese Kämpfe geltend gemacht worden sind. Nach dem dargelegten Stande der Ueberlieferung scheint der Verlauf der Ereignisse der folgende gewesen zu sein. Der erste Kampf mit den Sarmaten[2]) ist nicht

1) Wir fragen, was ist unbedingt sicher? Ins J. 89 fällt der Triumph über Chatten und Daker. In diesem Jahre tritt nach dem 13. Sept. die Bezeichnung imp. XXI auf. Erst 92/93 erfolgte die letzte Salutation imp. XXII, die von dem letzten kriegerischen Erfolge der Regierung Domitians Zeugniss gibt. Ferner ist nach Stat. silv. 3, 3, 168: Quaeque suum Dacis donat clementia montem: quae modo Marcomanos post horrida bella vagosque Sauromata Latio non est dignata triumpho der Markomannen- und Sarmatenkrieg später als der Dakerkrieg geführt worden. Der Kriegsschauplatz war in Pannonien 5, 2, 135: An iuga Pannoniae mutatoresque domorum Sauromatas? Beendigt wurde der Krieg von dem Kaiser selbst, der 8 Monate von Rom entfernt war, im Januar zurückkehrte und sich, wie auch Sueton c. 6 bezeugt, mit einer Ovation begnügte. (De Sarmatis lauream modo Capitolino Jovi rettulit. Martial Buch VII s. u. S. 45; Friedländer a. a. O. S. III[5] 432). Aus Mart. 9, 101, 19 Cornua Sarmatici ter perfida contudit Istri muss man wohl schliessen, dass dreimal mit den Sarmaten gekämpft sei. Denn dass Sarmatici hier mehr als Epitheton ornans ist, geht aus dem folgenden Verse hervor: Sudantem Getica ter nive lavit equum, der sich auf Domitians dreimalige Anwesenheit im Norden bezieht, nach der Niederlage des Sabinus, nach der des Fuscus im J. 89 und im Sarmatenkrieg 92.

2) Wo wohnten die Sarmaten? Sie sind Nachbarn der Quaden Amm. Marc. 17, 12, 1: Vicinitate et similitudine morum armaturaeque concordes und nicht

verschieden von dem Kriege, in dem gegen die mit Jazygen verbündeten Sueben gekämpft ward (Dio 67, 5). Die germanischen Lygier, die nach Mommsen in dem heutigen Schlesien sassen, geriethen mit den Markomannen und Quaden in Streit und gingen den Kaiser um Beistand an, der ihnen hundert Reiter als Hülfstruppen schickte „nicht stark an Menge, aber an Würde." Dies war der Anlass, dass sie mit den sarmatischen Jazygen gemeinsame Sache machten. Wie gross die Tragweite dieses Kampfes war, lässt sich nicht mehr feststellen, da Dio hier abbricht und die andern Quellen ganz schweigen. Er ist wohl nicht bedeutend gewesen und glücklich beendet worden, auch könnte man die 11. oder 12. Imperatorziffer im J. 86 auf diesen Erfolg zurückführen. Es war nur das Vorspiel einer grösseren Bewegung der germanischen Donauvölker.

Während des zweiten dakischen Krieges im J. 88 haben sich die Markomannen und Quaden erhoben und gegen sie zog Domitian von Pannonien aus zu Felde. Die Motivirung bei Dio 67, 7, dass der Krieg unternommen worden sei, weil sie es versäumt hatten, gegen die Daker Hülfe zu senden ist wohl dahin zu verstehen, dass sie mit Decebalus, der sich erwiesenermassen nach auswärtigen Allianzen umgesehen hatte, im Bunde standen. Die den Römern beigebrachte Niederlage veranlasste Domitian zum Friedensschlusse mit den Dakern und war der Anlass zu einem grössern allgemeinen Kampfe, dem bellum Suebicum et Sarmaticum der Inschriften, auf das sich auch die Stellen bei den Dichtern grösstentheils beziehen, der im J. 92 vom Kaiser selbst beendigt wurde[1]. Denn das J. 91 ist ausgeschlossen, weil die Arvalakten von einer Ovation nichts sagen und noch am 14. Juni 92 die Bezeichnung imp. XXI auftritt. In diesen Kämpfen, deren Schauplatz Pannonien gewesen ist, waren die Sarmaten mit germanischen Völkern verbündet[2].

---

verschieden von den Jazygen (Sarmatae Jazyges Tac. ann. 12, 29, hist. 3, 5). Vgl. Mommsen, röm. Gesch. V S. 197 und die musterhaften Karten am Ende des Bandes.

1) Friedländer, Darst. 3^5, 432; Stobbe, Philol. 26, 48--51. Die Rückkehr Domitians nach Rom nach achtmonatlicher Abwesenheit fällt in den Januar des J. 93 Mart. 9, 31, 3.

2) Der confector belli Germanici L. Norbanus Appius Maximus hat anscheinend in diesem Kriege ein Commando gehabt, vgl. Westd. Zeitschr. III S. 23 A. 36. Mart. 9, 84, 1—6 Me tibi Vindelicis Raetus narrabat in oris, nescia nec nostri nominis arctos erat. Dies Epigramm ist gedichtet, als die Abwesenheit des Norbanus von Rom seit der Empörung des Antonius Saturninus schon

Die von Sueton und Eutrop erwähnte Vernichtung einer Legion ist nicht, wie auch Mommsen röm. Gesch. V S. 201 annimmt, mit der im J. 88 von den Markomannen erlittenen Niederlage identisch, sondern fällt in das J. 92 und hat Domitian zu seinem letzten Zuge veranlasst[1]). Denn Sueton c. 6 unterscheidet ausdrücklich den nach Vernichtung einer Legion unternommenen Feldzug gegen die Sarmaten sowohl von dem Zuge gegen die Chatten, wie von den beiden dakischen Expeditionen. Noch bleibt uns eine bekannte Stelle Tac. Agr. 41 zu erörtern: tot exercitus in Moesia Daciaque et Germania et Pannonia temeritate aut per ignaviam ducum amissi, tot militares vici cum tot cohortibus expugnati et capti, nec iam de limite imperii et ripa, sed de hibernis legionum et possessione dubitatum scheint mir die oben aufgestellte Chronologie zu bestätigen. Die Verluste in Moesia gehen jedenfalls auf die Niederlage des Oppius Sabinus, in Dacia auf die Katastrophe des Fuscus, in Germania und weiter der Satz de limite imperii et de hibernis legionum et possessione dubitatum auf den zweiten Chattenkrieg und den Aufstand des Antonius, schliesslich in Pannonia auf den Markomannen- und Sarmatenkrieg. Wir kommen hier abschliessend auf den Dakerkrieg zurück.

Tettius Julianus, der bis zur feindlichen Hauptstadt vorgedrungen war, musste seine Operationen einstellen. Diegis, der Bruder[2]) des Königs, der eine geringe Anzahl erbeuteter Waffen und Gefangener überbrachte, empfing aus Domitians Händen das Diadem, zum Zeichen dass Decebalus des Kaisers Vasall geworden sei. In Rom erscheinen dakische

---

6 Jahre (v. 9) gedauert hatte (s. u.). Einige Spuren führen darauf (paneg. 14 am Ende), dass auch Traian in den Kriegen an der Donau verwendet worden ist.

1) Das sechste Buch des Martial (vgl. 6, 77) wurde Herbst 90 edirt und enthält keine Anspielung auf den Sarmatenkrieg. Der Name der vernichteten Legion und ihres Befehlshabers ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Sievers a. a. O. S. 637 meint, es sei die V Alauda gewesen; dagegen bemerkt Dierauer, Traian S. 74 Anm. 2, es sei nicht zu erweisen, dass die V Alauda jemals in den Donauländern stationirt war; wahrscheinlich sei sie schon im Anfange der Regierung Vespasians eingegangen (Borgh. opp. IV p. 217). An die XXI rapax ist auch nicht zu denken, sie wurde wegen ihrer Theilnahme am Aufstande des Antonius Saturninus aufgelöst.

2) Nach Martial 5, 3. Die Worte Sors mea quam fratris melior cui tam prope fas est cernere tam longe, quem colit ille deum können mit Stobbe Phil. 26 S. 55 auf die Zusammenkunft in Pannonien bezogen werden (vgl. 6, 10, 7).

Gesandte, auch ein eigenhändiger Brief des Decebalus gelangte im Senate zur Verlesung. Die Grenzen blieben dieselben wie vorher. Dem König wurden Geld und Arbeiter bewilligt zur Verwendung im Kriege und Frieden und ihm als einem Freunde des römischen Volkes ein Jahrgehalt zugesagt. Die Nachrichten über diesen Friedensschluss sind mit grosser Vorsicht aufzunehmen, da sie nicht allein höchst lückenhaft sind, sondern auch dem gehässigen Berichte Dios (68, 6) und dem Panegyricus c. 11, 12 des Plinius verdankt werden. Dass die Bestimmungen des Vertrages nichts Beschimpfendes enthalten konnten, zeigt die Erwägung, dass sich seit dem J. 89 Domitians Stellung in Rom gegenüber dem Senat befestigte und unter Nerva und in den ersten Jahren Traians dasselbe Verhältniss bestand.

Es folgt eine Zeit friedlichen Verkehrs mit den Dakern und nichts verlautet, dass nach dem J. 92 die Ruhe an der Donau, deren Garnisonen verstärkt wurden, in den nächsten Jahren ernstlich gestört worden sei. Der prunkvolle Triumph[1]) de Cattis Dacisque, den die Hofdichter feiern, war nicht unberechtigt, da der Erfolg in Deutschland unzweifelhaft bedeutend war und auch an der Donau nach schweren Misserfolgen die Autorität des Reiches wenigstens äusserlich aufrecht gehalten wurde. Man muss gestehen, dass die Regierung doch der grössten Schwierigkeiten Herr geworden[2]). Es waren Verwicklungen, wie

1) Paneg. 11: ergo sustulerunt animos nec iam nobiscum de sua libertate, sed de nostra servitute certabant ac ne indutias quidem nisi aequis condicionibus inibant, legesque ut acciperent dabant. Paneg. 12: accipimus obsides ergo non emimus nec ingentibus damnis immensisque muneris paciscimur ut vicerimus, — Paneg. 16: falsae simulacra victoriae. Dio ist mit sich selbst nicht recht im Einklang: auf der einen Seite die Erfolge des Julianus, die Krönung des Diegis, auf der andern Seite das der Lage so wenig angemessene Versprechen, auch für die Zukunft „allerlei Kostbarkeiten bereit zu halten, wenn er auch das Geräth im kaiserlichen Palast dabei aufräumen sollte.“ Das Wort Tribut wird weder hier noch 68, 6 gebraucht, wo als Veranlassung des dakischen Krieges *χρήματα ἃ κατ' ἔτος ἐλάμβανον* angeführt wird.

2) CIL. 3, 4013 = Henzen 5431, 5432. Henzen, ann. 1857 p. 19 gegen Borgh. 3, 185. Domitian hat nach Ausweis der Münzen und Inschriften z. B. der Arvalakten den Titel Dacicus nie geführt. Wenn das 8. Buch des Martialis dem imperator Domitianus Germanicus Dacicus gewidmet ist, so ist dies eine blosse Schmeichelei des unterwürfigen Dichters (vgl. 9, 101, 20 Victor Hyperboreo nomen ab orbe tulit). Ansprechend ist die Vermuthung, dass das Erscheinen der bosporitanischen Könige Rheskuporis II und dessen Nachfolger auf Goldmünzen neben dem Bildniss und dem Namen des Kaisers mit diesen Verhältnissen in Verbindung zu bringen ist. „Diese Erscheinung zeigt sich seit 84

sie seit der Erhebung der Markomannen unter Marbod und dem Aufstande in Pannonien und Dalmatien im J. 6 n. Chr., welchen Tiberius niederwarf, im Donaugebiete nicht vorgekommen waren. Wie die schliesslichen Erfolge im Dakerlande durch den Ausbruch des Sarmatenkrieges und den Aufstand am Rhein in Frage gestellt wurden, so hatte damals die Niederlage des Varus in die Ereignisse an der Donau eingegriffen.

Ob der Krieg gegen die Sueben unter Domitian noch einmal ausbrach oder diese sich erst nach seinem Tode von neuem erhoben, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls wurden sie noch unter Nerva bewältigt. Seinem Nachfolger, der nicht nur ein umsichtiger Reichsverwalter, sondern ein erprobter Heerführer war, blieb es vorbehalten, durch Zerstörung des dakischen Reiches den Donauländern auf lange hinaus einen ausreichenden Grenzschutz zu verschaffen. Dass die Erweiterung der rhätischen Grenze über die Donau hinaus schon unter Domitian erfolgte, ist recht zweifelhaft. Man muss Mommsen zugeben, dass damals zur Anlage des rhätischen Limes keine Veranlassung war, da man den Hermunduren das Betreten des römischen Gebietes ohne Controle gestattete. Mommsen's weitere Vermuthung, dass die Befestigung dieses Gebietes mit den Rhätien heimsuchenden Einfällen der Chatten unter Marcus zusammenhängt, hat viel Bestechendes. Mösien blieb zum Zwecke der Vertheidigung getheilt in eine obere und untere Provinz und die Legionen an der Donau wurden auf Zehn vermehrt.

Die Bewegungen, die unter den Kaisern des 2. und 3. Jahrhunderts die grossen Grenzströme des Nordens überschritten, sollen uns demnächst Gegenstand kritischer Betrachtung sein.

(Mommsen, Röm. Münzwesen S. 702, vgl. Schiller, Kaisergeschichte I S. 531), wo Domitian in Deutschland beschäftigt ist; als der dakische Krieg ausgebrochen war, hielt man es nicht mehr für gerathen, hier neue Unzufriedenheit zu erwecken." — Noch sei auf die Domitian günstige Stimmung in dem Fragment des Florus Virgilius orator an poeta hingewiesen — „urbem illam (non) revisis, ubi versus tui a lectoribus concinuntur et in omni foro clarissimus ille de Dacia triumphus exultat. Praeter Caesaris vexilla, quae portant nobilita triumphos, unde nomen accepit, adest etiam peregrina". Dass nach dem Triumph der September zum Germanicus, der October zum Domitianus umgenannt wurde, ist Westd. Zeitschr. III S. 18 Anm. 19 von mir erörtert worden. Vergl. die auf den Daker-, Markomannen- und Chattenkrieg bezüglichen Stellen aus den Dichtern weiter unten, deren Nachweis ich zum Theil Herrn Gymnasiallehrer Dr. Napp in Wesel verdanke.

Beilage.

Die auf die Kriege an Rhein und Donau bezüglichen Stellen des Martialis und Statius[1]).

I. Martial.

Auf den Chattenkrieg gehen die Stellen:

Ep. I, 4, 3: vestri triumphi.

II, 2, 3: Nobilius domito tribuit Germania Rheno (sc. nomen) et puer hoc dignus nomine, Caesar, eras. Frater Idumaeos meruit cum patre triumphos quae datus ex Chattis laurea tota tua est.

7, 7, 3: Fractusque cornu iam ter improbo Rhenus.

9, 1, 3: Dum grande famuli nomen asseret Rheni Germanicarum magna lux kalendarum — manebit altum Flaviae decus gentis.

9, 6, 1: Tibi summe Rheni domitor et parens orbis.

Auf die Dakerfeldzüge beziehen sich:

Ep. 1, 22, 5: Praeda canum lepus est, vastos non implet hiatus: non timeat Dacus Caesaris arma puer.

5, 3: Accola iam nostrae Degis, Germanice, ripae a famulis Histri qui tibi venit aquis: laetus et attonitus viso modo praeside mundi, affatus comites dicitur esse suos: Sors mea quam fratris melior, cui tam prope fas est cernere, tam longe quem colit ille deum.

6, 10, 7: Talis supplicibus tribuit diademata Dacis, et Capitolinas itque reditque vias.

6, 76: Ille sacri lateris custos Martisque togati, credita cui summi castra fuere ducis, hic situs est Fuscus. Licet hoc, Fortuna, fateri, non timet hostiles iam lapis iste minas. Grande iugum domita Dacus cervice recepit et famulum victrix possidet umbra nemus.

9, 84: auf den Aufstand des Antonius: Cum tua sacrilegos contra, Norbane, furores staret pro domino Caesare sancta fides, haec ego Pieria ludebam tutus in umbra.

Auf den Sarmatenkrieg (92/93):

7, 2, 1: Invia Sarmaticis domini lorica sagittis et Martis Getico tergore fida magis . . . . I comes et magnos illaesa merere triumphos palmataeque ducem, sed cito redde togae[2]).

---

1) Die Chronologie der Epigramme Martials ist zuletzt mit Benutzung aller Vorarbeiten, besonders der Untersuchungen von Stobbe, Philologus 26 S. 44 ff., 27 5 S. 630 von L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms III S. 425, die Chronologie der Silven des Statius ebenda S. 440 erörtert worden.

2) Bezieht sich auf einen dem Domitian nachgeschickten Panzer.

7, 6[1]): ecquid Hyperboreis ad nos conversus ab oris Ausonias Caesar iam parat ire vias? .... Publica victrices testantur gaudia chartae martia laurigera cuspide pilà virent. Rursus, io, magnis clamat tibi Roma triumphos invictusque tua, Caesar, in urbe sonas, sed iam laetitiae quo sit fiducia maior Sarmaticae laurus nuntius ipse veni.

7, 7: Hiberna quamvis Arctos et rudis Peuce[2]) et ungularum pulsibus calens Hister fractus cornu iam ter improbo Rhenus teneat domantem regna perfidae gentis, te, summe mundi rector et parens orbis: abesse nostris non tamen potes votis.

7, 8: Nunc hilares, si quando mihi, nunc ludite, Musae: Victor ab Odrysio redditur orbe deus, certa facis populi tu primus vota, December: Iam licet ingenti dicere voce: Venit! Felix scite tua: Poteras non cedere Iano, gaudia si nobis, quae dabit ille, dares.

7, 30: Das Parthis, das Germanis, das, Caelia, Dacis nec Cilicum spernis Cappadocumque toros nec te Sarmatico transit Alanus equo.

7, 80: Quatenus Odrysios iam pax Romana triones temperat et tetricae conticuere tubae, ... v. 11: at tibi captivo famulus mittetur ab Histro qui Tiburtinas pascere possit oves.

8, 2: Fastorum genitor parensque Ianus victorem modo cum videret Histri, tot voltus sibi non satis putavit.

8, 4: Quantus, io, Latias mundi conventus ad aras suscipit et solvit pro duce vota suo!

8, 8: Principium des, Iane, licet velocibus annis et renoves voltu saecula longa tuo: .... tu tamen hoc mavis, Latiae quod contigit urbi mense tuo reducem, Iane, videre deum.

8, 11: Pervenisse tuam iam te scit Rhenus in urbem nam populi voces audit et ille tui: Sarmaticas etiam gentes Histrumque Getasque laetitiae clamor terruit ipse novae.

8, 15: Dum nova Pannonici numeratur gloria belli omnis et ad reducem dum litat ara Iovem, das populus, dat gratus eques, dat tura senatus et ditant Latias tertia dona tribus: hos quoque secretos memorabit Roma triumphos nec minor ista tuae laurea pacis erit quod tibi de sancta credis pietote tuorum.

8, 21: Caesare venturo, Phosphore, redde diem.

8, 26: Auf die Festspiele bei Gelegenheit der Ovation über die Sarmaten.

8, 30: Qui nunc Caesareae lucus spectatur harenae temporibus Bruti gloria summa fuit.

8, 50: Quanta Gigantes memoratur mensa triumphi. v. 5: tanta tuas celebrant, Caesar, conviviae laurus.

---

1) VII, 5—8 beziehen sich auf die bevorstehende Rückkehr Domitians aus dem Kriege, sind also 92 verfasst (Friedländer a. a. O. S. 432).

2) Insel an der Donaumündung.

8, 54: Magna licet totiens tribuas, maiora daturus dona, ducum victor, victor et ipse tui, diligeris populo non propter praemia, Caesar, propter te populus praemia, Caesar, amat.

8, 65: Hic ubi Fortunae Reducis fulgentia late templa nitent, felix area nuper erat; hic stelit Arctoi formosus pulvere belli purpureum fundens Caesar ab ore iubar, hic lauru redimita comas et candida cultu Roma salutavit voce manuque deum grande loci meritum testantur et altera dona stat sacer et domitis gentibus arcus ovat hic gemini currus numerant elephanta frequentem, sufficit immensis aureus ipse iugis. haec est digna tuis, Germanice, porta triumphis; hos aditus urbem Martis habere decet.

8, 78: Quos cuperet Phlegraea suos victoria ludos, — fecit Hyperborei celebrator Stella triumphi (vgl. 8, 80) — omnia sed, Caesar, tanto superantur honore, quod spectatorem te tua laurus habet.

9, 31: Cum comes Arctois haereret Caesaris armis Velius, hanc Marti pro duce vovit avem. Luna quater binos non tota peregerat orbes, debita poscebat iam sibi vota deus.

9, 45: Miles Hyperboreos modo, Marcelline, triones et Getici tuleras sidera pigra poli.

9, 101, 17: Cornua Sarmatici ter perfida contudit Histri, sudantem Getica ter nive lavit equum, saepe recusatos parcus duxisse triumphos victor Hyperboreo nomen ab orbe tulit.

9, 93[1]): Nunc bis quina mihi da basia, fiat ut illud nomen, ab Odrysio quod deus orbe tulit.

II. Statius[2]).

Silv. 1, 1, 5: An te Palladiae talem, Germanice, nobis effinxere manus, qualem modo frena tenentem Rhenus et attoniti vidit domus ardua Daci?

25 ff.: Discitur e vultu, quantum tu mitior armis, qui nec in externos facilis saevire furores, das Cattis Dacisque fidem.

50: Vacuae pro cespite terrae aerea captivi crinem terit ungula Rheni.

78 ff.: semel auctor ego inventorque salutis Romuleae; tu bella Iovis, tu proelia Rheni, tu civile nefas, tu tardum in foedera montem, longo Marte domas.

2, 178: Iamque parens Latius, cuius praenoscere mentem fas mihi, purpureos

1) Ueber diese Epigramme hat Friedländer a. a. O. S. 484 gehandelt. 8, 15, 4 bezieht er auf ein dem Volke bei der Siegesfeier über die Sarmaten gegebenes congiarium (Suet. 5: congiarium populo nummorum trecenorum ter dedit. Sie können zugleich den dritten Triumph bezeichnen).

2) Nach Friedländer a. a. O. S. 444 sind die Silven von Buch I vor Ende 89, II zwischen Ende 89 und Herbst 90, III in den J. 91—93, IV 94 und 95, V 95 und 96 verfasst.

habitus, iuvenique curule indulgebit ebur Dacasques (ea gloria maior) exuvias laurosque dabit celebrare recentes.

1, 4, 89: Non vacat Arctoas acies, Rhenumque rebellem, captivaeque preces Velledae et (quae maxima nuper gloria) depositam Dacis pereuntibus urbem pandere cum tanti lectus rectoris habenas, Gallice, fortuna non adversante, subisti.

3, 3, 115: Fasces summamque curulem frater et Ausonios enses mandataque fidus signa tulit, cum prima truces amentia Dacos impulit, et magno gens est damnato triumpho.

3, 167: Haud mirum, ductor placidissime, quando haec est, quae victis parcentia foedera Cattis[1]), quaeque suum Dacis donat clementia montem: quae modo Marcomanos[2]) post horrida bella, vagosque Sauromatas Latio non est dignata triumpho.

4, 1, 11: Ipse etiam immensi reparator maximus aevi attolit vultus et utroque a limine grates Ianus agit, quem tu vicina pace ligatum omnia iussisti componere bella novique in leges iurare fori. (Vgl. 40 Mille trophaea feres: tantum permitte triumphos. restat Bactra novis, restat Babylona tributis frenari; nondum in gremio Iovis Indica laurus, nondum Arabes Seresque rogant: nondum omnis honorem annus habet, cupiuntque decem tua nomina menses).

4, 2, 66: Cum modo Germanas acies, modo Daca sonantem proelia, Palladio tua me manus induit auro.

4, 4, 61: Forsitan Ausonias ibis frenare cohortes aut Rheni populos aut nigrae litera Thules aut Istrum servare datur, metuendave portae limina Caspiacae.

5, 1, 88: Quae laurus ab arcto, quid vagus Euphrates, quid ripa binominis Istri, quid Rheni vexilla ferant, quantum ultimus orbis cesserit et refugo circumsona gurgite Thule.

127 ff.: Tecum gelidus comes re per arctos Sarmaticasque hiemes, Istrumqe et pallida Rheni frigora, tecum omnes animo durare per aestus.

5, 2, 132: Quasnam igitur terras, quem Caesaris ibis in orbem? Arctoosne amnes et Rheni fracta natabis flumina? an aestiferis Libyae sudabis in arvis? an iuga Pannoniae mutatoresque domorum Sauromatas quaties? an te septenus habebit Hister et undoso circumflua coniuge Peuce? an Solymum cinerem.

---

1) Es scheint, da das Gedicht die nächste Vergangenheit im Auge hat, ein nach dem Aufstande des Antonius mit den Chatten geschlossenes Bündniss gemeint zu sein.

2) Friedländer a. a. O. S. 443 bezieht dies gegen Stobbe, a. a. O. S. 55, der an die verunglückte Expedition gegen die Markomannen dachte, auch auf den Sarmatenkrieg. Er hätte darauf hinweisen können, dass nach Sueton der Kaiser über die Sarmaten nicht triumphirte, sondern eine Ovation hielt.

III.

Juv. 4, 109: duo funera saevior illo Pompeius tenui iugulos aperire susurro et qui vulturibus servabat viscera Dacis Fuscus marmorea meditatus proelia villa. Eine Stelle aus Papini Stati de bello germanico quod Domitianus egit carmine hat der Scholiast des Valla Rhein. Mus. 9. 627 aufbewahrt. Nach Bücheler, Rhein. Mus. 39, 283 von Iuvenal in Sat. IV nachgeahmt. Vgl. v. 147: tanquam de Cattis aliquid torvisque Sycambris dicturus.

Köln. Julius Asbach.

4. Römische Gläser der Sammlung des Herrn Franz Merkens in Köln.

(Hierzu Taf. I—II).

Die bisher erschienenen 80 Hefte der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande geben in zahlreichen Aufsätzen ein gestaltenreiches und doch nur sehr beschränktes Bild von dem Reichthum an Denkmälern des Alterthums und insbesondere des römischen Alterthums, welche der Schooss des stadtkölnischen Bodens zu erfreuender Betrachtung und ernster Erforschung aufbewahrt hat. Vieles von diesen Schätzen ist den öffentlichen Sammlungen des Vaterlandes und der Provinz verblieben; Vieles harrt in Privatsammlungen seines späteren Geschickes; Vieles endlich sah man nicht ohne Bedauern, oft mit Unwillen, in die beglückteren Schreine auswärtiger Museen oder Privatsammlungen wandern. Wie Vieles aber unbeachtet zertrümmert oder insgeheim in unbekannte oder ungenannte fremdländische Hände gerathen ist, darüber lässt sich kaum etwas vermuthen. Dass diese Ausfuhr von Alterthümern stattfindet, ist nicht leicht zu bezweifeln, schwieriger festzustellen, kaum möglich erfolgreich zu bekämpfen oder gar zu unterdrücken. Das friedliche Mittel des Ueberbietens fremder Gebote hat seine leider gar zu eng gezogenen Grenzen, ein Bekämpfen aber mit den Waffen der Gesetze, welches dem unbefugten Oeffnen alter Gräber, dem planlosen Durchwühlen des Bodens, dem kenntnisslosen, nur gewisse handelsfähige Gegenstände beachtenden Beiseitewerfen vieler archäologisch, ethnographisch, kunstgewerblich oder sonstwie bedeutsamer Dinge mit Erfolg entgegentreten kann und hoffentlich immer energischer entgegentreten wird[1]), kann auf diesem Gebiete schwerlich helfen, eher recht gründlich schaden. Dies hat sich bei Gelegenheit der kölner Stadterweiterung gezeigt, wo die strengen Bedingungen, Bestimmungen und Bedrohungen vom Uebel waren. Ohne

1) s. die Antwort auf ein Schreiben des Vorstandes an den Herrn Staatsminister Dr. von Gossler, Jahrb. Heft 80 S. 245.

eine irgendwie hinreichende positive Unterstützung, lähmten sie bei den Unternehmern jedes sonst vielleicht vorhandene Interesse, während sie bei den Arbeitern eine heftige Verstimmung hervorriefen, die sich nicht nur in den vielfach bekannt gewordenen Aeusserungen Luft machte, sondern auch, der rauheren Natur ihrer Träger entsprechend, eine gewisse Genugthuung im Zertrümmern fand und selbst bei dem wohlmeinenden Arbeiter keine Lust erwecken konnte, den etwa zu Tage tretenden Gegenständen die unumgänglich nothwendige sorgfältige und äusserst mühevolle Schonung zu Theil werden zu lassen; harrten seiner doch statt eines angemessenen Finderlohnes nur Verlust an Zeit (und damit an Geld), Vorwürfe seitens der Unternehmer und sogar Verdächtigungen. Und was dann trotz Verbot und Aufsicht — einer freilich meist wenig geeigneten Aufsicht — von den Arbeitern auf Seite gebracht wurde, das musste ebenso geheim in die Ferne geschafft werden (falls es nicht noch jetzt verborgen gehalten und bei späteren anderen Bauten ans Licht gebracht wird); denn in Köln äusserten selbst Händler ihre — allerdings begründete — Scheu, römische Gegenstände ungewisser Herkunft zu erwerben. Die Ausfuhr in die Fremde aber war unglücklicherweise gerade damals durch die Auflösung der Disch'schen Sammlung neu angeregt und erleichtert worden; dabei wirkten zunächst die sinnlos übertriebenen Preise, welche von Auswärtigen bei dieser Versteigerung gezahlt wurden [1]); ferner aber wurden bei jener Gelegenheit in gesteigertem Maasse von Auswärtigen Verbindungen selbst mit Grundarbeitern angeknüpft und durch spätere, mehr oder weniger regelmässige Besuche rege erhalten. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich zum grossen Theile der geringe Zuwachs, den namentlich die städtische Sammlung zu Köln gelegentlich der Stadterweiterung erfahren hat; sicherlich wäre der Erfolg ein besserer gewesen, wenn die Stadt sich in die Lage gebracht hätte den Findern Preise zu zahlen, welche der Mühe u. s. w. einigermassen entsprochen hätten; es würde nicht an Leuten gefehlt haben, welche, zu einer Commission zusammentretend, es gerne unternommen hätten, bei der Abschätzung u. s. w. behülflich zu sein. Aber es herrschte damals nicht nur in einem Theile der Bürgerschaft, sondern auch an mitentscheidenden Stellen in Köln eine wahre Zerstörungswuth und ein fieberhafter Hass gegen ehrwürdige Denkmäler, wovon das höchst verdienstvolle Werk des Architekten- und Ingenieur-Vereins für Nie-

---

1) s. den Auszug aus dem Preiskatalog Jahrb. Heft 71 S. 129 f.

derrhein und Westfalen[1]) dauernd Zeugniss ablegen wird. So musste der bessere Weg unbetreten bleiben; dass er durch den denkbar schlechtesten ersetzt wurde, ist zu bedauern; zu hoffen aber, dass bei ähnlichen Gelegenheiten in Köln wie anderwärts lieber gar kein Weg eingeschlagen werde, als ein schlechter.

Indem natürlich gleichzeitig mit der Stadterweiterung auch die Bauthätigkeit resp. das Ausschachten im Innern der Stadt fortdauerte, kamen immerhin noch manche hervorragende Gegenstände sowohl in das Provinzialmuseum als auch in die kölner Privatsammlungen.

Unter diesen Privatsammlungen war für römische Gegenstände, insbesondere für Gläser und Thongefässe, die Sammlung des Hotelbesitzers Karl Disch seit langen Jahren und bis zum Tode ihres Eigenthümers die unbestritten reichste; von allen Baustellen der Stadt strömten seinen Schränken die Perlen der Funde zu. Wohin auch immer die einzelnen Gegenstände gewandert sein mögen, die besten aus ihnen finden sich theils in Abbildungen theils in eingehenden Besprechungen in diesen Jahrbüchern[2]). Seit der Zersplitterung der Disch'schen Sammlung hat nun unser Mitglied Herr Merkens[3]) seine schon früher nicht unbedeutende römische Sammlung fortwährend mit

1) Die Cölner Thorburgen und Befestigungen 1180—1882. Herausgegeben von dem Architekten- und Ingenieur-Verein für Niederrhein und Westfalen. — Das schön ausgestattete Werk, dem hoffentlich recht bald von sachkundiger Hand in diesen Jahrbüchern eine eingehende Besprechung zu Theil werden wird, gibt auf 60 Blatt Zeichnungen nebst 31 Seiten begleitendem Text (verfasst von Herrn Baumeister Wiethase) theils die Darstellung der einzelnen Bauwerke, wie sie im Jahre 1880 aussahen, theils Copieen nach älteren Karten und Abbildungen, Zusammenstellungen von solchen (z. B. auf Blatt 2: Abwickelung der Ansicht von sämmtlichen Mauern und Thoren der Land- und Rheinseite, meist nach Abbildungen des 16. Jahrhunderts, oder auf Blatt 31: Zusammenstellung der Pläne von den Befestigungen Cöln's: a. aus der ubischen Zeit, b. aus der römischen Zeit, c. aus 950—1150, d. aus 1150—1300, e. aus der Zeit bis 1880, f. nach dem heutigen Projecte, oder auf Blatt 56—59: Situationsplan der modernen Befestigungswerke) theils auch Reconstructionsentwürfe für verschiedene der hervorragendsten Bauwerke oder Denkmale (z. B. des Hahnenthores, des Ehren- und Friesenthores (abgerissen!) und des Ulredenkmals).

2) s. namentlich Jahrb. Heft. 36, S. 119 f.; 41, 142; 71, Taf. V. VI. VII (sowie den Auszug aus dem Verkaufskataloge auf S. 129 f.); 74, 57 f. u. a. — Herr M. hat aus dieser Sammlung nur 9 Gläser erworben (Nro. 1421, 1448, 1451, 1471, 1496, 1672, 1684, 1697 u. 1730).

3) Eine erste Uebersicht in der Westd. Ztschr. Jahrg. I 1882 S. 272 gibt an 180 Gläser, jetzt sind deren ca. 300 in der Sammlung.

ebensoviel Eifer und Unermüdlichkeit, als Verständniss und Glück gepflegt und zu grosser Bedeutung erhoben; allerdings entstammen die Gegenstände darin nicht so vorherrschend dem kölnischen Boden, als das bei der Disch'schen Sammlung (die übrigens auch manche anderwärts erworbene Gegenstände enthielt) der Fall war; hingegen gehört der weitaus grösste Theil doch dem Rheingebiete an, und sie bildet daher in ihrer Gesammtheit ein sehr umfassendes Bild von dem zur Römerzeit hier am Rheine Gebräuchlichen nach Form und Technik, ein Bild, welches um so bedeutsamer ist, als man die Mehrzahl der Glas- und Thonarbeiten theils mit Sicherheit theils mit Wahrscheinlichkeit auch als rheinisches Fabrikat bezeichnen kann. Dass sich die Gefässtechnik ebenso, wie der Geschmack, auf dem provinzialen Gebiete unter den verschiedenartigsten Einflüssen und namentlich in den späteren Zeiten der Römerherrschaft ungeachtet des herkömmlich zähen Anschlusses an mitgebrachte Muster doch auch mehr oder weniger selbständig weiterentwickeln musste, versteht sich bis zu einem gewissen Grade von selbst, und es gibt davon nicht nur die Merkens'sche Sammlung ein anregendes Bild, sondern Herr Merkens hat darüber auch selbst während seines Sammelns gewisse Beobachtungen gemacht. In wieweit die Resultate dieser Beobachtungen im einzelnen berechtigt und begründet sind, müsste durch umfassende Vergleichung der weitzerstreuten Gegenstände mehr oder weniger gesichert werden. Ich habe aber Herrn Merkens gebeten, mir seine Gedanken über die selbständigen Richtungen in Form und Technik, sowie über die Ausdehnung dieser Richtungen über die dem Rheinlande benachbarten Gebiete in Kürze aufzuschreiben, und lasse die Ausführungen des verehrten Herrn hier der Hauptsache nach wörtlich folgen: „dass, wenn auch die Glasfabrikation von Italien hinübergekommen ist, dieselbe doch bald eine selbständige Stellung eingenommen hat und die meisten unserer hiesigen Funde nicht als von Italien importirte Gläser anzusehen, sondern als solche zu betrachten sind, die diesseits der Alpen hergestellt wurden[1]). Wenn Rom seinen Glasbedarf von der hochentwickelten Glasindustrie Unterägyptens, von Alexandria bezog und erst später zur selbständigen Fabrikation in Unteritalien überging, so werden wir dies leicht erklärlich finden, weil ihm für den Bezug der zerbrechlichen Waare der sichere Wasserweg als Transportmittel diente, wodurch geringere Gefahren der Zerstörung für die kostbare Waare vorhanden

---

1) s. Jahrbb. Heft 64, 17.

waren. Die Glaswaarenbezüge von Italien nach Gallien u. s. w. mussten die Alpen und schwierige Wege überschreiten und werden manigfache Havarieen in ihrem Gefolge gehabt haben. Es ist daher bestimmt anzunehmen, dass man zur Vermeidung dieser Uebelstände und zur Befriedigung der Bedürfnisse an Glaswaaren in den hochentwickelten, in römischem Luxus lebenden Städten Köln, Trier, Mainz, Worms, Metz u. s. w. sehr früh dazu überging, unter Anleitung römischer Glastechniker eine provinziale Glasindustrie ins Leben zu rufen, die im Laufe der Zeit ein selbständiges Gepräge der Geschmacksrichtung und des Formensinnes angenommen hat. Die Formen der in dem Rhein- und Moselthal gefundenen Gläser haben sämmtlich verwandtschaftliche Beziehungen zu und untereinander, zeichnen sich vielfach durch hohe Eleganz der Zeichnung aus und berechtigen zu der Annahme, dass die Vorfahren der heutigen Franzosen schon mit dem Formensinn ausgestattet waren, den ihre Nachkommen sich zu bewahren gewusst haben. Kommen wir weiter nach Süden hinunter zu jenen Stätten, wo die Ausgrabungen uns noch fortwährend Gläser liefern, ich meine unter anderm Lyon, Orange, Arles, Nîmes, so begegnen wir Formen, die bei uns höchst selten oder nie vorkommen, während wir jene Formen, welche wir hier als landläufige bezeichnen möchten, dort ganz vermissen. Es scheint sich eben auch in diesen beiden Distrikten ein eigenartiger verschiedener Formensinn entwickelt zu haben . . . . Ein anderes Moment, welches für eine selbstständig entwickelte Glasfabrikation in nicht entliehenen Formen sprechen dürfte, liegt in der ausgedehnten Thonwaarenfabrikation, welche in römischer Zeit im Rheinlande geblüht hat, . . es hat sich auch hier ein eigenartiges Gefäss herausgebildet, welches nur im Rhein- und Moselthale vorkommt. Ich meine die schwarzen, zuweilen auch rothen Trinkgefässe mit weissen, in Barbotine oder in Aufmalung ausgeführten Trinksprüchen, von denen eine reiche Sammlung sich im Provinzialmuseum zu Bonn befindet. Dieses spezifisch rheinische Trinkgefäss ist meines Wissens ausserhalb unseres Distriktes noch nicht vorgekommen; in Italien ist die Form (nach Castellani) gänzlich unbekannt. Eine derartige Entwicklung auch bei der Glasfabrikation ist besonders erklärlich bei der weiten Entfernung von Rom, und wenn auch die ursprünglichen Formen uns von jenseits der Alpen überkommen sind, so sind dieselben unter dem Einflusse des Geschmackes der Bewohner der Rheingegenden zu andern Formgestaltungen hinübergeführt und entwickelt worden. Ob die Goldgläser, die in Italien vorzugsweise in den

Katakomben, diesseits der Alpen fast nur in Köln gefunden worden sind, auch hier zu Lande hergestellt wurden, dürfte schwer zu entscheiden sein. — Für die Ausdehnung der diesseitigen Glasindustrie spricht endlich namentlich noch die Ausbreitung der Fabrikate der Officina Frontiniana [1])". — Soweit Herr Merkens, dessen Sammlung um so mehr für Würdigung seiner Beobachtungen lehrreich ist, als er neben den rheinischen Erzeugnissen auch solche aus Arles [2]) etc., wie auch solche aus Italien, ja mit einiger Wahrscheinlichkeit aus Aegypten besitzt. Jedenfalls darf es als ein glücklicher Gedanke bezeichnet werden, eine Anzahl der hervorragendsten Gegenstände der Merkens'schen Sammlung [3]) auf Abbildungstafeln zu vereinigen, und, soweit es zum Verständniss der Abbildungen nöthig scheint, zu beschreiben. Die Vereinsmitglieder werden diesem Unternehmen des Vorstandes, sowie der Bereitwilligkeit des Herrn Merkens Dank wissen.

Die Anordnung, welche den Gläsern auf den beiden Tafeln gegeben ist, liess es gerathen erscheinen, in der Besprechung der einzelnen Gefässe dieselbe Reihenfolge einzuhalten und auf eine systematische Gruppirung zu verzichten. Indem es aber bei der Grösse und Bedeutung der Sammlung erwünscht und von Wichtigkeit sein muss, eine übersichtliche Zusammenstellung ihres Bestandes an Gläsern und Glasarbeiten vor Augen zu haben, habe ich es für am zweckdienlichsten gehalten, für eine solche Zusammenstellung, welche am Schlusse folgen wird [4]), die Unterabtheilungen des Disch'schen Kataloges zu adoptiren, der namentlich allgemein leicht zugänglich, ja den meisten Freunden römischer Gläser in seiner Anordnung ganz geläufig ist; diese praktische Seite halte ich für völlig massgebend und sehe daher

1) s. S. 76.

2) Unter den abgebildeten Gläsern Nro. 27 u. 28.

3) Das Provinzial-Museum enthält zahlreiche Gläser, welche zu Vergleichungen mit den M.'schen auffordern, die Jahreszeit erlaubt aber nicht auf diese Vergleichungen im Einzelnen jetzt einzugehen; es wird das nachgeholt werden können, sobald der Plan zur Ausführung kommt, auch aus dem Provinzialmuseum Abbildungstafeln zusammenzustellen und zu beschreiben, und das wird hoffentlich schon in einem der allernächsten Hefte geschehen können.

4) Etwaige Bemerkungen zu dieser Zusammenstellung werden, um die Uebersichtlichkeit nicht zu stören, unter dem Texte anmerkungsweise beigefügt werden.

von der Frage über die innere Berechtigung und Zweckmässigkeit der Anordnung in jenem Kataloge völlig ab.

Ich beginne also mit der Besprechung der einzelnen Gläser nach der Reihenfolge, in welcher sie auf den Tafeln erscheinen.

Taf. I.

Nro. 1. — Höhe $23^1/_2$ cm; Farbe: weiss; Fundort: Mainz. Der flache Henkel zeigt nach der Breite 4 rundliche Rippen, von denen jede etwa $^1/_2$ cm breit ist; diese Rippen setzen unten in kleinen, theilweise klauenartigen Verdickungen an; beim Halsrande geht der Henkel in eine ringförmige Schleife über, welche nur 3 Rippen — die mittlere am breitesten — zeigt. Um den Hals liegt ringförmig ein dünner Glasfaden, welcher nach dem Halsrande hin schraubenartig verläuft. — Gleichartig geformter Henkelkannen besitzt Herr M. im Ganzen 16, verschieden an Grösse und Farbe, an Bildung der Henkel, des Halsrandes und an Behandlung des Körpers. Zu vergleichen sind zunächst von den abgebildeten Gläsern die Nummern: 3, 14, 15, 16, 22. — Von nicht abgebildeten ist besonders hervorzuheben ein lichtblaues Fläschchen mit gleichfarbigem Henkel; dasselbe ist $13^1/_2$ cm hoch und in Mainz gefunden; soweit der rundliche Henkel unten am Gefässkörper anliegt, ist er auf seiner Rückseite durch Eindrücken eines Instrumentes in 7 querlaufende Parallelrippen getheilt; er steigt dann vom Glaskörper senkrecht auf bis zur Höhe des Halsrandes, bildet aber, ehe er diese Höhe erreicht (etwa $1^1/_2$ cm tiefer), eine wagerecht vorstehende schleifenartige Zusammendrückung; zum Halsrande biegt er rechtwinklig ab und bildet zuletzt einen schwanenhalsförmigen zusammengedrückten Halsansatz. — Ein anderes Fläschchen von nahezu gleicher Höhe zeigt am Körper ein dunkeles Blaugrün, während der Henkel durchsichtig hellgrün ist; die Schönheit der Färbung ist durch die metallisch schimmernde Patinirung noch wesentlich gehoben. Mehrere andere dunkelblaue Fläschchen dieser Form haben Henkel in weissem und in gelbem opakem Glase.

Nro. 2. Höhe 34 cm; Farbe: grünlich; Fundort: Trier. — Die Höhe des aufliegenden Deckels beträgt $9^1/_2$ cm (des Ganzen also $43^1/_2$ cm). — Solch grosser mehr oder weniger urnenförmiger Gläser besitzt Herr Merkens acht. Davon sind drei dem abgebildeten ähnlich, auch hat eines davon (ebenfalls aus Trier) die nämliche Henkelbildung wie die abgebildete, nämlich umgekehrt ω-förmig; eine andere Urne (aus Trier) hat breite gerippte Henkel, welche an den Hals ansetzen;

eine dritte (aus Köln) hat runde Henkel, welche, am Körper sitzend, sehr niedrige Bogen bilden und jenseits des Ansatzes ösenartig aufgeklappt sind. Drei andere, welche aus Italien stammen, sind kugelförmig und haben weitgeöffneten, wenig überfallenden Rand. Ganz eigenartig ist ein schweres Glas, welches bei Mainz (nahe der Mainmündung) gefunden wurde; es ist 16½ cm hoch und ebenso weit; der Körper ist ganz cylindrisch und schliesst oben ohne jede Ausladung durch einen umlaufenden Stabring ab. — Die Höhe dieser 8 Gläser schwankt zwischen 16½ bis 34 cm, abgesehen von den Deckeln; gedeckelt sind nämlich 6 von diesen Gefässen, und die Deckel gleichen an Gestalt ziemlich dem abgebildeten; bei fünfen sind die Deckel aufliegend, bei der genannten kölner Urne sinkt der Deckel in den trichterförmigen Hals ein.

Nro. 3. Höhe: 23 cm; Farbe: hellgrün; Fundort: Andernach[1]). Der Henkel ist dreirippig, der Halsansatz s-förmig (schwanenhalsförmig), etwas zusammengedrückt.

Nro. 4. Höhe: 14 cm; Farbe: weiss, in Folge der Zersetzung bräunlich an der Oberfläche; Fundgegend: Oberrhein. Der Becher ist unten fast unmittelbar über dem Boden von acht Einbauchungen umgeben; diese sind 1½ cm breit und in dieser Breite 2 cm hoch, verlaufen dann aber nach oben flaschenförmig; die Erhöhungen dagegen, welche die Einbauchungen trennen, gehen nach oben astförmig je in zwei schmale Vertiefungen (Rinnen) über, und diese schliessen, indem sie, allmählich breiter werdend, sich ca. 2 cm unterhalb des Randes vereinigen, lanzettförmige Flächen ein. In der Abbildung ist diese Gestaltung der Becherwand kaum zu erkennen; übrigens sind die verschiedenen Vertiefungen während des Blasens aus freier Hand gebildet. — Herr M. besitzt im ganzen acht ähnlich gestaltete Becher (schräg aufsteigende geradseitige Wand); von den abgebildeten Gläsern vgl. noch Nro. 6 und 8. — Unter den nicht abgebildeten ist einer mit sechs tiefen Einbauchungen, welche vom Boden bis in die Nähe des oberen Randes emporsteigen; Thongefässe von ganz gleichartiger Bildung sind am Rhein nicht gerade selten.

Ein zweiter Becher (Nro. 1496 der Disch'schen Sammlung)[2]) ist

---

1) Gleichzeitig mit dieser Flasche wurden, auf angeblich 4 Gräber vertheilt, 25 zum Theil sehr grosse Flaschen gefunden, worunter von den abgebildeten noch Nro. 13, 14, 16.

2) s. Jahrb. Heft 71 Taf. VII (1496).

unten sehr spitz. Ein weiterer hat vier sehr tiefe und gleich grosse Einbauchungen, welche durch sehr schmale Erhöhungen getrennt sind; in Folge davon erscheint der ganze Becher nahezu als verlängerter Würfel. Ganz besonders hervorzuheben ist aber unter den nicht abgebildeten Bechern dieser Art ein zu Andernach gefundener von 11 cm Höhe und weisser, an der Oberfläche durch Zersetzung bräunlich erscheinender Farbe; auf der Becherwand erheben sich von unten bis zu etwa $^{2}/_{3}$ der Höhe nebeneinander vier Bogenstellungen[1]) (oben sehr flach gewölbt); innerhalb einer jeden Bogenstellung sind nun je 5 immer kleiner und enger werdende, bis untenhin reichende Bogenstellungen eingeordnet, so dass jede einzelne der vier Abtheilungen muschelförmig (Malermuschel) erscheint; alle Linien sind durch Glasfäden, welche aus der Masse hervortreten und also wohl vor dem Fertigblasen aufgelegt wurden, gebildet.

Nro. 5. Höhe: 15 cm; Farbe: weiss, schön patinirt; Fundort: Köln. — Der Becher hat acht Einbauchungen; der Ring, welcher um den Hals sichtbar ist, ist nicht aufgelegt, sondern aus der Körperwand hervorgebildet und mit dieser von gleicher Wandstärke. — Für die Gesammtform vgl. Nro. 9. — Auch hier sind Analogieen unter dünnwandigen Thongefässen nicht selten.

Nro. 6. Höhe: 13 cm; Farbe: weiss, prächtig schillernd; gefunden am Oberrhein. Der Becher gleicht an Gestalt der Nro. 4, die Becherwand aber ist durchaus feingerippt; die Rippen steigen schraubenförmig aufwärts; um den oberen Rand liegen ähnliche feine Parallelrippen.

Nro. 7. Höhe: 12 cm; Farbe weiss, in Folge der Zersetzung an der Oberfläche perlmutterähnlich; Fundort: Andernach. Etwas mehr als die Hälfte des Gefässes[2]), welches zahlreiche Analogieen unter den dünnwandigen schwarzen und rothen Thongefässen hat, ist von unten auf umgeben von netzartigen, rautenförmige Maschen bildenden Linien, welche sich über die Becherwand sanft ansteigend nur wenig erheben, aber auch im Innern des Bechers als leichte Erhebungen fühlbar sind. Die Glasfäden sind also vor dem Fertigblasen des Bechers aufgelegt, dann in das entstehende Gefäss schmelzend eingesunken[3]). Eine ge-

1) s. ganz ähnlich aus der Disch'schen Sammlung abgebildet Jahrb. 71 Taf. VII (1890).

2) Westd. Ztschr. Jahrg. III S. 188 und Taf. VII Fig. 4.

3) vgl. in anderer Technik (aufliegend und abstehend) Jahrb. Heft 76 Taf. II Fig. 1 u. 2.

wisse Aehnlichkeit mit den sogenannten Diatreta ist allerdings vorhanden[1]; wäre eine solche aber direct beabsichtigt, so würde man das Einsinken der Fäden vermieden haben, was ja leicht gewesen wäre. — Es befinden sich in der Sammlung noch zwei ähnlich geformte Becher, deren einer durchweg gerippt ist; die Netzlinien fehlen aber bei beiden.

Nro. 8. Höhe: $11^1/_2$ cm; Farbe: fast weiss, nur wenig grünlich; Fundgegend wahrscheinlich an der Mosel. — Der sehr gefällige Schmuck des Bechers[2]) ist in der Abbildung nur zum Theil recht erkennbar. Unter dem etwas ausladenden Rande liegen ringsum zwei parallele Glasfäden, zwischen denen ein dritter Glasfaden in Zickzacklinie aufgelegt ist; von diesem Ringe abwärts ist die Becherwand in fünf gleiche nebeneinanderliegende Felder abgetheilt durch Glasstäbe, welche aufgelegt und durch wellenförmige Eindrücke gegliedert sind; in der Mitte eines jeden Feldes ist eine grosse thränenförmige Nuppe, welche nach unten in einem rundlichen Punkte abschliesst, während der fadenförmige Theil der Thräne in einigen Feldern von der Becherwand völlig getrennt ist. Durch diese Art des Auflegens, wobei von Verschmelzen der Fäden mit dem eigentlichen Gefässe keine Spur zu finden ist, unterscheidet sich dieser Becher wesentlich von dem unter Nro. 7 beschriebenen, sowie von Nro. 10 und anderen Gefässen der Sammlung. Becher mit ähnlich angeordneten Thränen sind in merowingischen, allemannischen und sächsischen (Fairford in England) Gräbern gefunden worden[3]; ähnliche Zickzacklinien zwischen umlaufenden Glasfäden finden sich noch bei den Nummern 19, 21 u. 23[4]; hingegen fehlen die Glasfäden über und unter den Zickzacklinien bei Glasgefässen dieser Zeit aus Poitou[5]. — Vgl. zu Nro. 4.

Nro. 9. Höhe: $18^1/_2$ cm; Farbe weiss; Fundort: Köln[6]. — Der

---

1) s. Lobmeyr, (resp. Ilg), Die Glasindustrie S. 44 (merowingisch); vgl. Westd. Ztschr. Jahrg. II S. 35 Anmerk.

2) Westd. Ztschr. Jahrg. III S. 188 u. Taf. VII Fig. 6.

3) Gerspach, l'art de la verrerie, S. 120; vgl. Lobmeyr S. 34.

4) Ebenso an dem Glaskelch der Bonner Vereinssammlung, abgebildet Jahrb. Heft 64 Taf. V Fig. 1, vgl. ebendaselbst S. 125.

5) Gerspach, S. 121.

6) Mit Nro. 9 zusammengefunden wurde ein geschweifter kleiner Becher auf niedrigem Fuss und ein flaches Schälchen in terra sigillata mit der Umschrift: utere felis (Schreibfehler oder Katzenschüsselchen?).

Halsring ist, wie bei Nro. 5, nicht aufgelegt, sondern bildet einen Theil der Gefässwandung.

Nro. 10. Höhe: 9 cm; obere Weite: 10 cm; Farbe grünlich; gefunden am Oberrhein (wahrscheinlich bei Worms). Der Körper des Bechers (Kuppe)[1]) ist umgeben mit einem Fadennetze, welches unzweifelhaft in gleicher Weise hergestellt ist wie bei Nro. 7; auch hier zeigen sich im Innern die Fäden als flache Erhöhungen; die Maschen sind hier meist sechseckig nach Art der Bienenzellen; die stab- oder lanzettförmigen Vertiefungen dagegen, welche oben den Rand umgeben, sind eingekniffen, sodass jeder Vertiefung eine Erhöhung im Innern entspricht und umgekehrt; dasselbe ist mit einer Anzahl von Punkten der Fall, welche offenbar zur Vervollständigung des Netzes zwischen diesem und dem Stabrande nachträglich eingedrückt sind. Das Gefäss ist wohl in eine Form geblasen. — Dieser mehr oder weniger halbkugeligen Becher, theils mit, theils ohne Fussansätze, ganz einfache, gerippte u. s. w. besitzt Herr M. eine grosse Zahl; von den abgebildeten gehören hieher noch die Nummern: 19, 21, 23, 35.

Nro. 11. Höhe: 16 cm; Farbe weiss mit blauen Fäden; Fundort: Andernach. — Das zierliche Gefäss in gestreckter Fassform[2]) ist in zwei Abtheilungen von lichtblauen feinen Glasfäden umsponnen; der eine Faden beginnt bei einem blauen nuppenartigen Punkte (etwa in der Spundgegend) und steigt in schraubenförmigen Windungen zum Fusse herab, der andere beginnt bei einer $1^1/_2$ cm oberhalb der erstgenannten gelegenen, ebenfalls blauen Nuppe und steigt in ähnlichen Windungen zu dem wenig ausladenden Rande hinauf. Die Fäden haben beim Auflegen ihre cylindrische Form völlig behalten und sind mit der Gefässwand nicht verschmolzen. In der Abbildung sind die beiden Nuppen als zwei grauliche Punkte zu erkennen.

Nro. 12. Höhe: 24 cm; Farbe: weisslich; Fundort: Köln. Die elegante, nach unten hin allerdings etwas stark zugespitzte und mit verhältnissmässig kleiner Fussplatte versehene Kanne[3]) gewinnt sehr durch den senkrecht aufsteigenden, nach dem Halsansatze rechtwinkelig abbiegenden Henkel und den als seilartig geflochten erscheinenden Halsring. Leider ist die zersetzte Glasschicht, welche bei der Auffindung die Flasche schillernd bedeckte, nachträglich vom Finder gewaltsam abgewaschen worden. Dabei unterlasse ich nicht zu bemer-

1) Westd. Ztschr. Jahrg. III S. 188 u. Taf. VII Fig. 8.

2) Vgl. Jahrb. Heft 71, Taf. V (1881), Taf. VI (1882), Taf. VII (1880).

3) Westd. Ztschr. Jahrg. I S. 278.

ken, dass, seit ich die Flasche zuerst bei Herrn M. sah, von der irisirenden Eigenschaft der Oberfläche viel wiedergekehrt ist; Aehnliches habe ich auch sonst schon beobachtet und ist also wohl anzunehmen, dass in solchen Fällen der Zersetzungsprocess auch in den Schränken fortschreitet, wie das ja auch bei der gefürchteten fressenden Oxydation an Bronzen oft der Fall ist.

Nro. 13. Höhe: 27 cm; Farbe: weiss; Fundort: Andernach[1]). — Die schöne Ausweitung des Flaschenkörpers nach unten hin lässt das Ueberspitze der Nro. 14 doppelt scharf erkennen. Der rundliche, etwa 1 cm dicke Henkel endigt oben an einem seilartig gedrehten Halsringe, während er unten gewissermassen harfenartig durchbrochen am Gefässkörper herabläuft; der trichterförmige Theil des Halses oberhalb des Halsringes harmonirt in gefälliger Weise mit der Gestalt des eigentlichen Flaschenkörpers; nicht minder gefällig wirken die Grössenverhältnisse der Durchmesser von Halsring, oberer Oeffnung, Fuss und grösster Bauchweite. — In der Sammlung befindet sich noch eine zweite ähnlich gestaltete Flasche; dieselbe hat aber einen flachen, etwa 3 cm breiten Henkel.

Nro. 14. Doppelflasche. — Höhe: 32 cm; Farbe: weiss; Fundort: Andernach[1]). — Die einzige gleichartige ausser dieser vorhandene Flasche (in Worms) ist zerbrochen; im Uebrigen ist die Wormser Flasche hervorragender; aus dickem weissem Glase bestehend, 35 cm hoch, trägt das Wormser Exemplar auf dem Flaschenkörper weisse und blaue flache Nuppen, und das innere Fläschchen hat Einbauchungen[2]). Es hat aber, wie bekannt, auch H. v. Wilmowski in Trier Theile einer ähnlichen Flasche besessen[3]). — Die Gesammtform der M.'schen Flasche[4]), die Bildung des Henkels, Halses und Randes sind aus der Abbildung hinlänglich klar zu erkennen; wegen der patinirten Oberfläche konnte aber das kleinere, im allgemeinen der grossen Flasche gleichförmige Fläschchen, welches sich im Innern über der Bodenfläche erhebt und für sich allein 11 bis 12 cm hoch ist, in der Photographie nicht hervortreten; inzwischen ist jedoch die Flasche in der Ehrenfelder Glasfabrik, deren Ruhm noch auf der Antwerpener Ausstellung neuen Glanz bekommen, nachgebildet worden, sodass man nun auch

1) s. zu Nro. 3 Anm.
2) s. Westd. Ztschr. Jahrg. II S. 36 u. Taf. III Fig. 3.
3) Westd. Ztschr. Jahrg. III S. 187 u. Taf. VIII Fig. 8.
4) Westd. Ztschr. Jahrg. III S. 188 u. Taf. VII Fig. 5.

den Gesammteindruck dieses technischen Kunststückes — denn an eine sonstige Bedeutung dieser Doppelflaschen dürfte kaum zu denken sein — wahrnehmen kann.

Nro. 15. Höhe: 28 cm; Farbe grün; gefunden am Oberrhein. Um den ganzen Körper der Flasche läuft in flachen schraubenförmigen Windungen bis zum Rande hinauf ein feingeriefeltes (7 Rippchen, resp. Fäden) Band von $1^1/_2$ cm Breite; dasselbe ist nicht nachträglich aufgelegt, sondern liegt in der Masse der Flaschenwandung und mag in ähnlicher Weise hergestellt sein, wie das Netzwerk bei Nro. 7; hingegen ist der fadenförmige Halsring, welcher die Schraubenwindungen durchschneidet, aufgelegt, wie die Glasfäden bei dem Fässchen (Nro. 11). Der flache Henkel mit aufgekrümmten Rändern theilt sich ähnlich, wie bei Nro. 14, in 3 Zipfel, welche am Flaschenkörper ein wenig herablaufen.

Nro. 16. Höhe: 27 cm; Farbe: weiss; Fundort: Andernach[1]).

Nro. 17. Höhe: 15 cm; Farbe: weiss; Fundort: Köln[2]) — Den ziemlich cylindrischen Körper umgeben in gefälligen Abständen eingeschliffene umlaufende Ringe, von denen bald nur je zwei, bald aber auch mehrere (bis zu 6 u. 7) dicht beieinander liegen; in der Abbildung sind keine Spuren von diesen Ringen zu erkennen; dieselben finden sich aber bei dieser Gattung von Flaschen sehr häufig, ja in der Regel. Der Henkel, welcher mit der Flaschenwand in derselben Fläche liegt und senkrecht aufsteigt, ist flach und sehr dünn; der andere Henkel, welcher dem in der Abbildung sichtbaren gegenüberlag, ist abgebrochen. — In der Sammlung befinden sich 9 derartige Flaschen (cylindrischer Körper mit engerem Halse) von sehr verschiedenen Grössenverhältnissen, bis zu 32 cm Höhe und entsprechender Körperweite; bei einzelnen erscheint der Körper fassartig durch reliefirte Reifenringe, welche in grösserer Anzahl den Körper oben und unten umgeben[3]). Der Halsrand liegt meist unmittelbar auf den senkrecht aufsteigenden Henkeln; bei andern steigt der Hals röhrenförmig

---

1) s. zu Nro. 3, Anm.

2) Mit diesem Fläschchen wurde gefunden die Glaslampe (S. 72 f.) und eine im nächsten Hefte in Abbildung erscheinende) hohe Henkelkanne in terra sigill. mit Trauben u. s. w. in weisser Barbotine-Arbeit; sichtbar waren am Fundorte noch 8 grosse urnenförmige Gläser; doch gestattete der Eigenthümer das Herausheben nicht.

3) s. z. B. Westd. Ztschr. Jahrg. II Taf. IV Fig. 11; ferner Jahrb. Heft 71, Taf. V (1551, 1552), Taf. VI (1550, 1565, 1566, 1571), Taf. VII (1573, 1577, 1578).

über die Henkel empor; einzelne haben nur einen Henkel; die Henkel sind meist dünn und flach, bei einigen aber auch rund und schleifenartig, wie bei der Kugelflasche Nro. 25; im letzteren Falle sind die Henkelöffnungen so enge, dass man glauben kann, die Flasche sei zum Anhängen bestimmt gewesen. In der Disch'schen Sammlung befand sich ein Kugelfläschchen (wie Nro. 25) mit Bronzemontirung[1]; ein ähnliches ist abgebildet bei Gerspach[2].

Nro. 18. Höhe: 16 cm; Farbe: weiss; Fundort: Köln. — Form und Henkelbildung sind aus der Abbildung hinlänglich klar.

Nro. 19. Höhe: 9 cm; oberer Durchmesser 12 cm; Farbe: grünlich-weiss und gelb; gefunden am Oberrhein. Der halbkugelige nach dem Rande hin etwas eingeschnürte Becher trägt oben einen Ring, bestehend aus einem zickzackförmig zwischen zwei topasgelben Glasfäden herlaufenden grünen Glasfaden[3]. Den Körper zieren ringförmige Nuppen[4], in deren Mitten sich je ein rundlicher Punkt befindet. Diese Nuppen[5] sind mit der Masse der Becherwand verschmolzen und treten sanft ansteigend daraus hervor, sie sind daher wohl in gleicher Weise, wie die Netzfäden bei Nro. 7, vor dem Fertigblasen aufgesetzt; die Nuppen wechseln in den Farben, immer je zwei grüne und je zwei gelbe in schräg aufsteigender Linie.

Nro. 20. Höhe: 13$^1/_2$ cm; Farbe: grün; gefunden am Oberrhein (wahrscheinlich bei Worms)[6]. — Auf den runden, fast senkrecht aufsteigenden Henkel ist ein schmaler Stab von weissem opakem Glase aufgelegt und an-, nicht eingeschmolzen; dieser Stab hat wellenförmige Eindrücke (in der Abbildung erscheint daher der Henkel filigranartig gekörnt, welcher Eindruck aber bei der Flasche selber nicht erweckt wird), ähnlich wie die aufsteigenden Glasstäbe bei dem Becher Nro. 8.

---

1) Einige von diesen letzteren Flaschen tragen auf dem Boden stempelartige Verzierungen, z. B. 2 und mehr concentrische Kreise, Punkte, auch die Buchstaben FRON (officina frontiniana); vgl. ähnliche Stempel bei den 4- und 6-seitigen Flaschen, unten S. 76, Anm. 2.

2) Abgebildet Jahrb. Heft 71, Taf. V (1603).

3) a. a. O. S. 14.

4) s. Nro. 8.

5) Derartige ringförmige Nuppen auf ähnlichen Bechern s. Jahrbb. Heft 71 Taf. V (1455, 1395).

6) Westd. Ztschr. Jahrg. III S. 188, wo irrthümlich ein opaker Halsring angegeben ist.

Auch den Halsrand umgibt ein seilartig gedrehter Halsring von der Farbe der Flasche.

Nro. 21. Höhe: $14^1/_2$ cm; oberer Durchmesser: 15 cm; Farbe: weiss, topasgelb und blau; Fundort: Gondorf an der Mosel. — Der Zickzackring oben unter dem Rande ist in seiner Bildung den Ringen bei Nro. 8, 19 und 23 gleichartig; aber bei dieser grössten Kuppe[1]) ist der obere Glasfaden topasgelb, der untere dunkelblau; in der Zickzacklinie wechseln diese beiden Farben viermal in Strecken von je 12 cm Länge. Ebenso wechseln in diesen beiden Farben die Nuppen, welche, wie bei Nro. 19, ringförmig mit punktartiger Erhöhung erscheinen und der Becherwand mehr eingeschmolzen als aufgesetzt sind; der Farbenwechsel ist hier so geordnet, dass abwechselnd je drei dunkelblaue und drei topasgelbe Nuppen in schräger Linie nach dem Rande hin emporsteigen.

Nro. 22. Höhe: 12 cm; Farbe weisslich; Fundort: Köln. — Bemerkenswerth ist an diesem Fläschchen der Henkel aus weissem opakem Glase; ein eben solcher opaker Ring ist um den Fuss und um den Halsrand gelegt; der s-förmige Henkelansatz ist in der Abbildung deutlich erkennbar. [In der Abbildung scheint bei diesem Fläschchen ebenso, wie bei Nro. 30, der obere Rand von dem Henkel aus ansteigend zu sein (fast nach Art der bekannten Bronzekannen); in der Wirklichkeit ist das aber nicht der Fall.]

Nro. 23. Höhe: 9 cm; oberer Durchmesser 12 cm; Farbe weiss; Fundort: Gondorf a. d. Mosel. — Der Becher stimmt in seiner Form mit Nro. 19 und Nro. 21 ziemlich überein; die Farben wechseln hier zwischen topasgelb und smaragdgrün; die beiden Parallelfäden am Randringe sind topasgelb, die Zickzacklinie (s. Nro. 8) grün, nur eine Strecke von ca. 10 cm gelb; die Nuppen, welche in den Farben, wie bei Nro. 21, wechseln, sind klein (nicht ringartig) und sehr flach verschmolzen.

Nro. 24. Traubenglas. — Höhe $17^1/_2$ cm; Farbe: weiss; gefunden in Köln (zusammen mit einer Münze des Vespasian). Das vasenförmige Glas, die Gestalt einer Weintraube nachahmend[2]), war ursprünglich doppeltgehenkelt (den unteren Ansatz des einen Henkels zeigt die Abbildung); denkt man sich die Fussplatte unter der untersten (massiven) Beere weggenommen, so tritt die Form der Amphora klar hervor, an welche diese bis in die neuere Zeit sowohl in Metall (Silber),

1) Westd. Zeitschr. III S. 188 u. Taf. VII Fig. 7, wo ungenaue Beschreibung.

2) s. Lobmeyr, S. 33.

als auch in Glas vorkommende Gefässform sich anschliesst. Herr Merkens besitzt ein venetianisches Traubenglas[1]), welches insofern noch naturalistischer erscheint, als der hochemporsteigende Hals den (freilich sehr dicken) Stiel der Traube imitirt, ja zipfelförmig erweitert endigt, gleich als sei beim Abreissen der Traube ein Rindenzipfel mit abgerissen: den Halsrand umgibt ein glänzendweisser Streifen und der Körper erhebt sich ohne vermittelndes Korn unmittelbar von einer grossen dünnen durchsichtig-weissen Fussplatte. — Die Disch'sche Sammlung enthielt drei antike Traubengläser[2]); in dem Kataloge ist bei zweien angegeben, sie seien „hohlgegossen" [3]); bei dem Merkens'schen Exemplar zeigt sich nun zwar auf beiden Seiten je in der Mitte zwischen den Henkeln eine erhöhte Linie, welche auf eine zweitheilige Form hindeutet; aber diese Linie verschwindet ebenso am Halse, wie an der untersten Beere vollständig, und so dürfte wohl nur beim Blasen eine solche Form gebraucht worden sein, soweit die Traubenform dies verlangte; dafür spricht aber auch die Leichtigkeit des ganzen Gefässes.

Nro. 25. Höhe: 13 cm; Farbe: weiss: Fundort: Köln. — Um den kugelförmigen Körper des ungewöhnlich grossen Balsamariums laufen im Abstande von je $3^1/_2$ cm drei eingeschliffene Ringe, welche je aus zwei rundlichen Hohlkehlen von ca. 2 mm Breite bestehen. In dem mittleren Ringe liegen die Mittelpunkte von 4 Gruppen concentrischer Kreise; in jeder Gruppe sind zwei dieser Kreise tief eingeschliffen, die andern erscheinen mehr eingeritzt; der äusserste Kreis berührt allemal die beiden äusseren umlaufenden Ringe, bleibt aber von den äussersten Kreisen der Nachbargruppen 1 cm entfernt. Der breite Hals ist schalenförmig vertieft nach einer sehr engen (Durchmesser $^3/_4$ cm) Halsöffnung hin. Die schleifenförmigen Henkel mit engen Oeffnungen sind diesen Kugelfläschchen (Herr M. besitzt deren 5, wovon bei einem der Körper ganz mit Glasfäden umsponnen ist) eigenthümlich; vgl. oben zu Nro. 17 (gegen Ende).

26. Höhe: 21 cm; Farbe: weiss; Fundort: Köln.

27. Höhe: 23 cm; Farbe: weisslich; Fundort: Arles.

28. Höhe: 29 cm; Farbe: meergrün; Fundort: Arles.

---

1) Aus der Disch'schen Sammlung Nro. 420.

2) Katal. Nro. 1378, 1379, 1406 und Jahrb. Heft 71 Taf. V (1406), Taf. VI (1378, 1379).

3) Bei dem anderen (1379) ist über die Herstellung nichts bemerkt.

29. Höhe: 23 cm; Durchmesser: am Fusse $3^{8}/_{10}$, oben $5^{4}/_{10}$ cm; Farbe: weisslich; Fundort: Köln (Alteburg). Der fast röhrenförmige Becher, an sich recht wenig gefällig, bekommt ein besseres Ansehen durch die umlaufend eingeschliffenen Ringe, deren Breite mit dem wachsenden Durchmesser des Gefässes nach oben hin wächst; $1^{1}/_{2}$ cm über der Fussplatte zeigt sich eine einzelne umlaufende Linie; 4 cm höher sind deren 2 ganz nahe bei einander, 5 cm höher 3, 5 cm höher 4, dann nach weiteren 5 cm am oberen Rande 5[1]). Dass hier ein bestimmtes proportionales Verhältniss beabsichtigt oder gar berechnet wäre, ist natürlich nicht zu denken; aber ein sehr klares Gefühl dafür lag bei dem Arbeiter zu Grunde, wie es sich auch sonst gerade bei den einfachsten Gegenständen des Alterthums in hervortretender Weise geltend macht; und gerade darauf ist Gewicht zu legen, dass es sich gerade bei so einfachen Dingen des alltäglichen Gebrauches findet; wenn man gerade bei solchen oft mit überraschender Genauigkeit z. B. das Verhältniss der harmonischen Theilung nachrechnen kann, so würde wohl kaum Jemand dabei in Versuchung kommen, eine Vorherberechnung annehmen zu wollen.

Nro. 30. Höhe: 21 cm; Farbe: grünlich; gefunden am Oberrhein. — Die umlaufenden ringartigen Bänder, vier an der Zahl (das unterste Band ist in der Abbildung nicht erkennbar) bestehen aus aufgelegten (nicht eingeschmolzenen) Glasfäden, welche nach Art eines feinen Schraubengewindes aneinanderliegen. Der Henkelansatz ist zusammengedrückt, nicht knopfförmig (wie es nach der Abbildung scheinen könnte); ebenso wenig ist die Halsöffnung vom Henkel aus schräg ansteigend (vgl. Nro. 22 am Ende).

Nro. 31. Höhe: 10 cm; Farbe: meergrün; Fundort: Trier. Der kugelige Körper des Fläschchens ist durch rippenartige Verdickungen, welche nach dem Halse emporsteigen, in zwölf lanzettförmige Abtheilungen getheilt[2]). Die Halsöffnung ist durch den zusammengedrückten Ausguss blattförmig (nierenförmig) gestaltet; diese Form der Oeffnung findet sich nicht nur bei Gläsern ziemlich häufig (Herr M. besitzt dergleichen mehrere), sondern namentlich bei einer Gattung fränkischer

---

1) Dass hier keine Eintheilung des Gefässes nach Flüssigkeitsmassen vorliegt, versteht sich von selbst; bei umgekehrter Anordnung der Linienzahlen könnte der Gedanke verfolgt werden.

2) Aehnlich das aus der Disch'schen Sammlung Jahrb. Heft 71 Taf. VII (1561) abgebildete.

Thonkännchen, welche in der Gegend von Andernach sehr zahlreich gefunden wurden. Der schräg aufsteigende, rechtwinkelig geknickte Henkel setzt nicht unmittelbar an den eigentlichen Halsrand an, sondern an ein etwa 1 cm breites Glasband, welches den Halsrand zu stark einem Drittel anliegend umfasst[1]), und auf welchem rechts und links vom Henkelansatze je drei senkrecht aufgesetzte halbkreisförmige (ösenartige) Scheiben abstehen; der Henkel selbst ist beim Ansatze schleifenartig zusammengedrückt, wird blattförmig dünn und erhebt sich zur Spirale rückwärts gebogen noch etwa $1^1/_2$ cm über den Halsrand; das Ende der spiralförmigen Windung ist abgebrochen.

Taf. II.

Nro. 32. Höhe: $11^1/_2$ cm; Farbe: blau mit weiss; Fundort: zweifelhaft (angeblich bei Worms in einem römischen Grabe). — Bezüglich der amphorenartigen Form vergleiche man das unter Nro. 24 beschriebene Traubenglas (natürlich mit hinweggedachter Fussplatte); auffallend ist die verhältnissmässige Rohheit der Henkelbildung. Der Glaskörper, welcher theilweise (d. h. soweit das weissverzierte Band reicht, also vom tiefsten Punkte der Henkel bis zu der weissen Kreislinie hinab) gerippt ist, ist wohl ohne Zweifel gegossen und abgeschliffen; die weissen Verzierungen am Körper, sowie die am Halse emporsteigende weisse Schraubenlinie sind mehr aufgemalt als aufgelegt, dann aber in die Masse eingesunken und entweder durch Abschleifen oder eher in Folge der Zersetzung mit der Körperwand (nicht überall!) in eine Fläche gebracht worden. Wie die Verzierungen, ein breites Band bildend, von der unteren weissen Kreislinie allmählich zu immer schärfer geknickten Zickzacklinien werden, deren obere Spitzen die Erhöhungen, die unteren die Vertiefungen der Rippen bezeichnen, ist aus der Abbildung hinlänglich klar zu erkennen; ausserhalb dieses Bandes ist nur noch die am Halse sich emporwindende Linie weiss; die übrigen in der Abbildung sich zeigenden (marmorartigen) hellen Stellen sind Folgen der Zersetzung. — Ein sehr ähnliches Fläschchen ist bei Gerspach[2]) als im Louvre befindlich abgebildet; nur steigen bei ihm die Henkel senkrecht empor bis zur Höhe des Halsrandes, dann aber, diesen berührend, wieder bis zu einem Drittel der Halslänge senkrecht herab und setzen dann, sich wieder aufkrümmend, an

1) vgl. Westd. Ztschr. Jahrg. II Taf. III Fig. 5.

2) a. a. O. S. 6 Fig. I; vgl. auch unter Nro. 36 gegen Ende.

den Hals an, so dass unter dem Halsrande je eine Oeffnung bleibt; ferner ist der Körper nach unten mehr zugespitzt und gestaltet sich zuletzt in eine tropfenartige kleine Kugel; was endlich die Verzierungen angeht, so ist die Schraubenlinie um den Hals weit dichter gewunden, den unteren Theil des Körpers umgeben umlaufende stärkere und schwächere Linien und anstatt der Zickzacklinien erscheinen in dem Bande von oben herabhängende Schuppenanordnungen, wobei die unteren rundlichen Spitzen der zahlreichen Schuppen die Erhöhungen der Rippen angeben; über die Farben an diesem Fläschchen ist bei Gerspach (und diese Vernachlässigung der erklärenden Bemerkungen zu den Abbildungen ist ein diesem Buche fast durchweg anhaftender unverzeihlicher Mangel) nichts angegeben.

Was den Ursprung des M.'schen Fläschchens angeht, so weisen die Verzierungen, namentlich die Zickzacklinien, stark auf Aegypten[1]) hin; zudem sind auch noch äussere Gründe vorhanden, welche vermuthen lassen, dass das Fläschchen von auswärts hergebracht ist, wie das auch Herr M. von vornherein für wahrscheinlich hielt. So wenig es daher auch als unmöglich bezeichnet werden kann, dass in einer hiesigen römischen Glasfabrik vereinzelte Versuche dieser Technik gemacht wurden, die sich als nicht beliebt erwiesen haben und daher nicht weiter ausgebildet sein mögen, so ist doch dieses Fläschchen, eben seiner unsicheren Herkunft wegen, nicht geeignet, diesen Gedanken zu stützen.

Nro. 33. Höhe: $9^1/_2$ cm; Farbe: blau, Henkel meergrün (ein Henkel fehlt); Fundort: Köln[2]). — Die Einbauchungen an dem langgestreckten Körper, die (fast fibelartige) Henkelbildung, der umgelegte Glasfaden unter dem Halsrande sind in der Abbildung hinlänglich sichtbar[3]).

Nro. 34. Grösse: $6^1/_2$ zu 5 cm; Gesammtdicke der Platte: 5 mm und zwar beträgt die Dicke der oberen blauen Schicht $2^1/_2$ mm, die der mittleren weissen $^1/_2$ mm, die der unteren grünlichweissen 2 mm; Farbe: die reliefirte Vorderseite besteht aus tiefblauem durchsichtigem Glase, die mittlere Schicht aus fast opakem weissem, die Rückseite aus gewöhnlichem grünlich-weissem Glase, das Ganze durchscheinend

1) s. auch Lobmeyr, S. 11 unten.

2) Gleichzeitig gefunden wurde eine doppelt gehenkelte Kugelflasche wie Jahrb. Heft 71, Taf. VII (1883).

3) Westd. Ztschr. Jahrg. II S. 223.

blau; Fundort: Trier. — Die Tafel soll ursprünglich ca. 1 Fuss lang gewesen, von den Findern aber zerbrochen und vertheilt worden sein. — In ziemlich scharfen Umrissen tritt aus der Fläche ein Greif hervor, welcher mit erhobener Tatze vor einer doppeltgehenkelten Vase steht; letztere erhebt sich über einem würfelförmigen Postamente. Wahrscheinlich entsprach dem Greif links von der Vase ein zweiter von der anderen Seite der Vase zugewandter, und damit wäre die Darstellung abgeschlossen, wiese freilich nur auf eine Länge der Tafel von 12—13 cm hin. Die Aehnlichkeit dieser Anordnung mit anderen antiken Friesplatten ist in die Augen springend; die Kleinheit der Darstellung lässt eine Verwendung in bedeutender Höhe kaum zu, und man würde ohne Weiteres das Täfelchen einer gläsernen Wandbekleidung zuweisen[1]), wenn dasselbe nicht eben durchscheinend wäre; diese Eigenschaft erinnert an die camerae vitreae, die glasgedeckten (?) Räume bei Plinius[2]); doch scheint mir diese ganze Sache gar unklar; ohne daher eine derartige Verwendung dieses Täfelchens für unmöglich zu halten, möchte ich an der Wandbekleidung festhalten, indem ich annehme, die grünliche Schichte diene eben nur zur Verstärkung, die weisse unterfangende Schicht sei bestimmt das Durchscheinen zu ersetzen; indem nämlich die obere (blaue) Schicht durchscheinend ist, erscheinen die am meisten erhöhten Theile der Darstellung auch am dunkelsten, und es erhält das Ganze etwas Cameenartiges; freilich entspricht die Wirkung nicht ganz der Absicht, die hiernach zu Grunde lag.

Nro. 35. Höhe (ursprüngliche Höhe des Gefässes): $6^1/_2$ cm; Farbe: weiss (mit gelb); Fundort: Köln[3]). — Das Gefäss war urnenförmig; von der kleinen Fussplatte aus nahm es rasch an Weite zu und verengerte sich weniger plötzlich nach einer Einschnürung hin, von welcher aus der geradseitige Halsrand nur wenig ausladend sich erhob; die weisse umlaufende Linie unterhalb des Thieres bezeichnet die grösste Weite des Körpers. Das dünne Glas an sich ist krystallweiss und wohl einzig in Folge der Zersetzung an der Oberfläche mattweiss. Die Verzierungen sind mit weisser und gelblicher Farbe wenig pastös aufgemalt[4]); das Weiss haftet sehr fest, das Gelb hingegen blättert leicht

1) s. Lobmeyr S. 24 f.

2) s. darüber Gerspach a. a. O. S. 42 f. und Lobmeyr a. a. O. S. 40.

3) Zugleich mit der Scherbe wurde gefunden ein Becher auf Fuss, verziert durch aufgeschmolzene blaue Glasfäden, welche thränenförmige Ringe bilden (3 Ringe sind um die Körperwand in gleichen Abständen vertheilt).

4) s. Lobmeyr S. 37 f.; Gerspach S. 44, 58; Jahrb. Heft 76 S. 76 f.

ab. Ueber der Fussplatte sind reich verschlungene (arabeskenartige) weisse Linien, zwischen denen gelbe Punkte; dann folgt zwischen zwei Ringen, welche aus je zwei umlaufenden Linien bestehen, und von denen die obere gelb übermalt ist, eine flechtenartige weisse Verzierung; dann weiter ein weisser laufender Hund (oder Hase?) zwischen gelblichem Strauchwerk (wovon in der Abbildung kaum Spuren sichtbar geworden sind); darüber wieder zwei umlaufende weisse Linien und endlich oberhalb dieser Linien ein Kranz von lorber-(oder öl-) blattförmigen schrägliegenden Blättern von weisser Farbe mit aufgesetztem Gelb (sodass eine schmale weisse Umrandung bei jedem Blatte sichtbar bleibt); die Abbildung zeigt kaum Spuren dieses Blätterkranzes. Die gelbe Farbe schimmert an einzelnen Stellen durchsichtig grün, genau so, wie die Glasur der grünlich glasirten Thongefässe[1]), und indem sich diese aufgesetzte Farbe namentlich bei dem Strauchwerk und den Blättern findet, darf man annehmen, dass nicht Gelb sondern Grün beabsichtigt war; es ist das um so wahrscheinlicher, als ja auch unter der grünen Thonwaare, sich fast völlig gelbe Exemplare vorfinden; allerdings sollte man bei dieser, welche so augenfällig die Nachahmung von Bronzearbeiten erstrebt[2]), das Gelb als vorherrschend und beabsichtigt erwarten; vielleicht liegt die Sache so, dass man bei der Thonwaare anfangs gelb beabsichtigte, dieses aber bei der Schmelzung regelmässig grün werden sah, wesshalb man in anderen Fällen, wie z. B. bei dem vorliegenden Glasgefässe, auf durchweg grüne Färbung rechnete, sich aber eben verrechnete.

Nro. 36. Höhe: 7½ cm; oberer Durchmesser: 7½ cm; orangegelb und weiss; gefunden am Oberrhein. — Der Körper des Bechers, welcher unter dem Rande rundlich eingeschnürt ist, ist bis zu den umlaufenden drei Parallellinien hinauf gerippt; die Rippen sind inwendig als leichte Erhöhungen fühlbar. Das opake Weiss ist wohl in Fadenform (bei sehr verschiedener Dicke der Fäden) vor dem Fertigblasen aufgelegt, eingeschmolzen, dann aber abgeschliffen, so dass das Weiss nur stellenweise (namentlich in den breiten sich verästelnden Flecken am Boden, welche in der Abbildung nicht sichtbar sind, und auf den Höhen der Rippen) in voller Helle stehen blieb, an anderen Stellen, durch das durchscheinende Gelb abgetönt, sich fast völlig verliert. Indem das Gelb an der Oberfläche jetzt mehr braunroth er-

---

1) s. Jahrb. Heft 74, S. 147 u. Taf. VII Fig. 1.

2) vgl. Jahrb. Heft 74 S. 149.

scheint, macht das Glas den Eindruck, als solle es einen Granit oder braunroth und weissen Marmor nachahmen[1]); früher mag der Eindruck ein anderer gewesen sein (topas- oder orangegelb und weiss). Derartige Gläser, welche Steingefässe nachahmen, kommen gerade in dieser Form häufiger vor; abgesehen von den durchweg topas-gelben, smaragd-grünen, amethyst-violetten, rubin-rothen u. s. w. erwähne ich nur die marmorirte Glasschale der Disch'schen Sammlung (Katal. Nro. 1402)[2]) und eine bei Gerspach abgebildete kuppenförmige Schale der Sammlung André[3]); übrigens gehört auch die kleine unter Nro. 32 beschriebene blau-weisse Amphora in gewissem Sinne hieher, sowie verschiedene bei Gerspach[4]) abgebildete Glasgefässe.

Nro. 37. Goldglas[5]). — Die Abbildung zeigt die Scherbe in etwa $1/2$ der natürlichen Grösse (innerer Bodendurchmesser $4 1/2$ cm); die Schale, ursprünglich intact ausgehoben, hatte einen Durchmesser von 15 bis 17 cm bei einer Höhe von 5 bis 7 cm; sie wurde angeblich mit mehreren anderen, alsbald verschleppten Gläsern gefunden etwa 2 Stunden von Euskirchen an der Zülpich-Trierer Römerstrasse; nicht hinlänglich beachtet, wurde sie nicht lange nachher zertrümmert und die Bodenscherbe durch einen glücklichen Zufall aus der Aschenkiste (im modernen Sinne des Wortes) für die Aufbewahrung gerettet. — Das dicke Glas ist krystallhell und zeigt keine Spuren von Zersetzung an der Oberfläche; von dem Reliefschmuck der Aussenfläche der Schale sind die unteren Reste noch vorhanden und auch in der Abbildung erkennbar. Die rückwärtsblickende Taube, der Oelzweig und die viereckige Umrahmung sind in der bekannten Weise unter Ueberfangdecke in Gold ausgeführt; das Gefieder an den Flügeln und an einigen anderen Stellen des Vogelkörpers ist durch Radirung angedeutet, ebenso die Adern an den Blättern. — Herr M. besitzt noch zwei Scherben von einem zweiten, bereits publicirten[6]) Goldglase von weit dünnerem Glase und grösserem ursprünglichem Durchmesser; dieselben wurden zu Köln in der Nähe von St. Severin gefunden; bemerkenswerth ist

1) s. Lobmeyr, S. 17, 29.
2) s. Jahrb. Heft 71 Taf. V (1402).
3) a. a. O. S. 27.
4) a. a. O. S. 7, S. 10, S. 15.
5) s. Westd. Ztschr. Jahrg. III S. 188.
6) s. Westd. Ztschr. Jahrg. II S. 223 Nro. 87, 5 und ebendas. Jahrg. III S. 188 u. Taf. VII Fig. 1.

hier vor allem ein Heiligenschein von weisser emailartig glänzender Farbe [1]); dann die Umschrift AGNE, welche die h. Agnes bezeichnet. Auf einem bei Gerspach [2]) abgebildeten Goldglase sieht man im Boden die h. Agnes (die Umschrift lautet hier ANGNE in ganz ähnlichen Schriftzügen) mit ausgebreiteten Armen und geöffneten Händen (betend) zwischen zwei von ihr abgewandten, aber nach ihr rückwärts blickenden Tauben, welche auf Postamenten sitzen und je einen Kranz im Schnabel tragen; bei der M.'schen Scherbe sieht man neben dem Kopfe ein flügelartiges Gebilde [3]). Ueber die ganze Gattung dieser Gläser dürfte kaum etwas beizufügen sein [4]). — (Die weissen Flecken der Abbildung links neben der Taube und oben rechts sind Mängel der Photographie.)

Ausser den abgebildeten (Taf. I und II) und im Vorstehenden besprochenen Gläsern besitzt nun Herr Merkens noch eine Anzahl ganz eigenartiger Gläser und Glasarbeiten, allerdings theilweise nur in Bruchstücken. Die hervorragendsten seien schon diesmal wenigstens erwähnt; Abbildungen und nöthigenfalls auch eingehendere Besprechungen werden in einem der nächsten Hefte (hoffentlich schon im Sommer) folgen.

An der Spitze stehen zwei in Köln, aber nicht an der nämlichen Stelle, aufgefundene Glasgefässe [5]), welche Herr M. erst nach Herstellung der Abbildungstafeln erworben hat. Das eine ist eine auf Bodenring ruhende Patera [6]) mit flachem Griff (abstehend nach Art der Pfannenstiele); die Aussenwand ist durchaus überzogen mit aufgelegten blätterartig verschlungenen Linien, welche durch flache schmale Bänder in weissem opakem und hellblauem durchsichtigem Glase gebildet werden. Der Durchmesser der Patera beträgt 10½ cm, die Länge des

---

1) s. Lobmeyr, S. 38.

2) a. a. O. S. 69.

3) Als Flügel ist es a. a. O. erklärt, doch kann ich das nicht für richtig halten; vielmehr ist es eine Hand der h. Agnes; darunter entweder die Rundung eines Vogelkopfes oder möglicherweise ein Theil eines Baumes (s. Garucci Taf. XXI Fig. 1, 2, 5).

4) s. unter so vielem Andern z. B. Lobmeyr, S. 36 f. u. 60 f. Jahrb. Heft 36, 119 f.; 42, 168 f.; 64, 119 f.; 76, 67 ff.

5) vgl. bezügl. der Verzierungen Jahrb. Heft 33 Taf. III Fig. 1 in ganz ähnlichen blattartigen Gestalten verziert, eine Henkelkanne aus Geldorf in einem Steinsarge gefunden.

6) In der Patera lag ein halbkugeliges Bronzeschellchen, zerstampftes Glas und ein stark verbrannter Glashenkel (?).

Griffes 5 cm, die Höhe 3 cm. Das andere Glas ist eine 18 cm hohe ungehenkelte Kanne, der Form nach am meisten mit Nro. 12 der Taf. I übereinstimmend[1]; ähnlich wie die Patera, ist auch dieses Glas mit opaken Glasbändern in verschlungenen Linien, welche Blätterwerk anzudeuten scheinen, überzogen, die Bänder sind hier theils weiss, theils berlinerblau. Zwischen diesen Blattverzierungen laufen krystallhelle Streifen mäanderförmig senkrecht herab, über denen eine spiralförmige Rosette von gleicher Art; um den Hals liegen schraubenförmig gelbliche Glasfäden. Beide Gläser, deren Grundfarbe weiss ist, gewinnen noch sehr durch die aussergewöhnlich schöne buntschillernde Färbung der irisirenden Oberfläche.

An zweiter (oder vielmehr dritter) Stelle zu erwähnen ist eine (wahrscheinlich in Mainz gefundene) kleine Schale[2] (oder eher Theil eines Bechers); von dem flachen, 3 concentrische erhabene Ringe zeigenden Boden, erhebt sich vermittelst einer ziemlich breiten Krümmung die cylindrische Körperwand, beginnt aber bei einer Höhe von 6 cm ausladend zu werden; es ist aber nur der untere Theil bis zu $6^1/_2$ cm Höhe bei 8 cm Durchmesser erhalten. In stark hervortretendem Relief[3] (wohl in eine Form geblasen) erblickt man viermal sich wiederholend eine Quadriga (der Wagen selbst ist jedesmal nur durch ein Rad mit 4 Speichen und eine darüberstehende menschliche (?) Figur angedeutet[4]); die aufsteigende Bodenrundung umgibt ein Kranz von umlaufenden Thieren (Hasen von Hunden verfolgt).

Ein viertes Gefäss (mit Nro. 17 zugleich gefunden) erbreitert sich über dem kleinen und sehr niedrigen Fusse schalenartig bis zu einem Durchmesser von etwa 7 cm; dann rundet sich die Körperwand nach oben und steigt, nach einer geringen Einschnürung geradseitig und sehr wenig nach oben hin weiter werdend und ausladend, bis zu einer Gesammthöhe von 8 cm empor; einige eingeschliffene umlaufende Linien bilden den Schmuck des durchaus weissen Glases. Das Eigenthümliche desselben besteht aber darin, dass der Fuss nebst einem Theile des Bodens (von ca. 3 cm) lose, aber nach der Art der modernen Glas-

1) Dabei wurde noch gefunden 2 vierseitige Flaschen (s. unten S. 76 Anm. 2), vgl. auch Winkelmannsprogr. 1885 S. 50 unten (Silvanstrasse).

2) Westd. Ztschr. Jahrg. III S. 188.

3) s. Lobmeyr, S. 34.

4) Die Anordnung erinnert stark an gewisse griechische Vasenbilder; vgl. z. B. ein bei Blümner, Kunstgewerbe S. 49 abgebildetes archaisches Thongefäss aus Athen.

stöpsel konisch eingeschliffen ist; der ganze Körper kann also abgehoben werden, steht aber, wenn wieder aufgesetzt, der kegelförmigen Einschleifung wegen sehr sicher. Ich möchte es wohl als unzweifelhaft bezeichnen, dass wir hier eine Lampe vor uns haben, bei welcher der fast cylindrische Körper des Glases ähnlich wie die modernen Lampenglocken, allenfalls auch als Lampencylinder verwendet wurde. Allerdings dürfte dies wohl das erste Fundstück sein, welches bewiese, dass sich die Alten bei der künstlichen Beleuchtung des Glases bedient hätten[1]; und doch glaube ich, an dem Gedanken festhalten zu müssen. Derselbe findet eine nicht geringe Stütze an einem anderen Fundstück unserer Provinz (Andernach); es befindet sich nämlich im Provinzial-Museum zu Bonn (freilich nur in verhältnissmässig geringen Ueberresten) eine römische Laterne, von welcher ich eine (vom Kupferschmied Welmans in Köln mit grosser Genauigkeit gearbeitete) sorgfältigst reconstruirte Nachbildung besitze; bei dieser Laterne bildete die Körperwand unzweifelhaft ein durchscheinender Cylinder, mochte derselbe nun von Glas oder von irgend einem anderen durchscheinenden Material sein; es wurde ferner auch bei dieser Laterne (und wird es thatsächlich bei der Nachbildung) das Lämpchen oder vielmehr der Flammenträger von unten in ein Loch des Bodens eingeschoben und durch eine leichte Drehung in sehr ingeniöser Weise befestigt; behufs nöthigen Aufstochens, Speisens, Auslöschens der Flamme wird dann nach der entsprechenden Drehung der Flammenträger ebenso wieder unten herausgenommen. Die Laterne und das Merkens'sche Glas haben also gerade die wesentlichen Theile gemeinsam, nämlich die durchscheinende cylindrische Körperwand und den unten abnehmbaren Flammenträger. Unter diesen Umständen wird man es begreiflich finden, wenn mir diese Erklärung so augenfällig erscheint, dass ich für eine andere, wenigstens vorläufig, keinen Blick habe. Das höchst merkwürdige Glas wurde in Köln gefunden, ist aber leider aus den Bruchstücken zusammengesetzt.

Einzelner anderer bemerkenswerther Gegenstände aus Glas wird noch in der nun folgenden Gesammtübersicht über die M.'sche Samm-

---

1) Bei Lobmeyr, S. 25, heisst es allerdings „Auch zum Verschluss der Laternen brauchte man Gläser"; Gerspach, S. 45 u. 62 leugnet es; die bei Lobmeyr S. 31 erwähnte pompejanische Glaslampe gehört natürlich nicht hieher, und bei einer in Pompeji gefundenen, der im Folgenden erwähnten Andernacher ganz gleichartigen Laterne ist es eben auch ungewiss, ob der durchscheinende Cylinder Glas oder irgend ein anderer Stoff war.

lung[1]) gedacht werden; in eine andere kaum minder bedeutsame Abtheilung der nämlichen Sammlung, nämlich in die keramische Abtheilung, soll das nächste Heft durch Zusammenstellung einer Anzahl der hervorragendsten Gefässe und Lampen Einblick verschaffen.

A. Gravirte und ciselirte Gläser[2]).

Fragmente von 2 sog. Goldgläsern[3]). — 1 gravirter doppeltgehenkelter, kelchförmiger Becher (fragmentirt)[4]).

B. Geformte Gefässe seltener Figuration (Thiere, Geräthe etc.).

3 taubenartige Vögel: ein weisser[5]), ein grünlich-weisser und ein gelblicher[6]). — 1 Traubenglas[7]). — 1 stehendes Fässchen[8]).

C. Gläser mit aufgeschmolzenen Verzierungen[9]), zum Theil in opakem Glase.

1 Flasche mit aufgeschmolzenen blattartigen (weissen, blauen und gelblichen) Verzierungen[10]). 1 Patera mit ähnlichen weiss-opaken und blaudurchsichtigen Verzierungen[10]). — Fragmente einer Flasche mit

1) Ueber die Anordnung s. oben S. 54.

2) Von eingeschliffenen Ringen u. dgl. ist hierbei abgesehen (vgl. z. B. oben Nro. 17 u. 25).

3) s. oben unter Nro. 37.

4) Westd. Ztschr. Jahrg. II S. 223 u. Taf. VIII Fig. 5; vgl. Jahrb. Heft 64, S. 119 f. und namentlich bez. der Verzierungen den ganz ähnlichen Becher ebendas. S. 126.

5) Zusammengefunden mit einem seilartig gedrehten Glasstabe, welcher an dem einen Ende in einen Ring ausläuft, der ebenfalls gedreht erscheint; ein ganz ähnlicher Glasstab ist bei Gerspach a. a. O. S. 39 abgebildet und als Schminkstäbchen bezeichnet; ebendaselbst ist ein gleicher Vogel abgebildet, wovon er sagt, er habe als Haarschmuck gedient (S. 36).

6) Alle 3 von sehr leichtem Glase, aber durchaus roher Gestaltung ohne Andeutung der Augen und Flügel, nur der grünlich-weisse hat Fussansätze; dergleichen Gebilde kommen auch schwanenartig mit langem röhrenförmigem, abwärts gekrümmtem Halse (s. Gerspach S. 39) vor; als Haarschmuck scheinen sie jedoch wenig geeignet; aber auch an symbolische Bedeutung ist kaum zu denken; es werden wohl Spielereien sein, wie so vieles andere, vgl. z. B. die Hohlkugeln unter D.

7) s. oben Nro. 24.

8) s. oben Nro. 11.

9) Von geringfügigen aufgeschmolzenen Glasfäden (Halsringen u. dgl.) ist hierbei abgesehen (vgl. z. B. oben Nro. 1, 12, 13, 14 u. s. w.).

10) s. oben S. 71—72.

ähnlichem braun-durchsichtigem Blattschmuck. — 6 kuppenförmige Becher mit aufgeschmolzenen, theilweise verschiedenfarbigen Nuppen und sonstigen Verzierungen (Rippen, Stäben, ösenartigen Ansätzen u. s. w.[1]). — 1 geradseitiger Becher ähnlicher Art[2]). — 18 mehr oder weniger umsponnene Flaschen und Becher[3]). — 1 sehr grosse Nuppe von einem dickwandigen grünlichen Gefässe, mit aufsitzendem, von 13 rundlichen Punkten umgebenem hochreliefirtem Kopfe; Durchm. der Nuppe $4^1/_2$ cm[4]).

D. Farbige Gläser[5]).

1 gelb und weiss marmorirte Schale[6]). — 1 doppeltgehenkeltes blau und weisses Fläschchen[7]). — 11 blaue Fläschchen, worunter 1 mit blauem[8]), 2 mit grünem[9]), 2 mit weissem, 1 mit 2 gelben Henkeln (resp. Henkel), 5 ungehenkelte. — 3 ungehenkelte gelbe Fläschchen. — 2 ungehenkelte violette Fläschchen. — 1 smaragdgrünes Schälchen auf Fuss. — 2 Hohlkugeln von je 5 cm Durchmesser, die eine aus grünem, die andere aus gelbem Glase, beide mit weissem Faden spiralförmig umsponnen[10]). — 1 viereckiges blaues Täfelchen mit Reliefdarstellung[11]).

E. Ungefärbte Gläser[12]).

8 grosse Urnen von verschiedener Grösse und Gestalt, theils ge-

1) s. oben Nro. 10, 19, 21, 23.

2) s. oben Nro. 8.

3) s. oben Nro. 7, 15.

4) Die Nuppe hat dadurch eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Jahrb. Heft 76, S. 86 abgebildeten Flacon (vgl. dazu ebendas. S. 83); möglicherweise rührt daher diese Nuppe auch von einem solchen Flacon her, nicht aber von einem grossen Gefässe, wie man an und für sich aus der Grösse der Nuppe schliessen könnte.

5) Hieher gehören in gewissem Sinne auch die buntverzierten ungefärbten Gläser (vgl. z. B. Nro. 11, (20), 21, (22), 23, 35, 37).

6) s. oben Nro. 36.

7) s. oben Nro. 32.

8) s. oben unter Nro. 1.

9) Eines davon s. oben Nro. 33.

10) s. Lobmeyr, S. 29 u. 96 (an letzterer Stelle ist eine ganz ähnliche gelbweisse Hohlkugel beschrieben); zu bemerken ist, dass die M.'schen Hohlkugeln weder Halsansätze noch irgendwelche Oeffnung haben; von „Schminkkugeln" ist also hier keine Rede; es sind also wohl nur Zierstücke oder Spielereien.

11) s. oben Nro. 34.

12) Weiss und grünlich.

henkelt, theils ungehenkelt[1]). — 5 flache Schalen, worunter mehrere mit Einbauchungen und eine fragmentirte von ungewöhnlich grossem Durchmesser (30 cm bei 5 cm Höhe). — 11 vier- und sechsseitige Flaschen (theils gehenkelt, theils ungehenkelt, theils mit ganz kurzem, theils mit lang emporgestrecktem Halse) von mehr oder weniger grünlichem schwerem Glase, auf deren Bodenfläche meist stempelartige Reliefs (Buchstaben, Figuren, Linearverzierungen) sich befinden[2]). — ca. 50 Becher in sehr verschiedener Form und Grösse[3]). — ca. 50 Flaschen und Fläschchen, theils gehenkelt, theils ungehenkelt, in grosser Verschiedenheit der Maasse und Formen[4]). — 10 kugelförmige Fläschchen (Balsamarien), meist doppeltgehenkelt, einige aber auch urnenartig und ohne Henkel[5]). — Ein fragmentirtes Kugelfläschchen

1) s. oben Nro. 2 und die dort beschriebenen.

2) Derartige sind aus der Disch'schen Sammlung abgebildet Jahrb. 71 Taf. VI (1567), VII (1448); vgl. auch ebendas. S. 129. — Unter den M.'schen Flaschen dieser Art sind hervorzuheben: 1) die aus der Disch'schen Sammlung erworbene (1448) mit den Buchstaben CCPC, 2) eine fast tiefblaue, 3) mehrere mit concentrischen Kreisen auf der Bodenfläche, 4) 2 vierseitige fast weisse Flaschen, welche mit der S. 72 beschriebenen umsponnenen Flasche zusammen gefunden sind; beide haben starkverlängerte Würfelform, und der weitausladende Hals hat fast dieselbe Länge wie der Flaschenkörper (vgl. Jahrb. 71 Taf. V (169) in der untersten Reihe); die eine ist 25 cm, die andere $23^1/_2$ cm hoch; auf der quadratischen Grundfläche (Durchm. 5 cm) der einen sind in der Mitte eines reliefirten Kreises von 4 cm Durchm. 5 Punkte enge kreisförmig gestellt; ausserdem sieht man in diesem Kreise 2 parallele Epheuranken mit Blättern und rundlichen Beeren; die Kreislinie ist umgeben von Punkten; auf die 4 Ecken (ausserhalb der Kreislinie) vertheilt sind die Buchstaben T F H und ein Epheublatt; bei der andern Flasche sieht man auf den 4 Ecken die Buchstaben C M H R und in der Mitte den stehenden Merkur mit Flügelschuhen und Flügelhut, in der erhobenen Rechten den Beutel, über der linken Schulter herabfallendes Gewand, neben ihm rechts sitzend ein Thier (Hahn?). In gewissem Sinne gehören hieher auch einige Flaschen mit cylindrischem Körper z. B. einige mit fassartigen Reifen (s. oben unter Nro. 17) auf deren Bodenfläche FRON (officina frontiniana).

3) s. z. B. oben Nro. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 19, 21, 23, 29; besonders hervorzuheben ist noch ein zu Andernach gefundener weitausladender grünlicher Becher (Höhe 9 cm) mit halbkugelig gerundetem Boden (Tummler), auf dessen Bodenrundung ein reliefirtes gleicharmiges Kreuz mit 4 zwischen die Arme vertheilten rundlichen Punkten.

4) s. z. B. oben Nro. 1, 3, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 20, 22, 24, 26, 27, 28, 30.

5) s. oben Nr. 25, 31; ähnliche aus der Disch'schen Sammlung sind abgebildet Jahrb. Heft 71, Taf. V (1400, 1603, letzteres mit Bronzegarnitur); bei

mit besonderer spitzer Ausgussdülle (Malertöpfchen)[1]. — 10 kugelförmige Gläser mit trompetenförmig erweitertem Halse[2]. — 7 langgestreckte Phiolen[3]) von sehr verschiedener Länge (bis zu 44 cm)[3], einzelne mit länglichen Einbauchungen[4]. — 3 Glasstäbe u. dgl. mehr oder weniger unbestimmten Gebrauches. Eine grosse Anzahl kleinerer Fläschchen (Lacrimatorien) und Fragmente.

Der M.'schen Sammlung eigenthümlich sind noch:

F. Bemalte Gläser[5].

1 kugelförmiges Fläschchen (Hals theilweise abgebrochen) mit aufgemalten Fischen und Skorpion[6]. — 2 bemalte Fragmente[7].

Carl Bone.

---

einem solchen Fläschchen des Herrn M. erscheint der Körper linsenförmig zusammengedrückt.

1) Ein solches Fläschchen aus der Disch'schen Sammlung befindet sich jetzt im Provinzialmuseum zu Trier.

2) Aus der Disch'schen Sammlung abgebildet von dieser Art Jahrb. Heft 71 Taf. V (1633 u. a.); bei einem solchen Glase des Herrn M. ist die Oberfläche blauspiegelnd durch innere Patinirung soweit, als das Innere mit Sand angefüllt ist; ähnliche Erscheinung auch sonst vorkommend.

3) Aus der Disch'schen Sammlung stammend (Nro. 1684).

4) Eine derartige (aus Hohensülzen) abgebildet Jahrb. Heft 59 Taf. V Fig. 6.

5) Diese Abtheilung steht der Abth. A am nächsten; vgl. den weissen Heiligenschein bei dem einen Goldglase; vgl. Lobmeyr S. 38.

6) s. Jahrb. Heft 76, S. 76 f., wo auch Abbildung eines zweiten ähnlichen Fläschchens. — Bezüglich des M.'schen sei noch beigefügt: Farbe des Glases: weiss; Durchm. des Kolbens 3 cm; Gesammthöhe $5^1/_2$ cm, also des sich nicht erweiternden Halsrestes $2^1/_2$ cm; die Malerei ist anscheinend mit einer Silberfolie unterlegt (wahrscheinlich jedoch nur Folge der Zersetzung des Glases); Farbe des Skorpions: roth, der beiden Fischchen bläulich-grau bis braun, dunkelpunktirt; unter dem Kolben anscheinend ein Fussansatz abgebrochen; Fundort: Köln am St. Georgsplatze (königl. Bank).

7) s. oben Nro. 35. — Das andere Fragment zeigt auf weissem Glase eine bräunliche palmettenartige Blattverzierung mit aufgesetztem Gelb (vgl. zu Nro. 35).

5. Römische Inschriften.

1. Inschrift des deus Requalivahanus.



Diese hier photozinkographisch abgebildete Inschrift steht auf einer kleinen Ara von feinem Jurakalk, welche im Jahre 1883 bei Blatzheim (Reg.-Bez. Köln) in der Flurabtheilung „Auf dem Emmerich“ oder „Emmerich“ beim Pflügen zu Tage gekommen ist[1]), dann sich im Besitze des Sanitätsrath Dr. Krafft in dem benachbarten Kerpen befand, bis sie im J. 1885 von diesem[2]) dem Provinzialmuseum in

1) Nach einem Briefe Krafft's an Joseph Kamp in Köln vom 28. November 1884. Letzterer hat mich zuerst auf diesen Fund aufmerksam gemacht, mir Abklatsche geschickt, auch auf Grund einer mit Direktor Wilhelm Schmitz in Köln vorgenommenen Besichtigung über die Lesung der Inschrift eingehend berichtet.

2) K. ist in demselben Jahre gestorben.

Bonn geschenkt worden ist. Hier habe ich sie im August 1885 gesehen und copirt.

Bei Blatzheim kreuzten sich nach Schneider und Veith (Jahrbb. 73 Taf. II und 75 Taf. I) die Römerstrassen Köln-Düren und Zülpich-Ziverich = Tiberiacum; wie ferner Dr. Krafft mittheilt, werden in der ganzen Feldflur häufig Urnen, Laven, Münzen, Dachziegeln und Backsteine, sowie andere Gegenstände römischer Herkunft ausgegraben, von welchen Krafft selbst mehrere besass; speciell in der genannten Flurabtheilung finden sich römische Dachziegeln u. dgl. vor.

Das Denkmal hat die gewöhnliche Form der Votivaltäre mit dem Sockel, der von zwei Wulsten eingefassten Krönung und oben in der Mitte der zum Libiren bestimmten Patera. Die Gesammthöhe beträgt 0,32, die Schriftfläche 0,15 m; die Breite der letzteren 0,24, die des Sockels 0,28 m. — Auf den Nebenseiten existirt weder ein Ornament noch ein Emblem.

Die Inschrift, deren Buchstaben in den vier Zeilen 25, 22, 23, 24 Millimeter hoch sind, kann nach der Form der letzteren noch in das zweite Jahrhundert gehören; z. B. sind die P offen und die M entfernen sich wenig von zwei verbundenen Λ; verunglückt sind die drei letzten S, da sie die kleinere Rundung unten statt oben haben, was sich dadurch erklären lässt, dass der Steinmetz beim Vorzeichnen die Schablone (oder etwa das zum Durchdrücken benutzte Muster) verkehrt ansetzte[1]). Die Inschrift ist fast durchgängig wohl erhalten, so dass über die Lesung so gut wie kein Zweifel bestehen kann. Zerstört ist Z. 1 die hintere Hälfte des H; denn so, nicht etwa R, ist zu lesen[2]); ferner Z. 2 die rechte Hälfte des S und Z. 3 der untere Theil

1) Ebenso steht das grosse D von Dis Manibus in der kürzlich gefundenen Wormser Inschrift (Westd. Korr.-Bl. 1885 Sp. 110) verkehrt und sogar rechts statt links von M. Die von mir gesehene (in das 3. oder 4. Jahrh. gehörende) Inschrift lautet: M Ɑ | VAL · MAXANTIVS | EQ · EX · NVMER | KATA · VIX · ANS (sic) | XXXII · MES · VI | VAL · DACVS · FR | F E C. Die Lesung ist ganz sicher; das k hat die sehr häufig vorkommende Form mit kurzen Schenkeln des Winkels; kata. ist wahrscheinlich mit Hettner katafractariorum aufzulösen, wenn nicht etwa ein Ethnicum darin stecken sollte.

2) Erhalten ist Ⅰ//. Die 1. Hasta dieses H hat oben einen schräg von unten nach oben laufenden und nach der Mitte zu anschwellenden Ansatz. Auf den ersten Blick kann man deshalb den halberhaltenen Buchstaben für ein R halten. Diese Lesung ist aber unzulässig, da dieser Strich sich nicht fortsetzt, trotzdem die Stelle unbeschädigt ist. Er dient also nur zur Verzierung. Höchstens könnte noch

des kleinen o. In dem R Z. 1, dem 2. A Z. 2 und dem 2. V Z. 3 befinden sich einige zufällige Schmarren, ohne dass aber diese Buchstaben dadurch im Mindesten undeutlich geworden sind.

In mehreren Buchstaben hat der Steinmetz an der Spitze oder dem Fusse einer Hasta einen feinen Horizontalstrich angebracht, und zwar sind diese Ansätze etwas länger wie gewöhnlich und auch nicht wie sonst erst stärker und dann spitz auslaufend, sondern fast ganz gleichmässig schwach: z. B. Z. 2 oben und unten an der 1. Hasta des 2. N; Z. 3 unter dem rechten Fusse des X, unten an den zwei Hasten des M und an der des P von pro. Dasselbe ist nun der Fall bei dem 1. und 5. Buchstaben des Cognomens in der dritten Zeile, und dieselben sind dadurch etwas undeutlich geworden. Der erste kann nämlich leicht für ein E gehalten werden; indess ist die unterste Horizontallinie schwächer als die zwei oberen und offenbar nur eine jener Verzierungslinien. Man hat also F zu lesen. Der fünfte Buchstabe sieht etwa so aus Ꮁ. Die beiden Querstriche sind schwach, der obere längere ist an die Hasta nicht in seiner Mitte angesetzt. Darin ist offenbar ein *t* von der Form zu erkennen, wie sie sich in der Cursive und hier und da auch in der späteren Lapidarschrift findet. Allerdings hat der Steinmetz den oberen Strich nicht stark genug eingehauen. Da übrigens die Lesung der übrigen Buchstaben FRVC und VS sicher steht, so ist schon deshalb schwerlich an einen andern Namen als Fructus zu denken. Ich musste auf diese Einzelnheiten eingehen, weil zwei erfahrene Inschriftenleser in Köln hier einen Namen wie Erucius oder Frugius zu finden glaubten.

Die Interpunktion (von der gewöhnlichen, dreieckigen Form) ist regelmässig gesetzt, und in der ersten Zeile hat sicherlich nur der eine Punkt nach DEO gestanden. Danach muss man offenbar in einem Worte: Requalivahano lesen.

Die Inschrift lautet also folgendermassen: *Deo Requaliva*[*h*]*ano Q*(*uintus*) *Aprianus Fructus ex imp*(*erio*) *pro se et suos v*(*otum*) *s*(*olvit*) *l*(*ibens*) *m*(*erito*).

---

die zweite (zerstörte) Hasta des H nach oben verlängert gewesen sein (= hi), da die Oberfläche auch dort beschädigt ist. — Die Silbenabtheilung Requalivah|ano ist nicht korrekt; davon gibt es aber speciell in den rheinischen Inschriften Beispiele genug.

1) C und nicht etwa G ist zu lesen. Der Ansatz am Fusse dieses Buchstabens ist nicht grösser als der an dem nächsten S und jedenfalls für ein G zu kurz.

Die Fassung des Textes bedarf keiner Erklärung. Die Construction des pro mit dem Accusativ findet sich auch sonst in Inschriften: z. B. pro salutem (Corp. II n. 177, VIII n. 4322, Ephem. epigr. II n. 443 und Bramb. n. 2025), und gerade auch in derselben Formel wie hier 'pro se et suvos' (so!) auf dem von mir im Corr.-Blatt d. Gesammtver. 1881 p. 84 veröffentlichten Diana-Stein aus dem Odenwald.

Das Gentilicium Aprianus[1]) ist in Hübner's Verzeichniss solcher Namen auf -anus in der Ephem. ep. II p. 30 ff. nicht aufgeführt, es findet sich aber in der gerade auch vom Niederrhein (nämlich aus Dormagen) stammenden Inschrift bei Bramb. 284, wo es Brambach p. 375 nur nicht hätte als Cognomen fassen dürfen. Sonst ist mir allerdings kein sicheres Beispiel bekannt[2]). Ob dies Nomen übrigens, wie nach Hübner's Nachweis viele dieser Kategorie, auf einen Ortsnamen zurückgeht, muss dahingestellt bleiben; man könnte in diesem Falle an die römische Colonie Apri (Apros) in Thracien denken.

Das Wichtigste in dieser Inschrift ist der deus Requalivahanus. Derselbe ist sonst gänzlich unbekannt, ja es scheint auch kein analog gebildeter Name vorzukommen. Allem Anscheine nach handelt es sich um einen germanischen Namen.

Herr Dr. Ferd. Holthausen, Privatdocent an der hiesigen Universität, hat die Güte gehabt, mir seine Ansicht über diesen Namen darzulegen; dieselbe theile ich nachstehend mit:

„Man kann *requalivahano* einmal so abtheilen: *requa-liva-h-ano*. Ich erblicke in dem ersten Worte das got. *riqis*, gen. *riqizis* 'Dunkelheit, Finsterniss' = altnord. *røkkr* (aus **rekvaz* entstanden, vgl. das verbum *røkkva*), griech. ἔ-ρεβος, sanskr. *rájas*. Das auslautende *z* ist hier abgefallen wie in den von Tacitus überlieferten Namen *Segi-merus* und *Segi-mundus*, wo *segi*, nhd. *sieg*, dem got. *sigis*, altnord. *sigr*, angelsächs. *sigor*, sanskr. *sáhas* entspricht. *Liva* ist ein zu dem Verbum *leben*, got. *liban*, altnord. *lifa*, angelsächs. *libban*, altfries. *libba*, altsächs. *libbian*, althochd. *lëbên* gehörendes schwaches masc. (nomen

1) Es sei noch ausdrücklich constatirt, dass weder eine Ligatur von N und I vorhanden ist noch zwischen N und V etwa ein kleineres I steht. Der oberste Theil der 1. Hasta des V ist zwar beschädigt und auch darüber die Oberfläche etwas verletzt, eine solche Ligatur (I auf V) wäre hier aber an sich sehr unwahrscheinlich und es würden dann noch Spuren erkennbar sein müssen.

2) In der nicht mehr vorhandenen, schlecht überlieferten Inschrift von Wimpfen (Br. 1390) scheint einmal Aprianus als Cognomen und dann Aprian. als Gentilname zu stehen.

agentis), das noch in dem ahd. *ubarlibo* 'superstes' erhalten ist. Es würde im ags. **lifa*, im altfries. **liva*, im altsächs. **libho* lauten und zeigt denselben Auslaut wie das got., ags., altfries. (vgl. *hana*, *hona* 'hahn'), den auch die ältesten nordischen Runeninschriften aufweisen (vgl. die Eigennamen *Wiwila* und *Niuwila*). *Requa-liva* kann nur bedeuten „der in der Finsterniss, im Dunkel lebende" und ist jedenfalls das Epitheton eines germanischen Pluto. Dürfen wir darunter wohl *Wôdan* als Todesgott verstehn? — Dann wäre *-ano* der Dativ der lat. Endung *-anus* und *h* im Hiatus eingeschoben als Zeichen des Kehlkopfverschlusses (spiritus lenis).

Wenn man dagegen *requa-livah-ano* abtheilen will, so kann *livah* nur mit langem *i* angesetzt werden und *lîvah* wäre ein mit dem indogerman. Suffix *-ko-*, skr. *-ça-* gebildetes Adjectivum von *lîf* 'leben' (so im altnord., angelsächs., altfries., altsächs.; althochd. *lîp* = engl. *life*, nhd. *leib*). Unser *lîvah* würde ein got. **leibahs* sein und sich mit den Bildungen *-barnahs*, *stainahs*, *waúrdahs* zusammenstellen. Das Suffix erscheint im Germanischen mit *g* in den Formen: *-ag*, *-ig*, *-ug* und ist das nhd. *-ig* z. B. in *haar-ig* (vgl. Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgerm. Dialekte, Halle 1885, § 202 ff.). *Lîvah* würde bedeuten 'Leben habend, mit Leben behaftet' und also *requa-lîvah* 'ein Leben in der Finsterniss führend'. Die Endung *-ano* würde ebenso zu fassen sein wie oben.

Mögen wir das Wort auf diese oder jene Weise abtheilen, es kommt beidemale derselbe Sinn heraus."

2) Neuentdeckte Inschrift aus der Pfalz.

In Esthal, einem vier Stunden westlich von Neustadt a. d. H. gelegenen pfälzer Walddorfe, hat sich vor Kurzem beim Roden 1 Fuss tief eine Inschrift gefunden, welche nach Mehlis', mir am 7. December 1885 zugeschickter, Abschrift lautet:

MER^O
VITVO
FAVIO
NIS·V·L·
L·M

Sie steht auf einem 0,45 hohen, 0,165—0,200 breiten und 0,10 m dicken gelben Sandstein. Das Denkmal hat einen Aufsatz mit Wulsten und einen Sockel, also die gewöhnliche Form einer Ara. Dass

es sich nicht um einen Grabstein[1]) handelt, sondern um einen Votivaltar, erhebt die ungemein häufige Schlussformel v. l. l. m. (hier also ohne solvit) über allen Zweifel.

In der ersten Zeile sind nach Mehlis' brieflicher Mittheilung die zwei letzten Buchstaben undeutlich, um so weniger steht also der nahe genug liegenden Vermuthung etwas entgegen, dass man MER-C(urio) lesen muss. — Der dritte Buchstabe in Z. 2 ist nach Mehlis entweder T oder D und Z. 3 hat nach demselben das I oben vielleicht einen kleinen Querstrich (Ͳ).

Vorbehaltlich einer Nachprüfung des Originals lese ich: [*Mer(curio)*] *Vituo*, *Favionis* (filius oder eventuell filia), *v.* (*s.*) *l. l. m.*

Mit dem Namen Vituo ist zu vergleichen Vittuo, wie auf der Merkur-Inschrift aus Rohrbach bei Heidelberg (Br. 1702 = Haug, Denksteine 1877 n. 13) wahrscheinlich zu lesen ist. — Ob der Name des Vaters wirklich Favio lautet, wird sich wohl bei einer Revision des Steines feststellen lassen. — Die Buchstaben sind nach Mehlis nur oberflächlich eingehauen und nicht gut geformt. Er mag recht haben, wenn er die Inschrift um 300 ansetzt. — Der Stein, den Mehlis am 5. December 1885 gefunden hat, befindet sich jetzt in Dürkheim.

3) Inschrift aus dem Lande der Tungri.

Eine wichtige, sonst unbekannte Steininschrift aus dem an solchen Denkmälern auffallend armen Belgien ist uns erhalten durch ein etwa 200 Jahre altes Manuscript des Canonicus Van den Berch, welches sich im Besitz des Grafen De Grunne in Hamal bei Tongern befindet. Das Verdienst, dieselbe bekannt gemacht zu haben, gebührt Herrn H. Schuermans, erstem Präsident des Appellhofes in Lüttich, welcher sie im Bulletin de la Société des Mélophiles de Hasselt V (1868) p. 80 und im Bulletin des commissions roy. d'art et d'archéol. VII (1868) p. 53 abgedruckt hat; in demselben Bande der letzteren Zeitschrift p. 513 hat sie Driesen nach einer Mittheilung von De Borman ohne Bezugnahme auf Schuermans' Publication und ohne jede eigene Zuthat wiederholt.

Die Inschrift stammt nach Van den Berch aus Gors-op-Leeuw[2]),

---

1) Wie Mehlis annahm, dessen Copie und Deutung in der Münchener Allg. Zeitung vom 13. December 1885, Beil. II S. 3 (aus dem Korresp. v. u. f. Deutschland) veröffentlicht ist.

2) Auf der grossen Karte von Capitaine aus dem Jahre 1796 wird der Name dieser Ortschaft „Geursleew" geschrieben und der des benachbarten ha-

einem $7^1/_2$ Kilometer von Tongern, westlich der von Tongern nach Hasselt führenden Strasse, gelegenen Dorfe. Sie lautet:

C·GRACILE IVSSIM.III.
AEDIL . C.T.SIBI·I·E·I.
ET QVINTO.LIBERI.I.
AVDAX ET QVINTV.

Meines Wissens ist eine Erklärung dieses Textes[1]) bis jetzt noch nicht versucht worden, sie ergibt sich aber, wie ich glaube, mit Leichtigkeit und danach verdient die Inschrift hier besprochen zu werden. Offenbar ist zu lesen:

C. Gracileius Simi[*l*]*i*[*s*] *aedil(is) c. T. sibi* [*f*]*e*[*cit*] *et Quinto liber*[*to*]. *Audax et Quintu*[*s*]......

Es handelt sich um ein Grabmonument, welches der in der ersten Zeile Genannte ursprünglich für sich allein, dann noch seinem Freigelassenen Quintus bei Lebzeiten errichtet hatte. Der verloren gegangene Schluss lässt sich selbstverständlich nicht errathen; beispielsweise kann 'hic siti sunt' dagestanden haben. Der Quintus der 4. Zeile ist vermuthlich identisch mit dem in der 3. Zeile genannten Freigelassenen und Audax wird in dieselbe Kategorie gehören. Das Gentilicium 'Gracileius' kommt meines Wissens sonst nicht vor, wohl aber das damit identische 'Gracilius' (s. Corp. Inscr. Lat. vol. III und X). — Der überlieferte Text fügt sich also leicht in eine anstandslose epigraphische Fassung und wir haben daher auch in dem Uebrigen um so weniger Berechtigung, der Abschrift des Van den Berch zu misstrauen. Die Inschrift war allem Anschein nach leicht lesbar, nur am Ende der Zeilen und unten beschädigt.

Besonderen Werth hat die Inschrift wegen des AEDIL . C . T., welches offenbar zu erklären ist: aedilis civitatis Tungrorum. Der Fundort liegt etwa fünf römische Meilen von Tongern, der Atuatuca[2])

---

meau „Op Leew". Offenbar identisch mit diesem ist die mittelalterliche „Leeuwe villa", welche Imbert, de pagis 1819 p. 121 in der Hasbania (Hesbaie) erwähnt.

1) Bei Driesen steht Z. 1 WSSIM und Z. 2 am Ende E·I gedruckt.

2) Ob Atuatuca oder Aduatuca zu schreiben ist, lässt sich bei dem Schwanken der Handschriften und in Ermangelung eines inschriftlichen Zeugnisses nicht mit Sicherheit entscheiden. Vorläufig aber ist meines Erachtens der Form mit t entschieden der Vorzug zu geben und von dieser bei der etymologischen Erklärung auszugehen. Die Cäsar-Handschriften schwanken in dem Namen des Ortes und Volkes zwischen t und d (s. Holder's Ausgabe); Orosius hat in seinem Exemplar des Cäsar höchstwahrscheinlich t gefunden, da die besten Hss.

Tungrorum, dem Vorort dieser Civitas[1]), und ohne Zweifel innerhalb des Gebietes derselben. Wir gewinnen damit das erste epigraphische[2]) Zeugniss für diese Volksgemeinde und zugleich für einen Aedil derselben. Von dem letzteren, welcher als solcher ohne Zweifel in Atuatuca oder innerhalb dessen Bannmeile wohnhaft war[3]), erfahren wir also, dass er etwa 5 m. p. entfernt davon sein Grabmal errichtet hatte. Mommsen hat im Hermes 16, 481 darauf hingewiesen, dass auf den bis jetzt in der civitas Helvetiorum gefundenen Inschriften kein einziger aedilis erscheint, sondern nur örtliche curatores für die einzelnen vici und sonstigen Ansiedelungen des Gemeindegebietes; dass dage-

---

LPR darin an allen drei Stellen übereinstimmen, und diese Form ist deshalb von mir in dem neuesten Textabdrucke eingesetzt. Für t sprechen ferner Ptolemaeus 2, 9, 4 (Ἀτουάκουτον mit irriger Versetzung des κ und τ) und Cassius Dio 39, 4 (Ἀτουατικοί), worauf ganz besonderes Gewicht zu legen ist, da nach meinen Beobachtungen die griechischen Hss. in solchen Fällen mehr Autorität besitzen als die lateinischen. Dazu kommt endlich noch die tab. Peut. (atvaca), während nur das Itin. Ant. 378 d aufweist (aduaca tungrorum mit hierfür unwesentlichen Varianten der Hss.). — Ueber die auf Atuatuca bezüglichen topographischen Fragen soll an anderer Stelle gehandelt werden. Hier sei nur noch als Curiosum erwähnt, dass aus der erwähnten Form atuaca (aduaca) von Manchen auf eine spätere Aenderung des Stadtnamens („Aduatuca, puis Aduaca" sagt Desjardins zur t. Peut.) oder gar auf Verschiedenheit des Ortes geschlossen worden ist. Consequenter Weise müsste man dann die unzähligen Corruptelen in den Handschriften der tab. Peut. und der Itineraria Ant. als ebenso viele wirklich antike Namen acceptiren. Zu derselben Art von Kritik gehörte es z. B., wenn Menso Alting, notit. Bat. 1697 p. 89 ein doppeltes Lugdunum Batavorum annehmen wollte, blos weil die Gradangaben des Ptolemaeus nicht zu der Lage von Leiden stimmen. — Aus der Uebereinstimmung in atuaca (aduaca) ist vielmehr zu schliessen, dass die Strassenkarte und das Strassenbuch diesen Fehler in ihrer gemeinsamen Quelle vorfanden, und man hat darin wie in vielem Anderen einen Beleg für die Verwandtschaft beider Zeugen zu erkennen.

1) 'gentis caput' sagt Tacitus Hist. 1, 68.

2) In der Litteratur wird sie erwähnt in der vielbesprochenen Stelle über die Mineralquelle bei Plinius nat. hist. 31 § 12: 'Tungri civitas Galliae fontem habet insignem' u. s. w.

3) Wählbar zu einem Amte der Volksgemeinde war ein civis Tunger, auch wenn er nicht in dem Hauptorte selbst wohnte; war er aber gewählt, so musste er sein Domicil dorthin oder wenigstens in die Bannmeile verlegen. Die letztere erstreckte sich nach der italischen Städteverfassung bis tausend röm. Schritte von den Stadtmauern. S. Mommsen, Ephemeris ep. II p. 134 sq. und Hermes 16, 480 fg.

gen in den grösseren pagi der Allobrogen (z. B. in Genf) und der Vocontii Aedilen[1]) auftreten, und er hat diese Erscheinung aus dem Unterschiede der italischen und gallischen Gemeindeordnung völlig überzeugend hergeleitet. Hiermit stimmt, dass der einzige in Brambach's Sammlung vorkommende Aedil gerade der civitas Taunensium mit ihrem ausgedehnten Hauptorte bei Heddernheim angehört[2]). Unsere Inschrift besitzt daher auch insofern Interesse, als sie von der Bedeutung Zeugniss ablegt, welche Atuatuca Tungrorum schon in vordiocletianischer Zeit hatte; denn in diese haben wir das vorliegende Denkmal höchst wahrscheinlich zu setzen. Im 4. und 5. Jahrhundert war es unter dem Namen 'Tungri'[3]) neben Cöln die bedeutendste Stadt in der seit Diocletian's Provinzialeintheilung bestehenden Germania secunda[4]).

---

1) Auch bedeutende vici konnten in Gallien ihre eigenen aediles haben. Ein solcher kommt vor in dem Vorort der Senones, dem vicus Agiedincum oder Agiedicum, seit dem 4. Jahrh. 'Senones', jetzt 'Sens', nach der Inschrift aus dem Jahre 250 (Longpérier, Revue de philol. II, 1847, p. 356): 'aedil. vikan. Agied.' Dieselbe Persönlichkeit war (zu anderer Zeit) Aedil der ganzen Volksgemeinde: 'aedil. c(ivitatis) S(enonum)'.

2) Bramb. n. 1463, von mir in Wiesbaden copirt.

3) Der ursprüngliche Ablativ 'Tungris' wurde dann bald als Nominativ gefasst, z. B. schon von Ammian 15, 11. Im Mittelalter findet sich der davon gebildete Accusativ 'Tongrim'.

4) Ammian a. a. O. u. Notit. Galliar. p. 267 ed. Seeck.

Heidelberg. Zangemeister.

6. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn.

Hierzu Taf. III u. IV.

7.

Grabstein eines Reiters der ala Sulpicia aus Cöln.

Unweit der Stelle an der Gereonsstrasse in Cöln, wo im Jahre 1846 das Reliefbild eines Mahles und der Inschriftstein des Longinus Blarta, eines Reiters des Sulpicischen Geschwaders, beide jetzt im Museum Wallraf-Richartz daselbst aufbewahrt, gefunden wurden, sind im Anfang des Monats December des verflossenen Jahres auf dem den Erben des verstorbenen Justizraths Notars Claisen zugehörigen, gegenüber dem erzbischöflichen Palais gelegenen und mit No. 17—23 bezeichneten Grundstücke bei den Erdarbeiten für den Neubau des königlichen Bauraths Herrn Pflaume abermals mehrere Grabdenkmäler zu Tage gefördert worden, deren genauere Beschreibung ich im Folgenden zu geben beabsichtige.

Das erste derselben, welches aus Muschelkalkstein besteht, ist 2,30 m hoch, 0,87 m breit und 0,30 m tief. Auf dem oberen Theile des Denkmals befindet sich in einer 0,06 m tiefen Nische, die oben zu beiden Seiten mit schneckenartig gewundenen Bekrönungen verziert ist, eine 0,82 m hohe und 0,75 m breite Reliefdarstellung, welche früher, weil sie auf Grabsteinen sehr geläufig ist, vielfach für ein Leichenmahl ausgegeben worden ist. Vgl. Taf. III Fig. 1.

Der Verstorbene ist so dargestellt, wie er sich im Leben beim behaglichen Mahle zeigte. Er liegt deshalb halb aufrecht auf einem niedrigen mit Polstern bedeckten und mit einer hohen Rückenwand versehenen Ruhebette, welches auf gedrehten dreistufigen Stollen ruht, von denen allein der vordere auf der linken Seite befindliche sichtbar ist. Von dem Lectus hängt gleichsam zum Schutze desselben eine mit Franzen besetzte Decke, torale, herab, die aber nicht, wie es wohl geschieht, bis zur anderen Seite sich erstreckt noch auch bis zur Erde reicht. Obgleich der Todte dem Kriegerstande angehört hat und als aktiver Soldat gestorben ist, ist er doch nicht in seiner militärischen

Kleidung dargestellt, sondern in der Tracht des römischen Bürgers, in Tunica und Toga, welche letztere in reichem Faltenwurfe geordnet den ganzen Körper mit Ausnahme des rechten Unterarmes einhüllt. Es ist das eine Eigenthümlichkeit, die auch auf den übrigen Denkmälern dieser Art begegnet und sogar bei denjenigen Kriegern beobachtet worden ist, die das Bürgerrecht noch nicht erhalten hatten. Der Verstorbene hat die rechte Hand auf das in die Höhe gezogene Knie des rechten Beines gelegt, während er sich mit dem linken Ellenbogen auf ein Armpolster, cubital, stützt. Das dem Beschauenden zugewandte Gesicht, dessen rechte Hälfte stark beschädigt ist, ist ziemlich breit, hat durchaus nichts Portraitähnliches, sondern erinnert vielmehr in seinem handwerksmässigen Typus mit den weit vom Kopf abstehenden Ohren und der Haartracht an die zahlreichen Denkmäler mit ähnlichen Vorstellungen in unserem Rheinlande. In der linken Hand hält der Todte ein mit einem Henkel versehenes tassenförmiges Gefäss, dass er unten am Fusse gefasst hat. Vor ihm steht ein niedriger runder, nach älterer Sitte ungedeckter [1]) Tisch, der auf drei geschweiften unten in Thierklauen auslaufenden Füssen ruht. Auf demselben stehen zwei ebenfalls gehenkelte dem in der Hand gehaltenen ähnliche Trinkgefässe.

In der rechten Ecke der Nische steht am Fussende des Lectus in abwartender Stellung die 0,45 m hohe Figur einer jüngeren männlichen Person, deren Gesicht nebst den gerade so wie bei dem Verstorbenen vom Kopfe abstehenden Ohren theilweise jetzt zerstört ist. Dieselbe ist höchst ungeschickt gearbeitet, wie dies namentlich die äusserst plumpen zu den übrigen Körpertheilen in gar keinem richtigen Verhältniss stehenden Beine und die langen Finger darthuen. Es ist höchst wahrscheinlich der Diener, wie dies seine Haltung schon anzeigt. Denn er hält in der rechten Hand, welche über die linke gelegt ist, einen länglichen etwas undeutlich ausgefallenen Gegenstand, in dem wir nach der Analogie ähnlicher Denkmäler das zur Füllung der Trinkgeschirre dienende Schöpfgefäss zu erkennnn haben werden.

Unmittelbar unter der Nische steht die in schönen und ziemlich regelmässigen Zügen eingehauene dreizeilige Inschrift, deren Buchstaben

---

1) Auf einzelnen Denkmälern, wie z. B. auf dem in St. Emmeram zu Mainz befindlichen (Klein, Röm. Denkmäler ausserhalb des städt. Museums 1861 S. 16) und auf dem Kölner Grabstein des Veteranen der Legio I Minervia, C. Julius Maternus (Düntzer, Museum Wallraf-Richartz S. 89 no. 188), ist dagegen der Tisch mit einem Tafeltuch belegt, welches unseres Wissens erst in der Kaiserzeit aufgekommen ist. Vgl. Marquardt, Handbuch der röm. Alterthümer VII S. 303.

in der ersten und zweiten Zeile 0,05 m, in der dritten 0,04 m hoch sind. Dieselbe lautet:

M · ÆMLIVS DVRISES · EQ · AL ·
SVLP · TVR · NEPOTIS · AN · XXXVI ·
STIP · XVI · HEREDES EX · T · F · C ·

Also:

M(arcus) Ae[m]ilius Duri[s]es, eq(ues) al(ae) Sulp(iciae) tur(ma) Nepotis, an(norum) triginta sex, stip(endiorum) sedecim. heredes ex t(estamento) f(aciendum) c(uraverunt).

Die Lesung der Inschrift ist im Allgemeinen völlig sicher und selbst an den Stellen, wo der Stein kleine Beschädigungen durch die Hacke des Arbeiters erfahren hat, kann über dieselbe kein Zweifel entstehen.

Z. 1 fehlt jetzt im Gentilnamen ein Buchstabe. Derselbe kann, wie die vorhandenen Reste desselben abgesehen von der allein möglichen Namensform darthuen, nur ein M gewesen sein. — Der nach M folgende Buchstabe L ist mit dem vorhergehenden I zu einem Zuge verbunden. — Ebenfalls im Unklaren befinden wir uns gegenüber dem fünften Buchstaben des dritten Wortes in dieser Zeile, welches das Cognomen des Verstorbenen enthält. Trotz der Beschädigung, welche der Stein an dieser Stelle erfahren hat, sind die Reste des Buchstabens noch ziemlich deutlich erkennbar und lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, dass er ein S war.

Der Verstorbene hiess also mit vollem Namen Marcus Aemilius Durises. Das Cognomen Durises scheint neu zu sein; wenigstens ist es meines Wissens bis jetzt anderweitig noch nicht nachgewiesen.

Was den Truppentheil anbetrifft, in dem der Verstorbene zu Lebzeiten gedient hat, so ist die ala Sulpicia, welche, wie Henzen [1]) zuerst bemerkt hat, vom Kaiser Sergius Sulpicius Galba gebildet und nach ihm benannt worden ist, auch sonst bereits bekannt. Ausser der im Eingange erwähnten ganz in der Nähe der Fundstelle dieser Inschrift zu Tage gekommenen Grabschrift [2]) des Longinus Blarta Bisae f(ilius), welcher ebenso wie Durises als Reiter derselben angehört hat,

---

1) Bonn. Jahrb. XIII, 1848, S. 74. Vgl. J. Becker, ebendort XXIX/XXX, 1860, S. 182.

2) Corp. inscr. Rhen. 844 = Düntzer, Museum Wallraf-Richartz. Cöln 1885. S. 100 n. 205.

kennen wir noch einen duplarius derselben Ti. Ulpius Acutus [1]) aus einer gleichfalls zu Cöln an St. Cunibert ausgegrabenen aber jetzt verlorenen Weihinschrift vom J. 187 n. Chr. und einen Präfekten der Ala, Namens Tib. Antistius Fausti f(ilius) Marcianus [2]) aus einer Lyoner Inschrift, welche hinsichtlich der Zeit ihrer Errichtung der zuletzt erwähnten Cölner Inschrift ziemlich nahe kommt. Denn die in derselben genannten *imperatores domini nostri Augusti* sind eher für Severus und Caracalla [3]) als für Marcus Aurelius und L. Verus anzusehen. Die ala Sulpicia lag demgemäss in dem Anfang des dritten Jahrhunderts am Niederrhein in Garnison und zwar in Cöln. Denn alle bis heute von ihr bekannt gewordenen inschriftlichen Denkmäler sind zu Cöln gefunden. Auch steht nichts der Annahme entgegen, dass der in der Lyoner Inschrift genannte Präfekt Tib. Antistius Marcianus sie ebenfalls am Rheine befehligt hat. Dafür, dass sie auch bereits früher zum niedergermanischen Heere gehört hat, spricht jetzt die neue Cölner Inschrift, deren Buchstabenzüge auf die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. nachweisen. Wann sie an den Rhein gekommen und ob sie gleich nach ihrer Errichtung dorthin gelegt worden ist, sind Fragen, welche vor der Hand noch ungelöst bleiben werden.

Unterhalb der Inschrift, deren Fläche eine Höhe von 0,32 m hat, beginnt eine zweite 0,56 m hohe Reliefdarstellung in einer 0,04 m tiefen von einem 0,04 m breiten Rand umgebenen Fläche. Wir sehen ein nach rechts gewandtes vom Kopf bis zum Scheitel 0,54 m messendes Pferd von edlen Körperformen, welches das linke Vorderbein zum Gehen erhoben hat. Die Mähnen sind schön in die Höhe gekämmt und der lange Schweif reicht fast bis auf die Erde hinab. Ueberhaupt die ganze Darstellung verräth eine ausserordentlich naturalistische Auffassung, indem sogar an den Füssen die kleinen über die Hufen herabhängenden Haare nicht vergessen sind. Das Thier, dessen Kopf und rechtes Vorderbein in seinem unteren Theile beschädigt ist, ist vollständig gesattelt und gezäumt und das Riemenzeug allenthalben am Kopfgeschirr wie an den Gurten, auf dem Hinterschenkel und auf der Brust mit rosettenartigen Schmuckplatten (Phalerae) verziert. Der mit bogenförmig nach vorne geneigtem Knauf und stark in die Höhe

1) Corp. inscr. Rhen. n. 314.

2) Boissieu, Inscr. de Lyon p. 269 n. 23 = Henzen 6944; Wilmanns 1269.

3) So auch Wilmanns a. a. O. Borghesi, Oeuvres t. V p. 8 hatte die Sache unentschieden gelassen.

gehendem Rückende versehene Sattel liegt auf einer in schönem Faltenwurfe herabfallenden Decke, deren Saum mit Troddeln besetzt ist, aus denen an den beiden Enden je drei 0,13 m lange Lederstreifen herabhängen. Auf der dem Beschauer entgegengesetzten linken Seite des Sattels ist ein länglicher Schild befestigt, der über demselben theilweise sichtbar wird.

Hinter dem Pferde steht der Sklave des Reiters, dessen Figur die gleiche Höhe wie das Pferd hat. Mit der Rechten führt er das vor ihm einherschreitende Pferd an dem über den Sattel hergehenden Leitriemen, mit der Linken trägt er zwei über die linke Schulter gelegte Speere. Merkwürdig ist, dass gerade wie den eigentlichen Soldaten [1]) so auch hier dem die Waffen nachtragenden Sklaven des Reiters zwei Lanzen gegeben werden. Und zwar findet sich diese Eigenthümlichkeit nicht auf diesem Denkmal allein, sondern sie kehrt auch auf dem gleich zu besprechenden zweiten Kölner Grabstein und mehreren anderen Monumenten [2]), auf denen diese Darstellung uns erhalten ist, wieder. Eine hinreichende Erklärung hierfür ist bis jetzt noch nicht gefunden. Bekleidet ist der Mann mit einem eng anliegenden Gewande, wahrscheinlich der Tunica, deren Saum am Halse sich abhebt und auf dem Kopfe trägt er einen Helm mit Stirnschild und Wangenbändern, dessen Schädelwölbung, wie auch sonst bei den Reiterhelmen rheinischer Grabdenkmäler [3]) der Fall ist, in deutliche Rippen in Form von Haarparthieen ausgearbeitet ist.

8.

Grabstein eines Reiters der ala Afrorum aus Köln.

Zugleich mit dem eben besprochenen Grabstein und zwar in nächster Nähe desselben wurde ein zweites etwas kleineres Grabmonument zu Tage gefördert. Dasselbe besteht ebenfalls aus Kalkstein und hat eine Höhe von 1,95 m, eine Breite von 0,80 m und eine Tiefe von 0,15 m.

Auch dieses Grabdenkmal, von dem eine Abbildung diesem Hefte leider nicht hat beigegeben werden können, hat drei übereinander liegende Felder, deren mittleres die Inschrift einnimmt.

Die bildlichen Darstellungen, welche diesen Grabstein schmücken,

1) Vgl. hierzu Klein, Bonn. Jahrb. LXXVII, 1884, S. 23.

2) So zu Mainz bei Becker, Die röm. Inschriften u. Skulpturen der Stadt Mainz S. 73 n. 224.

3) Vgl. Lindenschmit, Tracht u. Bewaffn. des röm. Heeres, Taf. VII, 3. XII, 7.

sind denjenigen auf dem ersten Denkmale sehr ähnlich, wie alle Monumente mit den genannten Darstellungen nur in einzelnen Details von einander abweichen.

Auf dem oberen Felde befindet sich eine 0,62 m hohe und 0,05 m tiefe bogenförmige Nische, deren Ecken mit schneckenartig gewundenen Bekrönungen ausgefüllt sind. In derselben ist ebenfalls ein Mahl dargestellt. Der Trinkende, welcher mit der hübsch geordneten Toga bekleidet ist, liegt auch hier halb aufrecht, das Gesicht und den Oberkörper dem Beschauer zugewandt, auf einer mit Polstern belegten und auf dreifach abgestuften Stollen ruhenden Kline, von denen der vordere linke noch sichtbar ist. Er stützt sich auf den linken Arm, während die rechte Hand auf dem leicht in die Höhe gehobenen rechten Schenkel ruht. In der Linken hält er ein gehenkeltes Trinkgeschirr. Auf dem vor dem Verstorbenen stehenden runden, ungedeckten Tische mit drei geschweiften den in diesen Jahrbüchern Heft XXXVI Taf. I Fig. 3 abgebildeten ähnlichen Füssen befanden sich einst drei Gefässe. Das mittlere derselben ist jetzt durch den Bruch des Steines gänzlich vernichtet. Zu beiden Seiten erblickt man ein bauchiges Geschirr mit zwei Henkeln und ein kleines kumpiges Gefäss, welches mit nicht ganz deutlich gearbeiteten mehr länglichen als runden Gegenständen, die wahrscheinlich Früchte oder Eier [1]) vorstellen sollen, angefüllt ist. Am Boden neben dem Tische steht ein grosses fast bis zur Höhe des Ruhebettes reichendes cylinderförmiges einhenkliges Gefäss mit kurzem engem Halse, das wahrscheinlich für einen Wasserkrug anzusehen ist.

In der rechten Ecke der Nische steht am Fusse des Lagers der mit der einfachen bis zu den Knieen reichenden Tunica bekleidete Diener, welcher ganz so wie auf dem vorhergehenden Grabsteine die Hände über einander gelegt hat und das Schöpfgefäss in der Linken hält.

Unter der Nische steht in fünf Zeilen die Grabschrift des Verstorbenen, welche eine Fläche von 0,40 m Höhe einnimmt. Ihr Wortlaut ist nach meiner Abschrift folgender:

L · CRISPI · F · CIVES
MARSACVS · EQ · ALAE
AFFRO · TVRMA FLAVI
ANN · XXVII · STIP · VIIII
H · F · C

1) Für Eier hat sie L. v. Urlichs auf dem in diesen Jahrbüchern IX, 1846, S. 147 von ihm beschriebenen Grabmonument aus Bonn erklärt.

Also:

L(ucius), Crispi f(ilius), cives Marsacus, eq(ues) alae Affro(rum) turma Flavi, ann(orum) duodetriginta, stip(endiorum) novem. h(eres) f(aciendum) c(uravit).

Die Buchstabenhöhe beträgt in der ersten Zeile 0,07 m, dann allmählich abnehmend in der zweiten und dritten Zeile 0,06 m, in der vierten 0,05 m und endlich in der fünften 0,04 m.

Unser Soldat, der ebenfalls den Auxiliartruppen angehörte, hatte, wie das durchgängig der Fall ist, nicht das römische Bürgerrecht. Deshalb wird die Heimath nicht durch einen Stadtnamen, sondern durch den Namen des Gaues [1]), aus welchem der Betreffende herstammte, bezeichnet. Er heisst hier cives [2]) Marsacus. Die Marsaker sind bekannt. Sie waren ein den Canninefaten benachbarter Volksstamm, der im heutigen Holland zwischen den verschiedenen Rheinmündungen in der Nähe des Flevo-See's, wie Plinius (nat. hist. IV, 15, 101; vgl. IV, 17, 106 [3])) angibt, wohnte. Auch Tacitus (hist. IV, 56) gedenkt ihrer bei Gelegenheit des Aufstandes des Civilis. Ueber die genauere Begrenzung ihres Wohngebietes gehen die Ansichten auseinander. Mannert [4]) suchte sie auf der Insel Zeeland zwischen Rhein und Maas, und erklärte ihren Namen durch „Meersassen" d. i. Seeländer; von Ledebur [5]) nahm den Gau Marsum an der Mündung der Maas und endlich Ukert [6]) den Distrikt weiter nordöstlich zwischen dem nach Leyden führenden Rheinarme und dem Zuydersee als ihre Wohnstätte an, welche letztere Annahme wohl der Wahrheit am nächsten kommt.

---

1) Vgl. Mommsen, Hermes Bd. XIX, 1884, S. 23 ff.

2) Für die Form cives statt civis vgl. C. I. Rhen. 71. 418. 981. 1081. 1089. 1228. 1524. 1639.

3) Bei Plinius findet sich die Namensform *Marsacii.* Ein T. Hortesius Mucro wird natione Marsaquius auf einer stadtrömischen Inschrift (Corp. inscr. Lat. VI, 3263), die ihm sein Bruder gesetzt hat, genannt. — Wahrscheinlich hat der auf einem Cölner Grabsteine genannte Soldat der dritten Lusitanischen Cohorte Mansuetus Arraceni f(ilius) ebenfalls dem Volksstamme der Marsaci angehört. In diesem Falle wäre die jetzt vorn und am Ende lückenhafte dritte Zeile der Inschrift, welche von Düntzer (Museum Wallraf-Richarz S. 106 n. 221) ⌒SMARS^, von Brambach (C. I. Rhen. 312) SS MARSΛ gelesen worden ist, in Wirklichkeit aber ⌐SMARSΛ lautet, [civ]ES MARSA[cus] zu ergänzen.

4) Geographie der Griechen u. Römer III, 170.

5) Land und Volk der Brukterer, Berlin 1827, S. 115.

6) Geographie der Griechen u. Römer III, 1 S. 371.

Mit der peregrinen Abstammung völlig in Einklang steht die seltsame Weise, mit der der Name des Kriegers bezeichnet ist, nämlich durch den Vornamen mit beigefügtem Vaternamen. In der Regel steht anstatt des Vornamens das Cognomen mit zugesetztem Vaternamen oder der Vornamen und der Zunamen mit folgendem Vaternamen, allein ein blosser Vorname mit angeschlossener Vaterbezeichnung steht wohl vereinzelt da. Wenigstens kenne ich bis jetzt kein zweites Beispiel dieser Art.

Die Auxiliartruppe, in welcher dieser Peregrine gestanden hat, ist nicht ganz unbekannt. Wie ihr Name, der durch Versehen des Steinmetzen auf dem Steine mit einem doppelten F geschrieben ist, besagt, ist sie bei ihrer Einrichtung aus Afrika [1]) recrutirt worden. Dort scheint sie auch in der ersten Zeit ihrer Entstehung gelegen zu haben, wenngleich bis jetzt für ihren afrikanischen Aufenthalt keine Zeugnisse vorliegen. Im Verlaufe der Zeit ist sie nach Niedergermanien verlegt worden, denn sowohl auf einer zu Leiden aufbewahrten, von Dodewaard in der holländischen Provinz Gelderland herstammenden Grabinschrift [2]) wird ein Veteran derselben, M. Traianiu[s] Gumattius Gaisionis f(ilius), als auch auf einem zu Cleve vor ungefähr sechzehn Jahren der Vergessenheit wieder entrissenen Inschriftfragment [3]) ein Reiter derselben genannt, dessen Namen jedoch verloren ist. Wenn gleich die Herkunft dieses zuletzt erwähnten Steines sich nicht hat ermitteln lassen, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, dass derselbe in der Nähe von Cleve zu Tage gefördert wurde. Ungleich wichtiger namentlich in chronologischer Beziehung ist der Umstand, dass diese ala ausser auf jenen Inschriften [4]) auch auf einem in der Nähe von Calcar gefundenen

1) Vgl. Vaders, De alis exercitus romani. I. Halle 1883. p. 5. Mommsen, Hermes XIX, 1884, S. 45.

2) Corp. inscr. Rhen. n. 66.

3) Bonner Jahrbücher LXI, 1877, S. 70 n. 5: .... | *eq* .... | *Afror* .... | *Crescen* .... | *v. s. l.* [*m.*].

4) Vielleicht ist unsere ala auch auf einem jetzt verlorenen Kölner Steine (Corp. inscr. Rhen. 317) genannt, dessen Ueberlieferung allein auf der Abschrift Crombachs beruht. Dort heisst es in der zweiten Zeile EQVES A·AEER, wozu Brambach bemerkt: „unde aut AIAE fR[ont] aut A[lae] AFER (sic) aut AIAE afR legendum". Wenn man nun die Lesung AFFR auf unserem Steine in Betracht zieht, so liegt die Vermuthung nahe, dass ein ähnliches Versehen auch auf dem von Crombach abgeschriebenen Steine obgewaltet hat und demgemäss der Gedanke an die Erwähnung unserer ala auf demselben nicht so leichten Kaufs von der Hand zu weisen ist.

Fragment eines Diplomes [1]) erscheint, auf dem Mommsen die lückenhaften Worte FT AF richtig durch et Af[rorum] ergänzt zu haben scheint. Freilich fehlt heute bei dem trümmerhaften Zustande des kleinen Dokumentes leider derjenige Theil, welcher den Namen des verleihenden Kaisers und den der Provinz enthielt, in der die mit dem Bürgerrecht beschenkten Truppen lagen. Dass indessen der Kaiser nur Domitianus hat sein können, lehrt eine Berechnung des Raumes, und dass die Provinz Niedergermanien gewesen ist, macht der Fundort wahrscheinlich, da die Diplome durchgängig in den Gegenden gefunden zu werden pflegen, in welchen die Heeresabtheilungen zur Zeit der Ausfertigung ihre Standquartiere hatten. Die ala Afrorum hat daher gegen das Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. einen Theil des niedergermanischen Heeres ausgemacht. Die Zeit, wann sie demselben eingereiht worden ist, ist zwar nirgends überliefert, sie lässt sich aber noch einiger Massen ausfindig machen. Nach dem batavischen Aufstande des Civilis, an dem die einheimischen Auxiliarcontingente in erster Reihe betheiligt waren, finden wir, worauf bereits von Anderen hingewiesen worden ist, in den germanischen Heeren fast gar keine germanischen Auxilien [2]) mehr, was gegenüber dem massenhaften Vorkommen derselben in den germanischen Heeren der früheren Kaiserzeit höchst bemerkenswerth ist. Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, dass die ala Afrorum eine derjenigen Auxilien gewesen ist, welche von Vespasianus an Stelle der entweder aufgelösten oder anderweitig placirten germanischen Hülfsgeschwader zur Completirung der dadurch im niedergermanischen Heere entstandenen Lücken verwendet worden sind. Sie mag daher nicht lange nach dem Regierungsantritt des Vespasianus an den Rhein gekommen sein, wo wir sie dann nach Ausweis des Calcarer Diploms unter Domitianus finden.

In dem unterhalb der Inschrift befindlichen Felde weist dieses Denkmal ganz dieselbe Darstellung auf, welche das zuerst beschriebene hat. Wir sehen auf einer 0,54 m hohen, 0,70 m breiten und 0,05 m tiefen von einem 0,05 m breiten Rande umschlossenen Fläche einen mit einem eng anschliessenden Gewande bekleideten Mann, auf dem Haupte einen Helm mit Wangenbändern und die Kopfform nachahmen-

1) Veröffentlicht zuerst von Fulda in den Bonner Jahrbüchern XLVI, 1869, S. 175 und genauer LXI, 1877, S. 78, daher zuletzt von Mommsen, Ephem. epigr. t. IV p. 184 Dipl. LXIV.

2) Vgl. die Diplome aus den Jahren 74. 82. 116 für das obergermanische Heer und Mommsen, Hermes XIX, 214.

der Helmhaube, in der Rechten ein Paar über die Schulter gelegte Lanzen tragend. Die Linke hat den Leitriemen des vor ihm stehenden Pferdes erfasst, das den linken Fuss eben zum Gehen hebt. Letzteres ist vollständig gezäumt und gesattelt; sein Lederzeug mit runden Schmuckplatten geschmückt. Der Sattel, dessen beide Enden gerade in die Höhe streben, liegt auf einer tief herabreichenden Schabrake, an deren beiden Enden ziemlich breite Lederstreifen als Zierrath herabhängen. An seiner linken Seite trägt das Pferd, das einen schönen langen Schweif und hübsche Mähnen hat, den ovalen Schild des Reiters.

9.

Grabmonumente aus Bonn.

Ehe ich zur Besprechung der übrigen an derselben Stelle in neuester Zeit ausgegrabenen Grabsteine übergehe, reihe ich der Vollständigkeit halber, da sich gerade eine günstige Gelegenheit dazu bietet, drei andere dem Bonner Boden entnommene, leider stark frequentirte Denkmäler an, welche auf derselben Vorstellung wie die eben beschriebenen beruhen. Sie sind alle drei auf Tafel III Fig. 2—4 abgebildet und sollen zugleich ein kleiner Beitrag zu einem hoffentlich bald sich verwirklichenden Corpus aller in den Rheinlanden gefundenen und noch vorhandenen durch bildliche Darstellungen ausgezeichneten Steindenkmäler sein, dessen Nothwendigkeit und Nützlichkeit gewiss Alle mit mir anerkennen werden.

Das erste (Taf. III Fig. 2) derselben von Jurakalk, welches zu Bonn unweit vom Kölnthore gefunden ist und augenblicklich mit der Sammlung des Alterthumsvereins im hiesigen Provinzialmuseum aufbewahrt wird, misst in der Höhe 0,61 m und an der breitesten Stelle 0,55 m. An der rechten Seite sowie unten ist der Stein abgebrochen. Die allein unversebrt erhaltene linke Seite zeigt einen 0,06 m breiten Rand, der oben an der Stelle, wo die Nische ihren Abschluss durch ein schräg nach der Spitze zulaufendes Dach erhält, zu drei kleinen. 0,05 m hohen Pilastern ausgearbeitet ist. An den beiden Ecken befinden sich durch schneckenartig gewundene Stirnziegel gebildete Bekrönungen, welche den Verzierungen auf dem Kölner Steine des Baccus [1]) und auf dem Bonner im Universitätsmuseum [2]) ähnlich sind.

1) Abgebildet in diesen Jahrbüchern XXXVI, 1864, Taf. I, 1.

2) Beschrieben von L. von Urlichs in diesen Jahrbüchern IX, 1846, S. 146 mit Abbildung Taf. VI.

Das Erhaltene zeigt eine Kline mit geschweifter Rückenlehne, welche mit einer Matratze und einem Rückenkissen belegt ist und an deren Kopfende eine mit Franzen verzierte Decke herabhängt. Auf diesem Lager ruht der Todte mit einem faltigen den Körper ganz einhüllenden Gewande, der Toga, bekleidet, nach rechts profilirt und halb aufrecht. Während derselbe, gestützt auf den linken Arm, die linke Hand nachlässig am Polster herabhängen lässt, hält er mit der erhobenen Rechten, deren Finger unverhältnissmässig lang ausgefallen sind, höchst wahrscheinlich eine kleine Schelle am Griffe gefasst. Dadurch weicht dieses Relief von allen übrigen bekannten Darstellungen, soweit sie genauer beschrieben sind, ab. Denn in diesen hat der Verstorbene bald ein Trinkgefäss mit beiden Händen erfasst, bald hält er das Gefäss in der linken Hand, während die Rechte auf dem Schenkel ruht, oder die Linke hält eine zusammengerollte Serviette, während die Rechte das Gefäss erfasst hat. Von dem auf der Kline stehenden Tische und den auf demselben aufgestellten Gegenständen sind nur so wenige Ueberreste vorhanden, dass ihre Beschaffenheit im Einzelnen sich nicht mehr bestimmen lässt.

Das zweite Relief (Taf. III Fig. 3) von Jurakalk, welches im Jahre 1878 auf dem Ziegelfelde des Hrn. Maurermeisters Strecke in Bonn an der Kölner Chaussee gefunden und vom Besitzer dem Bonner Provinzialmuseum zum Geschenk übergeben worden ist, misst an der besterhaltenen Stelle 0,59 m in der Höhe, die grösste Breite beträgt 0,42 m, die Tiefe 0,14 m. Erhalten ist nur der linke Rand, alle übrigen Seiten sind abgebrochen. Der Verstorbene, dessen Kopf jetzt fehlt, liegt, mit Tunica und Toga bekleidet, in einer mit Blätterzweigen zu beiden Seiten geschmückten Nische in Vorderansicht auf einem mit Polstern bedeckten Ruhebette, dessen vorderer Fuss links sichtbar ist. Mit der linken Hand hat derselbe ein von verticalen Rippen umgebenes Trinkgefäss zum Trinken erhoben, dessen Henkel die Rechte berührt. Von dem vor dem Speiselager sich befindlichen Tische ist fast keine Spur mehr vorhanden, wohl aber noch die Reste von zwei ehemals auf dem Tische stehenden Gefässen, welche dem in den Händen des Todten befindlichen ähnlich sind. Auf den beiden Seitenflächen war das Monument, wie die jetzt erhaltene Seite zeigt, mit Blätterornamenten ausgestattet.

Das dritte endlich ein wenig besser als die vorher genannten erhaltene Relief (Taf. III Fig. 4), welches auch aus Kalkstein besteht, ist ebenfalls im Jahre 1878 und zwar beim Bau des Hauses des Rent-

ners Hrn. Schmitz an der Coblenzerstrasse gefunden worden, welcher es dem hiesigen Provinzialmuseum zum Geschenk gemacht hat. Dasselbe ist jetzt oben und unten abgebrochen, ebenso ein Theil des rechten Randes. In Folge dieser Verstümmelung ist es heute etwas breiter als hoch; es ist etwa 0,59 m hoch, 0,63 m breit und 0,21 m dick.

In einer an ihrem vorderen oberen Abschluss stark bestossenen runden Nische von 0,05 m Tiefe, deren Wölbung durch nach oben zusammenlaufende Linien angedeutet ist, liegt eine männliche, mit der faltigen bloss die Unterarme freilassenden Toga bekleidete und nach rechts profilirte Figur auf einem Ruhebette, sich mit dem linken Arme aufstützend und in der linken Hand die Serviette haltend, während sie mit der Rechten leicht das Knie des in die Höhe gehobenen rechten Beines berührt. Von dem Lager, auf dem die Matratze liegt und von dessen Kopfseite eine verzierte Decke herabhängt, erblickt man noch rechts den vorderen Fuss. Ob derselbe an der entgegengesetzten Seite auch sichtbar dargestellt war, ist ungewiss, da der Stein jetzt dort ausgebrochen ist.

Der vor der Kline stehende Tisch, welcher etwas höher als die auf den übrigen Reliefs dargestellten ist, ist rund und ungedeckt und hat drei geschweifte Füsse, die hinsichtlich ihrer Form den Tischfüssen auf dem Kölner Relief des Mansuetus [1]) von der dritten Lusitanischen Cohorte und denjenigen auf dem Bonner Monument [2]) gleichen. Auf dem Tische steht in der Mitte ein doppeltgehenkeltes Gefäss, zur Rechten ein kleinerer bauchiger, scharf profilirter Topf mit eingezogenem Halse, zur Linken eine kumpige Schaale mit rundlichen Gegenständen, Früchten oder Eiern, hoch angefüllt. Am Boden steht rechts neben dem Tisch ein grosses cylinderförmiges Gefäss mit kurzem engem Halse und zwei kleinen Henkeln, das bis zur Höhe des Lectus reicht und höher als der Tisch ist.

Am Fusse des Lectus erblickt man den Diener in der Tunica, den puer a cyatho, wie er mit über einander geschlagenen Händen in ehrerbietiger Stellung der Befehle seines Gebieters gewärtig ist. Abweichend von anderen Darstellungen fehlt in seiner Hand das Schöpfgefäss. Die linke Seite seines Gesichts ist völlig zerstört, ebenso fehlen jetzt die beiden Füsse.

Die im vorhergehenden beschriebenen Kölner Grabsteine und

1) Vgl. Bonner Jahrb. XXXVI Taf. I, 8.

2) Ebenda IX Taf. VI.

die Bonner Relieffragmente, welche ohne Zweifel einst ebenfalls zu ähnlichen Grabdenkmälern gehört haben, stimmen hinsichtlich der auf ihnen zur Anschauung gebrachten Vorstellungen völlig mit den übrigen bislang veröffentlichten Darstellungen auf rheinischen Denkmälern, von deren überwiegender Mehrzahl man sehr ungern eine bildliche Reproduktion vermisst, überein. Die geringen Abweichungen, welche eine Vergleichung derselben im Einzelnen ergiebt, betreffen nur unwesentliche Details, welche die ihnen zu Grunde liegende Vorstellung gar nicht alteriren.

Früher hielt man diese Darstellungen, wie schon Eingangs bemerkt worden ist, sammt und sonders für Leichenmahle. Heutzutage ist man längst von dieser falschen Ansicht zurückgekommen und erklärt sie vielmehr, seitdem dieser Denkmälerklasse eine eingehendere Prüfung durch Letronne [1]), Friedländer [2]), Welcker [3]) und L. von Urlichs [4]) zu Theil geworden ist, ungleich richtiger für eine Wiedergabe des wirklichen Lebens, welche den Verstorbenen im frischen Genusse desselben beim Mahle zeigt. Die Sitte, solche Darstellungen der Verstorbenen auf Grabsteinen zu geben, ist ja den rheinischen Monumenten keineswegs speciell eigenthümlich, sondern sie kehrt allenthalben, wo römisches Leben pulsirt hat, wieder. Die Darstellungen weisen sammt und sonders in ihrer frappanten Uebereinstimmung, die sich namentlich in der bis zur Ermüdung einförmigen Haltung und Bildung der einzelnen Figuren ausspricht, auf ganz bestimmte Vorbilder hin. Diese sind zwar zunächst in Rom und in den aus den dortigen Ateliers hervorgegangenen Bildwerken zu suchen. Aber auch diese können auf Selbstständigkeit keinen Anspruch erheben. Denn sie gehen, wie bekannt ist, auf die griechischen, besonders attischen Muster zurück, wie überhaupt die römische Kunstübung sich nie gescheut hat, die griechischen Kunsttraditionen für ihre eigenen Arbeiten auszubeuten. Die in der jüngsten Zeit in immer grösserer Fülle bekannt gewordenen griechischen Darstellungen Verstorbener beim häuslichen Mahle haben erst recht zum Bewusstsein gebracht, wie sehr die Griechen es geliebt haben, die Bilder des heiteren Lebens zum Schmucke

---

1) Revue archéologique vol. III, 1846, p. 9.

2) Friedlaender, De operibus anaglyphis in monumentis sepulcralibus graecis p. 50 ss.

3) Welcker, Alte Denkmäler II, 282 ff.

4) Bonner Jahrb. XXXVI, 1864, S. 105 ff.

des Grabes zu verwenden. Wo aber dies bei den Griechen geschah, zeigt sich stets eine grosse Idealität in der Auffassung und vor Allem eine reiche Mannigfaltigkeit der angebrachten Motive. Und das ist eben die gewaltige Kluft, welche die griechischen von den römischen Monumenten trennt. Denn bei diesen ist der Kunstwerth durchschnittlich gering; sie sind meist roh gearbeitet und tragen das Handwerksmässige und den Mangel an freier lebensvoller Erfindung nur zu offen zur Schau. Dagegen ist ihnen ein peinliches Streben nach Realismus eigen, wodurch allerdings zuweilen ein höchst wahres Bild des Verstorbenen erreicht wird, das aber für jene eben genannten Mängel nicht annähernd entschädigen kann. Im Uebrigen sind sich die Darstellungen auf den Bildwerken beider Nationen ziemlich ähnlich. Gerade diese Aehnlichkeit hat L. von Urlichs zu der sehr wahrscheinlichen Annahme geführt, dass wie der Ausgangspunkt der ihnen zu Grunde liegenden Auffassung so auch die Zeit ihres Entstehens ungefähr die gleiche sei. Denn bei den Griechen reichen die ältesten Darstellungen der Art lange nicht an die Blüthezeit der Kunst heran, sondern fallen zum weitaus grössten Theile erst in die Zeit nach Christi Geburt, über die ja auch kein einziges römisches Exemplar derselben hinaufgeht. Vor Allem sind diese Skulpturen werthvoll für unsere Kenntniss antiken Lebens. Denn sie bieten in der That ein treueres und klareres Bild der untergegangenen römischen Cultur als es je eine Beschreibung in Worten zu geben vermag, zumal wenn sie mit gleichartigen Denkmälern verbunden und in ihrer Beziehung zur nächsten lokalen Umgebung betrachtet werden. Möchte doch sich recht bald Jemand finden, der sich der gewiss dankbaren Aufgabe unterzöge, diese Klasse von Denkmälern, welche so zu sagen Genrebilder des römischen Lebens darstellen, in systematischer Weise zu sammeln und in guten Abbildungen zu veröffentlichen. An dergleichen Bildwerken fehlt es in unseren rheinischen Museen wahrlich nicht.

10.

Sepulcralinschrift aus Köln.

Mit den beiden vorhin beschriebenen durch Bildwerke geschmückten Grabmonumenten aus Köln kam zu gleicher Zeit das Bruchstück eines viel einfacher gehaltenen Grabsteines zu Tage.

Da derselbe jetzt unten abgebrochen ist, so beträgt seine Höhe 0,60 m, seine Breite 0,58 m und seine Dicke 0,18 m. Die Rückseite

ist auf der rechten Seite zu einem Gesims gearbeitet. Ob dies vor oder nach der Benutzung des Steines zu sepulcralen Zwecken geschehen ist, lässt sich nicht feststellen. Das Material auch dieses Steines ist Jurakalk. Die vordere Fläche des Steines zerfällt in zwei ungleiche Theile. Von diesen enthält der obere 0,23 m hohe Theil in einem bogenförmigen Giebelfelde eine gut ausgeführte Rosette, auf dessen beiden Seiten schneckenartig gewundene Bekrönungen als Ausfüllung des viereckigen Steinabschlusses angebracht sind. Darunter befindet sich das jetzt 0,27 m hohe von 0,07 m breiten Leistenrändern eingeschlossene Inschriftfeld. Der Wortlaut der Inschrift, deren schöne und feste Buchstabenzüge in den beiden ersten Zeilen $8^1/_2$ cm und in der dritten [1] $5^1/_2$ cm hoch sind, ist folgender:

C · F A B R I
C I O · C · L ·
LAETO·L·NA
FVIVS·NASO

Umgeschrieben also lautet sie:

G(aio) Fabricio, G(aii) l(iberto), Laeto L(ucius) Naevius Naso ....

Die Lesung der einzelnen Worte, selbst der verstümmelten in der letzten Zeile, ist sicher. Die Buchstaben C und F in der ersten Zeile und L zu Anfang der dritten Zeile haben etwas durch Abschürfung der Oberfläche des Steines gelitten, sind aber sonst durchaus zweifellos.

Ein C. Fabricius, dem der in der Inschrift genannte C. Fabricius Laetus seine Freilassung verdankt, findet sich bis jetzt auf den zu Cöln gefundenen Inschriften nicht. Ebenso wenig ist die Persönlichkeit des L. Naevius Naso bekannt, welcher dem Laetus das Grabmal gesetzt hat.

11.

Inschriftfragment von Köln.

Kaum waren die eben beschriebenen Steine in den beiden Museen zu Bonn und Köln durch die Liberalität der im Eingang erwähnten Geschenkgeberin glücklich untergebracht, als am 15. Januar dieses Jahres an derselben Stelle neue höchst interessante Funde gemacht wurden, welche die Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde auf sich zu lenken wohl geeignet sind.

---

1) Die Buchstaben der vierten Zeile sind alle ohne Ausnahme in ihrem unteren Theile zerstört, wesshalb ihre Grösse nicht mehr festgestellt werden kann.

Zunächst wurde ausser zahlreichen Bruchstücken [1]) von Figuren, welche leider durch die Unachtsamkeit der Erdarbeiter auf den Schuttkarren wanderten, der untere Theil eines grösseren Inschriftsteines von Kalkstein zu Tage gefördert. Derselbe ist jetzt 0,85 m hoch, 0,57 m breit und 0,16 m dick. Auch die Rückseite dieses Steines ist an der rechten Seite zu einem Gesims verarbeitet gewesen.

Von der Inschrift, welche ehemals den oberen Theil des Steines einnahm und in guten und festen Zügen der besten Zeit eingehauen ist, ist jetzt bloss die Schlusszeile, deren Buchstaben 0,07 m hoch sind, noch erhalten. An den beiden Seiten der Inschrift bemerkt man einen durch zwei Linien gebildeten Rand. Sie lautet nach meiner Abschrift:

‖ · H · E · T · F · C ‖

Auffallend ist das Interpunktionszeichen zu Anfang der Zeile, welches zu keinem anderen Zweck als zur Ausfüllung des leeren Raumes gedient haben kann. Noch auffallender aber ist die Form des H, denn etwas anderes kann der nach dem Interpunktionszeichen zu Anfang der Zeile stehende Buchstabe nicht sein. Eben so eigenthümlich ist der unverhältnissmässig grosse Zwischenraum zwischen E und T und T und F gegenüber der so nahe zusammengerückten Buchstaben H·E und F·C. Der Inhalt der Zeile macht sonst keine Schwierigkeiten; er ist zu deuten:

h(eres) e(x) t(estamento) f(aciendum) c(uravit).

12.

Grabdenkmal eines Reiters der ala Noricorum in Köln.

Ungleich wichtiger und interessanter ist das zweite Grabdenkmal, welches mit diesem zugleich ausgegraben wurde. Dasselbe besteht aus zwei grossen Steinblöcken von Jurakalk von nicht ganz gleichen Grössenverhältnissen. Vgl. Taf. IV.

Der obere Block hat eine Höhe von 0,82 m, eine Breite von 1,18 m und eine Tiefe von 0,60 m. Auf demselben befindet sich in einer runden Nische, deren beide Ecken Blätterschmuck als Füllung haben, das Reliefbild [2]) eines im vollen Galoppe daher sprengenden Reiters, welcher

1) Ich selbst sah auf der Baustelle den Torso einer nackten männlichen Figur liegen, welcher den Theil von der Gegend gerade unterhalb des Nabels bis zur Schampartbie umfasste und besonders stark entwickelte Bauchmuskeln zeigte.

2) Aehnliche Darstellungen haben sich mehrfach erhalten auf Grabsteinen, wie z. B. zu Mainz (Fuchs, Alte Gesch. v. Mainz I class. III tab. XIII n. 5. Lehne,

das Pferd mit der Ferse zu noch grösserer Kraftentfaltung antreibt. Auf dem Kopfe hat er gerade wie sein Kamerad C. Romanius Capito von derselben Ala einen Helm mit Stirnschild, an dem die verzierten Wangenbänder und die die Haarschichten des Kopfes nachahmende Haube bemerkenswerth sind. Bekleidet ist er mit dem Lederkoller, das am unteren Rande geschlitzt ist; ferner mit den bis in die Hälfte der Waden hinabreichenden, eng anliegenden Hosen (bracae) sowie mit Halbstiefeln, welche auf dem Relief ähnlich wie auf anderen Monumenten [1]) durch einen einfachen Querstrich über dem Knöchel angedeutet sind. Mit der linken Hand hat er den grossen Ovalschild erfasst, von dem ein Theil hinter dem Kopf des Pferdes sichtbar wird. An seiner rechten Seite hängt an einem einfach gehaltenen Cingulum das Schwert, gladius, dessen Griff mit seinem stark gewölbten Bügel und kugelförmigen Knauf jetzt leider zum Theil abgeschlagen ist. In der erhobenen Rechten hält er die gezückte Lanze, deren Schaft unmittelbar vor der Einmündung in die Tülle der vierkantigen Spitze ausgebrochen ist, um einen auf dem Boden liegenden Feind zu durchbohren.

Das Pferd selbst, welches mit beiden Vorderfüssen zugleich auf den unter ihm liegenden Feind zu springen im Begriffe ist, ist überaus reich geschirrt. Es trägt einen Sattel, dessen vorderer Knopf nach innen gebogen ist. Das über Leib und Brust gehende Lederzeug ist mit rosettenartigen Schmuckscheiben und Möndchen (lunulae) verziert. Ausserdem weist der Brustgurt einen Schmuck herabhängender Trodeln und der um den Hals anliegende Riemen vorne über der Brust eine grosse hübsch gearbeitete Rosette auf.

Unter dem Pferde liegt mit dem Kopf zwischen den beiden Vorderfüssen der barbarische Feind, welcher mit einem länglichen Schilde in der Linken sich gegen das anstürmende Pferd zu decken sucht. Derselbe ist unbekleidet, hat einen Bart und starkes Haar. Sein Körper zeigt starke und breite Formen.

Hinter dem Pferde wird in der Ecke der waffentragende Sklave sichtbar, zwei Lanzen über der rechten Schulter, mit der Linken den Ovalschild haltend.

Ges. Schriften II Taf. VII, 26—28. Becker, Inschr. v. Mainz n. 225. 227. 228) und zu Worms (Weckerling, Paulus-Museum v. Worms S. 61 n. 1. 62 n. 2).

1) So z. B. auf dem Grabdenkmal des Q. Carminius Ingenuus von der ala Hispanorum zu Worms, abgebildet bei Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit Bd. II Heft 3 Taf. VII Fig. 2 = Tracht und Bewaffnung des röm. Heeres Taf. VIII Fig. 1.

Ein Theil des Körpers des Barbaren und seines Schildes, sowie die Hinterfüsse des Pferdes nehmen den oberen Theil des zweiten Steinblockes ein, welcher die gleiche Breite und Tiefe wie der erstere hat, dagegen diesen an Höhe um 0,08 m überragt.

Unmittelbar unter dem Reliefbilde steht die nachstehende, die ganze Breite der Steinfläche einnehmende vierzeilige Inschrift, welche nach meiner Abschrift lautet:

T · FLAVIVS · BASSVS · MVCALAE
F · DANSALA · EQ · ALAE NoR
CORV · TVR · FABI · PVDENTIS
AN · XXXXVI · STIP · XXVI · H · F · C ·

Also:

T(itus) Flavius Bassus, Mucalae f(ilius), Dansala, eq(ues) alae Noricoru(m) tur(ma) Fabi(i) Pudentis, an(norum) quadraginta sex, stip(endiorum) viginti sex. h(eres) f(aciundum) c(uravit).

Die Lesung ist vollständig sicher. Auffallend ist die grosse Zahl der Ligaturen und Buchstabenverschlingungen sowie der eingeschriebenen kleineren Buchstaben auf dem kleinen Raum von vier Zeilen.

Die Höhe der Buchstaben beträgt in Z. 1 8 cm, Z. 2 7½ cm, Z. 3 u. 4 7 cm.

Die Buchstabenzüge sind schön und gross und weisen auf eine gute Zeit hin, womit auch die Arbeit des Reliefs übereinstimmt.

Dass der Name des Vaters erst nach dem Cognomen steht, verstösst zwar gegen die allgemeine epigraphische Regel, ist indessen eine auf provinzialen Inschriften nicht gerade ungewöhnliche Erscheinung, zu der sich die Belege dutzendweise beibringen lassen.

Der Name Mucala kommt meines Wissens hier zum ersten Male vor; er erinnert in seiner Bildung an die mit den gleichen Stammsilben beginnenden Formen Mucapor, Mucatra, Mucatralis, die ja auch in unseren rheinischen Inschriften, wie ein Blick in den Index nominum des Corpus inscriptionum Rhenanarum lehrt, anzutreffen sind.

Dansala ist der Name der Heimath, aus welcher Bassus herstammte. Derselbe Name kommt ebenfalls ausgeschrieben noch auf der Mainzer Inschrift [1]) des Soldaten aus einer Thrakercohorte ... sese Lenulae f(ilius) und abgekürzt auf einem gleichfalls aus Mainz stammenden Grabsteine [2]) des C. Tutius Mani f(ilius) von der vierten Thrakercohorte vor. Dansala scheint der Hauptort der im Quellgebiet des Strymon

1) Corp. inscr. Rhen. n. 980. 2) C. I. Rhen. n. 1290.

am Haemus wohnenden thrakischen Völkerschaft gewesen zu sein, welche bei Cicero [1]) und Plinius [2]) Denseletae, bei den griechischen Schriftstellern bald Λανθαλῆται [3]) oder Δανθηλῆται [4]) bald Δενθηλῆται [5]) genannt wird.

Ist die vorstehende Vermuthung richtig, so gewinnen wir dadurch zugleich die Thatsache, dass zu der Zeit, als Bassus in dem nach den Norikern benannten Reitergeschwader diente, die Rekrutirung desselben aus den Bezirken der Errichtung, wie sich aus seiner Heimath ergibt, bereits aufgegeben war.

Was die ala Noricorum [6]) selbst anlangt, so ist dieselbe uns auch sonsther bekannt. Ausschliesslich rheinische Denkmäler sind es, welche uns von ihr Kunde geben. Und zwar beziehen sich dieselben fast alle auf einfache Soldaten. Von diesen sind vier zu Calcar [7]), eines zu Dormagen [8]), eines zu Mainz [9]) und endlich eines zu Zahlbach [10]) gefunden. Nach diesen Fundorten kann man zweifelhaft sein, in welcher der beiden germanischen Provinzen die Ala ihr eigentliches Standquartier gehabt hat. Da sie jedoch in den das obergermanische Heer betreffenden Diplomen aus den Jahren 74. 82. 116 nicht erwähnt wird, so hat sie wenigstens in dem von diesen Diplomen umspannten Zeitraume nicht dem Heere der oberen Provinz angehört. Vom untergermanischen Heere besitzen wir zwar bislang kein bestimmte Anhaltspunkte gebendes Diplom. Indessen da jetzt die Kölner Inschrift die Zeugnisse für den Aufenthalt in Untergermanien vermehrt, so scheint die Annahme nicht ungerechtfertigt, dass sie hauptsächlich ein Bestandtheil des niedergermanischen Heereskörpers gewesen ist, wenngleich wegen der beiden am Oberrhein gefundenen Grabsteine vielleicht ein zeitweiliger Aufenthalt in Mainz nicht ganz ausgeschlossen ist.

---

1) in Pisonem 34, 84. 2) nat. hist. IV, 1. 3. IV, 11. 40.

3) Steph. Byz. s. v. Λανθαλῆται p. 217, 21 ed. Meineke.

4) Strabo VII, 5, 12. Ptolemaeus III, 11, 8.

5) Polyb. XXIII, 8, 4. Dio LI, 23. 25. LIV, 20. Livius XXXIX, 53, 12. XL, 22, 9 (Dentheleti).

6) Aehnlich wie hier *Noricoru* mit ausgelassenem m am Ende des Wortes findet sich, um nur ein paar Beispiele herauszugreifen, *Ablaidacoru* (Ephem. epigr. IV p. 18 n. 2710), *Breucoru* (l. c. V p. 483, 1047), *Contarioru* (l. c. V p. 487, 1061), *Numidaru* (l. c. V p. 312, 427).

7) C. I. Rhen. n. 168 (?). 175 (?). 176 (?). 187.

8) C. I. Rhen. n. 285.

9) C. I. Rhen. n. 1118. 10) C. I. Rhen. n. 1229.

13.

Römische Inschrift aus Remagen.

Zu Remagen, wo in letzter Zeit mehrfach sehr interessante Gräberfunde gemacht worden sind, welche unser eifriges Mitglied Herr H. Reuleaux in seinem lehrreichen Aufsatze „Remagen im Mittelalter und zur Römerzeit" in diesen Jahrbüchern LXXX S. 175 ff. eingehender beschrieben hat, ist neuerdings am Wickelsmäuerchen ein kleines Bruchstück einer römischen Inschrifttafel gefunden worden. Dasselbe lag nach einer Mittheilung des genannten Herrn ziemlich tief unter der Erdoberfläche. Dadurch verliert die Vermuthung, die leicht durch den Umstand, dass die über den an dem Fundorte aufgedeckten Gräbern befindliche Erdschichte mit zahlreichen Trümmern von Thongefässen aller Art durchsetzt ist, nahe gelegt wird, dass nämlich das Bruchstück mit römischen Schuttmassen an seinen jetzigen Ort in späterer Zeit überführt worden sein könnte, jeglichen Halt. Da an der genannten Stelle Nachforschungen angestellt werden sollen, so ist die Hoffnung nicht ganz abgeschnitten, dass die fehlenden Theile der Tafel noch dem Schosse der Erde abgewonnen werden. Das gefundene Bruchstück ist durch die Güte des Herrn Reuleaux jetzt in den Besitz des hiesigen Provinzialmuseums gelangt.

Dasselbe ist nach allen Seiten hin abgebrochen. Die Dicke der Platte beträgt 0,03 m, die Höhe 0,16 m, die grösste Breite etwa 0,19 m. Nach ihrer geringen Dicke zu schliessen war sie bestimmt in eine Mauer eingelassen zu werden. Sie umfasst jetzt die Reste von drei Zeilen einer Inschrift, von denen jedoch bloss die Buchstaben der mittleren Zeile in ihrer ursprünglichen Höhe von $5^1/_2$ cm erhalten sind. Dieselben weisen übrigens elegante und feste Züge auf. Der Wortlaut des Erhaltenen ist nach meiner Abschrift folgender:

ιυιιι/
ↄ·VIII·I
C

Von den Buchstaben der ersten Zeile, von denen jetzt bloss die unteren Enden zum Theil noch vorhanden sind, können die drei ersten entweder nur ROR oder RCR gewesen sein; das vierte Zeichen ist eben so gut I wie T. In dem letzten Zeichen kann der Rest von A, aber auch der eines M stecken. Da die Buchstaben alle gleich weit von einander ab- oder besser gesagt alle gleich nahe zusammenstehen, so

scheinen sie zu einem einzigen Worte zu gehören. Welches dieses aber wohl gewesen ist, vermag ich nicht zu sagen.

In Betreff der zweiten Zeile lässt sich schon eher mit einiger Sicherheit eine Vermuthung aufstellen. Da das zweite Wort ein Zahlzeichen, nämlich VIII ist, so liegt die Annahme sehr nahe, dass dasselbe das Ueberbleibsel irgend einer Altersangabe war. Dieselbe erhält einiger Massen eine Stütze in dem Rest des vorhergehenden Buchstabens. Denn dieser kann nichts anderes als die Rundung eines P gewesen sein. Demgemäss würde STIP zu ergänzen sein und wir hätten es mit der Angabe der Dienstjahre eines verstorbenen Soldaten zu thun. In dem Erhaltenen wenigstens gibt es nichts, was dieser Annahme entgegensteht.

Was mit dem letzten Zeichen dieser Zeile zu machen ist, darüber lässt sich eine genügende Entscheidung kaum treffen, weil wir nicht wissen, wie viel noch hinter diesem Zeichen in der Zeile gestanden hat und überhaupt wie gross die Länge der Zeilen war. Wenn der Anfang der Zeile richtig stiP. VIII ergänzt ist, dann kann die erhaltene Hasta von einem H sehr wohl herrühren und die bekannte Formel, welche gerade auf rheinischen Soldatendenkmälern so häufig wiederkehrt, H · S · E · H · F · C = hic situs est, heres faciundum curavit hier gestanden haben. Wenigstens halte ich es für sicher, dass der in der letzten Zeile stehende Buchstabe C, wie der Augenschein lehrt, den Schluss der Inschrift gebildet hat.

14.

Altar des Juppiter aus Kretz.

In diesen Jahrbüchern Heft L/LI S. 193 f. no. 2 hat Freudenberg einen kleinen Weihealtar aus Tuffstein, welcher nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Meurin in Andernach beim Umlegen einer Wiese auf dem Gute des Herrn Julius Reusch in der Nähe von Kretz gefunden worden ist, veröffentlicht. Da die ihm vorliegende Abschrift sehr ungenau war, was durch den in der That stark verwitterten Zustand der Inschrift seine Entschuldigung findet, so konnte er nur drei Zeilen derselben wiedergeben.

Mittlerweile ist der Stein durch die Liberalität des Besitzers der Sammlung unseres Vereins geschenkt worden, so dass derselbe mit Musse von mir einer eingehenden Untersuchung hat unterzogen werden können. Diese, unterstützt von einem guten Papierabdruck, hat eine

Lesung ergeben, die sich mit Ausnahme der ersten Zeile, welche Freudenberg richtig mitgetheilt worden war, ganz anders stellt.

Die Form der kleinen Ara ist, um dies noch vorher kurz zu erledigen, die gewöhnliche: über dem einfachen Gesims zieht sich die Bedachung hin mit einem Frontispice in der Mitte und mit Schneckenrollen an den beiden Enden, von denen die linke jetzt theilweise abgebrochen ist. Auf der Mitte der Bedachung liegt ein Kranz. Die Ara hat mit Basis und Aufsatz eine Höhe von 0,27 m, die Basis eine Breite von 0,21 m. Die Inschriftfläche ist 0,17 m hoch und 0,19 m breit. Der Wortlaut der Inschrift ist folgender:

I · O · M
LIBERIVS
VICTOR
ΓXIVSSOIP

Die Schrift ist ziemlich flüchtig und leicht eingehauen. Die Buchstaben am Anfang und am Ende der Zeilen sind fast kaum zu erkennen, weil der Tuffstein wegen seiner ausserordentlichen Weichheit an den Kanten stark abgerieben ist. Trotzdem ist die Lesung im Allgemeinen sicher. Nur ist es ungewiss, was im Anfang der vierten Zeile gestanden hat. Vor dem I scheint die obere Hälfte eines X zu stehen. Demgemäss müsste nach dem übrigen Wortlaut der Inschrift der erste Buchstabe ein E gewesen sein. Und in der That sind von dem Vertikalstrich und, wenn nicht der Augenschein trügt, auch von dem obersten Horizontalstrich dieses Buchstabens noch schwache Reste erkennbar. — Am Ende derselben Zeile ist nach dem O noch Raum für zwei Buchstaben vorhanden. Der gleich hinter O folgende Buchstabe ist I; der daneben stehende und den Schluss der Zeile bildende Buchstabe ist sehr stark verwittert. Die leichten Vertiefungen im Steine führen auf P. Es war also IP = IPsius mit einer nicht häufigen Abkürzung des Wortes. Für ein S, welches man hinter P noch erwarten sollte, fehlt der Raum.

Der Wortlaut der Inschrift ist demnach umgeschrieben folgender: *I(ovi) o(ptimo) m(aximo) Liberius Victor* [*e*]*x iusso ip*(*sius*).

Schon Freudenberg a. a. O. S. 194 hat in unserem Altar eine Widmung für den Juppiter richtig erkannt; seine weitere Vermuthung jedoch, dass Hercules mit ihm die Ehre derselben getheilt habe, wozu er durch die in der Nähe von Kretz gefundenen Brohler Votivdenkmäler veranlasst wurde, in welchen Jupiter und sein Sohn Hercules häufig gepaart vorkommen, hat sich nicht bestätigt. Denn die Zeichen

in der zweiten Zeile, in denen er die Erwähnung des Hercules vermuthete, enthalten vielmehr nach genauerer Lesung den Gentilnamen des Dedikators.

Der Name des Widmenden Liberius Victor findet sich noch einmal auf einer Inschrift von Nymwegen, wo ein M. Liberius Victor [1]) den Matres Mopates sein Gelübde erfüllt. Ob und in welchen Beziehungen beide Persönlichkeiten zu einander gestanden haben, darüber lässt sich auf die blosse Uebereinstimmung der Namen hin nichts Entscheidendes ergründen.

Wofern unsere Ergänzung der letzten Zeile richtig ist, worüber wohl kein Zweifel obwalten kann, so hat Victor auf Geheiss der Gottheit diesen kleinen Votivaltar gewidmet. Dass es auf dem Steine gegen die Grammatik ex iusso heisst, darf uns nicht allzusehr befremden. Denn vielfach zeigen uns die Inschriften, namentlich aber diejenigen, welche in den Provinzen abgefasst sind, dass ihre Concipienten bezw. ihre Steinmetzen mit den Regeln der Sprache nicht immer auf dem besten Fusse gestanden haben. So ist denn auch die Ablativform iusso durchaus nicht eine in der epigraphischen Litteratur [2]) ungewöhnliche Erscheinung.

Der am Schlusse der Inschrift stehende Zusatz ex iussu ipsius ist eine auf Weihegeschenken ungemein häufig vorkommende Formel, welche mit ähnlichen Ausdrücken, wie z. B. ex imperio abwechselt. Am meisten erscheint sie auf rheinischen Denkmälern der Matronen, dann des Mercurius [3]), aber auch bei anderen Gottheiten. Sie deutet an, dass der Weihende sein Geschenk auf besonderes Geheiss der Gottheit, die ihm ihren Willen in einer Erscheinung oder in einem Traumgesicht offenbart hat, dargebracht hat. Denn wie in Rom, so war auch in den Provinzen die Incubation und der damit verbundene religiöse Aberglaube in der Kaiserzeit stark verbreitet.

---

1) Corp. Inscr. Rhen. 71. — Es ist nicht unmöglich, dass der eine der beiden auf einem wahrscheinlich aus Rheder stammenden Inschriftsteine genannten Dedicanten an die Matres Aufaniae (C. I. Rhen. 526), dessen Namen Brambach ıIBERIVS VICTOR gelesen hat, ebenfalls ΙΙBERIVS VICTOR geheissen hat, da nach der Angabe Hettners (Katalog des rhein. Museums vaterl. Alterth., Bonn 1876, S. 12 n. 32) der erste Buchstabe im Gentilnamen in Wirklichkeit fehlt.

2) Vgl. C. I. Lat. VII, 420. Ephem. epigr. t. V p. 323 n. 465.

3) Vgl. Fiedler, Gripswalder Matronen- und Mercuriussteine. Bonn. Winckelmannspropr. 1863 S. 17. Bergk, Westdeutsch. Zeitschr. für Gesch. u. Kunst I, 1882, S. 149 f.

15.

Römische Funde von der Stiftskirche in Bonn.

Als im verflossenen Sommer die das Eigenthum der Stiftskirche nach Norden abschliessende Mauer ausgebessert wurde, kamen eine ganze Reihe von Kalksteinbruchstücken zu Tage, welche fast alle mit Ornamenten versehen waren. Einzelne zeigten Reste von Blumen- und Blattverzierungen, andere Ueberbleibsel von Medaillons, noch andere endlich einfache Kehlungen, wie sie für Gesimsstücke und Einfassungen gebraucht werden. Nach den Proportionen der auf den Steinen befindlichen Ornamente zu schliessen haben sie alle einst zu einem oder mehreren ziemlich grossen römischen Monumenten gehört.

Schwerlich haben diese Monumente an der Stelle, wo die Steintrümmer gefunden worden sind, ihren Standort gehabt. Es wird sich vielmehr mit ihnen ebenso wie mit den früher beim Neubau der Stiftskirche aus ihrem altem Mauerwerk hervorgezogenen Fragmenten verhalten; sie werden höchst wahrscheinlich mit den vom römischen Castrum herrührenden Materialien [1]) des alten Stifts Dietkirchen vor dem Kölnthor, als dieses im Jahr 1729 in die Stadt verlegt wurde, an die neue Baustelle geschafft und dort beim Neubau verwendet worden sein.

Speziell möge hier nur des Bruchstücks einer Platte von Kalkstein, dessen grösste Breite und Höhe je 0,18 m beträgt, Erwähnung geschehen. Sie war ehemals, als sie vollständig war, von einem vorspringenden Leistenrand umgeben, wie dies der noch erhaltene obere Theil zeigt. Die geringe Dicke der Platte — sie beträgt 0,06 m — beweist, dass sie bestimmt war in eine Mauer eingelassen zu werden. Die vertiefte Fläche derselben trug ehemals eine Inschrift, von der nur noch wenige $5^1/_2$ cm hohe Buchstaben aus der ersten Zeile übrig sind, nämlich:

‾ P T I N

Wenngleich aus den wenigen erhaltenen Buchstaben sich nichts Bestimmtes eruiren lässt, so liegt es doch mit Rücksicht auf die Provenienz der Inschrift aus den Resten des römischen Lagers nahe, dieselben eher in Beziehung zum Kaiser Septimius Severus als zu einer Privatperson mit dem Namen Septimius zu bringen.

Die sämmtlichen Bruchstücke wurden vom Kirchenvorstande der Pfarre Dietkirchen in anerkennenswerther Weise dem hiesigen Provinzialmuseum zum Geschenk überwiesen.

---

1) Vgl. Aus'm Weerth, Bonn. Jahrb. LXVI, 1879, S. 108. Klein, Bonn. Jahrb. LXVII, S. 65 f. Pick, Gesch. der Stiftskirche zu Bonn. Bonn 1884. I S. 21 f.

16.

Zwei Altäre des Hercules Saxanus aus Brohl.

Die nachstehend beschriebene Ara von Tuffstein wurde bereits im Jahre 1860 in den Brohler Steinbrüchen zusammen mit einer zweiten (Corp. inscr. Rhen. n. 663) gefunden und noch im selbigen Jahre in diesen Jahrbüchern [1]) von Braun besprochen, der die auf ihr vorhandene Inschrift für identisch mit der auf dem zweiten Steine befindlichen ansah. Aber schon Freudenberg [2]), welcher dieselbe selbst gesehen zu haben scheint, hat richtig erkannt, dass ihr Text von dem des anderen Votivaltars völlig verschieden sei. Nach seiner Lesung haben dann Steiner [3]) und Brambach [4]) sie in ihren Sammlungen veröffentlicht. Da dieselbe Manches unaufgeklärt lässt, so wird es nicht ungerechtfertigt erscheinen, noch einmal hier auf dieselbe zurückzukommen.

Die Ara ist ein hübsch gearbeiteter, wohl erhaltener vierseitiger Votivaltar von 0,65 m Höhe. Ueber der Inschrift befindet sich ein mehrfach gegliedertes Gesims ähnlich der Basis, die gleichfalls Gliederung, zeigt. Auf den Ecken des ersteren ruhen Voluten, in der Mitte erhebt sich vorne eine den Voluten ähnliche Giebelspitze. Auf der Mitte der Bedachung liegt ein Kranz. Der Altar ist am Fusse und am Gesims 0,34 m breit und 0,32 m tief. Die Inschriftfläche ist 0,26 m breit, 0,18 m hoch und 0,24 m tief.

Die Inschrift, welche aus vier [5]) Zeilen besteht, ist äusserst flüchtig, ja geradezu liederlich eingeritzt, nicht eingehauen. Die Schrift war, als Braun und Freudenberg sie sahen, mit ganz feinen rothen Strichen vorgezeichnet, welche in den mittleren Zeilen aufhörten. Von ihnen ist jetzt keine Spur mehr zu sehen. Von der Inschrift selbst hat Freudenberg drei Zeilen und zwar unvollständig gelesen. Eine Vergleichung seiner Lesung mit dem Originale, welches jetzt durch Schenkung des früheren Eigenthümers in den Be-

---

1) Heft XXIX/XXX S. 126.

2) Das Denkmal des Hercules Saxanus im Brohlthal. Bonn. Winckelmanns-progr. 1862 S. 8 n. 19.

3) Codex inscr. rom. Danubii et Rheni n. 3757.

4) Corp. Inscr. Rhen. n. 664.

5) Dies muss hier ausdrücklich hervorgehoben werden, weil die von Freudenberg durch Punkte angedeuteten sechs Zeilen leicht Jemanden zur Annahme der wirklichen Existenz von sechs Zeilen auf dem Steine verleiten können.

sitz unseres Vereins gelangt ist, hat mehrfache Discrepanzen ergeben. Dies darf jedoch um so weniger befremden, als der an und für sich schon sehr poröse Stein durch Verwitterung mehrfache Vertiefungen erhalten hat, welche überhaupt die Entzifferung wenn auch nicht gerade unmöglich so doch äusserst schwierig machen. Es ist daher auch mir trotz mehrfacher Besichtigung nicht gelungen, mit der Lesung ganz aufs Reine zu kommen.

Hinsichtlich der einzelnen Buchstaben bemerke ich noch, dass der Steinmetz meist nur die Grundstriche der einzelnen Buchstaben stark markirt hat, dass ferner die Buchstaben höchst unregelmässig sind und einzelne eine schiefe Stellung haben, sowie dass A durchaus des verbindenden Mittelstriches entbehrt und derselbe bei E wenigstens ebenso häufig zweifelhaft als sicher ist.

Als Wortlaut der Inschrift hat sich mir Folgendes ergeben:

HERC · SAXSA SACR
IVLIVS · VERECV N D
CENTVRIO C·H//////IVAR
CIAN //// EX/O

Was Freudenberg als zu Anfang der ersten Zeile vor dem Worte HERC auf dem Steine befindlich angibt, steht in Wirklichkeit nicht da, sondern der erste Buchstabe, der hart am Rande steht, ist das H des Wortes HERC. — Auch findet sich ein S noch hinter X in SAXSA, welches Freudenberg entgangen ist. Der letzte vom Worte SAXSA vorhandene Buchstabe A hat eine solche Gestalt, dass es fast scheint, als wenn er ein mit N ligirtes A gewesen, sei, wenngleich der zweite verticale Strich des N jetzt nicht mehr sichtbar ist.

Die zweite Zeile hat Freudenberg richtig wiedergegeben. Ob am Ende derselben nicht noch ein V vorhanden war, ist schwer zu entscheiden, da der Stein gerade an dieser Seite mehrfach kleine Beschädigungen erfahren hat.

In der dritten Zeile ist CENTVRIO und COH sicher, ebenso die drei letzten Buchstaben derselben VAR, weniger das wie ein kleiner gebildetes. I mit einem Strich darüber aussehende Zeichen, welches unmittelbar vorangeht. Was in der Lücke von der Breite von höchstens zwei Buchstaben zwischen COH und VAR gestanden hat, lässt sich wegen eines Loches im Steine nicht mit Bestimmtheit feststellen. Dem Anscheine nach war es ein X oder V.

Grosse Schwierigkeiten bereitet endlich die vierte und letzte Zeile.

In ihr sind sicher zunächst nur die auch von Freudenberg gelesenen beiden Buchstaben AN, ausserdem sind schwache Spuren von zwei anderen Buchstaben vor AN sichtbar, die ich für CI halten möchte. Wenn, wie ich glaube, in VAR der vorhergehenden Zeile die Anfangssilbe des Namens der Cohorte steckt, in welcher Julius Verecundus als Centurio gedient hat, so liegt es nahe, die vier ersten Buchstaben dieser letzten Zeile mit VAR enger zu einem Worte zu verbinden. Wir hätten es alsdann mit einer aus den Varciani, einer Völkerschaft Oberpannoniens [1]), gebildeten Cohorte hier zu thun. Eine Cohorte dieses Namens ist zwar sonsther nicht bezeugt, wofern dieselbe nicht auf der Inschrift des C. Minicius Italus [2]) zu Aquileja gemeint ist. Derselbe heisst dort praef(ectus) coh(ortis) II Varc. eq(uitatae), was Mommsen Varc(ianorum) gedeutet hat. Im anderen Falle dürfte VAR [3]) entweder durch Var(dulorum) zu erklären sein, von denen die erste Cohorte in Britannien [4]) stand, oder durch Var(caeorum), von deren Cohorten indess keine Erwähnung erhalten ist.

Die am Ausgang der Zeile vorhandenen Zeichen stellen der Lesung grosse Schwierigkeiten entgegen, weil sie durch mehrfache in Folge von Auswitterung entstandene Vertiefungen, welche zum Theil in frappanter Weise Buchstabenresten ähnlich sehen, entstellt sind. Mit Sicherheit erkennt man bloss EX; an dem Fusse des zweiten Querstrichs des X setzt sich ein zweiter dem ersten Querstrich parallel laufender Strich an, der nichts anderes als ein mit X ligirtes V zu sein scheint. Daran schliesst sich unmittelbar ein jetzt leicht zerstörter runder Buchstabe an, der möglicher Weise ein O sein kann. Es könnte demgemäss in den Worten die bekannte Formel EX VO(to) enthalten sein.

Zum Schluss setze ich den Wortlaut der ganzen Inschrift nach meiner Restitution her:

Herc(uli) Saxsa(no) sacr(um) Julius Verecund(us) centurio coh(ortis) . . . . . Var[ci]an(orum) ex vo(to).

Dass diese meine Deutung der schwer lesbaren Inschrift eine in allen Punkten sichere und über jeden Zweifel erhabene sei, bin ich weit ent-

---

1) Ptolemaeus II, 14, 2. Plin. nat. hist. III, 25, 148.

2) C. I. L. V, 875.

3) In derselben Ungewissheit befinden wir uns einer jetzt verlorenen Kölner Inschrift (C. I. Rhen. 315): *Herclinti sacrum Petitor Pirobori mil. coh. II Var. sing. cos. v. s. l. m.* gegenüber, wo Brambach an *Var(dulorum)* dachte, aber auch die Ergänzung von *Var(caeorum)* oder *Var(cianorum)* nicht ausgeschlossen ist.

4) Vgl. Hübner, C. I. L. VII p. 93. 178. Hermes XVI, 574.

fernt zu behaupten. Aber dass sie an und für sich möglich und wenigstens nicht unstatthaft ist, wird mir hoffentlich zugestanden werden.

Da wir einmal bei den aus den Tuffsteinbrüchen des Brohlthales herstammenden Inschriften stehen, so wollen wir gleich eine zweite besprechen, deren Wortlaut ebenfalls bis jetzt ungenau mitgetheilt ist. Dass derselbe nicht schon längst in besserer Fassung veröffentlicht worden ist, daran trägt hauptsächlich die dem ersten Herausgeber [1]) von seinem Gewährsmanne mitgetheilte Angabe die Schuld, welche das zwischen Bonn und Köln am Vorgebirge liegende Städtchen Brühl als Fundort bezeichnete und in Folge dessen den nach dem Aufbewahrungsorte Forschenden auf eine falsche Fährte leitete. Wie bereits Freudenberg ganz richtig vermuthet hat, ist ihr Fundort in Wirklichkeit Brohl und zwar die der Firma D. Zervas Söhne gehörende Tuffsteingrube Kaulerhecken daselbst, von wo her zwei andere Arae des Hercules Saxanus [2]) und ein den Suleviae geweihter Altar [3]) eines Veteranen der Legio XXII primigenia stammen. Dieselbe ist jetzt von ihrem Eigenthümer, Herrn Wilhelm Zervas, auf mein Ersuchen mit dem von Zangemeister kürzlich edirten Meilensteine [4]) dem hiesigen Provinzial-Museum als Geschenk überwiesen worden.

Es ist der obere Theil eines Votivaltars mit einfach gegliedertem Gesims und einer sich darüber hinziehenden dachförmigen Bekrönung, welche zu beiden Seiten in schneckenförmigen Voluten endigt. In der Mitte der Bedachung liegt ein Kranz. Das erhaltene Stück ist 0,32 m hoch, am Gesims 0,27 m breit und 0,24 m tief; sonst 0,25 m breit und 0,22 m tief. Die jetzige Höhe der Inschriftfläche beträgt 0,16 m.

Die Buchstaben sind dünn und flüchtig eingehauen und dazu sehr unregelmässig. Bei λ ragt regelmässig der zweite Strich über den ersten nach links hervor; ebenso ist der Querstrich in zwei Worten von den Schenkeln des Buchstabens losgelöst und von der linken nach der rechten Seite schräg laufend gesetzt (im ersten A in SAXSANO und in SACR). N und S neigen sich nach rechts; letzteres nähert sich zudem sehr der cursiven Form.

---

1) L. v. Urlichs, Bonn. Jahrb. X, 1847, S. 108 n. 150. Steiner, Cod. inscr. n. 1170. Freudenberg, Hercules Saxanus S. 7 n. 15. C. I. Rhen. 658.

2) Brambach, C. I. Rhen. 672. Bonn. Jahrb. L/LI, 1871, S. 192, 1.

3) C. I. Rhen. 673.

4) Westdeutsche Zeitschr. für Gesch. u. Kunst, Bd. III S. 318.

Die Inschrift lautet nach meiner Abschrift:

HERCVLI · SΛ
XSΛ NO · SΛC
RV · COH II

Also:

Herculi Saxsano sacru(m) coh(ors) secunda . . . .

Es ist also nicht in der letzten Zeile Ruso, wie L. von Urlichs, durch die fehlerhafte Abschrift irregeführt, meinte, sondern eine zweite Cohorte als Dedicant genannt. Welchen Namen diese geführt hat, lässt sich natürlich nicht feststellen. Auf den in Brohl selbst und der Umgegend gefundenen Inschriften kommen von cohortes secundae die cohors II Asturum und die cohors II civium Romanorum pia fidelis vor.

17.

Neuer Altar des Juppiter aus Brohl.

Unter den angeblich aus der nächsten Nähe von Brohl stammenden Inschriften in der Sammlung unseres Vereines befindet sich auch eine vierseitige Votivara aus Tuffstein von 0,56 m Höhe mit gegliederter 0,29 m breiter Basis und Gesims, dessen linke vordere Seite zum Theil zerstört ist. Dieselbe enthält auf der vertieften Mittelfläche, welche 0,35 m hoch und 0,25 m breit ist, eine fünfzeilige meines Wissens unedirte Inschrift, von welcher wegen der starken Verwitterung des Steines und der dadurch herbeigeführten Vertiefungen bloss die erste und letzte Zeile mit völliger Sicherheit zu lesen sind, zumal die Schriftzüge nicht tief eingehauen sind. — Für die vier ersten Zeilen sind mit einem ziemlich scharfen Instrumente Linien in den Stein eingerissen. Die Buchstaben haben in den einzelnen Zeilen eine verschiedene Höhe: Z. 1 1,00 m, Z. 2 0,05,5 m, Z. 3 u. 4 0,03 m und Z. 5 0,06 m.

Sie lautet folgendermassen:

I · O M
I I ſ HII RCV
L I///VIIXILA
ſ//I///CHo//////V
5 V S L M

Die vierte Zeile ist am stärksten verwittert. Die von mir gesetzten

Zeichen halte ich indess für sicher. Was nach der Silbe CHO weiter auf dem Steine gestanden hat, ist mir mit Sicherheit zu entziffern nicht gelungen. Die Lücke zwischen CHO und dem letzten Zeichen umfasst einen, höchstens zwei, Buchstaben. Man erwartet an dieser Stelle den Namen und die Zahl der Cohorte. Der letzte Buchstabe in dieser Zeile ist allem Anscheine nach nicht sowohl M als vielmehr V gewesen und, wenn mein Auge mich nicht täuscht, sind in der Lücke noch die schwachen Spuren von X zu erkennen.

Wie es mit der Interpunktion auf dem Steine gehalten war, lässt sich bei dem Zustande desselben nicht mehr feststellen. Es ist daher auch ungewiss, ob das kleine Loch nach dem I in der ersten Zeile, welches ich als Interpunktion angegeben habe, in Wirklichkeit ein Interpunktionszeichen oder nur eine zufällige Vertiefung im Steine ist.

Demgemäss möchte die Inschrift wohl so zu erklären sein:

J(ovi) o(ptimo) m(aximo) et Herculi vexil(l)ati[*o*] *c(o)ho(rtis) XV*(?) *v(otum) s(olvit) l(ubens) m(erito).*

Die in der Inschrift genannte Cohorte könnte wohl die cohors XV Voluntariorum sein.

Bonn. Josef Klein.

7. Mittheilungen aus Th. Bergk's Nachlasse.

1. Nochmals die Rheinbrücken des Drusus.

In dem schriftlichen Nachlasse Th. Bergk's, dessen Aufsätze zur rheinischen Geschichte und Topographie in römischer Zeit 1882 von mir herausgegeben wurden, fand sich nachträglich ein Zettel mit flüchtigen von des Verewigten eigener Hand herrührenden Notizen. Es wird den Freunden der rheinischen Alterthümer gewiss interessant sein, die Ansicht des scharfsinnigen, kenntnissreichen Philologen über die bis zum Ueberdruss behandelte Florusstelle II, 30, 26 aus diesen Bemerkungen zu erfahren. Der sich an die beste Handschrift eng anschliessende Text bei Halm lautet: „*Custodias ubique disposuit per Mosam flumen, per Albin, per Visurgin. In Rheni quidem ripa quinquaginta amplius castella direxit. Bormam et Caesoriacum pontibus iunxit classibusque firmavit. Invisum atque inaccessum in id tempus Hercynium saltum patefecit*". Bergk nimmt eine schwere Verstümmelung des Textes an. Das handschriftliche Bormam, das ohne Grund für Bonn gehalten worden, sei aus dem abgekürzten Ubiorum aram entstanden und die Stelle aus sprachlichen Gründen also herzustellen: Rheni quidem ripam, in qua quinquaginta amplius castella direxit, (apud) Ubiorum aram et Caesoriacum pontibus iunxit classibusque firmavit. Die eine Brücke sei also bei Köln zu suchen. Wo aber die zweite? Er gibt zu, dass es nahe liege an Mainz zu denken. Denn Florus erwähne unmittelbar nachher den Hercynius saltus d. h. den Taunus. Zu seiner Expedition in dieses Gebiet werde er sicherlich eine Rheinbrücke geschlagen und eine Flottenstation werde auch bei Mainz nicht gefehlt haben. Aber an der angezogenen Stelle habe Florus die Hauptplätze am Niederrhein im Sinne. Caesoriacum sei Xanten. Nach der Niederlage des Lollius (16 v. Chr.) habe Augustus sich persönlich nach Gallien begeben und den Waffenplatz Vetera angelegt (vgl. Tac. hist. 4, 23), der für den Niederrhein dieselbe Bedeutung habe, wie Mainz für den Oberrhein. Es sollte eine Zwingburg gegen die Usipeter und Tenkterer sein, die mit den Sigambrern vereinigt, dem Lollius jene schimpfliche Schlappe beigebracht hatten. Viel-

leicht sei die Walstatt bei Caesoriacum zu suchen. Der Name hänge mit der Caesia silva (Tac. ann. 1. 50), die gegenüber auf dem andern Ufer zu suchen sei, zusammen.

Soweit Bergk's Notizen, die wir ohne Commentar mittheilen, in der Ueberzeugung, dass Bergk, auch wenn er irrt, Stoff zum Nachdenken bietet und die Forschung der Erkundung der Wahrheit näher führt.

2. Fragmente über die römischen Heerstrassen am Rhein.

In dem Nachlasse von Th. Bergk fanden sich nach Abschluss des Druckes der Aufsätze zur rheinischen Geschichte und Topographie auch zwei auf die römischen Heerstrassen am Rhein bezügliche Fragmente, die der Verfasser ohne Frage zur Veröffentlichung bestimmt hatte. Wer Bergk's Eigenart gekannt hat, wird an dem scharfen Tone der Polemik gegen Prof. Schneider keinen Anstoss nehmen. Bergk trat allen Meinungen, die seinem Gefühl nach einer wissenschaftlichen Begründung entbehrten, mit Schärfe entgegen, und nicht selten ging diese in späteren Lebensjahren, wo er mit schwerem Siechtum rang, bis zur Schroffheit. Aber sein Leitstern war allezeit nur die Wahrheit. So mögen denn auch diese Zeilen als ein Dokument seines rastlosen wissenschaftlichen Strebens, als Sporn für jüngere Kräfte, das Werk eines der trefflichsten der rheinischen Alterthumsforscher in Bergk's Geiste fortzusetzen, hier Platz finden.

Die Hauptarbeit des schon 1846 verewigten Oberstlieutenant Schmidt ist erst nach seinem Tode im Heft XXXI dieser Jahrbücher veröffentlicht worden. A.

Es sind gerade 50 Jahre verflossen, seitdem Oberstl. Schmidt die Erforschung der römischen Militärstrassen am Niederrhein begann; wäre es ihm vergönnt gewesen diese Arbeit selbst zum Abschluss zu bringen, so würde dieselbe gewiss in noch höherem Grade befriedigen. Gegenwärtig hat Prof. Schneider in Düsseldorf sich die Aufgabe gestellt die Untersuchung von neuem aufzunehmen, und hat in seiner Weise die Revision der Römerstrassen des betreffenden Landstriches bereits grossentheils vollendet. Allein diese Arbeit bekundet einen ent-

schiedenen Rückschritt der wissenschaftlichen Forschung: von den Vorzügen, welche Schmidt's unfertigen Nachlass auszeichnen, ist hier nichts wahrzunehmen: während Schmidt's Aufzeichnungen einen wohlthuenden Eindruck machen, man bei erneuter Lectüre immer Belehrung und Anregung ihm verdankt, müssen die grundlosen Hypothesen Schneider's schon bei flüchtiger Durchsicht gerechtes Misstrauen wach rufen; wer aber die undankbare Mühe nicht scheut, gewissenhaft diese neue Leistung im Einzelnen zu prüfen, der wird sich unbefriedigt abwenden: denn die Kühnheit, mit welcher Schneider seine Ansichten vorträgt, kann doch Niemanden sympathisch berühren.

Jede alte Strasse, deren Spuren noch vorhanden sind oder Schneider wahrzunehmen vermeint, ist ihm eine Römerstrasse[1]), und jede Strasse aus römischer Zeit wird als Staats- oder Militärstrasse betrachtet. Auf einen gewissenhaften Nachweis des Ursprungs lässt er sich nirgends ein: zumeist beruft er sich auf römische Alterthümer, welche in der Nähe gefunden sind; aber diese kommen aller Orten vor, wo Ansiedelungen in römischer Zeit waren; diese setzen auch Wege voraus, allein so wenig heut zu Tage jedes Dorf von einer Chaussee oder Eisenbahn berührt wird, so wenig ist der Schluss auf die Existenz einer römischen Militärstrasse gerechtfertigt, wenn man auf Fundamente römischer Gebäude stösst[2]). Die Bauart der römischen Strassen wird mit einigen oberflächlichen Bemerkungen abgefertigt; über die Construction der einzelnen Strassen erfährt man nichts; es ist sehr bezeichnend, dass Schneider bei keiner einzigen Strasse die Breite angiebt, noch weniger hält er es für nothwendig Profile mitzutheilen. Diese Revision der Römerstrasse geht eben sorgfältig jeder Controle aus dem Wege; nur indirect ergeben sich gewisse charakteristische Merkmale der Schneider'schen Strassen, die unter Anderm mit Vorliebe Hohl-

---

1) Z. B. die alte Landstrasse von Bingen nach Coblenz über den Hundsrück, von welcher Schmidt (Jahrb. 31, 158), der die Gegend genau untersucht hat, mit voller Bestimmtheit versichert, dass sich nirgends Spuren römischer Construction zeigen, wird von Schneider (Jahrb. 63, 7. 8) ohne auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen für römisch erklärt und sogar als die Hauptstrasse hingestellt.

2) Wo keine Reste aus römischer Zeit sich finden, werden germanische Grabhügel zu Hülfe genommen. Oefter genügt für Schn. ein blosser Name. Weil eine Stelle der Burgweg und „ein in neuerer Zeit dort errichtetes Gebäude" das Burgthorhaus heisst (Jahrb. 63, 6), so muss diese eine römische Strassenstation sein (eb. 9).

wege aufsuchen. Terrainschwierigkeiten giebt es für Schneider nicht; so führt er seine Weststrasse von Köln nach Neuss mitten durch Sümpfe[1]). Unter Umständen wusste die römische Technik auch die ungünstigsten Verhältnisse zu bewältigen, aber es wäre eine grenzenlose Vergeudung von Arbeitskraft und Geldmitteln gewesen, ohne jeden ersichtlichen Zweck oder Grund den zahlreichen Strassen, welche, wie Schneider versichert, nach Neuss führten, noch eine neue Parallelstrasse hinzuzufügen. Die Römer waren nicht so von richtigem Sinn und Verstand entblöst, wie Schneider sich denkt, der überall ebenso willkührlich als zwecklos neben der Hauptstrasse rechts und links Parallelstrassen construirt, z. B. lässt er neben der Militärstrasse von Jülich nach Köln von Ichendorf eine andere Staatsstrasse in der Richtung auf Mülheim laufen, hütet sich aber wohl das Maass dieser Strecke anzugeben und mit dem der anderen Route zu vergleichen. Dass Schneider nirgends genau unterscheidet, was noch vorhanden und bereits von Andern nachgewiesen ist von dem was er selbst gefunden zu haben versichert oder was er aus blosser Vermuthung ergänzt, wird Niemand auffallend finden.

Wie sich Schneider sein Strassennetz ausbaut, zeigt recht anschaulich der Aufsatz über die Heerstrassen zwischen Maas und Rhein, Jahrb. 64, S. 18 ff. Er versichert, auf Grund seiner Untersuchungen über diese Strasse gefunden zu haben, dass Caesars erster Rheinübergang bei Mülheim unterhalb Köln stattfand. Caesar, wenn er überhaupt jemals die Haide von Goch betreten hat, was ich mit aller Entschiedenheit verneine[2]), hatte keine Zeit eine Strasse von dort nach Mülheim anzulegen, er musste dann also eine schon vorhandene Strasse, falls es eine gab, für seinen Marsch benutzen: dann ist jene Strasse vorrömisch, allein ihre Identität mit der Schneider'schen Heerstrasse ist durch nichts erwiesen. Man braucht nur die beiden Sätze Schneider's umzukehren, um zu verstehen, wie diese Hypothese entstanden ist. Weil nach Schneider's Ansicht Caesar hier eine Brücke geschlagen hat, so muss das rechtsrheinische Mülheim der Knotenpunkt für die linksrheinischen Strassen nach der Maas sein[3]). Mülheim ist

1) Die vermeintliche Station Strepphof.

2) Wäre Caesar bei Mühlheim an den Rhein gelangt, so würde er sicherlich nicht gerade diesen Punkt für den Bau seiner Brücke gewählt haben. — Ueber den Schauplatz der Katastrophe der Usipeter und Tenkterer vergl. Th. Bergk, zur Geschichte etc. S. 1 fg. 14 fg.

3) Man kann mit gleichem Erfolge auch anderwärts diess Verfahren bei

ihm daher auch der Ausgangspunkt der Strasse von der Maas über Jülich; die im Itinerar und der Tab. Peut. verzeichnete Militärstrasse, die selbstverständlich in Köln mündet, und dies Ziel unverrückt festhält, ist nach Schneider nur ein Nebenarm [1]).

Autopsie ist unschätzbar, aber es genügt nicht landauf landab nach allen Richtungen hin eine Gegend zu durchstreifen; um das so gewonnene Material zu sichten und zu verwerthen, ist Geschichtskenntniss und überhaupt historischer Sinn unentbehrlich. Schneider ist auf diesem Gebiete durchaus ein Fremdling, und versucht auch nicht die Lücken seines Wissens auszufüllen. Er schreibt über die Strasse von Köln bis Bingen, kennt aber nicht den Meilenzeiger von Tongern, der die Stationen dieser Strecke mit ihren Entfernungen genau verzeichnet (vgl. Bergk a. a. O. S. 164 fg.). Die noch vorhandenen Meilensteine, die als authentische Zeugen des Strassenzuges und der Distanzen in erster Linie in Betracht kommen und bei der Controlirung der in den Itinerarien überlieferten Zahlen den besten Dienst leisten [2]), ignorirt er vollständig.

Die Art und Weise, wie Schneider die Itinerare benutzt, ist unverantwortlich. Ausser den Staats- oder Militärstrassen gab es Landstrassen, welche die Provincialen oder einzelne Gemeinden im Interesse des Verkehrs angelegt hatten [3]). In den Itineraren sind nur die Staatsstrassen verzeichnet; die uns erhaltenen Urkunden sind allerdings nicht ganz vollständig; aber wer einer Strasse, die in den Itineraren nicht vorkommt, den Charakter einer Staatsstrasse zueignen will, dem liegt ob, durch unzweideutige Merkmale den Beweis zu führen [4]). Nur sich,

---

den ungerechtfertigten Folgerungen und Trugschlüssen Schn. anwenden. Es ist eben Irrthum, aber in dem Irrthum ist Methode, und darin liegt das Gefährliche.

1) Schn. nimmt mit Befriedigung wahr, dass die dort verzeichneten Reiserouten (es ist ja in beiden Quellen überall dieselbe Route verzeichnet) wenigstens „zum Theil auf unserer Strasse stattgefunden haben". Schn. kann aber nicht die Militärstrasse von Köln über Jülich nach der Maas, die längst bekannt ist, für sich in Anspruch nehmen; er hat nur den Städtenamen nach Mülheim und Rheinkanal aufgestellt; diese Schneiderschen Strassen sind den Itineraren nicht bekannt.

2) So die Meilensteine von Remagen, von Salzig u. A. (Bergk a. a. O. S. 166 fg.).

3) Ganz richtig unterscheidet beide Kategorien Schneider, nur möchte ich die Bezeichnung Vicinalstrassen nicht gerade empfehlen.

4) Am Oberrhein treffen wir Strassen an, die gerade so wie die Staatsstrasse vermessen und mit Meilensteinen versehen sind, aber wie es scheint von einzelnen Städten (civitates) auf eigenen Kosten ausgeführt waren.

nicht Andere täuscht Schneider, wenn er die von ihm construirten Strassen in den Stationsverzeichnissen nachzuweisen versucht [1]). Der Zug der Hauptmilitärstrasse in den Rheinischen Provinzen, welche am linken Ufer des Stromes vom Bodensee bis zum Nordmeere reicht, und durch die Winterlager der Legionen und zahlreiche Castelle hinreichend gekennzeichnet ist, steht in allen wesentlichen Theilen fest: andere Strassen stellten die Verbindung mit den benachbarten Provinzen her. Der Staat beschränkt sich auf das Nothwendige: der sinnlose Luxus der Parallelstrassen, den Schneider sich ausgedacht hat, war den Römern unbekannt. Die Soldaten waren mit anderen nothwendigen und nützlichen Arbeiten hinreichend beschäftigt; die Provincialen, die zu der Erhaltung und Wiederherstellung der Staatsstrassen beizusteuern hatten, fortwährend zu Frohndiensten bei neuen Strassenbauten heranzuziehen, wäre äusserst unklug gewesen [2]). Aber Schneider stattet diese Parallelstrassen auch mit mansiones und mutationes aus, um die Lasten der Anlieger bis zum Unerträglichen zu steigern.

Ueber Mansionen und Mutationen spricht Schneider ohne die nöthige Sachkenntniss; wenn er etwas von diesen Dingen verstände, würde er darauf verzichten ein bestimmtes Zahlenverhältniss aufzustellen. Weder im Itinerar noch in der T. P. sind diese Kategorien, ja es sind gar nicht alle Stationen genannt, sondern häufig mehrere zusammengezogen. Als mansio gilt jede Stadt (civitas), allein wo die Städte in grösseren Entfernungen von einander lagen, besonders in den Grenzprovinzen, werden auch andere Ortschaften als Mansionen benutzt. Die Zahl der Mutationen zwischen den einzelnen Mansionen ist sehr verschieden; die örtlichen Verhältnisse wie die Bedürfnisse jeder Epoche sind hierauf von Einfluss. Im Allgemeinen findet successiv eine Vermehrung der Mutationen statt, theils um die Beförderung der Couriere zu beschleunigen, theils um die Belastung der Anlieger der Strasse

---

1) Das Stations-Verzeichniss zwischen Köln und Bingen ist in der Peutinger'schen Tafel und im Itinerar wesentlich gleichlautend überliefert, die Leugenzahl der einzelnen Stationen, wie der ganzen Strecke (63 L.) stimmt überein, trotzdem findet Schn. hier zwei ganz verschiedene Routen. Auf die Totalsumme achtet Schn. gar nicht, wie es überhaupt recht bezeichnend ist, dass er niemals den Versuch macht die Meilenzahl der Strassen eigner Construction zu berechnen und mit den wirklich vorhandenen Strassen zu vergleichen (vergl. a. a. O. S. 161).

2) Tacitus Agric.

gleichmässiger zu vertheilen, werden neue Mutationen eingerichtet. Schneider macht Bonn zur Mansion, was wegen der Nähe von Köln höchst unwahrscheinlich ist, und etablirt dann in Wesseling eine Mutation, was möglich, aber durch die Distanzen nicht geboten ist[2]). Ebenso grundlos wird Tiberiacum 10 L. von Köln entfernt für eine Mansion erklärt, es war eine Mutation, wird daher auf der T. P. übergangen. Nach Schneider gab es auch besondere Stationen für die Reise aufwärts und abwärts, eine ganz neue, sicherlich höchst praktische Erfindung[2]). Nicht minder grundlos ist die Behauptung, die Itinerarien wären eigentlich ein Hülfsmittel für das geographische Studium gewesen, diesen Zweck hatten sie so wenig, wie die modernen Eisenbahn-Coursbücher, obwohl sie indirect auch nach dieser Richtung hin uns gute Dienste leisten. Aber die alte Geographie ist nicht gerade Schneider's Stärke, sonst würde er nicht eine Festung (?) Legio Trajana Neuwied gegenüber ansetzen, die weder das Itinerar noch die Peutinger'sche Karte noch irgend ein anderer Gewährsmann kennt, und die nur auf einem Schreibfehler bei Ptolemaeus beruht, wo die Colonia Trajana irrthümlich von ihrer Stelle bei Vetera zwischen Bonn und Mainz gerathen ist[3]).

Wirft man einen Blick auf die Karte, welche Schneider seiner Abhandlung über die Route von Köln bis Bingen (Rhein. Jahrb. 63, 1 fg.) beigegeben hat, so nimmt man ausser der römischen Heerstrasse, die sich dem Rhein entlang zieht, westwärts noch eine zweite wahr, welche

---

1) Die Entfernung zwischen Bonn und Köln beträgt nur 11 L., in Gallien war die civitas Elusa von der Mutatio Vanesia 12 L. entfernt, Stationen von 16, 17, 18 u. mehr r. M. sind nicht selten. Wesseling wird ein Castell gewesen sein, wo vielleicht eine ala cantonirte.

2) Wer sich über diese Verhältnisse genauer informiren will, dem empfehlen wir zum Studium das Itinerarium Hierosolymitanum: hier werden sorgfältig die Stationen einer Pilgerfahrt von Bordeaux nach dem gelobten Lande verzeichnet, und sorgfältig die mutationes von den mansiones geschieden; die mutationes sind zwar nicht durchgehends namhaft gemacht, aber am Ende jedes Abschnittes der Reise wird doch genau die Zahl der Stellen, wo Pferdewechsel stattfand, angegeben, so dass man erfährt, wie sehr das Verhältniss beider Kategorien auf den verschiedenen Routen differirte. Der Werth dieser Urkunde wird noch durch die Angabe des Jahres 333 n. Chr. erhöht.

6) Schn. betrachtet die Legio Trajana als Festung, die also nach der Besatzung benannt sein würde; allein die legio II Trajana hat bekanntlich allezeit ihr Standquartier in Aegyptus gehabt. Schn. hat vielleicht an die legio XXX gedacht, aber diese führt den Zunamen Ulpia, nicht Trajana, und bildet bekanntlich die Besatzung von Vetera.

in Bogenlinien sich vom Rheine entfernt und immer wieder in das Rheinthal zurückkehrt. Wer in diesen Extravaganten einen einheitlichen Strassenzug erkennen will [1]), mag ihn mit Schneider den westlichen Arm, die Rheinstrasse den östlichen nennen. Allein Schneider begnügt sich nicht damit, er construirt sich noch auf eigene Hand einen dritten Arm, eine mittlere Strasse, welche er aus Segmenten der beiden anderen zusammensetzt: ihr wird die Strecke der Römerstrasse von Köln bis Bonn zugewiesen; ausserdem läuft sie noch zwischen Andernach und Coblenz im Rheinthale; im übrigen fällt sie mit der sogenannten westlichen Strasse vollständig zusammen [2]); diese Strasse ist, wie wenigstens Schneider versichert, im Alterthum der Hauptverkehrsweg gewesen.

Der glückliche Pfadfinder sucht aber zugleich nachzuweisen, dass die von ihm entdeckten Strassen sämmtlich in den Itineraren verzeichnet sind, der östliche Strassenarm auf der Peutinger'schen Karte, der mittlere im Itinerar S. 370 und ebendas. 254 sogar zwei verschiedene Routen, die eine von Bingen über den Hunsrück nach Andernach, von dort über Ahrweiler nach Bonn, die andere gleichfalls über das Gebirge hinunter nach Boppard, dann wieder hinauf die Bergstrasse entlang gleichfalls über Ahrweiler bis Bonn [3]).

---

1) Vorausgesetzt dass wirklich überall Spuren dieser Strasse nachweisbar sind, um von der Frage, welcher Zeit das Ganze und seine Theile angehören, abzusehen.

2) Wer die Mühe nicht scheut mit einem Rothstift auf der Karte den Zug der mittleren Strasse nach Schn. Angaben zu markiren, wird finden, dass von dem westlichen Arme nichts übrig bleibt, als der zwischen Bonn und Köln am Vorgebirge sich hinziehende Weg.

3) Hier hat Schn. mehr, als erlaubt ist, zwischen den Zeilen gelesen. Die betreffende Stelle der Itinerare lautet:

Vingio
Antunnaco mpm XVII
Baudobriga mpm XVIIII
Bonna mpm XXII.

Gegen Correctur der Zahlen in den Reiseverzeichnissen hat sich Schn. wiederholt erklärt, z. B. Jahrb. 61, S. 9, hier nimmt er diese Freiheit für sich selbst in Anspruch, indem er von drei Zahlen zwei abändert, XVII vertauscht er zunächst nach einer Hs. stillschweigend mit XXVIII, und macht dann daraus XXXIII, ferner wird XXII in XXVI „vertauscht“, d. h. weil ihm so zu schreiben beliebt, ist der Weg über Ahrweiler zu verstehen, für einen müssigen Touristen hat dieser Umweg nicht viel zu bedeuten, aber für einen Courier

Die Strecke von Colonia Agrippina bis Bonn wird in der T. P. und im Itinerar gleichmässig auf 11 L. angegeben: Ausgangspunkt und Endpunkt ist der gleiche, die Entfernung dieselbe, selbstverständlich bezieht sich die Messung auf ein und dieselbe Strasse, d. h. die Militärstrasse. Allein Schneider bleibt auch hier seinem Systeme treu; die Römerstrasse wird für das Itinerar in Anspruch genommen, für den sog. östlichen Arm, den die T. P. verzeichnen soll, der Leinpfad benutzt. Da nun ein Weg, der sich allen Krümmungen des Stromes anschmiegt, nothwendig weiter ist als die Strasse, hätte Schneider die Zahl in der T. P. entsprechend abändern müssen; aber er fühlte recht gut, dass eine solche Correctur seine Hypothese sofort discreditiren würde, daher hilft er sich aus der Verlegenheit, indem er eine neue Station, die Alteburg bei Köln einführt [1]). Die Entdeckung der beiden Stationen Colonia Agrippina und Ara Ubiorum ist um nichts glücklicher [2]).

Schneider belehrt uns: in dem Lager bei der alten Burg habe der Altar der Ubier gestanden, deshalb sei das Lager ara Ubiorum genannt worden, die Stadt dagegen Colonia Agrippina. Allein dieser

---

oder für Soldaten auf dem Marsche ist die Distanz zwischen 26 L. (so viel rechnet Schn. selbst auf seine Strasse über Ahrweiler) und 17 L. (so viel beträgt die Entfernung auf der römischen Heerstrasse über Remagen) doch erheblich genug: jeder vorsichtige Topograph wird daher vorziehen XXII in XVI zu verwandeln, aber Schn. geht ja eben darauf aus, seine Strassen im Itinerar sämmtlich wiederzufinden, daher kann er auch die Rheinstrasse mit der Extravagante über Bandorf, die gleichfalls nur angelegt ist, um das Schn. unbequeme Remagen zu umgehen, und die er auf 18 L. (offenbar zu niedrig) schätzt, nicht brauchen. Nur eine Zahl lässt Schn. unangetastet, die 19 L. zwischen Bingen—Boppard, diese soll mit der wirklichen Entfernung stimmen; diese Zahl würde auf die Route vom Rhein über Wesel so ziemlich passen (und eine Hs. hat auch XVIII genau wie auf der T. P.), aber keineswegs auf die Strasse über den Hunsrück, die sich zu jener wie 5 zu 4 verhält, wie Schn. Karte beweist. Hier liegt jedenfalls ein Rechenfehler oder eine Confusion verschiedener Strecken vor.

1) Ob er die Strecke auf dem Leinpfade gemessen hat und sich wirklich bis zu diesem Punkte 11 L. ergaben, erfährt man nicht.

2) Dass beide Quellen die Colonia Agrippina als Station nennen, dass beide von da den Weg weiter nach Neuss verzeichnen und beide für diese Strecke 16 L. angeben, kümmert Schn. nicht. Warum er den Leinpfad gerade für die T. P. benutzt, erfahren wir nicht. Als Schn. Jahrb. 60 die Strasse zwischen Köln und Neuss behandelte, hatte er diese Entdeckung offenbar noch nicht gemacht: seine Arbeiten sind eben Stückwerk, um den Zusammenhang der einzelnen Theile ist er unbekümmert.

Altar, den die Ubier nach dem Vorgange von Lyon dem Kaiser Augustus errichteten, stand nicht innerhalb der römischen Festung, sondern in der Stadt[1]: sie hiess daher bis zum Jahre 50, wo sie Colonie wurde, Ara Ubiorum, und auch noch lange Zeit nach diesem Jahre bezeichnen geborene Kölner ihren Heimathsort regelmässig als Ara oder auch Ara Agrippinensis; erst später gelangt der officielle Titel colonia Agrippinensis zu allgemeiner Geltung (s. a. a. O. S. 142 fg.). Es ist also eine rein willkührliche und unhaltbare Hypothese, Namen, welche verschiedene Perioden der bürgerlichen Entwickelung eines Gemeinwesens bezeichnen und sich successiv ablösen, auf zwei völlig getrennte Oertlichkeiten zu übertragen und denselben gleichzeitige Geltung beizulegen. Nun hat aber die Festung oberhalb Köln höchstens bis gegen die Mitte des 1. Jahrh. bestanden, eine Station bei der Altenburg, wo sich nach der Aufhebung des Lagers nur die für die Legionen erbaute Wasserleitung, die jetzt der Colonie zu gute kam, und vielleicht eine Gruppe Häuser oder ein Wachthurm befand, war im 2. oder 3. Jahrh. völlig zwecklos[2]. Während es Schneider hier für zweckdienlich erachtet zwei Stationen auseinanderzuhalten, fallen ihm dann wieder die Colonia Agrippina und die Ara Ubiorum zusammen, ja er beruft sich sogar dafür auf das angebliche Zeugniss des Tacitus (Jahrb. 63, S. 11).

3. Ueber die Strasse von Metz nach Trier[3].

Die Entfernung zwischen Trier und Riciacum ist in dem Itinerar des Antonin viel zu niedrig angegeben. Man erwartet:

---

1) Ganz correct sagt Tacitus Ann. I, 39, im J. 14 n. Chr. habe sich Germanicus apud aram Ubiorum aufgehalten, duae ibi legiones hiemabant, d. h. in dem Lager oberhalb der Ortschaft der Ubier, daher heisst es vorher c. 37 der Legat habe die Legionen zurückgeführt in civitatem Ubiorum. Germanicus wohnte übrigens in der Stadt, nicht im Lager. Ebenso c. 57 vom Sohne des Segestes: sacerdos apud aram Ubiorum creatus.

2) Von der wechselnden Stärke der Rheinarmee, von der Vertheilung der Truppen in den verschiedenen Zeiträumen hat Schn. keine Vorstellung: so findet er sechs Legionslager bei Vetera, bei Asciburgium (wo bekanntlich nur eine ala lag), bei Neuss, bei der Altenburg, bei Bonn und bei dem todten Mann Neuwied gegenüber.

3) Die röm. Strassen von Trier nach Köln, von Mainz über Köln und Vetera haben in den wiederholt angeführten Aufsätzen zur Geschichte und To-

Divoduri X Caranusca X Riciaco XVII Aug. Trev.
und ich glaube die letzte Station war ursprünglich zu XVII (oder XVIII) Leugen angegeben; nämlich über X steht auf der T. Peut. VIII, anscheinend für die Strecke von Trier nach Noviomagus, aber nicht zutreffend, da die Entfernung XIII Leugen beträgt. War das Wegmass der ganzen Route mit XXXVII angegeben und dann in XXXXII verschrieben, so wird diess der Copist seiner Gewohnheit gemäss in XLII verändert haben. — Die Strasse von Metz nach Trier auf dem linken Ufer der Mosel war etwas weiter, nach der Berechnung des Herrn v. Veith:

Metz — Dalheim	XXXIII MP	XXII L
Dalheim — Trier	XXVII MP	XVIII L
	LX MP	XL L

Diese Route konnte im Itinerar S. 240 verzeichnet sein, nur bedürfen dann die Zahlen einer Berichtigung:

Divoduro	
* * *	mpm (X)XII
Treveros	mpm XVI(II).

Der fehlende Stationsname wäre dann eben auf das Castell bei Dalheim zu beziehen.

---

pographie der Rheinlande S. 154 ff. S. 164 eine meisterhafte Bearbeitung gefunden. Das oben mitgetheilte Fragment scheint mir ebenfalls beachtenswerth zu sein. Ueber das Itinerar und die Zeit seiner Abfassung (unter der Regierung des Diocletian) vergl. Bergk, a. a. O. S. 146 ff.]

Köln. J. Asbach.

8. Eine römische Statuette von Eisen.

Hierzu Tafel V.

Im Mai des Jahres 1883 wurde beim Ausrotten einer dürr gewordenen Pappel im Garten der Villa des Herrn Albert Cahn in Plittersdorf durch den Gärtner Joseph Lissem eine 15 cm grosse eiserne Figur gefunden, die ein Weib in ägyptischer Kleidung darstellt und auch in der Haltung an ägyptische Bildwerke erinnert. Die vortreffliche Zeichnung des Körpers und die trotz der durch Oxydation porös gewordenen Oberfläche erkennbare feine Ausführung aller Theile der Figur liessen sogleich daran denken, dass dieselbe eine Antike sei. Die mir bekannten zahlreichen Funde ägyptischer Alterthümer in römischen Gräbern des Rheinlandes, die ich seitdem in meiner Abhandlung über den römischen Isisdienst am Rhein[1]) zusammengestellt habe, gaben mir Veranlassung, in dieser Richtung weiter zu forschen. So erfuhr ich denn von Herrn Heinrich Vincentz in Plittersdorf, der die Gartenanlage dieser Villa gemacht hat, dass man bei Anlegung des Springbrunnens im Jahre 1870 den Rasen um 4 bis 5 Fuss abgetragen, die Stelle geebnet und dabei einige grosse römische Ziegelplatten, verschiedene Thongefässe und römische Münzen gefunden habe. Die von hier weggefahrene Erde wurde gerade an jener Stelle zur Erhöhung eines Gebüsches 3 bis 4 Fuss aufgetragen, wo die Statuette 13 Jahre später gefunden worden ist. Die an Herrn Cahn damals abgelieferten, unter dem Rasen gefundenen Alterthümer waren jetzt nicht mehr aufzufinden, ich konnte aber bei dem Rangirmeister der Bonner Trajectstation, Herrn Schmitz, der beim Ausgraben derselben zugegen war, noch eine genaue Auskunft über diesen Fund erlangen. Er bestätigte, dass auf einem kleinen Raume an der bezeichneten Stelle mehrere grosse Ziegelplatten, viele Thongefässe und mehrere Münzen gefunden worden seien. Aber auch in einiger Entfernung von dieser Stelle nach dem Rheine hin kamen mehrfach im Boden römische Topfscherben vor. Erst im Jahre 1884 fanden sich im Hause des Herrn Cahn einige

1) Jahrb. des V. v. A. LXXVI, 1883. S. 31.

kleine römische Gefässe und eine Münze des Hadrian von diesem Funde wieder. Die Gefässe sind ein kleiner Henkelkrug von weissgelbem Thon, zwei runde Töpfchen, 80 und 93 mm hoch, von feinem Thon, aussen schwärzlich, ein braunes gerifftes Töpfchen mit zugespitzter Schnute, 87 mm hoch, ein ähnliches graues von sehr grober Arbeit, und mehrere Salbfläschchen von Thon nach Art der sogenannten gläsernen Thränenfläschchen. Eine vorläufige Mittheilung über jenen seltsamen Fund machte ich zweimal in Bonn[1]) und auf der Versammlung in Worms[2]) im August desselben Jahres. Ein römisches Bildwerk aus Eisen, das seiner ganzen Beschaffenheit nach nicht geschmiedet, sondern gegossen sein musste, ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Die Untersuchung musste desshalb mit grösster Umsicht und Vorsicht geführt werden und ich wage jetzt erst, das Ergebniss meiner Forschung, die ich nicht weiter zu führen weiss, zu veröffentlichen. Von einer Fälschung kann in diesem Falle nicht die Rede sein. Die Unbescholtenheit des Finders und die Beschaffenheit des Bildwerks lassen einen solchen Verdacht gar nicht aufkommen. Für eine neuere Arbeit kann die Figur nicht wohl gehalten werden, ihre klassische Schönheit verweist sie in das Alterthum. Sie besitzt nicht den Stil der Renaissance. In der Zeit des ersten Napoleon aber wurden bekanntlich in Frankreich klassische Formen in der bildenden Kunst sehr beliebt und es fragte sich, ob nicht vielleicht ein neuerer Eisenguss hier vorliege. Dagegen sprach zwar entschieden das äussere Ansehen der Figur. Eisenguss oxydirt viel langsamer als geschmiedetes Eisen in der Erde und die von feinen Löchern durchbohrte Oberfläche lässt auf ein langes Verweilen im Boden schliessen. Mit zunehmendem Gehalt des Eisens an Kohlenstoff, Silicium und Phosphor nimmt die Löslichkeit und die Rostneigung desselben ab, so dass die Roheisenarten der Einwirkung der Säure besser widerstehen als der Stahl. Nach Ledebur's Versuchen über die Löslichkeit des Eisens in verdünnter Schwefelsäure verlor Spiegeleisen 14,15, weisses körniges Roheisen 19,7, engl. Stahl 66,5, Schmiedeeisen 88,6 %[3]). Dass gusseiserne kleinere Gegenstände selbst aus vorrömischer Zeit sich in der Erde erhalten

1) Jahrb. d. V. v. A. LXXVI, 1883, S. 60 und 248.

2) Correspbl. des Gesammtv. d. d. Alterth. u. Gesch. V. 1884, Nr. 3 u. 4, S. 18.

3) R. Ackermann, Ueber das Rosten des Eisens. Berg- u. Hüttenmänn. Zeitschr. 1882, S. 469 u. 543.

haben, wie wir jetzt wissen, spricht entschieden für die Möglichkeit des römischen Ursprungs der Statuette. Ich habe indessen in Frankreich Erkundigungen eingezogen und einer der berühmtesten Eisengiessereien, der von Val d'Osne, das Bild der Statuette eingeschickt. Die Direktion war so freundlich, das Bild mit den Musterzeichnungen der alten Giessereien von J. P. V. André und J. J. Ducel et Fils, die schon zu Napoleon I. Zeiten solche Gegenstände fertigten, zu vergleichen, wagte aber nicht zu behaupten, dass die Statuette in Frankreich gegossen sei, sie könne sehr wohl aus Aegypten hergebracht sein. Die mir eingesandten Zeichnungen von Figuren dieser Art überzeugten mich selbst, dass das kleine Kunstwerk einen solchen Ursprung nicht haben könne. Die Gräflich Stolberg-Wernigerodische Factorei in Ilsenburg antwortete auf eine gleiche Anfrage am 1. Februar 1886: „Auf der hiesigen Eisengiesserei, die wohl zu den ältesten in Deutschland gehört, sind Figuren, wie die dort gefundene niemals gemacht worden. Es ist uns auch Nichts bekannt, was darauf schliessen liesse, dass, seit Eisen gegossen wird, also seit der zweiten Hälfte des XII. Jahrh., Statuetten in getreuem antiken Charakter jemals in Giessereien dargestellt worden wären. Wir besitzen Ofenplatten aus jener ersten Zeit des Hochofenbetriebs, bei denen sowohl die Composition des in Bas-Relief gehaltenen Bildwerkes als die Former-Technik eine recht gute sind, aber die Figur einer Isispriesterin liegt allen diesen Darstellungen, die mehr biblischen oder allegorischen Charakters sind, ebenso fern wie die streng antik gehaltene Behandlung der Form. Ebensowenig glauben wir nach den vielen Ofenplatten aus den letzten Jahrhunderten, die hier zur Verschmelzung kamen und zum Theil noch kommen, dass man bei Oefen solche Figuren, deren Formarbeit eine ziemlich schwieriege und mühsame ist, jemals angewandt hat. Es ist uns überhaupt nichts Aehnliches in Gusseisen vorgekommen." Dem altägyptischen Stil entspricht die weibliche Gestalt durchaus nicht, weder in der Bekleidung noch in der Haltung der Arme, die wie bei einer Karyatide verschränkt sind. Wir wissen, dass unter Kaiser Hadrian der ägyptische Cultus, dem er selbst zugethan war, im römischen Reiche eine grosse Verbreitung gewann und in dieser Zeit werden wohl die meisten ägyptischen Idole, die sich in Gräbern finden, an den Rhein gekommen sein. Hadrian hatte in seiner Villa bei Tivoli eine grosse Zahl ägyptischer Bildwerke aufgestellt, die zum Theil eine Fortbildung der altägyptischen Kunst durch den Einfluss der griechischen zeigten. Aber auch in Alexandrien führte Hadrian prächtige Bauwerke auf. Die

Nachrichten, dass die Alten das Eisen schmolzen und Kunstwerke in Eisen ausführten, sind so bestimmt und so zahlreich, dass es geradezu auffallend ist, dass nicht Funde dieser Art irgendwo im Gebiete der alten Kunst sich erhalten haben. Vielleicht sind sie hier und da vorhanden und nur das Vorurtheil, dass die Alten den Eisenguss nicht gekannt hätten, hat es gehindert, sie zu erkennen. Es giebt Gründe für die Annahme, dass sie mehr kleine als grosse Werke in Eisenguss ausführen konnten und dass diese Kunst viel seltener als der Bronzeguss in Anwendung kam. Die schönen Verhältnisse der Körpergestalt in unserer Statuette entsprechen ganz der hadrianischen Zeit, in der ein Aufschwung der bildenden Kunst stattfand. Man darf annehmen, dass die seltne Kunst des Eisengusses in den alten Ländern der Cultur geübt wurde, und so wird unsere Statuette in Aegypten selbst oder in Griechenland oder in Italien gefertigt worden sein. Es ist ganz unmöglich, in bestimmterer Weise ihren Ursprung anzugeben.

Man hat in neueren Zeiten, um der verbreiteten Meinung entgegenzutreten, als wenn das Eisen erst nach der Bronze in Gebrauch gekommen, die Stellen der alten Schriftsteller gesammelt, die für eine sehr frühe Kenntniss und Bearbeitung desselben sprechen. Es ist wohl zuerst gehämmert worden, wie von dem Meteoreisen bekannt ist. Im Buche Hiob, 28, 2 wird auch das Schmelzen schon erwähnt: „Eisen bringt man aus der Erde und aus den Steinen schmelzt man Erz.“ Beim Propheten Hesekiel 27, 12 u. 19 heisst es, dass man Eisen und Eisenwerk auf den Markt von Tyrus brachte. Bei Daniel, 2, 33 u. 35, waren die Schenkel einer Bildsäule von Eisen, oder, 2, 40, von Eisen und Thon. An einer andern Stelle, 5, 4 u. 23, werden eiserne Götterbilder erwähnt. Bei Homer, Od. IX, 391, wird das Eisen zu Stahl gehärtet, bei Virgil, Aen. VIII, 446 wird Stahl geschmolzen. Nach Strabo wurden die Eisenerze auf Elba nur geröstet und dann zum Schmelzen nach Populonium gebracht. Der Baumeister Timochares wollte nach Plinius XXXIV, 14, 148 zu Alexandria für die Arsinoe einen Tempel bauen, dessen Wölbung aus Magneteisen bestehen sollte, so dass in derselben das Standbild jener Frau schweben konnte. Des Ptolemaeus und sein eigner Tod hinderten es. Nach Dr. Gurlt[1]) gewannen die Alten Schmiedeeisen aus den Eisenerzen in Luppen oder Rennherden mittelst Holzkohlen und dem natürlichen Winde oder mittelst Blasebälgen. Erst im 13. Jahrhundert hatte man 10' hohe

1) Bergbau und Hüttenkunde, Essen 1877.

Blauöfen, die geschmolzenes Gusseisen erzeugen konnten. Der Kohlenstoff des Brennmaterials und das Kohlenoxyd der Hohofengase wirken reduzirend auf das Eisenerz. In der Weissgluth absorbirt das Eisen Kohlenstoff und verbindet sich mit ihm zu schmelzbarem Roheisen. L. Beck leugnet entschieden, dass das Gusseisen im hohen Alterthum bekannt war. Gurlt bemerkt mit Recht, Jahrb. LXXX S. 194, dass, da die Alten keine Hohöfen besassen, sie das Gusseisen auch nicht in so grossen Massen darzustellen vermochten, wie das heute der Fall ist; denn alsdann würden sicher zahlreiche Ueberreste von Gusseisen bis auf uns gekommen sein. Er sagt, die Reduktion der Eisenerze zu Gusseisen kann nur in feuerfesten Schmelztiegeln mit Zuschlag von Holzkohle und einem geeigneten Flussmittel wie Flussspath bei andauerndem starken Kohlenfeuer stattgefunden haben, wodurch jedesmal nur eine kleine Menge, höchstens 1 Pfd. Gusseisen in jedem Tiegel erhalten wurde. Die so erhaltenen Metallkönige konnten dann zu grösseren Mengen umgeschmolzen und in Gussformen gegossen werden. Ein ähnliches Verfahren befolgen bis heute nach von Richthofen die Chinesen. Nach Gurlt wird bei den Chinesen des Gusseisens erst gegen 400 vor Chr. gedacht, es wurde durch Einschmelzen von Schmiedeeisen dargestellt. Im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurden im südlichen China die Ketten einer Eisenbrücke über gusseiserne Säulen gespannt. Das Schmelzen des Eisens war den Griechen frühe bekannt. Nach Hesiod haben die Dactylen das Eisen entdeckt, die Cyclopen es verarbeitet. Der Stahl hat von den Chalybern den Namen *χάλυψ* erhalten, sie haben silberhaltige Eisenerze verarbeitet und stellten Silberstahl her. Das Wort *χάλυψ* kommt aber von *χαλάειν* schmelzen[1]). Aristoteles[2]) spricht von Eisen, welches erst flüssig und dann wieder fest wird. Er glaubte auch, dass Eisen durch wiederholtes Schmelzen zu Stahl gereinigt werde. Nach Pausanias III, 12, 10 hat Theodorus von Samos, der Sohn des Telekles, es zuerst erfunden, das Eisen zu giessen und Bildnisse daraus zu formen. Theodorus lebte zur Zeit des Tyrannen Polykrates im 6. Jahrhundert vor Chr. Pausanias sagt X, 18, 5, eine Bildsäule aus Eisen zu verfertigen sei die schwierigste Kunst und erfordere die meiste Mühe. Schubart[3]) meint, diese Bemerkung be-

---

1) Vgl. Dr. Adolph Franz, Eisen und Stahl im Alterthum. Berg- und Hüttenmänn. Zeitschr. 1882, S 177.

2) Meteorolog. IV, 5.

3) Rhein. Mus. f. Philol. N. F. XV, 1860, S. 101.

ziehe sich auf die ganze Behandlung des Eisens von der ersten Gewinnung des Metalls an, denn der Guss einer eisernen Statue erfordere schwerlich viel mehr Mühe als der einer kupfernen. Er übersieht hierbei die schwerere Schmelzbarkeit des Eisens. Er sagt ferner, wenn Pausanias den Theodorus nur als Erfinder des Eisengusses nenne, so beruhe diese Angabe auf einer Nachlässigkeit des Schriftstellers, er werde auch das Giessen des Kupfers erfunden haben. Auch sei es ein Irrthum, wenn Pausanias die Erfindung des Schmelzens und Giessens als eine gleichzeitige betrachte, das Schmelzen müsse dem Erzgusse lange vorangegangen sein, Theodorus soll aber das Eisen zu schmelzen erfunden und Bildsäulen daraus gemacht haben. Kannte man aber schon den Guss anderer Erze in Formen, so konnte auch das geschmolzene Eisen sofort gegossen werden. Pausanias nennt zwei Samier als Erfinder des Eisengusses, den Rhoikos und den Theodoros. Nach O. Müller[1]) ist aber dieser Theodoros der Sohn jenes. Ein anderer Sohn des Rhoikos war Telekles, der mit seinem Bruder arbeitete und wieder einen Sohn Theodorus hatte. Nach Pausanias ist dieser der Erfinder des Eisengusses. Pausanias erwähnt eine ganze Reihe von Kunstwerken aus Eisen, so den Thron des Pindaros in Delphi X 24, 5, die Büste oder Statue des Epaminondas in dem Tempel des Aesculap zu Messene IV, 31, 10, die Köpfe eines Löwen und eines Ebers in Pergamos von ausgezeichneter Arbeit X, 18, 5, eine Gruppe, den Kampf des Heracles mit der Hydra darstellend, von Tisagoras im Tempel zu Delphi X, 18. Ein viel gepriesenes Werk war auch der eiserne Untersatz des Alyattes in Delphi, X, 16, 1, 2, der dazu gehörige Mischkrug von Silber, dessen Herodot I, 25 erwähnt, war geraubt worden. Hegesandros bei Athenaeus, Deipnosoph. V, 13 S. 210 sah den Untersatz und nennt ihn wahrhaft bewunderungswürdig. Es waren in die eisernen Stäbe und Bänder auf das Kunstreichste verschiedene Figuren eingegraben oder eingelegt. Welche von diesen Werken gegossen, welche geschmiedet waren, wissen wir nicht anzugeben. Aus der Stelle des Pausanias IV, 31 und X, 18 über das Bild des Epaminondas und das des Heracles mit der Hydra kann darüber nichts gefolgert werden. Seine Angabe, dass das Bild des Epaminondas aus Eisen sei, ist um so sicherer, als er im C. 31 eines Bildwerks desselben aus Erz erwähnt, welches im Hierathion stand. Plinius führt noch, XXXIV, 14, 140, den eisernen Hercules zu Rhodus an, welchen Alcon gemacht hat, laborum dei patientia inductus. Auch

1) Handb. der Archäologie der Kunst. Breslau 1885 S. 40.

unter den antiken Masken, die auf uns gekommen sind [1]), befinden sich solche aus Eisen, von denen aber die meisten als getriebene Arbeit erkannt sind. Dies gilt zunächst für die im Jahre 1827 in 14 F. Tiefe bei der Kreuzschanze in Mainz gefundene [2]), jetzt im K. K. Münz- und Antikenkabinet in Wien befindliche von Benndorf auf Taf. XII, Fig. 2a und 2b abgebildete Eisenmaske. Dieselbe ist nach Lindenschmit's Urtheil geschmiedet. Nach von Sacken ist die Arbeit des Treibens auf die Höhe von 0,025 m bei der Dünne des Eisens, die im Durchschnitt 0,002 bis 0,003 m beträgt, bewundernswerth und dürfte in die frühere Kaiserzeit zu setzen sein. Sie war jedenfalls die Beigabe eines Grabes, denn dabei lagen einige Knochen und an der Maske selbst fanden sich Spuren verwitterten Gebeines. Auf der Innenseite ist das Metall stark oxydirt. Benndorf führt noch 6 Masken aus Eisen an, von denen eine vergoldet und eine mit Bronze plättirt war. Die erste findet sich im Museum zu Leyden und soll gegossen sein, die andere wird im Berliner Museum aufbewahrt und wurde beim Festungsbau in Köln gefunden. Die vierte befindet sich im Rathhause zu Nymwegen, die fünfte ist in der Hamilton'schen Sammlung und stammt aus St. Agata dei Goti. Die sechste, zu Alençon gefunden, besitzt das Museum von Angers, sie ist von geschlagenem Eisen. Das Fragment einer solchen wurde von Grivaud de la Vincelle [3]) abgebildet. Noch wurde ein antikes Exemplar aus Göthe's Kunstsammlung in einem Jägerhause bei Weimar eingemauert gefunden. Man wollte das Fehlen antiker Kunstwerke aus Eisen, wie schon Fourcroy gethan, damit erklären, dass man annahm, die Oxydation des Metalls habe es verschwinden lassen. Dagegen muss man aber die zahllosen Funde eiserner Geräthe aus römischer Zeit, wie z. B. bei der Saalburg und aus vorrömischer Zeit wie in Hallstatt und den norditalischen Nekropolen anführen. Diese Gegenstände sind geschmiedet, und viel leichter oxydirbar als der Eisenguss. Dass man gegossene Eisensachen in so seltenen Fällen gefunden hat, erklärt sich nur aus der Seltenheit des Eisengusses im Alterthum, den man in vielen Fällen aber wohl auch übersehen hat. Hausmann [4]) sagt, die Angabe des Plinius, dass das Eisen

1) Otto Benndorf, Antike Gesichtshelme und Sepulcralmasken, Denkschr. d. Acad. d. W. XXVIII, Wien 1878.

2) Annal. d. V. f. nass. Alterthumsk. I, Wiesb. 1830, 1. S. 118, 2. u. 3. S. 77, Taf. 1.

3) Arts et métiers des anciens. Pl. XVIII, 4.

4) J. Fr. L. Hausmann, De arte ferri conficiendi veterum, imprimis Graecorum atque Romanorum in den Comment. soc. reg. scientiar. Goetting. recent. V. IV. Göttingae 1820.

wie Wasser flüssig werde, beziehe sich nicht auf das Rösten, welches mit Holzfeuer geschah, sondern auf vollständiges Schmelzen. Da sie unsere Hohöfen nicht kannten, hätten sie nur kleine Oefen gehabt, wie sie noch in Catalonien in Gebrauch seien. Das Schmiedeeisen bereiteten sie direkt aus den Erzen, sie hatten bereits, wie aus vielen Stellen der Alten[1]) hervorgeht, lederne Blasebälge. Prof. J. Klein theilt mir mit, dass auf einer römischen Thonlampe ein Blasebalg dargestellt ist, der ganz dem unsrigen gleicht[2]). Nach Aristoteles und Theophrast bedienten sie sich auch schon der Zuschläge oder Flüsse, des Pyrimachus und des Lapis molaris. Hausmann glaubt, dass der letztere ein harter Kalkstein gewesen sei. Nach Theophrast, de lapid. § 20, haben die Alten auch schon Steinkohlen gebrannt, aber nicht um das Eisen zu schmelzen. Jener sagt, die Alten machten kein Gusseisen wie wir. Es giebt keine Stelle eines Schriftstellers, nach der gegossene Eisensachen in Gebrauch gewesen sind. Er glaubt, dass das Gestell des Delphi'schen Mischkrugs aus geschmiedetem Eisen gemacht war in erhabener Arbeit. Wie der Hercules hergestellt gewesen, wüssten wir nicht. In Herculanum und Pompeji seien aus Eisen nur Feuerroste, crates, Messruthen, perticas, Fusseisen, compedes und eine Klammer, retinaculum gefunden worden.

Doch führt er an, dass Caylus ein 2 Zoll hohes Bild des Hercules als aus Eisen gegossen beschrieben habe und dass auf dem St. Bernards-Hospiz ein in der Ruine eines Jupitertempels gefundener $3^1/_2$ Zoll hoher Jupiterkopf aufbewahrt werde, den aber Hausmann für getrieben hält.

Wegen des Ursprungs der Bearbeitung des Eisens weist man gern darauf hin, dass Italien arm an Eisenerzen war. Plinius erwähnt H. n. III, 6, 81 die Eisengruben von Elba[3]), welches die Griechen Aethalia nannten, *αἰθάλη* bedeutet Asche, Russ. Nach Plinius war das Eisen der Serer das beste. Franz sucht dieselben in der Mongolei, wo noch heute der ausgezeichnete Wetzstahl in sehr primitiver Weise bereitet werde. Des vortrefflichen Eisens in Noricum, dem heutigen Steyermark und Kärnthen, gedenken Horaz Od. I, 16, 9, Ovid. Met. 14, 712 und Martial IV, 55. Die ersten Eisenwaffen hatten nicht die Römer, sondern die

---

1) Vgl. Cicero, de nat. D. I, 20, 54, Virgil, Georg IV, 171, Horaz, Sat. I, 4, 19, Livius XXXVIII, 7, 12, Persius, Sat. V, 11.

2) Licetus, De lucernis antiquorum record. Udine 1632, VI, 24, 2.

3) Strabo II, 5, 19 p. 123.

Gallier nach Polybius. Es waren die Sennonen, die unter Brennus 390 vor Chr. in Rom einfielen, sie waren schon 200 Jahre früher über die Alpen gestiegen und hatten die Ebenen am Po besetzt. Im zweiten punischen Kriege, 218—201, bezogen die Römer ihre eisernen Schwerter von Spanien. Auch die Cimbern hatten, als sie 101 vor Chr. über die Alpen stiegen, eiserne Schwerter und Harnische[1]). Schliemann hat in Mykene nur Bronzeschwerter gefunden, einige Eisenmesser und Schlüssel stammen aus später Zeit. Doch fand O. Richter auf Cypern in phönikischen Gräbern zwei Eisenschwerter.

Ueber das Vorkommen eines eisernen Bildwerks im römischen Trier giebt es eine auffallende Mittheilung, von der man vermuthen möchte, dass sie in dem zu Fabeln geneigten Mittelalter ihren Ursprung hat. Ausonius erwähnt in seiner Mosella v. 315 das schwebende Bild der Arsinoe in einem Tempel zu Alexandrien. Böcking führt in einer Note seiner Uebersetzung dieses Gedichtes[2]) folgende Stelle aus den Gesta Trevirorum[3]) an, deren Inhalt Freher durch eine allgemein verbreitete Sage bestätigt nennt. „In dem Vorhofe des Tempels, welcher, weil er unzähligen Dämonen geweiht ist, vom Volke Centifanum genannt wird, ist ein aus Quadersteinen errichteter Bogen, der o Wunder! ein eisernes Merkuriusbild in der Luft schwebend hält; daneben ist ein marmorner Jupiter mit einer goldenen Schüssel in den Händen, von welcher der Weihrauch, den man darauf warf, den Umstehenden in die Nase duftete, als hätte man ihn auf Kohlen gestreut, ohne dass er indessen vom Feuer ergriffen worden wäre. Damit man aber nicht dem, was wir mit unsern Worten gesagt haben, den Glauben versagt, so höre man, nicht uns, sondern den Galba Victor, welcher dem Licinius Sophista dasselbe unter andern erstaunlichen Merkwürdigkeiten, die er gehört und gesehen hatte, mit diesen Worten bezeugt: Höre nur noch und Du wirst Dich verwundern. Trier ist eine angesehene gallische Stadt, wo mir ein gewisser Senecio, bei dem ich 12 Tage als Gastfreund zubrachte, in einer Vorstadt ein eisernes schweres Bild eines fliegenden Mercurius zeigte, das in der Luft hing. Es war nämlich ein Magnet, wie mir jener mein Wirth zeigte, oben am Deckengewölbe und einer am Fussboden, deren natürliche Kraft nach oben und unten das Eisen anzog und so blieb die ungeheuere Eisenmasse, das Bild, gleichsam zweifelnd in der Luft hängen.“ Böcking bezweifelt mit Recht nach dem

1) Plutarch, Vita Marii 25.

2) Jahrb. d. V. v. A. VII, 1845, S. 87.

3) Ed. Wyttenbach et Müller I, p. 36.

Urtheil von Gewährsleuten die Wahrheit der Erzählung, die an das Wunder in der Kaaba zu Mekka erinnere und meint, es könne allerdings ein an der Decke des Tempels befindlicher Magnet so gewirkt haben, dass ein dünner und nicht sichtbarer Draht hinreichte, eine bedeutende Eisenmasse gleichsam frei schwebend zu halten. War dies merkwürdige Merkurbild wirklich vorhanden, so ist es überaus wahrscheinlich, dass es aus Schmiedeeisen zusammengenietet war, um es leichter zu machen und auch weil Schmiedeeisen viel magnetischer ist als Gusseisen. Wankel[1]) und Beck[2]) haben in der umfassendsten Weise die zahlreichen Berichte zusammengestellt, aus denen hervorgeht, dass im Widerspruche mit der darüber herrschenden Meinung die Kenntniss und Bearbeitung des Eisens in den frühesten Zeiten des Alterthums bekannt war. Beck sagt aber S. 140: der Eisenguss war den Chaldäern wie den übrigen Völkern des Alterthums unbekannt; die Assyrer verwandten das Eisen, um das Holz damit zu bekleiden. In Babylon gab es Götzenbilder aus Eisen, ob dies Holzbilder waren mit Eisenblech umkleidet, lässt sich nicht unterscheiden. Er sagt ferner, S. 195, ein Irrthum sei es, wenn Movers in seiner Geschichte der Phönizier aus einer alten Inschrift herauslesen wolle, dass die metallkundigen Cyprier auch bereits den Eisenguss gekannt und eiserne Götzenbilder gegossen hätten. Der Ausdruck Nasach Barzel, den er mit Eisengiesser übersetze, bedeute „dem Eisen giessen“ d. h. dem eisernen Götzenbilde ein Gussopfer bringen, wie dies ähnlich bei Jesaias 40, 19 und 44, 10 vorkomme. Hier steht aber von Opfern Nichts, es werden nur die getadelt, welche Götzenbilder giessen. Nur bei den Chinesen, S. 300, scheint nach Beck das Vergiessen des Eisens eine alte Kunst zu sein. In Bezug auf die Bildsäulen des Theodorus bemerkt er, S. 434, es sei durchaus unwahrscheinlich, dass dieselben, wie häufig angenommen werde, gegossen waren, obgleich die betreffende Stelle des Pausanias, III, 12, leicht so gedeutet werden könne. Wir wüssten nicht anders, als dass die Alten mit dem Gusseisen unbekannt gewesen seien und schwerlich hätte eine solche Entdeckung des Theodoros später wieder spurlos verschwinden können. Es sei wahrscheinlich, dass Theodoros und andere Künstler Bildwerke dieser Art aus Eisen getrieben hätten. Darauf beziehe es sich, wenn Pausanias diese Arbeit mühevoll nenne, denn das Giessen des Eisens sei für einen Künstler,

1) Mitth. der anthropol. Gesellsch. in Wien VIII, 1879, S. 289.
2) Ludw. Beck, Die Geschichte des Eisens, Braunschweig 1884.

dem die Schmelzvorrichtungen zu Gebote stünden, kaum beschwerlicher als das Vergiessen des Erzes. Strabo weiss von dem Eisengusse Nichts. Des Plinius Angabe, dass Aristonides auf Rhodos die Statue des Athamas aus einer Mischung von Erz und Eisen gemacht habe, erklärt Beck so, dass die Statue aus verschiedenen Metallen zusammengesetzt und das Gesicht aus Eisen getrieben war, dessen Rost die Röthe der Scham über die Unthat des Athamas ausdrücken sollte. Er meint, wenn Graf Caylus ein kleines etrurisches Bildwerk, das er gelegentlich einmal sah, ohne Weiteres eine gusseiserne Statuette nenne, so beweise dies Nichts.

Es fehlt uns heute aber der Nachweis nicht, dass selbst in vorrömischer Zeit Geräthe aus Eisen gegossen wurden, die eine grosse Geschicklichkeit der Verfertiger erkennen lassen. Ptolemaeus erzählt, dass die alten Quaden in dem Luna-Walde das Eisen schmolzen. Tacitus sagt Germ. c. 43, dass die Cotinen, welche keine Germanen waren, sondern Kelten, den Quaden unterthänig waren und für sie das Eisen graben mussten. Dr. Wankel hat bei Rudic diese alten Schmelzstätten aufgefunden und beschrieben, er fand die Tiegel noch theilweise mit dem Schmelzgute angefüllt. Auch Graf Wurmbrand fand in Steiermark alte Gussstätten aus vorrömischer Zeit und ahmte in einfachen Oefen das Rösten und Schmelzen des Eisens nach. Er erhielt ein kohlenstoffarmes, zähes und elastisches Eisen, welches die guten Eigenschaften des norischen Eisens zeigte. Nach Wankel waren die im Walde bei Rudic verschmolzenen Erze Lager eines thonigen, leicht schmelzbaren Brauneisensteins der Juraformation, welche Ausbuchtungen zwischen den Klippen des Devonkalkes ausfüllen und jetzt noch in Blansko verhüttet werden. In einem tiefeingeschnittenen Thale eines Nebenflusses der Zittawa befindet sich in einer schroffen Felswand die Byciskala-Höhle, die schon 1871 von Dr. Wankel ausgegraben wurde und zumal in der Vorhalle reiche vorgeschichtliche Funde von Bronze, Eisen, Gold, Glas, Bernstein ergab[1]). Unzweifelhaft befand sich in derselben eine Werkstätte, in der die im nahen Walde gewonnenen Erze weiter verarbeitet wurden. Hier lagen Bronzebleche, Platten und Henkel, Stücke von Luppeneisen, Eisenbarren, auch Sicheln, Schlüssel, Hacken, Nägel, Messer von Eisen nebst Gussformen von

1) Mitth. der anthropol. Gesellschaft in Wien I, 1871, S. 331 und VIII, 1878, S. 310. Ferner Wankel, Bilder aus der mährischen Schweiz und ihrer Vergangenheit, Wien 1882.

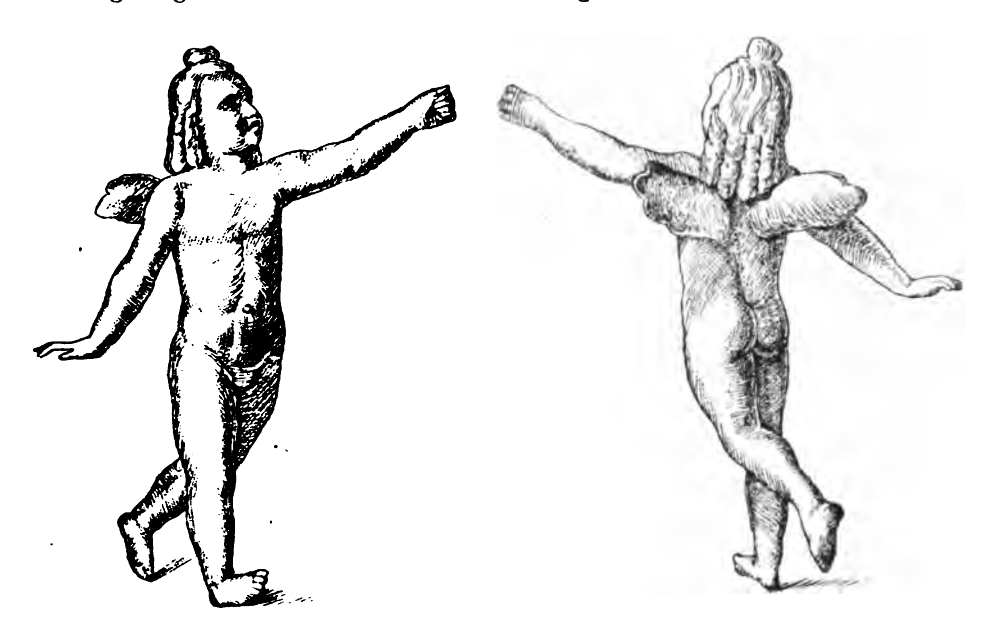
Stein und Bronze. Die gefundenen Gegenstände, die sich im K. K. Hofmuseum in Wien befinden, tragen den Typus der Hallstatt-Periode, die nach von Sacken bis in das 6. Jahrhundert vor Chr. zurückreicht und nach von Hochstetter bis zur Ankunft der Römer in diesen Gegenden dauerte. Wankel glaubt, dass man diese Funde mit Zuversicht in das 3., vielleicht 4. Jahrh. vor Chr. als Arbeiten der Bojer setzen kann. Aus einer Schicht von verkohltem Getreide hob Wankel im Oktober 1872 einen hohlen gusseisernen Ring hervor, den Dr. Gurlt in Bonn einer nähern Untersuchung unterzogen hat[1]). Der Ring hat 43 mm äussern und 20 mm lichten Durchmesser, er ist also 23 mm dick und hat 2 mm Wandstärke, er wiegt 22 gr, sein spezifisches Gewicht ist = 6,99. Er besteht aus einem sehr feinkörnigen grauen Gusseisen, welches nach einer Analyse von König sehr phosphorhaltig ist. Der Ring ist in einer getheilten Form gegossen und zeigt an seiner äussern Peripherie eine Gussnaht, sowie eine eben geschliffene ovale Stelle von 8 mm grösstem Durchmesser, welche den Ort anzeigt, an dem der Gusszapfen gesessen hat. An seiner innern Peripherie ist der Ring offen und zeigt einen rundum laufenden, etwa 3 mm weiten Schlitz. Wie bei ähnlichen Bronzeringen von Hallstatt und andern Orten diente der Schlitz dazu, den ringförmigen Lehmkern im Innern der Gussform dadurch schwebend zu erhalten, dass er an einer 3 mm dicken Scheibe befestigt war, welche den Schlitz ausfüllte, in der Mitte aber viel dicker sein konnte, so dass sie auf beiden Seiten an der innern Wand der Form anlag. Dieser Ring giebt, wie Gurlt sagt, Zeugniss von einer ausserordentlichen Entwicklung der Gusstechnik schon in der Hallstatter Periode. Er hat den Ring nach der von ihm angegebenen Methode seiner Herstellung in vortrefflicher Weise nachbilden lassen. Gurlt, den ich um ein technisches Gutachten über die Statuette gebeten hatte, erklärte, ehe dieser Ring in seine Hände kam, dieselbe sei unzweifelhaft gegossen. Er bestimmte ihr spezifisches Gewicht zu 7; auch ist der schwarzbraune Rost, den die Statuette zeigt, dem Gusseisen wegen dessen Kohlenstoffgehaltes eigenthümlich, ihn zeigen auch die in der Erde liegenden Gussröhren unserer Gasleitungen. Nach Graham-Otto hat das zu Gusswaren angewendete grauweisse Roheisen ein spezifisches Gewicht von 6,6 bis 7,4, das spröde und äusserst harte weisse Roheisen ein solches von 7,5 bis 7,7, Stahl 7,62 bis 7,7, Schmiedeeisen 7,30 bis 7,91. Die 15 cm grosse Statuette,

1) Vgl. die Miscelle in diesem Jahrbuch.

welche massiv gegossen ist, wiegt 399 gr, sie besteht nach Gurlt aus grauem Roheisen und ist mit einer dicken Schicht eines glänzenden dunkelbraunen Eisenhydrates bedeckt, wie es sich nur auf grauem Gusseisen bei sehr langem Liegen in feuchter Erde zu bilden pflegt. Die Oxydation hat verschiedene Stellen der Oberfläche in ungleichem Maasse angegriffen, am meisten das Gesicht, in dem sie tiefe Löcher hervorgebracht hat. Unter den Füssen beträgt die Rostschicht kaum $1/2$ mm, kratzt man diese weg, so kommt das weiss glänzende metallische Eisen zum Vorschein. Auch bei den von A. B. Meyer[1]) auf dem Gurinaberge in Kärnthen veranstalteten Grabungen wurden vorrömische Geräthe vom Hallstatter und la Tène-Typus gefunden. Unter 93 Fibeln waren 9 aus Eisen. Der Verfasser sagt, fast alle Fibeln sind gegossen und nach dem Gusse geglättet und verziert. Nach einer brieflichen Mittheilung desselben bezieht sich dieser Ausspruch nur auf die Bronzen. Ob die gehörnten Thierköpfe mit Stiel von Eisen, die den Köpfen an den Querachsen der Bronzewagen ähnlich sehen, gegossen sind, ist nicht bekannt. Der Fund der Statuette von Plittersdorf, die ich, trotzdem ein ähnlicher Fund mir unbekannt war, doch aus vielen Gründen für römischen Ursprungs hielt, gab mir Veranlassung, bei Freunden und Fachgenossen eine Umfrage zu halten, ob ihnen je etwas damit Vergleichbares vorgekommen sei, denn aus der vorgehenden Untersuchung darf man doch den Schluss ziehen, dass ein kleines Bildwerk von Eisenguss aus dem Alterthum nicht unmöglich ist. Der grossherzogliche Conservator der Alterthümer in Karlsruhe, Herr Geheimrath E. Wagner, hatte mir bei der Anthropologen-Versammlung in Trier im August 1883 mitgetheilt, dass in der dortigen Sammlung sich eine kleine römische Figur von Eisen befinde. Im August 1885 sah ich sie selbst in Karlsruhe und veröffentliche hier eine mir von Herrn E. Wagner gütigst zur Verfügung gestellte Zeichnung derselben in natürlicher Grösse. Die stark oxydirte Oberfläche der Statuette ist in derselben nicht wiedergegeben. Die unter Nr. 964 der Karlsruher Sammlung eingeschriebene, 7,6 cm grosse Figur stellt einen geflügelten Amor dar in einer Stellung, die mehrmals unter den antiken Bronzen vorkommt. Sie ist in der dunkelbraunen Oberfläche der Statuette von Plittersdorf ähnlich, aber etwas stärker oxydirt. Dieselbe wurde bereits 1846 bei Hockenheim, östlich von Speier, auf einer Wiese gefunden. Näheres über ihre Auffindung ist nicht bekannt. Wagner setzt keinen Zweifel

1) A. B. Meyer, Gurina im Obergailthale, Kärnthen. Dresden 1885.

in ihre Aechtheit, ich selbst konnte an ihr Nichts entdecken, was Verdacht in dieser Beziehung erregen könnte. Dieselbe Stellung und Haartracht zeigt die 41 cm grosse Statuette des Amor aus der Mertens'schen Sammlung, vgl. Jahrb. XXVII, Taf. 4 und 5 und Jahrb. L, 92. Doch fehlt ihr der rechte Arm und der linke Fuss. Sie ist in Boppard gefunden. Unsere Statuette scheint in der linken Hand den Bogen gehalten zu haben und dem abgeschossenen Pfeile nachzu-



blicken. Ganz ähnlich ist eine $12^1/_2$ cm grosse Bronzestatuette eines geflügelten Amor aus der Garthe'schen Sammlung, die das Bonner Provinzial-Museum (Nr. 253) aufbewahrt. Doch hat hier der Liebesgott den rechten Arm erhoben, und wird wohl in derselben eine Fackel gehalten haben, wie es in vielen Darstellungen vorkommt. Der linke Fuss fehlt. Herr Dr. Köhl, der im Wormser Museum Nichts der Art besitzt, machte mich aufmerksam auf eine Angabe Ohlenschlager's, der in seinem Verzeichnisse der Fundorte zur prähistorischen Karte Bayerns S. 22 unter Süd-West V. 2 eine Tasse von Gusseisen erwähnt. Sie stammt aus einem bairischen Grabhügel, den B. Stark geöffnet hat. Prof. Ohlenschlager theilte mir mit, dass er über die schon im Jahre 1812 gefundene Schale, die noch nicht wieder aufgefunden sei, keine weitere Auskunft geben könne. Herr F. Lenormant schrieb mir unter dem 21. Juni 1883, dass nach

seinem Wissen weder in den Museen noch in den Privatsammlungen von Paris sich eine ägyptische oder asiatische oder griechische oder römische Statuette von Eisen befinde. Er meint, das sei nicht auffallend, weil die Oxydation die Gegenstände aus diesem Metall zerstöre. Die Auffindung eiserner Geräthe in den Nekropolen Norditaliens, in Hallstatt und Gurina und anderwärts widerlegen diese Ansicht. Auch C. Leemans in Leyden, Henzen in Rom und Herr de Meester de Ravestein erklärten, nie ein eisernes Bildwerk dieser Art aus dem Alterthum gesehen zu haben. J. Bapt. de Rossi schrieb mir aus Rom am 23. Nov. 1884, nachdem er die Photographie der Statuette gesehen, dass weder er noch Helbig etwas Aehnliches aufgefunden hätten. Doch hält er sie für ägyptisch-römische Arbeit. Rhousopoulos schrieb mir aus Athen am 7. September 1883: „So viel ich weiss, sind eiserne Figuren weder in griechischen Gräbern, noch sonst in Griechenland, auch nicht in Kleinasien gefunden worden. Wenn mir dann und wann so etwas gezeigt wurde, so waren es moderne Sachen, die man als alt verkaufen wollte. Auch von Aegypten, woher viele Sachen hierher gebracht werden, habe ich nie eiserne Figuren gesehen. Wohl aber sind Vasen von Eisen zuweilen in griechischen Gräbern gefunden worden, auch Waffen von Eisen in Gräbern römischer Zeit. Im Gebiete der Plastik sind nur Münzen von Eisen in Griechenland gefunden worden, welche ich zuerst in meinem Encheiridion, 1875, S. 167, Anm. 204 erwähnt habe. Seitdem sind noch etwa 4 Stück gefunden worden; die meisten stammen aus einer guten griechischen Epoche, nur zwei sind byzantinisch. Also wäre ein Anhaltspunkt für Ihren Fund gegeben." Weder Lindenschmit in Mainz, noch Hettner in Trier sind je einem solchen Funde begegnet. Doch schrieb mir Hettner am 4. Juni 1883: „Noch vor wenigen Tagen wurde mir eine gegossene eiserne Frauenbüste in St. Wendel gezeigt, die man dem Fundort nach am liebsten für römisch gehalten hätte, wenn dieselbe nicht zu modern ausgesehen hätte". Koenen[1]) erwähnt eine in einem römischen Grabe zu Neuss gefundene Halbstatuette des Vulkan, welche aus Eisen gefertigt war. Sie befand sich zur Zeit im Besitze des Herrn Eberle in Düsseldorf und wurde nach dessen Tode in Köln verkauft. Das Museum in Wiesbaden besitzt, wie mir Oberst von Cohausen berichtete, unter Nr. 6841, 6860 und 61 drei aus Eisen geschmiedete Figuren, wovon er mir eine Zeichnung einsandte. Es ist ein Hund

1) Jahrb. LVII S. 226.

oder eine Eidechse, eine nackte Frauengestalt und ein bärtiger Mann, der eine Schlange in der Hand hält; die beiden letztern sind von der schlechtesten Arbeit und gleichen den Figuren, die der Bäcker knetet. Auch eine Kröte ist vorhanden. Die aus Eisen geschmiedete Kröte ist in den Verh. der Berliner Anthrop. Gesellsch. XIV, 1882, S. 24, Fig. 4, abgebildet. Nach Handelmann kommt die Kröte, ein Gegenstand des Volksaberglaubens, schon auf skandinavischen Bronzefibeln vor, a. a. O. S. 22. Eiserne und wächserne Kröten sind als Votivbilder in niederbayrischen Kirchen nicht selten, vgl. a. a. O. S. 314. Daher stammt auch die Kröte von Wiesbaden. Mit den römischen Bronzen nachgebildeten Bronzestatuetten von Götterbildern, die sich in vielen Sammlungen finden und oft für gefälschte Antiken gehalten worden sind, die aber, wie Longpérier nachwies, im 16. Jahrh. gefertigt wurden und als Leuchter und Candelaber oder an Schlössern, Kaminen und anderwärts zur Verwendung kamen, damit hat unsere Statuette keine Aehnlichkeit. Schürmann[1]) sagt bei der Anführung solcher Statuetten aus der Sammlung des Grafen Renesse-Breitbach, dass auch die angeblich persischen Statuetten des Grafen Caylus Leuchter aus dem 14. Jahrh. seien.

Wenden wir uns zu der Erklärung der Figur selbst, so ist kein Zweifel, dass sie in ägyptischer Kleidung dargestellt ist, aber die Haltung der Arme gleicht nicht den Bildwerken der altägyptischen Kunst und die Bekleidung erinnert nur zum Theil an dieselbe. Die vortreffliche Zeichnung der Gestalt lässt aber ein Erzeugniss klassischer Kunst vermuthen und man ist bald geneigt, sie für eine römische Arbeit zu halten und der Zeit des Kaisers Hadrian zuzuweisen. Vieles, was Winckelmann über die Kunstwerke sagt, die dieser im ägyptischen Stile hat anfertigen lassen, trifft bei unserer Statuette zu, und es wäre geradezu sonderbar, wenn zur Zeit der Renaissance oder gar später ein Künstler in diesem Stile gearbeitet hätte, wozu die Beispiele gänzlich fehlen. Winckelmann[2]) vermuthet, dass in der tiburtinischen Villa des Hadrian nach ägyptischer Weise gebildete Figuren zu Hunderten müssten vorhanden gewesen sein. Es scheint ihm, als habe er die Absicht gehabt, die Kunst zu ihren ersten Anfängen gleichsam zurückzuführen und nachdem er bei der strengsten Nachahmung angefangen, in dieser stufenweise fortzugehen, nicht nur so, wie sich der ältere

1) Jahrb. LVIII, 1876, S. 100.

2) Geschichte der Kunst, 12. B. 1. § 13.

ägyptische Stil geändert, sondern dem muthmasslichen Wachsthume gemäss, das die Kunst der Aegypter würde gemacht haben, wenn dieselbe nicht durch die Gesetze wäre eingeschränkt gewesen. An einigen Statuen liess Hadrian[1]) die ältesten ägyptischen Figuren genau nachahmen, an andern vereinigte er die ägyptische Kunst mit der griechischen. Einige sind den ältesten ägyptischen Figuren ähnlich, sie stehen völlig gerade und ohne Handlung mit senkrecht hängenden und an den Seiten und den Hüften fest anliegenden Armen, ihre Füsse gehen parallel und sie stehen an einer eckigen Säule. Andere haben denselben Stand aber die Arme sind frei, mit welchen sie etwas tragen oder zeigen. Er spricht von zwei männlichen Statuen aus der Villa bei Tivoli, deren Hüften und Unterleib mit einem Schurze bedeckt sind, auf dem Kopfe, der eine Haube mit zwei vorwärts herunterhängenden glatten Streifen hat, tragen sie einen Korb nach Art der Karyatiden. Die Augen liegen nicht wie oft in der Natur und wie an den ältesten ägyptischen Köpfen fast in gleicher Fläche mit den Augenknochen, sondern sie sind nach dem System der griechischen Kunst tief eingesenkt, um den Augenknochen zu erheben und Licht und Schatten zu erhalten. Visconti[2]) hält diese Figuren für eine architektonische Verzierung am Kanopustempel der Villa des Hadrian, die vielleicht eine Nachahmung jener 12 Ellen hohen Kolosse am Eingang des Tempels des Apis in Aegypten waren. Auch unsere Statuette hat die Stellung einer Karyatide, wozu die verschränkten Arme passen. Der oben abgeflachte Kopf spricht dafür, dass sie etwas mit dem Kopfe getragen hat. Eine kleine Erhöhung an dieser Stelle könnte ein durch Rost verschlossenes Loch sein, in dem ein Stift gestanden hat. Unten war sie, wie ein Loch unter den Füssen zeigt, mit einem Stifte an einem Untersatze befestigt. Da die Rückseite ebenso sorgfältig wie die Vorderseite gearbeitet ist, so kann man schliessen, dass das Figürchen von allen Seiten frei stand und vielleicht zu einem dreifüssigen Untergestell für eine Vase gehörte. E. Qu. Visconti bildet im Museo Pio-Clementino[3]) jene zwei ägyptischen Statuen ab, von denen die erste am See von Torre Paola, die andere in der Villa des Hadrian gefunden ist. Sie gleichen in dem kräftigen und muskulösen Körperbau und der anatomischen Zeichnung genau

---

1) a. a. O. 2. B. 3. § 8—10.

2) Il Museo Pio-Clement. T. II p. 41 Tav. 18.

3) P. II Roma 1784, Tav. XVII und XVIII.

unserer Statuette, wiewohl diese eine weibliche ist. Dieser Umstand muss als ein wichtiger Beweisgrund für die Aechtheit der letzteren angesehen werden. Visconti glaubt, dass die erste, weil ihr die Weichheit und Anmuth des Hadrianischen Kunststiles fehle, in Aegypten, aber in Nachahmung der griechischen Kunstform gefertigt worden sei. Er erwähnt hierbei kleine ägyptische Figuren aus Bronce im Museo Borgia zu Velletri, die als Agathodämonen bezeichnet wurden. Winckelmann sagt[1]) in Bezug auf die Bekleidung der den ägyptischen nachgeahmten weiblichen Figuren, sie seien ganz bekleidet, einige auch nach der ältesten Art, so dass die Bekleidung durch einen kleinen Vorsprung an den Beinen und durch einen Rand am Halse und oben an den Armen angedeutet worden. Von dem Unterleibe hängt an einigen dieser Figuren eine einzige Falte zwischen den Beinen herunter. Ganz ähnlich schildert er an einer andern Stelle[1]) die Bekleidung ägyptischer Statuen: das Unterkleid ist in kleine Falten gelegt und hängt bis auf die Zehen. Dasselbe scheint, nach den kleinen Falten zu urtheilen, von Leinwand gewesen zu sein; es bekleidete nicht allein die Brust bis an den Hals, sondern auch den ganzen Körper bis auf die Füsse und hatte kurze Aermel. Auf den Brüsten einer Statue wirft dieses Gewand ganz sanfte, unmerkliche Fältchen, welche sich von der Warze derselben sehr gelinde nach allen Seiten ziehen. Ueber diese Bekleidung haben andere weibliche Figuren einen Mantel, dieser ist an zweien seiner Zipfel über beide Schultern gezogen und durch diese Zipfel ist der Rock mit dem Mantel unter den Brüsten gebunden. Die Beschreibung des Unterkleides, der Kalasiris[3]) passt genau auf unsere Statue. Der Mantel aber ist anders gestaltet, er hängt in Falten auf dem Rücken bis an die Kniekehlen hinab und auf den Schultern ist er in Falten zusammengefasst, von hier geht jederseits ein Zipfel nach vorn und unter den Achseln durch nach hinten, wo er nicht weiter verfolgt werden kann. Etwas tiefer erscheint auf dem Rücken ein schmaler Gürtel, der vielleicht unter den Brüsten sich fortsetzt, hier aber nicht sichtbar ist, möglicher Weise aber auch die Fortsetzung der unter den Achseln verschwindenden Mantelzipfel ist. Dieser Mantel, der die Arme freilässt, reicht auch vorn bis über die Kniee und ist über den Hüften von einem zweiten Gürtel gehalten, über den er mit einer

1) a. a. O. 2 B. 3. § 16.
2) a. a. O. 2. B. 3. § 3—5.
3) a. a. O. 2. B. 2. § 17—18.

rings um den Körper laufenden Falte herabhängt. Man muss diese seltsame Form des Mantels so lange für eine willkürliche Erfindung des Künstlers halten, als sie nicht irgendwo an einem antiken Bildwerke wieder gefunden wird. Doch ist er der griechischen Kleidung entlehnt. Denn hier liegt der Gürtel um die Hüfte und bildet durch das Hinaufnehmen des Gewandes den Bausch, κόλπος. Winckelmann bemerkt weiter[1]): Weibliche Figuren haben allezeit den Kopf mit einer Haube bedeckt und dieselbe ist zuweilen in fast unzählige kleine Falten gelegt. In der ersten Ausgabe der Geschichte der Kunst von 1764, S. 51 heisst es noch: Es finden sich auch Aufsätze von fremden Haaren. Diese sind in unzählige ganz kleine geringelte Locken gelegt und hängen vorwärts von der Achsel herunter. Umher geht da, wo der Haarwuchs auf der Stirne anfängt, ein Band oder Diadema, welches vorn auf dem Kopfe gebunden ist. Von männlichen Figuren sagt er[2]): Die Haube hängt an etlichen in zwei breiten, theils flachen, theils auswärts rundlichen Streifen über die Schultern, sowohl gegen die Brust, als auf den Rücken herunter. Diese Streifen hängen an unserer Statuette nur nach vorn bis auf die Schulter, die Haartracht ist für eine Perrücke zu halten. Diese Haube wird seit Champollion in ägyptologischen wie archäologischen Werken als „Klaft" bezeichnet, das Wort Klaft selbst ist koptisch und bedeutet „Kapuze". Die Figur von Plittersdorf für eine Isis zu halten, dazu fehlt jeder Anlass; die ganze Stellung verbietet dies und es fehlt jedes Symbol der Göttin. Aber man kann sie für die Darstellung einer Isispriesterin halten. Herodot[3]) berichtet zwar, dass es in Aegypten keine Priesterinnen gebe, das mag nur für die ältesten Zeiten gelten, denn man hat das Zeugniss alter Schriftsteller[4]) für dieselben und alte Kunstwerke, die solche darstellen[5]). Von den Priestern sagt Apulejus[6]), dass sie bei den Prozessionen zu Ehren der Isis mit einem weissen, engen, von der Brust bis zu den Füssen herabgehenden Gewande bekleidet waren. In Bezug auf die Bekleidung unserer Statuette theile ich noch die Bedenken mit, welche C. Leemans unter dem 2. Juli 1883 mir äusserte: „Man

1) a. a. O. 2. B. 2. § 23.

2) a. a. O. 2. B. 2. § 21.

3) Hist. I. 2, 35.

4) Persius, Sat. 5, 186, Juvenal, Sat. 6, 488, Vgl. die Pompa isiaca bei Amadutio, Vet. mon. Matthaeiana III, Roma 1778, Tab. XXV u. XXVI.

5) Winckelmann a. a. O. 2. § 14, Note.

6) Metam. Ed. Basil. II, 11. p. 677, Comm. p. 688.

hat die Bekleidung aus zwei verschiedenen Costümen zusammengesetzt, die gar nicht zusammengehören. Der Verfertiger hat sich wohl ein ägyptisches Leichenbildchen zum Vorbild genommen, aber daraufhin seiner Phantasie freien Lauf gelassen und zumal am Hintertheile die Kleidung nach eigener Eingebung entworfen, wobei ihm griechische oder griechisch-römische Muster vorgeschwebt haben mögen. Er zweifelt daran, dass die Statuette, deren Photographie ihm vorlag, antik sei. Dr. L. Stern schrieb über dieselbe: „Die Statuette ist keinesfalls ägyptisch. Die ägyptischen Todtenstatuetten halten die Hände über der Brust gekreuzt und stecken sie nicht unter die Arme, ihre Beine sind nicht einzeln erkennbar, da sie mumienhaft eingewickelt sind. Auch müsste das herabfallende Haar länger sein, falls eine Frau bezeichnet werden sollte. Die Gewandung der Figur ist aber ganz und gar unägyptisch und wunderlich. Doch findet man in den ägyptischen Museen einiges wenigstens Vergleichbare. Seit einigen Jahren besitzt die ägyptische Abtheilung des Berliner Museums eine grosse Basaltstatue einer weiblichen Figur, die mit der in Rede stehenden Statuette eine gewisse Aehnlichkeit hat. Ich halte dieselbe für eine Isis der spätrömischen Zeit. Vom ägyptischen Charakter hat sie indess unter Anderem den vorgesetzten linken Fuss und die den Seiten dicht anliegenden Hände beibehalten. Das ist die Haltung der Isisfiguren, deren manche aus der römischen Kaiserzeit herrühren. Ob die Figur überhaupt antik ist, bleibt schwer zu entscheiden. Dem unbefangenen Betrachter erheben sich von vornherein Bedenken gegen diese Annahme. Daher konnte sich denn auch Lepsius, dem ich die Photographien vorlegte, mit dem Gegenstande nicht recht befreunden." Man wird zugeben müssen, dass die Willkür in der Bekleidung, die nach dem, was schon Winckelmann über die Vermischung ägyptischer und griechischer Kunst gesagt hat, nicht unerklärlich, dass aber der Umstand, dass die Statuette aus Eisen gegossen ist, jedem Sachverständigen befremdlich sein wird. Wer das kleine Bildwerk selbst gesehen, hat eingeräumt, dass die Vortrefflichkeit in der Zeichnung der Körperformen sehr zu Gunsten des antiken Ursprungs spricht. Mit dieser Annahme steht nach unserm heutigen Wissen weder das verwendete Metall noch der Zustand der guten Erhaltung im Widerspruch und die Umstände der Auffindung lassen kaum eine andere Erklärung zu. Dass im Garten der Cahn'schen Villa ein römisches Grab sich befunden hat, muss aus dem Funde zahlreicher und zum Theil sehr kleiner Thongefässe auf einem beschränkten Raume geschlossen werden. Viele Gefässe

waren zerbrochen, oder wurden bei der Aufgrabung zertrümmert; die Graburne kann leicht übersehen worden sein. Die Münze des Hadrian beweist noch nicht, dass das Grab aus der Zeit dieses Kaisers herrührte, wiewohl man den Ursprung der Statuette in diese durch einen Aufschwung der bildenden Kunst bezeichnete Zeit gern versetzen wird, denn die Münzen der früheren Kaiser blieben auch später lange im Gebrauch. Die Umstellung des Grabes mit grossen Dachpfannen, sowie die Form der Thongefässe, sprechen für eine spätrömische Zeit. Die Münze ist ein Grosserz von jener messingartigen Mischung des Metalls, die bei den Münzen des Hadrian so häufig ist, sie ist so abgegriffen, dass nur der Kopf des Kaisers noch deutlich, auf dem Revers aber gar nichts mehr zu erkennen ist. Plittersdorf ist ein alter Ort, der schon im Jahre 1199 als Blitersdorfo erwähnt wird. Es hatte eine königliche Villa, die Arnulf dem Stifte Gondershausen schenkte[1]. Dass die römische Heerstrasse von Bonn nach Remagen hier vorbeigegangen sein soll, ist nicht wahrscheinlich. Dieselbe wird als Fortsetzung der Coblenzer Strasse, an der beiderseits bis zum Zollhause bei jedem Häuserbau römischer Gräber gefunden worden sind, in gerader Richtung auf Godesberg fortgegangen sein. Dass hier im frühen Mittelalter die Hauptstrasse war, beweist das an derselben errichtete Hochkreuz. Die älteste, schon vorrömische Strasse lief dem Berge entlang, wie die dort befindlichen Dörfer bekunden. Dass der noch jetzt von der Bonn-Coblenzer Chaussee links abgehende Weg nach Plittersdorf schon in römischer Zeit bestand und wohl zu einer Ueberfahrtsstelle über den Rhein führte, wird wahrscheinlich durch die Ruine eines alten sehr massiv gebauten Thurmes, der an diesem Wege, wo er das alte Hochufer des Rheines durchschneidet, stand. Freudenberg berichtet[2], dass sich in der Nähe von Bonn noch zwei unzweideutige Spuren der von Ammianus Marcellinus erwähnten turres adsiduae nachweisen lassen, dieser oberhalb der Porcher'schen Holzschneidemühle, in dessen Nähe grosse römische Ziegel, Fundamente und Münzen gefunden wurden, und ein anderer auf einem Vorsprunge des Berges in der Söllingschen Anlage zu Rolandseck. Ein dritter runder Thurm dieser Art, der früher als Unterbau einer Windmühle diente, steht auf der rechten Rheinseite in der Flur zwischen Beuel und Obercassel, nicht fern vom Strome. Man wird auf dem Ufer bei Plittersdorf, da Mauerreste an dieser Stelle nicht gefunden wurden, ein römisches

1) Vgl. die Miscelle in diesem Jahrbuch.

2) Festschrift für den internationalen Congress für Alterthumskunde und Geschichte in Bonn, 1868. S. 39 u. 44.

Grab annehmen müssen, welches vielleicht zu einer in der Nähe gestandenen Villa gehörte. Im Sommer 1885 [1]) wurden in dem nahen am Berge gelegenen Friesdorf bei der Wolter'schen Brauerei die bereits vor mehreren Jahren entdeckten Fundamente einer grösseren römischen Villa [2]) weiter blossgelegt.

Aus der ganzen Untersuchung über diesen seltenen Fund wird sich wohl der Schluss ziehen lassen, dass, obgleich die Herkunft der Plittersdorfer Statuette aus einem römischen Grabe nicht beobachtet worden ist, sondern nur aus den Umständen ihrer Auffindung geschlossen wird, diese Annahme doch die erheblichsten Gründe für sich hat. Der volle Beweis der Richtigkeit derselben wird erst dann zu führen sein, wenn irgend ein ähnlicher und zweifellos antiker Fund auf diesen sein Licht werfen und unsere Schlussfolgerung bestätigen wird. Das kleine Bildwerk hat durchaus den Charakter einer antiken Arbeit, doch habe ich vor meiner Untersuchung die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt, dass dasselbe trotzdem nicht antik, sondern modernen Ursprungs sein könne. Man muste hierbei zunächst an die im antiken Stile ausgeführten Arbeiten aus der Zeit des französischen Empire denken. Da aber meine Bemühung, etwas damit Vergleichbares unter den Kunsterzeugnissen dieser Zeit aufzufinden, vergeblich gewesen ist, und neuerdings auch Herr Revillout in Paris keine Auskunft geben konnte, so halte ich die von mir gegebene Deutung des Fundstückes um so mehr aufrecht, als ich die Körperhaltung der Figur als eine antike Darstellung nachweisen kann. Herr Leemans hatte mich auf die ihm Verdacht erregende Verschränkung der Arme aufmerksam gemacht. Dieselbe kann aber nicht als ein Grund gegen den antiken Ursprung der Statue geltend gemacht werden, denn, wiewohl ich eine gleiche Haltung an keinem antiken Sculpturwerke auffinden konnte, so zeigt sie sich in übereinstimmender Weise an vier bekleideten weiblichen Karyatiden in einer Wandmalerei der Casa aurea des Nero unter den Thermen des Titus in Rom [3]).

Dass der hier beschriebene Fund fast einzig in seiner Art ist, kann nur darin seine Erklärung finden, dass dergleichen Gegenstände in Eisenguss auch im Alterthume sehr selten gewesen sind.

H. Schaaffhausen.

---

1) Vgl. die Miscelle in diesem Jahrbuch.

2) Jahrb. LIX, 1876, S. 184.

3) L. Canina, Gli edifici di Roma antica, IV, Roma 1851, Tav. CCCIX, Fig. 1.

9. Römische Funde bei Schloss Dyck.

Hierzu Taf. VI.

Etwa $1^1/_2$ Meile südwestlich von Neuss, der Römerstadt Novaesium, begrenzen die Orte Aldenhoven, Wallrath und Damm ein Thal. Hier befindet sich ein Flecken Landes von idyllischer Schönheit, eine sumpfige, kleine Seen bildende Niederung mit ihren charakteristischen Wasserpflanzen, durchschnitten vom „Jüchener Bach", bald unterbrochen, bald umgeben von duftenden Baum- und Strauchgruppen, von frischen Wiesen und kleinen Wäldchen. Ein gewisses Schweigen ruht auf dieser Landschaft, das ein für Naturschönheiten empfängliches Gemüth unwillkürlich an ein geheimnissvolles Etwas, an ein höheres, göttliches Wesen erinnern musste. In dieser Thalebene erhebt sich aus dem Wasser ein hohes, vielfensteriges gothisches Gebäude. Es ist das Schloss Dyck, eine Besitzung S. D. des Fürsten und Altgrafen Alfred zu Salm-Reifferscheid-Dyck, der Ursprungssitz des alten gleichnamigen Grafen-, späteren Fürstengeschlechtes.

Der Name, der seit dem XI. Jahrhundert in den Formen Dicca, Dycke, Dycka, Dikka, Dick nachweisbar ist (Fahne, Geschichte der Grafen, jetzigen Fürsten zu Salm-Reifferscheid I. 1. Abth. S. 31), bedeutet Deich, Wall, Damm, und findet sich am Niederrhein als Ortsname in der Regel da, wo sich eine Wasserlache oder eine römische Strasse oder ein römischer Grenzwall befunden hat.

Solche durch Sümpfe und Erderhöhungen geschützte Stellen, wie die in Rede stehende, suchte man am Niederrhein zur Anlage fester Plätze aus, wie am Oberrhein schwer zugängliche Bergeshöhen. So liegen in den sumpfigen Niederungen der Erft etwa ein Dutzend alter Wohnsitze (Fahne a. a. O. I. S. 274). Bekannt sind die gleichartigen Erscheinungen an der Gilbach, der Niers und anderwärts. Es ist wahrscheinlich, dass solche Wohnsitze, meist früh-mittelalterliche Dynastensitze, sich aus den Bauten von Grossgrundbesitzern entwickelt haben, welche in römischer Zeit sich in den schützenden, fruchtbaren Niederungen niedergelassen hatten.

Von der Zeit des Kaisers Gallienus nämlich bis zum Untergange des weströmischen Reiches wälzte sich eine rechtsrheinische Verheerungswelle nach der andern über die linksrheinischen römischen Besitzungen, überall schliesslich nur Trümmer, Furcht und Schrecken hinter sich lassend. Die Regierung Constantins brachte zwar etwas Ruhe; dann kehrten, nach erneuter Verwirrung, verhältnissmässig ruhigere Zeiten wieder unter Julianus Apostata, die aber nur bis in's fünfte Jahr der Regierung Valentinians währten. Von 370 ab dauerten die Einfälle der Germanen fort, bis allmählich das ehemals so gewaltige Reich zusammenbrach. In den kurzen Perioden der Ruhe suchte man jene durch die Einfälle der Barbaren bewirkten Schäden möglichst auszubessern. Kaiser Julian befestigte die Städte mit Mauern. Valentinian sicherte die Ufer des Rheines von Rätien bis zum Ocean durch Dämme und führte auch auf der germanischen Rheinseite Schutzanlagen aus [1]).

Wie der Staat, so musste jeder Grundbesitzer, jeder Bewohner der Provinz auf Sicherheit denken, um so mehr, als die Unsicherheit täglich wuchs, da Kaiser und Gegenkaiser im Streite um die Herrschaft Hülfe bei den Feinden suchten. Es kam so weit, dass die Provinzialen die Herrschaft der Germanen erflehten, dass sie schaarenweise auswanderten, um unter den Germanen als freie Römer Aufnahme zu finden (Salvian. de gub. Dei V, 93. 95. 99. 100). Zurück blieben nur die Grundbesitzer, und von diesen schlossen sich die weniger mächtigen an die mächtigeren an, wurden gegen Zusicherung dauernden Schutzes diesen unterwürfig (a. a. O. 100. 101) und diejenigen endlich, die ihren Landbesitz verloren hatten, wurden ebenfalls Dienstleute der Grossgrundbesitzer, wenn sie es nicht etwa vorzogen, Glieder der wohlorganisirten Räuberbanden, der Bagauden, zu werden (Salvian a. a. O. V, 96). Bei dieser wachsenden Unsicherheit nun müssen auch die den Städten ferner wohnenden Gutsbesitzer ihre Villen zu schützen gesucht haben, zu welchem Zwecke sich in den Niederungen die Nähe der Flüsse, Moräste, Landseen und besonders die sog. Donken eigneten. Ueberdauerte eine so geschützt liegende römische Villa die Kriegsstürme, so verblieb sie nach fränkischem Gesetze bei der germanischen Eroberung ihrem Eigenthümer; nur das freigewordene Staatsgut ward grösstentheils Krongut des Königs; das herrenlose Land ward durchs Loos an seine Unterthanen vertheilt. Daher kann es nicht auffallen, wenn

1) Amm. Marcell. XXVIII, 2.

wir römische Städte in den ältesten Urkunden als fränkische Königssitze sehen, während sich auf schwer zugänglichen Höhen und in wasserreichen Niederungen, besonders auf den Donken der linken Rheinseite, die ältesten Dynastensitze finden und aufgefundene Reste römischer Cultur anzeigen, dass sich hier an der Stelle dieser Dynastensitze Wohnstätten römischer Grossgrundbesitzer befunden haben. Die Forschung über frühmittelalterliche Dynastensitze muss daher nicht nur an das durch den Verfall der alten Gauverfassung erfolgte Entstehen eigener, reichsfreier Territorien denken, sondern muss alle in der Nähe der in Frage stehenden Oertlichkeiten befindlichen Reste früherer Cultur gründlich prüfen, nicht nur auf die Frage etwa, ob dieser oder jener Gegenstand römisch oder fränkisch sei, sondern auch, welcher Periode der römischen oder beziehungsweise fränkischen Zeit er angehöre.

Eins dieser niederrheinischen Grossgrundbesitzthümer ist wahrscheinlich auch das Schloss Dyck. Der Ursprung desselben, so scheint es, reicht in die römische Zeit, und dasselbe musste bei der fränkischen Eroberung dieses Landes, weil die römische Bildung die germanische überragte, zum Ausgangspunkte grösserer Bildung in dieser Gegend werden.

Die Gemarkung des Schlosses Dyck wird von mehreren römischen Strassenzügen durchschnitten, die theils grössere römische Niederlassungen, theils solche Stellen verbinden, an denen aufgefundene Reste auf kleinere römische Ansiedelungen schliessen lassen. Die Brabander Landstrasse begrenzt den Schlossgarten nordwestlich. Sie berührt Erkelenz, Neukirchen, Neuenhofen, Schlich und leitet von hier über Dyck nach Glehn, von dort aus mit der von Schneider (Jahrbücher d. V. v. Alterthumsfr. LXXIII S. 4 nr. 15 besprochenen Römerstrasse von Linne an der Maas über Rheindahlen, Müllfurth in mindestens zwei Hauptstrassen und mehreren von diesen ausgehenden Seitenarmen nach Novaesium. Diese Brabander Landstrasse wird nordwestlich von Dyck von einer Strasse gekreuzt, welche von Steinfort her kommt, die Nordseite des Schlossgartens begrenzt und von hier durch Damm, Kaulhauser- und Heckhauserhof nach Neubrüch leitet. Soweit ist sie (nach persönlichen Mittheilungen) Herrn Prof. Schneider bekannt; ich bin geneigt, den weitern Lauf in der Strasse zu suchen, welche von letztgenanntem Orte aus über Hülchrath, Jägerhof, Neukirchen und Gubisrath führt. Oestlich von hier scheint sie sich in zwei Arme getheilt zu haben; der eine lief über Neuerbaum nach Zons,

der andere über Rosellen nach dem Reckberg bei Waldscheid zwischen Grimlinghausen und Uedesheim.

Etwas östlich der Stelle, wo diese Strasse die Brabander Landstrasse durchschneidet, lief ein Weg in südöstlicher Richtung mitten durch den Schlossgarten hindurch, etwas südlich der sogen. „Vogelkirschenallee" und führte über den hier befindlichen Thalrücken in der Gegend des „Aldenhover Pfades" nach der Nordseite von Aldenhoven; sie scheint von hier über Hemmerden und Schnabel geleitet zu haben, um sich dann vor Barrenstein mit der von Köln aus über Grevenbroich in das Clever Land hinziehenden Römerstrasse zu vereinigen.

Prof. Schneider hat (nach mündlicher Mittheilung) noch eine Römerstrasse verzeichnet, welche südwestlich von Dyck, aus der Gegend von Odenkirchen, Dürselen, Wey, Hoppers, Flasrath, Neuenhoferhaus über Schlich in die Brabander Landstrasse mündet. Diese Strasse zielt auf die Mitte des Schlosses und auf einen nordöstlich desselben, von der Strasse Steinforth-Damm aus nach St. Nicolaus führenden Weg.

Ausserdem führt eine dammartig angelegte Strasse von Harff über Morken, Gindorf, Gusdorf, Laach, Elsen, Orken nach Bedburdyck, und von hier der Südostseite des Schlossgartens entlang; sie zielt, bevor sie die Südostseite des Gartens erreicht hat, gerade auf das Schlossgebäude. Diese Strasse sendet südlich von Dyck einen Arm durch Aldenhoven nach Damm in die grosse, von Zülpich über Caster, Damm, Willich nach Moers führende Römerstrasse (vgl. Jahrb. LXXIII Taf. II). Ein unbedeutender Verbindungsweg scheint auch über Schaar, Kelzenberg, Buntenbroich, Roebersdorf, Hahn, Roth, Wallrath nach der Südwestseite des Schlosses geführt zu haben.

Im Verfolg dieser alten Strassen wurden mehrfach römische Culturreste angetroffen. So fand man bei Rath einige der im Schlossgarten zu Dyck aufgestellten „römischen Monumente"; auf dem Wege nach Steinfort und Liedberg wurde um 1820 ein Altar des Jupiter, sowie ein sogenannter Viergötteraltar gefunden (vgl. Fahne, die Dynasten, Freiherren und jetzigen Grafen von Bocholz, I, I. Abth. S. 245, wo der Altar des Jupiter abgebildet ist). Eine reiche Fundgrube römischer Alterthümer ist ferner das an der Strasse von Zülpich-Damm-Moers gelegene Scherfhausen, das vielleicht seinen Namen von den dort so zahlreich sich findenden Ziegelstücken, Gefässscherben etc. erhalten hat. In dem Dorfe Barrenstein ward bei der von Cleve über Grevenbroich nach Köln führenden Strasse ein römisches Hängegewicht (aequipendium) in Gestalt der Büste des jugendlichen Bacchus gefunden

(vgl. Heimathskunde Bd. II nr. 7 u. 9). In dem Pfarrorte von Schloss Dyck, das nach seinem Namen „Bedburdyck“ schon sehr früh als Mittelpunkt religiösen Lebens in dieser Gegend betrachtet werden dürfte, fand Herr Dechant Giersberg vor etwa 16 Jahren das als Stufe der Treppe zur Kirche benutzte Steinrelief des Hercules (Taf. VI Fig. 2). Die meisten und interessantesten Funde wurden auf dem Thalrücken hinter der Ostseite des Schlosses und dem $^1/_6$ Meile von hier gelegenen Dorfe Aldenhoven, zu beiden Seiten des „Aldenhover Pfades“ auf dem Grund und Boden gemacht, welcher in unmittelbarer Beziehung zum Schlosse und seiner Geschichte steht. Schon seit Menschengedenken finden sich beim Pflügen auf den zum Schlosse gehörigen Ländereien Ziegelplatten und andere römische Culturreste in grosser Menge. Einige besonders auffallende Gegenstände, wie bearbeitete Steinstücke und das Steinbild einer Eule, werden noch im Schlossgarten aufbewahrt. — Als im Jahre 1883 der Herr Gutspächter Schmitz diese Ländereien pflügen liess, stiess man auf das Taf. VI Fig. 1 dargestellte Bild einer sitzenden Gottheit. Seine Durchlaucht der Fürst von Salm-Dyck-Reifferscheid liess sofort unter Aufsicht seines Rentmeisters, Herrn Hambüchen, und seines Schlossgärtners, Herrn Hermes, eine planmässige Untersuchung der Fundstelle vornehmen, die unter meiner Leitung zum Abschluss gebracht wurde. Als ich die Fundstelle zuerst in Augenschein nahm, hatte man bereits eine halbkreisförmige Fundamentsohle aus Liedberger Sandstein ausgegraben. In deren Mitte war das Götterbild von Herrn Schmitz gefunden worden. Dazu gesellte sich noch ein kleineres, welches fast unkenntlich verwittert war. Ausserdem legte man einen schlicht profilirten Säulenfuss, wenige Tuffsteinstücke, sowie vereinzelte Bruchstücke römischer Dachziegelplatten bloss. Da alle diese Reste auf eine hier befindlich gewesene Hauskapelle (aedicula) deuteten, so hofften wir durch Quergräben, welche bis auf den gewachsenen Boden reichten, wenigstens die Umrisse einer baulichen Anlage nachweisen zu können; allein die an den verschiedensten Stellen angelegten Versuchsgräben und Versuchslöcher ergaben nur mit einer gewissen Regelmässigkeit neben einander gefügte oder auch bunt durcheinander liegende Liedburger Sandsteinstücke, welche bald die rohe Bruchform hatten, bald an die regelmässige Gestalt unserer Pflastersteine erinnerten.

In Begleitung dieser Sandsteine kamen bedeutende, mit zahlreichen römischen Gefässscherben vermischte Brandlagen zum Vorschein. Zwischen dem Brande lagen grosse Massen römischer Dachziegelplatten. Tuffsteine zeigten sich verhältnissmässig nur wenige.

Unzweifelhaft stand hier zur Römerzeit eine grosse bauliche Anlage, die verbrannt war. Die vorgefundenen Sandsteinstücke sind offenbar die letzten Reste der vom Pflug wohl schon seit vielen Jahren durchschnittenen Baufundamente. Da das Götterbild in fast gleicher Tiefe mit der Fundamentsohle der Kapelle lag, dürfte dasselbe schon früher einmal beim Pflügen berührt und als schwer zu bewegender Gegenstand vom Pflüger tiefer gesenkt worden sein. Dass die Fundamentsohle so nahe zu Tage lag, darf nicht auffallen, wenn man bedenkt, dass sowohl durch das Pflügen als auch durch Regen und Wind der Rücken, welcher den Bau trug, im Laufe der Zeit an Höhe verlieren musste. Nach Mittheilung des Herrn Hambüchen wurden später nicht weit von dieser Stelle ein wohlerhaltener römischer Dachziegel, eine gelblichweisse römische Reibschüssel aus Thon und Massen von römischen Dachziegelfragmenten und Liedberger Sandsteinstücken gefunden; ferner theilte mir Herr Schmitz jun. mit, dass auch südlich der Fundstelle des Götterbildes, auf der Südseite des Aldenhover Pfades, beim Pflügen ähnliche römische Baureste zu Tage träten.

Es liegt sehr nahe, anzunehmen, dass die hinter Schloss Dyck gefundenen drei Gruppen römischer Bauten auf drei hier befindlich gewesene bauliche Anlagen deuten; die halbkreisförmigen Fundamentreste nebst Götterbildern setzen bestimmt eine kleine Betkapelle, aedicula, voraus, was auf Wohlhabenheit der Bewohner jener Bauten schliessen lässt. In dem beigefügten Situationspläncben auf Taf. VI ist die Fundstelle der aedicula mit I † bezeichnet, die andern Ausgrabestellen römischer Alterthümer und Baureste mit II † und III †. Der Herkules wurde bei IV † gefunden.

Fasst man nun die unvergleichlich grossen Vortheile in's Auge, welche die Gemarkung des Schlosses Dyck der Landwirthschaft bietet, so liegt die Annahme sehr nahe, dass die baulichen Anlagen landwirthschaftlichen Zwecken gedient haben. Darauf führt auch die Thatsache, dass nichts gefunden worden ist, was für eine militärische Anlage passt; auch spricht für eine landwirthschaftliche Anlage an dieser Stelle der Umstand, dass seit alter Zeit der Volksmund, wie mir Seine fürstliche Durchlaucht mittheilte, die Gegend hinter dem Schlosse, besonders die Stelle, wo Herr Hambüchen die oben erwähnten römischen Reste fand, mit dem Namen „zu den drei Höfen“ bezeichnet, und dass man den Ursprung des Ortes Aldenhoven hiervon ableitet, indem sich in der Nachbarschaft dieser Höfe Leute angesiedelt hätten. Da nun in der Gegend Dyck-Aldenhoven keine Spuren von mittelalterlichen Bauten, wohl aber drei römische Bautrümmerstätten angetroffen

werden, so dürften diese als die drei Höfe der Volkssage zu betrachten sein. Man nannte wohl die Trümmerstätte „zu den drei Höfen" später im Gegensatz zu den Neubauten, die nach Zerstörung der alten aufführt wurden, „die alden Hoven". Ist nun das Dorf Aldenhoven eine mittelalterliche Gründung, wo siedelten sich denn die ehemaligen Bewohner der drei Höfe an, nachdem ihr Besitzthum zerstört war? Nichts liegt näher, als die Annahme einer Ansiedlung auf der benachbarten, natürlichen Schutz bietenden Donke, die jetzt das Schloss Dyck trägt.

Zur Bestimmung der Aufführungs- wie der Zerstörungszeit jener Bauten bieten die zahlreichen zwischen den Bautrümmern, besonders in den Brandschichten vorgefundenen Gefässscherben hinreichendes Material. Die ältesten dieser Gefässtrümmer gehören allen möglichen, doch im allgemeinen ziemlich rohen Geschirren der Sorte an, wie ich sie mit Münzen aus der Zeit der Antonine antraf. Sehr bezeichnend sind jene Sigillata-Tassen mit schmalem Fuss und schräg gestellten, sich oben erweiternden Wänden. Ebenso sind unserer Brandstätte die neben solchen Tassen vorkommenden blassrothen, leichtgebrannten Sigillata-Schüsseln mit vereinzelten Gruppen stumpfer Ornamentation eigenthümlich. Solche Gefässe kommen in den Gräbern aus der Zeit der Julier und Flavier, sowie in der der Constantine und der spätern römischen Kaiser nicht vor. Dasselbe muss ich bezüglich der rohen irdenen Kochgeschirre sagen, welche an der Fundstelle zahlreich angetroffen werden; denn wenn auch unter diesen gewisse Bruchstücke lagen, die sich schon zwischen den Culturresten der Flavier und noch in der Zeit der Valentiniane finden, so fehlen doch die für diese erste und letzte Zeit der Römerherrschaft recht charakteristischen gänzlich; von jenen hartgebrannten, dünnwandigen, tiefrothen Sigillata-Gefässen mit reicher, scharfgeprägter Ornamentik, wie sie zur Zeit der Julier und Flavier gewöhnlich vorkommen, fand sich keine Spur; ebenso fehlen Bruchstücke jener schlanken, vielfach mit weisser Farbe bemalten, charakteristischen Becher und jener rauhwandigen Krüge und Töpfe, welche in jeder Culturschicht aus constantinischer und späterer Zeit vorkommen. Was sich von Culturresten vorfand, gehört in die Zeit der Antonine (138—192) und der Valeriane (253—268). Es war nun auch in der That die Zeit der Antonine eine für den Niederrhein so friedliche, dass sie besser als jede andere zur Anlage eines von den schützenden militärischen Niederlassungen ferne gelegenen landwirthschaftlichen Wohnsitzes einladen konnte; die Zeit der Valeriane aber, der die jüngsten, besonders in den Brandschichten angetroffenen Ge-

fässscherben angehören, war dagegen eine furchtbar kriegerische, so dass sich eine Zerstörung jener Anlage in ihr leicht denken lässt. Erwägt man dazu, dass Kaiser Probus die Germanen, die unter seiner Herrschaft 76 grosse Städte zerstört hatten, nach Vopiscus (Probus c. 13) bereits im Jahre 277 verjagte, so dürfte man die Zerstörung der Dycker Römerbauten in die Zeit zwischen 260 und 277 setzen.

Das auf Taf. VI Fig. 1 abgebildete grössere Götterbild unserer landwirthschaftlichen Anlage ist aus jenem tertiären weisslichen Sandsteine gemeisselt, der den Mineralogen unter dem Namen „Klinkert" bekannt ist, und der, wie an vielen Stellen des niederrheinischen Beckens, so auch bei dem der Fundstelle benachbarten Liedberg vorkommt [1]). Der Gott sitzt ruhig auf einem rechtwinkeligen, jedes Schmuckes entbehrenden Stuhle von 44 cm Höhe und 19,5 cm Breite. Die Höhe des Sitzes beträgt 27 cm, die des ganzen Bildes von der Sohle des Stuhles bis zum Scheitel des Gottes 53 cm. Der linke Fuss der Figur ist etwas vorgeschoben, seine Sohle ruht fest auf; der rechte Fuss ist so weit zurückgezogen, dass das Gewicht des Beines nur auf dem Ballen der Zehen und dem Ende des Mittelfussknochens ruht, während die Ferse hochgehoben ist. In der rechten Hand hält die Figur in schräger Lage eine 3 cm lange cylindrische Röhre von $1^3/_4$ cm. Oeffnungsweite zwischen dem gestreckten Daumen und Zeigefinger; die Hand ruht mit der Aussenseite des Kleinfingerballens auf dem vordersten Theile des Oberschenkels. Der rechte Arm ist in schrägem Winkel gebogen; der noch erhaltene oberste Theil des linken Armes hebt sich in fast horizontaler Linie; der Arm muss demgemäss in fast rechtem Winkel erhoben gewesen sein. Weil aber die linke Schulter nur verhältnissmässig unbedeutend höher liegt, als die rechte, und der Oberkörper gerade aufgerichtet ist, kann, einer solchen Bewegung entsprechend, sich der linke Arm nur ruhig gestützt haben, etwa an einem stabartigen Gegenstande. Dass dies der Fall war, beweist die aufgefundene linke Hand, welche so weit geschlossen ist, dass man sehen kann, wie sie ehemals einen dünnen cylindrischen Gegenstand, offenbar einen langen Stab, umfasste.

Der Torso des Gottes ist wohl äusserst breit, die Muskulatur sehr kräftig, allein zugleich edel; der herkulisch breite Hals erscheint kurz. Der Kopf ist gerade aufgerichtet, das Haar wallt von vorne

---

1) Näheres über diesen Stein und seine Verwendung bei von Dechen in O. von Müllmann, Statistik des Reg.-Bez. Düsseldorf. Iserlohn 1864. Bd. I S. 183 ff.

in breiten, etwas verworrenen Partien herab. Die Augenbrauenbogen sind sehr stark gewölbt, die Stirnmuskeln ziehen sich in Falten nach dem Nasenbein herab; dadurch werden die äussern Theile des oberen Augenlides bedeckt, und die inneren Theile scheinen sich zu erbreiten; der äussere Rand des unteren Augenlides ist abwärtsgezogen. Auch die Mundwinkel sind herabgezogen, die Lippen so fest zusammengekniffen, dass die hinaufgedrückte Oberlippe fast eine concave Linie bildet; da die obern Theile des Schnurrbartes stark hervortreten, müssen auch die Zahnreihen fest geschlossen sein. Die Seitentheile des Schnurrbartes sind breit, straff nach unten gerichtet, und erscheinen hier von dem breiten, äusserst kräftigen, dichtgelockten Kinnbarte nach vorne gedrückt. So gewinnt das Gesicht den Ausdruck von etwas Unheimlichem, Gewaltsamen.

Die Gewandung der Figur, das bekannte Himation, ist so über das linke Bein gelegt, dass es dasselbe bis zur Gelenkfläche des Fusses bedeckt, und besonders da, wo es durch den Thron zurückgedrängt wird, in reichen Falten herabhängt, während es den linken Unterschenkel so dicht umgiebt, dass seine ganze Form aus dem Gewande hervortritt. Vom linken Beine zieht sich das Gewand über das rechte Bein, und ist von hier um den Rücken herum über den linken Oberarm geworfen, wo die dünnen Falten in bogenförmigem Verlaufe den Zipfel bilden; zwischen den Knieen hängt es in fast halbkreisförmigen, nach dem Körper zu flacheren und dünneren Bogenfalten, und fällt vor dem zurückgezogenen rechten Beine senkrecht herab.

Das Bild ist in der Gesammtauffassung, wie in den Linien und Bewegungen seiner Einzelheiten mustergültig, genügend in proportioneller und technischer Hinsicht; aber die Weise, wie die Einzelheiten künstlerisch durchgebildet sind, ist barbarisch roh. Da die Technik des Bildes die Annahme einer Lehrlingsarbeit ausschliesst und da das Treffliche der Komposition des Bildes hindert, darin eine eigne Erfindung eines geschulten Steinmetzen zu erkennen, so bleibt nur die Ansicht übrig, dass das Bild die Arbeit eines Steinmetzen ist, der ein gutes Vorbild so gut er eben konnte handwerksmässig nachgebildet hat.

Unserem Steinmetzen hat eine griechische oder eine römische Darstellung des Poseidon (Neptunus) zum Vorbilde gedient. Das gewaltige Meer mit seiner ganzen Erhabenheit, selbst dann unheimlich, wenn es lautlos über Tiefen sich ausbreitet, das Element, das die ganze Erde trägt, das wollte hellenischer Geist in Poseidon zum Ausdrucke bringen. In stürmischer Jahreszeit eilt er blitzschnell mit seinem von

schnaubenden Rossen gezogenen Wagen über das Meer; die furchtbaren Wogen glätten sich, stürzen aber auf sein Geheiss verheerend über das Land. Wenn er mit seinem Dreizack in die Erde stösst, erbebt sie bis in ihre innersten Tiefen, Felsen spalten sich, Inseln tauchen auf; dann wieder ein Blick des Gewaltigen, und das wüthende Element ist beruhigt. Poseidon lenkt die Schiffe, fördert den Seehandel, leitet Alles, was mit dem unermesslichen Wasserelement in Verbindung steht. (Preller, gr. Myth. I. S. 352 ff.). Ein solches Bild nur kann dem Bildner des Originals unserer Figur vorgeschwebt haben.

In dem gedrungenen, breiten Körper, dem gewaltigen Nacken, den herkulischen Armen, in dem tieffinstern Herrscherblicke, in der schmalen, starkgehügelten Stirn, in der Form und Bewegung eines jeden einzelnen Gesichtstheiles spricht sich die Macht des Meeres aus, wie auch die über der Stirn entquillenden herabfallenden Massen des Hauptbaares sowie der Bart die Bewegung der Meereswellen versinnbildlichen.

Aber Poseidon in unserm Bilde thront ruhig, waltet mit sicherer Macht; von seiner oben geschilderten Doppelnatur tritt die mildere hervor. Wegen seiner Beziehung zum feuchten Elemente ist Poseidon auch „der Befruchtende" der „Pflanzenernährer"; Localsagen machen ihn zum Gemahl der Demeter (Erde) und zum Vater der Persephone (Vegetation), vgl. Seemann, Vorschule der Kunstmythologie S. 131—141. Dieser Auffassung entspricht sowohl der über dem Gewande liegende Phallus, als auch der Gegenstand in der rechten Hand der Figur. Dieses cylindrische, oben und unten gleich breite Rohr war ein Wasser spendendes Auslaufrohr und ist zugleich als das Symbol der befruchtenden Feuchtigkeit und des quillenden Segens zu betrachten. Sicherlich hielt die linke Hand den Dreizack.

An der linken Seite des Thrones sieht man eine sich nach oben hinziehende balkenförmige Ausladung. Vielleicht war hier ein drittes Symbol des Poseidon, die prora eines Schiffes dargestellt. Dem Poseidon nämlich, dem „Rossefürsten" waren die Rosse heilig, als Sinnbilder der wild hinstürmenden Wogen; als gleichbedeutend mit diesen Thieren des Poseidon betrachtete man aber auch das Schiff, welches kühn über das weite Gefilde Poseidons hinstürmt. (Stoll, Götter und Heroen 2. Aufl. Leipz. 1861. S. 223. Preller a. a. O. S. 369.)

Zu Poseidon passt recht gut das oben erwähnte, ganz in der Nähe gefundene Bild einer Eule, des Vogels der Athene, und kein Göttercultus erscheint für die Oertlichkeit, Schloss Dyck und Umgegend,

sowohl was die Natur der wasserreichen Niederung, als die landwirthschaftliche Cultur angehet, passender als der des Poseidons, des „Befruchtenden“, des Pflanzenernährers.

Gegen diese Deutung unseres Bildes könnte man ein Bildwerk im Wallraff-Richartz'schen Museum zu Köln (Nr. 119 des Düntzer'schen Katalogs) anführen, das Düntzer für einen Jupiter erklärt. Unvergleichlich besser in künstlerischer Hinsicht durchgebildet, als das Dycker, hat es in der Auffassung und Körperbewegung eine grosse Aehnlichkeit, so dass die Frage nahe liegt, ob nicht beide etwa den Jupiter, oder beide den Poseidon darstellen. Die Kölner Figur thront, wie die Dycker; sie hat genau dieselbe Stellung und Bewegung der Gliedmassen, die rechte Hand hält denselben cylindrischen Gegenstand in derselben Lage, die Anordnung der Gewandung ist bei beiden dieselbe; beider linker Arm war erhoben und stützte sich an einen Stab. Bei näherem Vergleiche aber stellen sich gerade diejenigen Unterschiede heraus, die nach Overbeck (Griechische Kunstmythologie II S. 209 ff.) das Bild des Himmelsgottes von dem des Wasserkönigs zu trennen gestatten. Die Kölner Figur ist schlanker, als die einen gedrungenen, kürzern, fleischigen Körper mit breiten Schultern und gewölbter Brust zeigende Dycker Figur, wenn sich auch nicht läugnen lässt, dass auch der Körperbau der Kölner etwas musculös Kräftiges hat. Das Kölner Bild hat einen freundlich milden, offenen Ausdruck, in dem sich Geisteshoheit und Gedankentiefe ausspricht; in dem finstern Gesichte des Dycker Bildes liegt der Ausdruck von etwas Unheimlichem, Unergründlichem, Gewaltsamen, von jenem Etwas, das man sich beim Anblicke des Meeres vorstellt. Die Gewandfalten des Kölner Bildes sind reicher, die Gewandmassen schliessen weniger dicht an den Körper an, sind breiter behandelt, und ihre Falten liegen in weiten Hängebogen; der Phallus ist bedeckt. Diese Unterschiede rechtfertigen sowohl Düntzers Auffassung der Kölner, als meine der Dycker Figur. Der Gegenstand in der rechten Hand der Kölner Figur, dessen innere Oeffnung kleiner ist als bei der Dycker, kann die Umhüllung eines Blitzstrahles sein, der wohl aus Metall hergestellt war[1]).

Die oben erwähnte neben dem Poseidonbilde zu Tage gebrachte kleinere Figur ist aus dem von den Römern häufig benutzten, weichen

1) Bei einer diesbezüglichen Unterredung mit Herrn Prof. Düntzer kamen wir zu übereinstimmendem Ergebniss.

gelbweissen Jurakalk gemeisselt. Sie ist thronend dargestellt, und misst von der Thronsohle bis zum Scheitel 43 cm.

Das sehr verwitterte Bild lässt nur noch eine recht schlank gestaltete Frau von zierlichem Körperbau erkennen, ganz ähnlich dem von Prof. Schaaffhausen in diesen Jahrbüchern Heft LXXVI S. 31 besprochenen und dort auf Taf. I abgebildeten Kölner Isisbilde aus der Ursulakirche. Dass sie hier in Verbindung mit Poseidon erscheint, kann nicht auffallen. Sie ist Gemahlin Poseidons (Preller a. a. O. S. 725), sie lässt Inseln aus dem Meer emporsteigen, sie ist Urheberin und Beschützerin der Schifffahrt. Theilt sie so mit Poseidon die Eigenschaften einer Meergottheit, so erscheint sie andererseits auch wie Poseidon als die Göttin irdischer Fruchtbarkeit, indem sie häufig mit Demeter identificirt wird. Trefflich passt daher auch diese Gottheit zu der Oertlichkeit von Schloss Dyck und zu der dortigen ländlichen Anlage.

Das Bedburdycker Bild des Herakles (Taf. VI Fig. 2) ist aus Liedberger Sandstein. Die Reliefplatte ist 20 cm dick, 68 cm hoch, 38 cm. breit. Die Figur hat eine Höhe von 48 cm. Herakles erscheint hier, wie gewöhnlich, als gereifter Held. Der Köper ist musculös kräftig, die Brust im Vergleich zu den Hüften sehr breit, der Nacken stierartig kurz, der Kopf klein. Er ist schreitend dargestellt. Die Löwenhaut fehlt; in der rechten Hand hält er die Keule, in der linken scheint er einen kugeligen Gegenstand zu halten. Daher dürfte Herakles hier, wie Herr Dechant Giersberg, der Retter dieses interessanten Reliefs, mit Sicherheit glaubt, als Einholer der Hesperidenäpfel dargestellt sein.

In technischer Hinsicht ist es interessant, dass die Hiebe eines breiten Meissels die Körperformen gewissermassen schraffirt hervortreten lassen. Sonst ist auch dieses Bild in der Ausführung so barbarisch, dass beispielsweise die feinern Körpertheile, wie Muskeln, Augen, Mund, ja sogar die Nase nur angedeutet erscheinen; trotzdem aber geht der beschriebene Moment der Auffassung des Herakles aus dem Gesammten der körperlichen Bewegung so deutlich hervor, dass wir rücksichtlich seines Vorbildes nur an eine griechische Composition denken. Es ist das Relief eine barbarische Arbeit, welche in der Komposition das griechische Vorbild nur noch in schwachen Umrissen erkennen lässt.

Dass die drei Steinbilder auf griechische Kompositionen zurückgeführt werden müssen, geht aus dem ganzen Charakter des römischen Lebens hervor, wie er auch in dem religiösen Empfinden dieses Volkes seinen Ausdruck fand. In Italien vermischten sich verschie-

dene Volkselemente, die zum Theil lange hier ansässig, zum Theil aus dem Norden, Osten und Westen eingewandert waren. Eine alle Stände zu einer Einheit umfassende Cultur konnte sich hier nicht entwickeln und wenn sie begann, wurde sie stets wieder unterbrochen. Hier finden wir nichts von jener warmen und tiefen künstlerischen Empfindung, die uns bei Betrachtung der Werke des griechischen Alterthums wie frischer Frühlingsduft anweht. Das römische Reich entwickelte sich zu einer prunkvollen Cäsarenmacht, die von Allen gefürchtet und welterdrückend endlich in sich zusammenbrach. Die Religion der Römer war, wie Hegel bemerkt, die ganz prosaische der Beschränktheit, der Zweckmässigkeit, des Nutzens. Die römischen Götter, sagt Preller (Die römischen und italischen Götter S. 54), treten niemals oder nur ausnahmsweise persönlich unter das Volk. Bei den Griechen pflanzt Athena selbst den Oelbaum, zähmt Poseidon selbst das Ross. Die Griechen beteten bei einem Erdbeben zu ihrem Poseidon Aspholios, in Rom wurde bei demselben Ereigniss ein Feiertag beschlossen ohne nähere Bestimmung des zu versöhnenden Gottes. War bei diesem Feste ein Versehen vorgefallen, so wurde das Sühnopfer unter der Formel: Si Deo, Si Deae dargebracht. Der griechische Poseidon wurde in Rom unter dem Namen Neptunus und zwar im Circus maximus als Neptunus equester verehrt, aber auch als Gott der Erde und des Ackerbaues, desshalb waren die Zeiten seiner Feste die der Saat und die der Ernte. Seinen Namen Consus leitet man von der Sanscritwurzel su ab und ist darunter „Gott der Saaten“ zu verstehen. Consus wird (Gloss. Labb. p. 40) mit dem Aegyptischen Harpokrates, dem Gotte des Schweigens und der verborgenen Weisheit identificirt (a. a. O. S. 420 Anm. 1). Bezieht sich darauf vielleicht das neben dem Neptun gefundene Steinbild einer Eule? Aus dem Herakles ward unter ähnlichen Vorstellungen der römische Hercules. Die griechische Demeter wie die Isis wurden zur Ceres. Der Demeter entsprechend ist auch die Bona Dea der Römer, welcher der 1. Mai geheiligt war. Wie die Griechen den latinischen Gott Consus für ihren Poseidon erklärten, so werden die Römer, als sie die linksrheinischen Sitze der Germanen erobert hatten, den Göttern der unterworfenen Völker römische Namen gegeben haben. Es bleibt zu untersuchen, welche einheimische Gottheiten geeignet waren, ihre Namen für den des Hercules und Neptun, der Ceres oder Isis herzugeben.

Constantin Koenen.

---

10. Bilderhandschrift aus der Zeit des Abtes Alban von St. Martin in Köln.

(Hierzu Taf. VII.)

Vor einigen Jahren hat Herr K. Lamprecht ein Verzeichniss der kunstgeschichtlich wichtigen Handschriften des Mittel- und Niederrheins geliefert[1]), welches beweist, in wie spärlicher Anzahl genau datirbare Denkmäler dieser Art aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts vorhanden sind. Unter den daselbst angeführten fünfundzwanzig Handschriften des zwölften Jahrhunderts befindet sich nur eine einzige, durch das Bildniss des Erzbischofs Friedrich von Köln, 1099—1131, sicher zu datirende.

Den Freunden der rheinländischen Alterthümer ist daher vielleicht die Abbildung eines schönen und im Ganzen wohlerhaltenen Fragments einer Pergament-Handschrift willkommen, deren Datum und Herkunft durch das Bild eines Kölner Abtes aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gesichert ist. Es sind zwei Blätter eines die Namen der Heiligen und zum Theil eine auf den Heiligen bezügliche „lectio" enthaltenden Buches, in mittelgrossem Octavformat (23 cm hoch, 16 cm breit), mit je einem blattgrossen Bild und Text auf der anderen Seite. Die Darstellungen sind:

1. Der heilige Eliphius, S. ELIPHIVS, die beiden letzten Buchstaben im Monogramm, stehend, als Märtyrer, gelb mit weissem leicht rosa schattirten Oberkleid, hellblauem und roth verzierten Unterkleid; grünes Beinkleid, braune Schuhe, in der Hand die Palme, Haar und Bart braungelb. Der Hintergrund ist blau, die Umrahmung grün, Rand roth und in verschiedenen Farben. Oben die Hand Gottes aus den Wolken. Unten, schwarzgekleidet, mit Pedum[2]), der knieende Abt

1) Jahrbücher des Vereins v. Alterthumsfr. i. Rheinl. Heft 74 (1882).

2) Der Krummstab hat unten den ganz deutlichen Stachel, genau nach dem Vers:

Attrahe per curvum, medio rege, punge per imum.

(Otte, Handb. der christl. Kunstarchäologie 4. Ausg. p. 854.)

Albanus: ALBAN9 ABBAS. Rückseite: ein schöner, mehrfarbiger Initialbuchstabe mit dem Gotteslamm. Der Text beginnt in rother Schrift: XVII K+ NOVBR SC—I ELIPHII MARTYRIS u. s. w.[1]). Bezeichnet ist das Blatt oben: XCV, 95.

2. Stehender heiliger Bischof mit grünem Oberkleid, die Unterkleider gelb und hellviolett, Haar und Bart grau, die Infel weiss, gelb und roth gemustert; Hintergrund blau mit grüner Umrahmung, Rand schön ornamentirt roth und gelblich, schwarz, grün; äusserster Rand violett. Unten knieet ein braungekleideter Mönch, dem Heiligen sein Buch, in rothem, grün verzierten Einband reichend: der Schreiber und wohl auch der Maler des Buches. Oben eine nicht mehr lesbare Namensinschrift des Heiligen, man sieht nur SC—S.

Andere Seite: Oben die Blattzahl XCVII. Ein Stück aus der Offenbarung Johannis u. s. w.

Die mit sicherer Hand in ziemlich hellen, ruhigen Farben gemalten, sorgfältig ausgeführten, mit geschmackvollem (z. Theil denen der im Berliner Museum befindlichen Handschrift eines Evangeliariums aus dem elften Jahrhundert, Hs. Nr. 74 gleichenden) Arabeskenrand eingefassten Bilder tragen schon in ihrem Styl eine ungefähre Zeitbestimmung, in der erhaltenen Inschrift des einen Blattes aber das genaue Datum und die Herkunft der Handschrift[2]).

Der heilige Eliphius ist ein Märtyrer unter Julianus Apostata, 16. October 362, in Toul. Die schöne Legende erzählt, er habe sein abgeschlagenes Haupt in beide Hände genommen, von zwei Engeln geleitet einen Berg erstiegen und sich auf einen Stein gesetzt, der sich zu seinem Sarkophag gestaltete. Die Reliquien des heiligen Eliphius gelangten im Jahre 964 durch den berühmten Erzbischof Bruno, den Bruder Otto's des Grossen, nach Köln ins Kloster St. Martin. Eliphius ist neben dem heiligen Martin selbst der Haupttheilige des Klosters und der Kirche (Gross-)St. Martin in Köln.

Die Herkunft unserer Handschrift schien also schon durch die Darstellung des heiligen Eliphius ziemlich gesichert, und es lag nahe,

---

1) Die folgenden Zeilen haben abwechselnd schwarze und rothe Buchstaben, wie dies in den Hdschr. des 11. und 12. Jahrh. öfter vorkommt.

2) Meinem Freunde Dr. Weil von der Kgl. Bibliothek und Hrn. Bloemeke, Assistenten der Reichstags-Bibliothek verdanke ich mehrere Notizen. Herr Bloemeke war so gütig, mir eine sorgfältige Zusammenstellung des urkundlichen Materials über den Abt Albanus zu liefern.

in dem zweiten Bilde, dem heiligen Bischof, dessen Beischrift oben bis auf Spuren des „sanctus“ leider zerstört ist, den heiligen Martinus, Bischof von Tours († 401), zu erkennen. Diese zweite Darstellung, der heilige Bischof, ist, wie die Zählung der Blätter auf der Textseite: XCVII, beweist, die Rückseite eines Blattes.

Die Textseite der Miniaturen gewährt uns hier einen Anhalt für die Namen der auf der Bildseite dargestellten Heiligen durch das Datum des Kalender-Tages der im Text genannten Heiligen. Der heilige Eliphius ist die Vorderseite eines Blattes: oben über dem Bilde steht die Blatt-Zahl 95. Die Textseite beginnt mit dem Namen und Datum des heiligen Eliphius, dem 16. October (XVII Kal. Nov.). Darauf folgen, in rother Schrift:

Scti Galli abbatis con[fessoris].	Sein Kalendertag	ist:	16.	Oct.
Luce evangeliste	„	„	„ 18.	„

Auf der dem Bilde des heiligen Bischofs auf Blatt 97 unmittelbar vorangehenden Seite steht nach einer längeren Stelle aus der Offenbarung Johannis (Cap. 7 v. 6—12) in rother Schrift:

Quatuor coronator[um].	Kalendertag	ist:	8. Nov.[1]).
Theodori martyris	„	„	9. „ [2])

Auf diese roth geschriebenen Heiligen folgen einige kleine in schwarzer Schrift geschriebene Namen von Heiligen:

Leonardi confessoris.	Kalendertag	ist:	6. Nov.[3])
Willebrordi epi	„	„	7. oder 6. Nov.
Cesarii mris	„	„	1. Nov.
Eustachii et socior⁹ ei⁹	„	„	2. Nov.

Wir sehen daraus, dass die roth geschriebenen Heiligen eine fortlaufende, nach den Tagen des Jahres geordnete Reihe bilden, die klein und schwarz geschriebenen Heiligen haben ihre Kalendertage etwa in derselben Zeit wie die roth geschriebenen, sind aber nicht so genau aufeinander folgend geordnet. — Die roth geschriebenen Heiligen bilden also einschliesslich der Gemälde folgende Reihe:

1) Die vier gekrönten Märtyrer, Brüder, † 304. S. Wessely, Iconographie der Heiligen p. 134.

2) Theodor, römischer Soldat. Wessely l. c. p. 381.

3) S. diese Kalendertage im Missale von Augsburg (E. Ratdolt) 1496 und z. Th. im Passauer Missale (E. Ratdolt) 1498. — In Wessely's Iconographie stehen meist andere Tage.

Vorderseite des Blattes 95: Bild des h. Eliphius.
Rückseite „ „ 95: Text: Eliphius 16. October.
„ „ 95: „ Gallus 16. „
„ „ 95: „ Lucas 18. „
Vorderseite des Blattes 97: Text: Quatuor coronati 8. November.
„ „ „ 97: „ Theodor 9. „
Rückseite „ „ 97: Bild eines heiligen Bischofs.

Dieser Bischof muss also, wie die Reihenfolge es erheischt, seinen Kalendertag unmittelbar nach dem 9. November haben, es ist also zweifellos St. Martin, dessen Tag der 11. November ist.

Schon aus diesen zwingenden Gründen ergibt es sich, dass der heilige Bischof, dem der Mönch sein Buch reicht, nur der h. Martin sein kann, der Hauptheilige des Kölner Klosters St. Martin, dessen zweit-wichtigster Heiliger Eliphius ist. — Wir besitzen aber ausserdem in einer erhaltenen Handschrift aus dem St. Martinskloster in Köln, etwa aus derselben Zeit, welcher unser Fragment angehört, noch die volle Bestätigung dieser Vermuthung: Naumann beschreibt in seinem Archiv für zeichnende Künste (Bd. I p. 236, 1885) eine Bilderhandschrift der Leipziger Stadtbibliothek, aus dem 12. Jahrhundert: Bedae venerabilis historia ecclesiastica etc. Das Dedicationsbild ist: der heilige Eliphius und der heilige Martinus mit beigeschriebenen Namen; St. Martin als Bischof mit dem Pedum, ein Mönch reicht ihm ein Buch. Inschriftlich ist die Handschrift bezeichnet als „liber sanctorum martini et eliphi in colonia.“ 1)

Hier haben wir also die volle Bestätigung, dass der Bischof unseres Fragments den heiligen Martin darstellt, und dass das Buch mit dem getrennten, in der Leipziger Handschrift auf einem Blatte vereinigten Heiligen Eliphius und Martin dem Kölner Kloster St. Martin angehört haben muss.

Mit dieser Bestimmung des Entstehungsortes stimmt nun auch der Name des neben dem Eliphius knieenden „Albanus abbas“. Der Kunstcharakter der Bilder ist der des zwölften Jahrhunderts, oder, wie Herr Prof. Wattenbach sich auf den blossen Anblick der Malereien hin äusserte: des „elften oder zwölften Jahrhunderts.“ — Der Abt Alban von St. Martin in Köln ist ein durch zahlreiche Urkunden aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wohlbekannter Mann. Seine Regierungszeit ist nicht aufs Jahr zu fixiren, doch wird er in

1) In K. Lamprecht's Aufsatz ist diese Handschrift nicht angeführt.

dem (unzuverlässigen) Verzeichniss der Aebte von St. Martin bei Bruschius, chronologia monasteriorum Germaniae, 1682, als elfter Abt, Nachfolger des Gerhard (urkundlich 1106—1112 erwähnt) und Vorgänger des Wilhelm (urkundlich erwähnt 1140—1147) genannt. In Urkunden kommt Albanus seit dem Jahre 1127 vor. In diesem Jahr dotirt Erzbischof Friedrich von Köln das Kloster St. Martini „domno albano reverendo abbate eiusdem ecclesie currum aurigante feliciter"[1]. In einer anderen Urkunde von 1130 sagt Erbischof Friedrich dem Abt Alban von St. Martin seinen Schutz gegen einen anmassenden ritterlichen Schirmherrn zu (Ennen-Eckertz I. Nr. 41 p. 502—503), in Urkunden von 1131, 1132 und 1135 erscheint Abt Alban als Zeuge (Lacomblet, Urkundenbuch f. d. Gesch. d. Niederrheins I Nr. 310 p. 205, Nr. 314 p. 207—209, Nr. 321 p. 213—214).

Das Todesjahr Alban's ist, wie gesagt, nicht bekannt. Es existirt eine Urkunde des Erzbischofs Albero von Trier, vom Jahre 1136, welche den Abt Alban als noch lebend erwähnt, doch wird eine andere Urkunde desselben Erzbischofs, in welcher Alban als schon verstorben bezeichnet wird, von Ennen nach dem Vorgange eines älteren Autors ins Jahr 1134 gesetzt (Ennen-Eckerts I. Nr. 46 p. 508—509). Alle Fragen über die den andern Urkunden widersprechende Datirung und über die Aechtheit dieser letzteren Urkunde sind Sache der Archivgelehrten[2].

Wir haben also für die Regierungszeit des Abtes Alban von St. Martin urkundlich die Daten 1127 bis 1136. Alban ist auf unserer Miniatur offenbar nicht als verstorbener Wohlthäter des Klosters, sondern als Lebender gedacht, wie dies ähnlich auf vielen Miniaturen vorkommt, und gemäss der Darstellungsweise des Mittelalters; bis weit ins sechszehnte Jahrhundert hinein sieht man auf Bildwerken aller Art die Stifter der Heiligendarstellungen in kleiner Figur neben den Heiligen selbst knieen.

Wie der Abt des Klosters neben dem heiligen Eliphius, so knieet der kunstreiche Klosterbruder, dem wir die Schrift und die Bilder verdanken, neben dem heiligen Martin und überreicht diesem, ganz

---

1) Wie schon oben bemerkt, verdanke ich diese Mittheilungen über die Urkunden des Abtes Alban Hrn. Reichstags-Bibliotheksassistenten Bloemeke. Die erste Urkunde steht bei Ennen-Eckertz, Quellen z. Gesch. d. Stadt Köln I, Nr. 40 p. 502.

2) Hr. Bloemeke lässt in seiner gefälligen Mittheilung diese Fragen offen.

wie auf dem Gemälde der oben erwähnten Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek, sein fertiges Buch[1]).

Der künstlerische Charakter der Malereien ist schon oben angedeutet; sie zeugen von einer sicheren Hand, trotz aller durch die Entsehungszeit bedingten Steifheit lassen sie doch einen feinen künstlerischen Sinn erkennen. Die Gewandung ist schön und richtig angeordnet, die Ausführung ist sauber und sorgfältig, die Arabesken der Umrahmung sind von eleganter und gefälliger Form. Beide Bilder sind ein schönes und kostbares Denkmal rheinischen Kunstfleisses aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

1) Die Farbe der Kutten der beiden Geistlichen ist verschieden: der Abt ist schwarz, der Mönch mit dem Buche braun gekleidet. Die Mönche des Kloters St. Martin waren Benedictiner, denen die schwarze Farbe zukommt. Ich weiss nicht ob diese Regel schon für das zwölfte Jahrhundert so fest stand, dass man genöthigt wäre, in dem Mönche mit dem Buch ein Mitglied eines andern Ordens zu erkennen.

Berlin. Alfred von Sallet.

II. Litteratur.

---

1. A. B. Meyer. Gurina im Obergailthale, Kärnthen. Dresden 1885, mit 14 Tafeln in Lichtdruck.

Bei Dellach auf dem Gurinaberge, wo seit 1849 einzelne Funde gemacht wurden, hat Meyer, der hier 1883 einem Jadeitbeile nachspürte, im Auftrag der Wiener anthropologischen Gesellschaft Grabungen veranstaltet, deren reiches Ergebniss nach nur 14tägiger Arbeit in vorliegender Schrift dargestellt ist. Römische Gebäudereste, Kaisermünzen, Bronzen, ein goldener Ring, eiserne Pfeilspitzen, Bronzebleche mit etruskischer Inschrift u. A. sind von dort bekannt geworden. Nach Pater Max Schlechter, der eine Chronik des Ortes geschrieben, wurden in kaum 6 Jahren 117 Bronzestatuetten gefunden. Alle jetzt gemachten Funde sind dem Naturhist. Hof-Museum in Wien einverleibt. Gurina ist ein Vorberg des 2252 M. hohen Janken und durch seine isolirte Lage zu einer sichern Niederlassung vortrefflich geeignet. Der Boden ist so oft durchwühlt, dass die Reste verschiedenster Zeiten, Halstatter und spätrömische durcheinander liegen. Es müssen daher die Gegenstände selbst für sich reden. Viele der früheren Funde sind im Klagenfurter Museum aufbewahrt oder im Besitze des Fürsten Windischgrätz in Wien.

Die keltischen Silbermünzen stammen nach Erbstein aus dem 4. Jahrh. v. Chr. und sind barbarische Nachahmungen griechischer Münzen. Gurina lieferte zwei kyprische Kupfermünzen, die nach Mommsen zwischen Sau und Trau mehrfach vorgekommen sind. Die römischen Münzen gehen von Claudius (41—54) bis Gratianus (375—383 nach Chr.). Mommsen bemerkte (Münzwesen 694), dass sich keine römisch-republikanischen Münzen in Norikum finden. Die Gewandnadeln oder Fibeln hat Dr. Tischler bearbeitet. Die sehr verschiedenen Formen erstrecken sich über eine Zeitperiode von mindestens 800 Jahren, also über eine noch längere als die Münzen. Tischler unterscheidet an den Fibeln den obern Theil, welcher die Feder aufnimmt, als Kopf, den untern mit dem Nadelhalter als Fuss, den dazwischen liegenden, meist gebogenen, als Hals. Am Ende des Fusses

sitzt oft noch ein Schlussstück, z. B. ein Knopf. Er beschreibt 8 verschiedene Abschnitte der altitalo-hallstätter Periode von Gurina, die annähernd bis 400 v. Chr. reicht. In den letzten 4 Jahrhunderten v. Chr. herrschte nördlich der Alpen die la Tène-Cultur, die wohl eine von Italien nicht beeinflusste gallische ist. Diese Fibeln gehen durch ganz Nord-Deutschland bis tief nach Schweden, sie kommen im Süden von Frankreich bis nach Ungarn vor. Die Früh-la Tène-Periode ist in Gurina nicht vertreten; die mittlere nur durch eine an eiserner Kette hängende eiserne Fibel. Die weitverbreitete Fibel mit schalenförmigem Kopf aus der Spätzeit hält er für vorrömisch. Er unterscheidet 5 Formen dieser Periode. Eigenthümlich ist für Norikum und Pannonien die Flügelfibel, sie ist auch dargestellt auf den pannonischen Grabsteinen des Pester Museums. Sie scheint bis zum Ende des 2. Jahrh. im Gebrauch zu bleiben. Unter den Fibeln der Kaiserzeit gehört die Charnierfibel mit grosser Kopfplatte und breitem Bügel der Zeit des Augustus an. Auf ihr sind Inschriften nicht selten. Die Kniefibel mit grosser Kopfplatte, die runde und rhombische Scheibenfibel gehören der mittleren Kaiserzeit an; die letzteren sind häufig emaillirt. Fibeln der spätern Kaiserzeit vom Ende des dritten und vom vierten Jahrhundert sind die Armbrust-Federfibel und die Armbrust-Charnierfibel mit Zwiebelknöpfen. Im Ganzen kamen in Gurina 25 verschiedene Fibel-Arten in 58 Exemplaren vor. Die Zahl aller von Gurina bis jetzt bekannten Fibeln ist 93, davon sind 9 aus Eisen. Fast alle Bronzefibeln sind gegossen und nach dem Gusse geglättet und verziert; einige sind durch Ziehen und Hämmern hergestellt und nach dem Hämmern gepunzt und dann gebogen. Bemerkenswerth sind die Bronzebleche, meist mit Linien und Reihen eingestanzter Buckel verziert, sie sind viereckig oder ausgeschweift und 3 bis 17 cm lang und 3 bis 10 hoch, sie gleichen den Brustplatten von Corneto und Hallstatt oder einem kleinen etruskischen Schild. Einige sind wohl Schmuckgehänge oder Amulette, andere Beschlagstücke. Zu den 4 in Klagenfurt aufbewahrten sind 3 mit Inschriften hinzugekommen. Aehnlich ist die Felsinschrift bei Würmbach. Diese 7 Inschriften von Gurina sind unter den 99 von Dr. Pauli aufgeführten sogenannten nordetruskischen Inschriften unter Nr. 92 bis 98 aufgeführt. Pauli behauptet, dass alle diese Inschriften, die in dem Alphabet von Este verfasst sind, einer Sprache angehören und dass diese eine indogermanische ist und zwar die illyrische. Das Volk, welches diese Inschriften verfasst hat, sind die Veneter. Schon Herodot theilt sie dem illyrischen Stamme zu und Plinius bezeichnet Este, Padua und Vicenza als 3 Städte der Veneter. Westlich von den Venetern wohnten die Etrusker, die Euganeen, Celten und Gallier. Pauli hält die nordetruskischen Inschriften nicht für älter als das Jahr 260 vor Chr. Seine Darstellung der Volksbewegungen in Norditalien entspricht, wie Meyer zeigt, nicht ganz den Funden in Gurina. Ein Bronzeblech der Sammlung des Fürsten Windisch-

grätz mit einem Jäger zu Pferde und einem Hunde schliesst sich den figürlichen Darstellungen auf den Situlae von Watsch und auf andern etruskischen Bronzen an. Von den zahlreich gefundenen Bronzefiguren finden sich nur 13 im Klagenfurter Museum, sie gehören verschiedenen Perioden an. Vier gehören der guten römischen Zeit an, andere sind alterthümlich stilisirt. Der Hercules-Cult scheint verbreitet gewesen zu sein. Die eisernen Thierköpfe haben mit denen am Stretweger Bronzewagen nur eine entfernte Aehnlichkeit. Ein Stück Blei erinnert an die platten Bleifiguren von Olbia u. a. O. Im Ganzen sind 6 Zinnfiguren in Kärnthen gefunden, 3 in Gurina. Von Schwertern wurden 3 von Eisen, 1 von Bronze gefunden, ferner 6 eiserne Messer und 2 Dolche. Mit den im Klagenfurter Museum befindlichen sind 20 eiserne Speer- und Pfeilspitzen gefunden, auch 2 eiserne Palstäbe, die in Hallstatt häufig sind. Pinzetten, Schnallen, Nadeln, Nägel, Haken, Ringe sind meist von Eisen. Bei den Bronzen weist der hohe Bleigehalt bis 4,5 % darauf hin, dass sie Erzeugnisse einer örtlichen Industrie sind, indem die Gegend reich an Bleierzlagern ist. Die schwankende Zusammensetzung von Kupfer und Zinn spricht dafür, dass man nicht die Metalle selbst, sondern das Kupfererz und den Zinnstein zusammenschmolz. Nickel und Silber fehlen desshalb in der Bronze von Gurina, während sie in der von Hallstatt aus ähnlicher Ursache vorhanden sind. Höfer fand in einer Schlacke weder Blei noch Zinn und vermuthet, dass man aus Kupfer die Bronze erzeugt habe. Anderes spricht dafür, dass in Gurina die 3 Metalle, Kupfer, Zinn und Blei hergestellt wurden. Auch in Hallstatt wurde ein roher Kupfergussklumpen gefunden. Kupfer-, Zinn-, Eisen- und Bleierze fanden sich in der Nähe von Gurina. Das Jadeitbeil von Gurina mit einem specifischen Gewicht von 3,42 ist noch nicht mikroskopisch untersucht. Es sind nur noch 7 in Oesterreich gefunden. Jadeit-Geröllstücke wurden bis jetzt nur am Neuenburger See in der Schweiz gefunden. Unter den Thonscherben gehören die schwarzgefirnissten zu griechischen Gefässen, wie solche bei Straubing, Ludwigsburg u. a. O. gefunden worden sind. Römische finden sich theils mit, theils ohne Glasur. Andere sind mit Graphit geschwärzt. Die Herkunft vieler ist schwer zu bestimmen. Zwei Glasringe aus der la Tène-Zeit werden in Bezug auf ihre Technik von Tischler genau beschrieben. Sie wurden irrthümlich der römischen Kaiserzeit zugeschrieben. Die blauen Glasperlen kommen auch in der römischen Kaiserzeit vor, sie sind mit Kobalt gefärbt. Ganz ebene Glasscherben, über die Tischler nicht entscheiden will, sind wohl sicher Reste von Fensterscheiben, die am Rhein unter römischen Funden vorkommen. Die Herkunft von nur wenigen Brocken Bernsteins konnte von Helm nicht bestimmt angegeben werden. Dem Geruche auf heissem Platinblech nach kommt er von der Ostsee. Meyer giebt eine ausführliche Zusammenstellung der Ansichten über den Bernsteinhandel des Alter-

thums und theilt zahlreiche, von ihm veranlasste chemische Analysen des Bernsteins in Bezug auf den Gehalt an Bernsteinsäure mit, der in denselben Lagerstätten ein verschiedener sein kann; er scheint sich durch einen Oxydationsprozess in der Erde zu vergrössern. Zur Ethnologie des obern Gailthales bemerkt Meyer, dass die keltische Nationalität der Noriker feststehe, dass aber in der Umgebung von Gurina keine keltischen Namen vorkommen. Hier war eine Volksinsel fremden Stammes, wahrscheinlich von Venetern oder Illyriern. Strabo sagt, dass unter den Norikern Illyrier wohnten. Für Gurina, welches zu Römerzeiten eine grosse Stadt gewesen sein dürfte, lässt sich keine alte Bezeichnung ausfindig machen. Vielleicht ist der Name slavisch. Die etruskische Felsinschrift von Würmlach hat Meyer, um sie vor dem Untergang zu schützen, in 8 Platten herausmeisseln und nach Wien bringen lassen. Er fasst die Bedeutung Gurina's so auf, dass hier wie in Hallstatt die Mittelmeer-Cultur in ihrer Verbreitung nach Nord-Europa festen Boden gewonnen und in ununterbrochener Folge bis an das Ende des 4. Jahrh. n. Chr. gedauert habe. Der Verfasser bezeichnet seine Arbeit nur als eine Vorstudie, sie ist aber so inhaltreich und mit so seltnem Fleisse, sowie mit Heranziehung einer so grossen Zahl verwandter Forschungen abgefasst, dass man sie als einen sehr werthvollen Beitrag zur Vorgeschichte des südlichen Deutschlands bezeichnen darf. Ein Anhang giebt Messungen von 35 Schädeln der modernen Bevölkerung des Obergailthales, der mittlere Index von 83.0 ist brachycephal.

Schaaffhausen.

2. Julius Naue. Die prähistorischen Schwerter. Mit 11 Tafeln. München 1885.

Der Griff der ältesten Bronzeschwerter ist, wie auch Undset annimmt, eine Nachbildung des Griffes von Holz oder Horn. Im Norden Deutschlands bildet Mecklenburg die westliche Grenze der Bronzeschwerter des ältern Typus, die in Ungarn sehr häufig sind, die jüngeren Formen scheinen nach Osten hin vorzuherrschen. Die im mittleren Europa ziemlich häufigen Schwerter, deren Griffe in zwei gegeneinander gerichtete Spiralen endigen, scheinen dem Rheingebiete völlig fremd. Auch in Italien und der Schweiz kommen sie vor. In Skandinavien fanden sich deren sieben. Schwerter mit flacher Griffzunge sind durch ganz Europa verbreitet und werden in allen Perioden angetroffen. Eine Schwertform, die sich nahe an die älteste ungarische anschliesst, ist in Skandinavien die vorherrschende, aber, wie Worsaae, Montelius und Sophus Müller zugeben, aus Süddeutschland dahin importirt. Im Osten sind Schwerter des ausgesprochensten ungarischen Typus nach dem Norden vorgedrungen, ohne dass sie einen Einfluss auf die nordischen Formen ausgeübt haben. Den Ursprung der ungarischen Schwerttypen darf man aber nicht im Westen oder Norden suchen.

Was wir hier antreffen, ist jünger. Griechische Schwerter sind durch beträchtliche Länge, geringe Breite und eine Mittelrippe ausgezeichnet. Schliemann's Entdeckungen haben über die älteste Cultur Griechenlands Licht verbreitet. Die Funde im Kaukasus lassen keine Grundlage erkennen, auf der die westliche Bronzekultur entstanden sein könnte. S. Müller sagt, dass die Funde im Kaukasus mit einiger Sicherheit auf die assyrische Cultur hinweisen, deren Einwirkung weit über die nächsten Länder hinaus sich erstreckte und in den skythischen Gräbern der Krim zahlreiche Spuren hinterlassen hat. Für die Entwicklung der europäischen Bronzecultur haben diese Formen aber keine Bedeutung. Die von Schliemann in Mykenae gefundenen Bronzedolchklingen mit vertieft eingeschnittenen und mit verschiedenfarbigem Golde belegten Darstellungen von Jagden und Thierkämpfen bezeugen eine hohe Stufe der Kunst, die von derjenigen der archäischen Kunst Griechenlands verschieden ist. Mit den griechischen Schwertern stehen die in Cypern gefundenen grossen Kupferdolche in Beziehung. Diese werden auch in Ungarn gefunden. Die Prototypen der ungarischen Formen sind vielleicht, worauf schon Undset hingewiesen, in der griechischen Bronzecultur zu suchen. Worsaae behauptete, dass die nordische und die griechische Gruppe näher mit einander verwandt sind, als eine von beiden mit der ungarischen. Er nimmt an, dass ein kleinasiatisches Volk die Bronzecultur nach dem Norden gebracht habe. Undset bezweifelt die völlige Gleichheit der nordischen Funde und der griechischen und erinnert an die beträchtliche Verschiedenheit in Betreff der Chronologie. Die Schliemannschen Funde von Mykenae weisen auf ein Bronzealter hin, das sich mehr unter dem Einfluss orientalischer Cultur gebildet hat. Kürzlich fand Ohnefalsch-Richter auf Cypern in phönikischen Gräbern 2 Eisenschwerter mit flacher Griffangel, die in der Form denen von Mykenae ganz ähnlich sind. Die Bronzeschwerter der Hallstatt-Periode mit grossem, reichverzierten Knaufe und langer, unter dem Griffe eingezogener Klinge ohne scharfe Mittelrippe gehen in die ihnen nachgebildeten Eisenschwerter über. Die Eisenwaffen sind in dieser Periode der Zahl nach vorherrschend. In der nun folgenden Periode von la Tène kamen neue Schwertformen auf, die Klinge ist lang, wenig breit, mit geraden, parallel laufenden Schneiden, ohne konvexe Mittelrippe, die Griffzunge wird lang und schmal. Der Griff war mit Holz, Horn oder Metall bekleidet und oft reich verziert. An der Scheide ist die eine Seite an der Kante über die andere saumartig umgebogen. Das untere Ende hat oft einen zierlichen Beschlag. Diese Eisenschwerter zeugen von einer hochentwickelten Schmiedekunst. Die herrschende Gleichartigkeit der Erzeugnisse und die auf den Klingen häufig vorkommenden Fabrikstempel verrathen, dass diese Industrie schon fabrikmässig betrieben wurde. Die Abhandlung ist um so lehrreicher, als der Verfasser stets auf die Bilder der Hauptformen dieser Waffe hinweist.

Schaaffhausen.

3. Georg Busolt. Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. Erster Theil: Bis zu den Perserkriegen. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1885 (auch unter dem Titel: Handbücher der alten Geschichte. II. Serie. Erste Abtheilung. Gotha. Friedr. Andr. Perthes. 1885).

Das vorliegende Werk beginnt eine neue Serie der im Verlag von Friedr. Andr. Perthes in Gotha erscheinenden Handbücher der alten Geschichte. Nachdem der erste Band der „Römischen Kaisergeschichte“ von Schiller die der römischen Geschichte gewidmete dritte Serie und die Aegyptische Geschichte von Wiedemann die für die Geschichte des alten Orients bestimmte erste Serie eröffnet hatte, folgt in diesem Werke der erste Band der zweiten Serie, welche ausser der griechischen Geschichte im engeren Sinne des Wortes auch die des Hellenismus und des parthischen und neupersischen Reiches umfassen soll. Die Bearbeitung der griechischen Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia ist in die Hand von G. Busolt, Prof. der Geschichte an der Universität Kiel, gelegt worden, welcher bereits durch zahlreiche andere Arbeiten, besonders durch sein Werk „Die Lakedaimonier und deren Bundesgenossen, I. Leipzig 1878“ der wissenschaftlichen Welt bekannt geworden war. Der Grundsatz, von welchem er bei der Behandlung seines Themas ausgegangen ist, ist derselbe, welcher dem ganzen Handbücher-Unternehmen zu Grunde liegt, ein Werk zu schaffen, welches über die für den zu behandelnden Zeitraum vorliegenden Quellen und deren Gehalt, ebenso wie über deren wichtigere neuern Bearbeitungen orientiren sollte. Dabei hat er sich nicht damit begnügt, nur die für die politische Geschichte vorhandenen litterarischen Quellen und die für diesen ersten Band nur spärlich in Betracht kommenden Inschriften zu verwerthen, und die wichtigern Resultate der neuern Forschung mitzutheilen, er hat sein Thema viel weiter gefasst. Auch die Culturverhältnisse, die Verfassungen, die Handelsbeziehungen, die gewerblichen Zustände sind eingehend berücksichtigt, die Fabrikate der verschiedenen Städte, ihr Export und Import sind auf Grund der antiken Autoren behandelt und dargestellt worden, wodurch es dem Verfasser möglich wurde, ein weit lebensfrischeres Bild des alten Hellas zu entwerfen, als es an der Hand der politischen Geschichte allein hätte geschehen können. Bei den Quellen sind ausser den antiken Autoren und Inschriften auch die Münzen zu Rathe gezogen worden und haben die sich aus deren Legenden u. s. f. ergebenden, besonders culturhistorisch wichtigen Resultate ihre Stellung im Ganzen der Darstellung angewiesen erhalten. Ferner sind die Resultate der orientalischen Geschichtsforschung, der Aegyptologie und Assyriologie, welche auch für die Geschichte des eigentlichen Hellas, ganz abgesehen von ihrer Bedeutung für die Geschichte der griechischen Colonisationsbestrebungen, manche wichtigen Thatsachen ergeben haben, sorgfältig verwerthet worden.

Der vorliegende Band zerfällt in zwei Kapitel, deren erstes die Wanderung und die älteste peloponnesische Geschichte behandelt. Nach einer Uebersicht über die Quellen werden die vorgeschichtlichen und historischen Stämme kurz charakterisirt, dann folgt auf eine Besprechung der dorischen Staaten in der Peloponness eine solche der altspartanischen Verfassung und der messenischen Kriege. Das zweite Kapitel führt den Titel Kolonisation, Aristokratie und Tyrannis. Zunächst wird die Kolonisation in drei Paragraphen in übersichtlicher und anregender Weise in ihren drei Abtheilungen, der Ausbreitung der Hellenen über das Aegäische Meer, den älteren westgriechischen Colonien und den späteren Fortschritten der Colonisation im westlichen Mittelmeer eingehend vorgeführt, wobei bei den einzelnen Colonien auch deren Geschichte, Cultur und Verfassung kurz berührt wird. Dann folgen die ältere attische Geschichte, die Tyrannis in den Isthmos-Staaten und die solonische Verfassung, und endlich die Pisistratiden, die lakedämonische Hegemonie und Kleisthenes. — Hiermit, mit den Vorgängen kurz vor dem Beginne der Perserkriege findet dieser erste Band seinen Abschluss, der zweite Band soll bis zur Schlacht bei Chaironeia herabführen, dann soll noch eine dritte Abtheilung folgen, welche eine einleitende allgemeine Bücher- und Quellenkunde zusammen mit einem ausführlichen Register enthalten wird.

Jeder Paragraph beginnt mit einer kurzen Besprechung der für ihn speziell in Betracht kommenden Quellen und, wo solche zu nennen war, einer Aufführung der neueren Litteratur, welche bis zum Jahre 1884 herab sorgsamst berücksichtigt worden ist. Die sich auf einzelne Punkte beziehenden Bücher und Abhandlungen sind in den jeweiligen Anmerkungen genannt, welche auch die antiken Klassikernotizen aufführen. Diese Anmerkungen, welche reichlich die Hälfte des Werkes einnehmen, enthalten ausserdem kurzgefasste kritische Bemerkungen und Erläuterungen der im Texte aufgeführten Thatsachen. Ebenso wie in den Anmerkungen, so ist die Darstellung auch in dem Texte kurz und präcis, auf rhetorische Ausschmückung des Ganzen hat der Verfasser im Allgemeinen verzichtet und reiht Thatsache an Thatsache. Gerade hierdurch erhöht er freilich die Uebersichtlichkeit und macht sein Werk zu einem orientirenden Leitfaden durch das Gewirre der griechischen Geschichte und Zustände.

Die Ausstattung ist dieselbe, wie in den übrigen Perthes'schen Handbüchern, die Typen sind klar und übersichtlich; der Druck sorgsam und korrekt, von störenden Druckfehlern sind mir aufgefallen S. 338 Pícanchi statt Pi'anchi; 397 Z. 14 v. u. Thratrien statt Phratrien; 576 Anm. 1 Z. 2 wrrden statt werden; 581 Anm. 2 Z. 4 v. u. gestmte statt gesammte.

Auf Einzelheiten des Werkes einzugehen, ist hier nicht der Ort; hier sollte nur im Allgemeinen auf das Buch hingewiesen werden. Dasselbe

wird für denjenigen, der sich in ernsterer Weise mit der Geschichte Griechenlands zu beschäftigen gedenkt, eine Grundlage seiner Studien sein und es wird neben den allgemeiner gehaltenen Griechenland gewidmeten Abschnitten der Geschichte des Alterthums von Max Duncker, dem es gewidmet ist, und der lebendigen Darstellung der hellenischen Geschichte von Ernst Curtius ein unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch bilden. Auch für den Culturhistoriker und Numismatiker wird es durch seine Angaben ebenso wie durch seine reichen Litteraturnachweise von grossem Interesse und hohem Werthe sein. A. Wiedemann.

4. Otto Richter. Ueber antike Steinmetzzeichen. XLV. Programm zum Winckelmannsfeste der archäologischen Gesellschaft zu Berlin. Mit 3 Tafeln. Berlin 1885.

Neu ist die Beobachtung, dass auf den Mauern antiker Städte sich Steinmetzzeichen befinden, die den mittelalterlichen aus dem 12.—16. Jahrhundert gleichen. Die ersten, welche veröffentlicht wurden, waren pompejanische, welche Mazois 1812 und Garrucci 1856 beschrieben. Die vollständigste Sammlung derselben findet sich bei Zangemeister CIL. IV (1871) Tab. XL und LV. Hübner entdeckte solche auf den Mauern von Tarraco 1860, Conze auf einem Rundbau von Samothrake 1875. Sie fanden sich auf den Fundamenten des Caesareums in Alexandria und auf den ältesten Mauern Roms. Diese beschrieb P. L. Bruzza 1876. Jordan gab Beiträge zu dieser Sammlung. Auch im Orient wurden sie aufgefunden. Loftus macht auf die von Takhte (Persepolis), Bisutun und andern Städten aufmerksam. Von denselben spricht auch Brugsch, nach dem man auch in Aegypten die Steinblöcke mit Zeichen versah. Auch Choisy fand sie im Orient, ferner Warren auf den Substructionen des Tempels von Jerusalem und auf den Mauern von Damaskus, Afka, Baalbeck und Sidon. Salinas entdeckte und veröffentlichte phönizische Steinmetzzeichen auf dem Eryx 1883. Auch auf den Trachytblöcken von Pergamon wurden sie gefunden, ferner von Schliemann auf den Quadern der Mauern von Troja, auf denen von Olympia haben sich solche gefunden, die Dörpfeld für Versatzmarken hält. Die reichste Ausbeute kommt aus Italien. L. Viola beschrieb Steinmetzzeichen von den Mauern Tarents, Richter fand sie auf denen von Tindari, Cuma, Anagni, Castrimoenium und Perugia. Sie kommen am Tempel des Antoninus und der Faustina, am Forum zu Rom und am Palaste des Diocletian zu Spoleto vor. Den Steinmetzzeichen verwandt sind gewisse von Steinmetzen herrührende Inschriften auf den Werkstücken antiker Bauten. Solche fand Conze auf den Mauern von Thasos, Lenormant in Eleusis, Choisy in Saloniki und Nicea und Lanci unweit Todi. Sie sind in den meisten, wenn nicht in allen Fällen Abkürzungen von Namen. Einer viel späteren Zeit gehören die zuerst von Hübner 1864 veröffentlichten In-

schriften von der Porta nigra zu Trier an. Aehnliche wurden auf dem Theater von Orange gefunden. So ist dieser Gebrauch in der ganzen antiken Welt verbreitet. Die meisten Sammler waren sich nicht über die Fragen klar, die sich an diese Zeichen knüpfen. Der Verfasser ging davon aus, eine Anzahl von Mauern auf ihre Steinmetzzeichen in möglichst vollständiger Weise zu untersuchen und die aus der Vergleichung gewonnenen Ergebnisse festzustellen. Ueber die Mauern von Tindari, Anagni und Cuma hat er schon berichtet, in vorliegender Schrift bespricht er die von Rom, Pompeji und Perugia. Das grosse Stück Servianischer Mauer am Bahnhof in Rom ist mit fast 200 Steinmetzzeichen bedeckt. Die Zeichen stehen ausschliesslich auf dem Kopfende der Steine, und nur an der Innenseite der Mauer. Darum fehlen vielleicht an der Aussenseite der Substructionsmauer am Aventin die Zeichen. Diese Mauer ist von unten herauf mit Mörtel gebaut, nach Lanciani ist sie nur 1 m 60 dick und dient zur Verkleidung von Gusswerk, welches den Raum zwischen ihr und dem Bergabhang ausfüllt, eine Bauart, die erst in den letzten Jahrhunderten der Republik aufkam. Der verwendete Mörtel ist der älteste, er besteht vorwiegend aus Kalk mit geringem Zusatz von Sand oder Puzzolana. So findet er sich in dem ältesten Theil der Scipionengräber, die in das 3. Jahrh. v. Chr. zurückgehen. Am Palatin finden sich gleichartige Zeichen an Mauern verschiedenen Alters, was sich damit erklärt, dass man bei einer Restauration das Material von der alten Befestigung genommen hat.

An der Innenseite der Stadtmauer von Pompeji sind die Zeichen mit geringer Sorgfalt eingemeiselt uud weichen darum in der Form mehr oder minder von einander ab. Sie finden sich auch im Innern der Stadt und auf den Trottoirsteinen, sie sind hier kleiner und zierlicher, weil der Lavatuff härter ist.

In Bezug auf den Ursprung der Steinmetzzeichen kann man als erwiesen annehmen, dass sie Zeichen des Steinbruchs sind und dass die Blöcke mit denselben versehen auf die Baustätte gelangten. Die Zeichen kommen je nach der Lage, in der der Stein verbaut ist, in vierfacher Stellung vor, haben also keine Bedeutung für den Bau der Mauern, sondern beziehen sich lediglich auf die Herstellung der Werkstücke. Sie finden sich nicht an den cyclopischen oder polygonalen Mauern, weil deren Steine an Ort und Stelle bearbeitet wurden. In Perugia kommen nur an der Porta Augusta Steinmetzzeichen vor, weil nur dieses Thor und nicht die Mauern der Stadt aus regelrechten Quadern erbaut ist.

An den Bauten der letzten Jahrhunderte der Republik scheinen die Steinmetzzeichen zu fehlen. Später in der Kaiserzeit tauchen sie von Neuem wieder auf. Auch im Orient reichen sie in die älteste Zeit hinauf. An der asiatischen Küste sind sie auf den Mauern von Pergamon aus dem 2.—3. Jahrh. noch vorhanden, wie auf den noch jüngern römischen Mauern

von Troja. In Sicilien sind ausser auf dem Eryx und in Tindari keine zum Vorschein gekommen. Tindari ist 396 v. Chr. gegründet. Auch im Mittelalter kommen diese Zeichen mit dem Quaderbau im 12. Jahrh. auf und verschwinden mit dem Absterben desselben im sechszehnten. Dass die mittelalterlichen Steinmetzzeichen ohne Ausnahme rein persönlicher Natur waren, ist durch die Arbeiten von Homeyer, Janner, F. Schneider und Rziha endgültig entschieden. Dieulafoy glaubte, dass die Steinmetzzeichen griechischen Ursprungs seien, weil ihm die römischen gänzlich unbekannt geblieben sind. Richter bemerkt, dass die mittelalterlichen Steinmetze Künstler sind, denen die Ausführung schwieriger Architekturstücke obliegt, sie führen von dem Tage an, an welchem sie Gesellen geworden sind, ein Steinmetzzeichen, welches sie, wie Rziha hervorhebt, an den schwierigsten Werkstücken, den Facaden, den Fensterpfosten, den Wölberippen, den Schlusssteinen, den Pfeilern und Kapitälen anbringen. Auf alten Bauplänen, z. B. denen in der Akademie zu Wien, ist die Vertheilung der Arbeit an die Gesellen durch Eintragung ihres Zeichens an den betreffenden Stellen angemerkt worden. Dem Aufkommen der Bauhütten im 12. Jahrh. und dem Auftauchen der Steinmetzzeichen dienen ganz bestimmte politische Bewegungen zum Anlass. Gerade in diese Zeit, sagt Schneider, fällt die Befreiung des dritten Standes von der alten Hörigkeit und es tauchen überall die Handwerksinnungen auf. Diese Verhältnisse fehlten im Alterthum. Wenn zuweilen auf Säulen und andern Architekturstücken Zeichen und Buchstaben eingemeiselt und aufgemalt sind, so sind dies Versatzmarken. Dass die auf den Quadern antiker Mauern befindlichen Zeichen nicht die der mit dem Behauen derselben betrauten Arbeiter sind, ergiebt sich auch daraus, dass die einzelnen Zeichen in so grosser Anzahl vorkommen, dass an die Arbeit eines Einzelnen dabei nicht gedacht werden kann. Bei dem trümmerhaften Zustand der Mauern ist nicht ausgeschlossen, dass Zeichen, die nur in geringer Zahl vorkommen, doch in grösserer Zahl vorhanden sind. Ueberhaupt treten die Zeichen ja nur zufällig an die Aussenseite, an manchen Stellen sind gar keine, andere stehen vereinzelt, an andern endlich ist Stein für Stein gezeichnet und im letzteren Falle sieht man entweder ausschliesslich ein Zeichen oder von den daselbst befindlichen immer mehrere. Diese Zeichen sind, wie die Ziegelstempel, die Marken der Lieferanten, die bei der Abnahme des Materials zur Controle dienten. Die mit gleichen Zeichen versehenen Steine finden sich im Wesentlichen immer zusammen. Oft deuten die Zeichen auf die Herkunft aus verschiedenen Steinbrüchen, wenn auch das Material gleich ist. Auch in Ziegelbauten finden wir die Stempel der verschiedenen Ziegeleien theils durcheinander gemischt, theils gruppenweise bei einander. Den Ziegelstempeln gleichen die Steinmetzzeichen auch darin, dass von den Quadern wie von den Ziegeln immer nur ein gewisser Procentsatz gezeichnet ist, niemals aber alle. Dass

verschiedene Steinsorten auch verschiedene Zeichen führen, lässt sich erwarten, ist aber nach den vorhandenen Mittheilungen schwer zu beweisen. Die Mauern von Rom und Pompeji zeigen in der That, dass auf den verschiedenen Steinsorten verschiedene Zeichen vorherrschen. Wenn man in Pompeji die Zeichen von den 6 Arten Tuff und die auf den Steinen von Sarnokalk prüft, so zeigt sich, dass jede dieser Arten gewisse Zeichen hat, die nur auf dieser, niemals auf den andern vorkommen. Doch kommen gewisse Zeichen entweder auf zweien oder auch auf allen drei Sorten vor, gewöhnlich so, dass das betreffende Zeichen massenhaft auf der einen Art, auf der andern nur ganz vereinzelt erscheint. Wenn in verschiedenen Theilen derselben Mauer die Steinmetzzeichen von einander abweichen, so darf man schliessen, dass dieselben nicht von einem Bauherrn errichtet worden sind, sondern verschiedenen in Verdung gegeben wurden. Auch bei grösseren Ziegelbauten beobachtet man, dass verschiedene Theile bei völlig einheitlichem Plane sowohl in den Ziegeln als im Mörtel von einander abweichen. In der Servianischen Mauer zu Rom zeigt ein Stück von 120 R. F., also gerade einem Actus entsprechend, besondere Zeichen, weil es von einem Bauunternehmer übernommen war. Wir dürfen annehmen, dass der ganze Servianische Wall in Strecken von je einem Actus eingetheilt war, deren Ausführung den Bauunternehmern überwiesen wurde. Auf diese Weise konnte der Bau möglichst beschleunigt werden. Der ganze Wall war 36 Actus lang und es erforderte nach einem Durchschnittssatze die Aussenmauer allein 162,000 Steine. Bruzza hat in den Zeichen des Palatin und der Serviusmauer überwiegend die Buchstaben eines alten Alphabets mit Zahlen finden wollen. Jordan widerspricht dieser Auffassung und geht davon aus, dass sämmtliche tief eingeschnittene Zeichen aus Combinationen gerader Striche bestehen, dass unter diesen allerdings einige mit Zeichen des lateinischen Alphabets zusammenfallen, andere aber nichts damit zu thun haben. Vier Zeichen, A E H N, sehen den lateinischen Buchstaben so ähnlich, dass sie als solche betrachtet werden können. Dass Zahlzeichen unter ihnen vorkommen, beruht auf willkürlicher Annahme. Er ist geneigt, die Uebereinstimmung einiger Zeichen mehr als eine zufällige und kaum zu vermeidende anzusehen. Rziha betrachtet die mittelalterlichen Steinmetzzeichen als Theile von geometrischen Mutter-Figuren und stellt aus Quadratur, Triangulatur, Vierpass und Dreipass (d. h. Verbindung des Kreises mit Quadratur und Triangulatur) 14 Generalschlüssel her, mit deren Hülfe alle Zeichen zu lesen seien. Mit dieser Theorie sucht er auch die antiken Zeichen zu erklären. Otte meint, dass einige dieser Schlüssel so komplizirt seien, dass man mit ihnen jedes beliebige Zeichen lesen könne. Auf das Alterthum lasse sich diese Theorie aber gar nicht übertragen. Während die mittelalterlichen Steinmetzzeichen geometrische Kunstwerke sind, erscheinen die aus dem Alterthum als rohe Machwerke, bei denen selbst nicht

zwei von gleicher Form geometrisch übereinstimmen. Auch Brugsch spricht bei Gelegenheit der ägyptischen und persischen Zeichen von einem geheimnissvollen Alphabet, das sich bis in das 17. Jahrh. der Neuzeit erhalten habe und auf einen uralten Zusammenhang der Steinhauerzünfte in allen Theilen der alten Culturwelt hindeute. Solche Vorstellungen gründen sich darauf, dass in der That gewisse Zeichen sich zu allen Zeiten wiederfinden. Die von Brugsch im Orient gesammelten entsprechen zum Theil den in Italien entdeckten, nicht minder gleicht diesen eine Anzahl von Zeichen auf gothischen Bauten des Mittelalters. Richter bildet auf Taf. III nicht weniger als 26 solcher Zeichen ab, ohne auf diese wichtige Thatsache grossen Werth zu legen. Er nennt sie eine immerhin interessante Erscheinung, die nach ihm in nichts Anderem besteht, als dass die denkbar einfachsten Combinationen weniger Striche sich da, wo man das Bedürfniss fühlte, sich solcher Zeichen zu bedienen, mit einer Art Naturnothwendigkeit sich wiederholen. Wo die Zeichen komplizirter werden, höre jede Uebereinstimmung auf. Er nennt die Steinmetzzeichen konventionelle Gebilde, die zum grossen Theil frei erfunden sind, nicht selten aber sich an gewisse einfache Buchstaben anlehnen, sie nachahmend oder nach Laune umändernd. Nach der Entdeckung der Zeichen von Tarent, Tindari und Perugia kann kein Zweifel bestehen, dass Buchstabenformen nicht nur unter der Menge der andern Zeichen verwendet vorkommen, sondern neben ihnen selbständig auftreten. In Tarent sind die meisten Zeichen zweifellos Buchstaben. In Perugia haben wir ausser dem überall vorkommenden X nur Buchstaben. Fünf Zeichen hält er für etruskische Buchstaben, drei davon finden sich auch auf dem Serviuswall. Die Uebereinstimmung zwischen Perugia und Rom und andererseits die von Pompeji, Tarent und Cuma zeigt uns, dass Altitalien baugeschichtlich in gewisse Kreise zerfällt, innerhalb deren sich in der Technik und dem Stil eine bestimmte Praxis von bescheidenen Anfängen bis zu hoher Vollendung entwickelt hat. Einer der wichtigsten ist der etruskisch-latinische, zu dem Perugia und Rom gehörten. Die Aehnlichkeit der Steinmetzzeichen beweist aufs Neue diesen Zusammenhang. Die römischen Mauern müssen als die vollendetsten in ihrer Art angesehen werden. Für ihren jungen Ursprung spricht auch der Umstand, dass sie unter Anwendung des römischen Fusses gebaut sind, die Höhe der Quadern ist 0,592 = 2 Röm. F., der röm. Actus von 35,50 ist = 120 Röm. F. Dass man in der Königszeit mit einem kleineren italienischen Fuss gebaut hat, glaubt der Verfasser Hermes XVIII p. 617 mit Nissen und Dörpfeld an den Fundamenten des capitolinischen Juppitertempels nachgewiesen zu haben. Die unter den Zeichen auf den römischen Mauern befindlichen römischen Buchstaben gehören mit geringen Ausnahmen der quadratischen Schriftform an. Seit der Entdeckung der Duenosinschrift mit ihren linksläufigen, theils spitzwinkligen, theils runden Buchstaben ohne jede Spur

von quadratischer Form ist die Ansicht von Bruzza widerlegt, der die letzteren für das älteste römische Alphabet gehalten hatte. Nach Dressel bestanden die ältesten Buchstaben aus geraden Linien, die im spitzen Winkel vereinigt waren, dann wurden die Linien gekrümmt und auch der Winkel wurde allmählich abgerundet, endlich wich die schiefe Linie der horizontalen und die Schrift wurde rechtwinkelig. Die quadratische Schrift auf den römischen Mauern zeigt noch Spuren spitzwinkeliger Buchstaben, steht also der Uebergangsperiode der einen Schrift in die andere ziemlich nahe. Unter den pompejanischen Zeichen sind fast sämmtliche Buchstaben des Oskischen Alphabets vertreten. Auf den Trottoirsteinen befindet sich die römische Form des A. Dies bestätigt die Thatsache, dass die Kunst des Wegebaues eine römische ist und beweist, dass die Strassen von Pompeji ihr Pflaster erst in römischer Zeit empfingen. Eine eigenthümliche und schwer zu erklärende Erscheinung sind die Doppelzeichen, wo neben das eine von anderer Hand ein zweites, kleines gesetzt ist. Dies kommt namentlich häufig in Pompeji vor. Auch auf Ziegeln giebt es Zeichen neben dem Stempel, die vor dem Brand und augenscheinlich mit dem Finger von den Arbeitern gemacht sind. Jene Zusatzzeichen können nicht Zeichen eines Steinbruchs sein, da sie auf verschiedenen Steinsorten gleichmässig vorkommen. Wahrscheinlich sind es Controllzeichen, die bei der Zählung auf dem Bauplatz angebracht wurden. Die Entdeckung von Steinmetzzeichen auf den Mauern des Eryx (San Giuliano) in Sizilien, von denen mindestens zwei phönizische Buchstaben sind, veranlassten Salinas dieselben als ein Werk der Phönizier anzusehen. Richter bemerkt, dass das Zeugniss des Diodor für diese Ansicht nicht aufgerufen werden könne, der den Dädalus als Urheber jener gewaltigen auf den Fels gesetzten Mauer nennt, durch die die kleine Kuppe vergrössert wurde, auf der der Tempel der Aphrodite errichtet wurde, was auf die Stadtmauer keinen Bezug habe, auf der sich die Steinmetzzeichen befinden. Salinas Ansicht, dass die letztere, die aus grossen unbehauenen Blöcken und kleineren, scharf geschnittenen Quadern verschiedener Grösse bestehe, im Wesentlichen so, wie wir sie noch heute sehen, aus der Hand der Phönizier hervorgegangen sei, bestreitet der Verfasser. Er stellte zunächst fest, dass das eine der 5 Zeichen nur aus zufälligen Rissen des Steines entstanden sei. Er behauptet dann, dass die übrigen Zeichen sich auf den werkmässig behauenen Steinen befinden, welche nicht das älteste der verwendeten Materialien seien. Salinas meint, man habe die rohen Blöcke neben den gut geschnittenen Quadern verwendet, Richter sagt aber, dass wir es mit den übereinander gethürmten Resten verschiedener Bauperioden zu thun haben. Auch beginne man, wo Steine verschiedener Grösse übereinander geschichtet werden, wie in den cyclopischen Mauern, mit Lagen kleinerer Steine und lege die grossen in die obern Theile der Mauer, um das Erklimmen zu erschweren. Die Eryx-

mauern sind aber nicht einmal in dem Zustand jener zweiten, durch die mit Zeichen versehenen Quadern bezeichneten Periode auf uns gekommen. Die Quadern sind ausschliesslich in den Thürmen und zur Construktion von Ausfallspforten verwendet, die Mauern selbst bestehen durchweg aus Opus incertum, sind also in ihrem wesentlichen Bestandtheile unter Verwendung des Mörtels aus kleinen Steinen aufgeführt. Auch fast alle Thürme bestehen in ihrem Kerne aus diesem Mauerwerk, sodass wir in den Eryxmauern nicht einen einheitlich ausgeführten Bau ältester Zeit vor uns haben, sondern eine recht stürmisch ausgeführte Restauration aus späterer Zeit, bei welcher die Reste zweier vorhergegangener Epochen verwendet wurden. Das Opus incertum beweist, dass die Eryxmauern in ihrer letzten Gestaltung römischen Ursprungs sind, wofür auch die in regelmässigen Abständen vor die Mauer vorspringenden Thürme sprechen. Diese Anlage tritt erst in römischer Zeit auf. Der Verfasser sagt am Schlusse: Welches Volk auf dem Eryx zuerst Steine zu Mauern gefügt, wissen wir nicht. In historischer Zeit hat dann das phönizische Volk die zerstörten Mauern von Neuem aufgebaut. Auch sein Werk ging zu Grunde, um von den Römern wieder hergestellt zu werden. Diodor berichtet von heftigen Kämpfen um die Stadt auf dem Eryx, die zweimal mit ihrer Zerstörung endigten. Das erste Mal war es Pyrrhus, der die Stadt nahm und dabei die Mauern niederlegte. Nach seiner Besiegung bauten die Phönizier sie wieder auf. Im zweiten punischen Kriege bestürmten die Römer die Stadt und eroberten sie. Sie sank damals, wie es scheint, in Trümmer und wurde zum dritten Male von den Römern wieder aufgebaut. Nach Schliemann's letzten Forschungen sind Tiryns, Mykenae und andere griechische Städte mit cyklopischen Mauern phönizische Colonien. Man wird auch die ältesten Mauern des Eryx für phönizische halten dürfen. Schaaffhausen.

5. Ernst Sommerbrodt, Dr. Afrika auf der Ebstorfer Weltkarte. Festschrift zum 50. Jubiläum des historischen Vereins für Niedersachsen. Hannover 1885.

Schon unter Julius Cäsar hatte ein Senatsbeschluss eine allgemeine Messung des römischen Reiches verordnet, aber erst Augustus brachte sie durch Agrippa's Bemühungen zu Stande. Dieser legte die gewonnenen Ergebnisse in einem Werke nieder, aus welchem Plinius eine Menge von Nachrichten, besonders aber Maassbestimmungen schöpfte. Agrippa, der Verwandte und Freund des Kaisers Augustus hatte den Plan, in einem runden Gebäude die zu seiner Zeit bekannten Theile der Erde bildlich darzustellen. Augustus liess eine grosse Karte des römischen Reiches fertigen und in dem Reichsarchiv niederlegen. Auch vollendete er die nach der Anordnung und den schriftlichen Notizen des M. Agrippa von dessen Schwester begonnene Säulenhalle, in welcher der Erdkreis vorgestellt war.

Vgl. Plinius III. 3. 14. Da diese wenigen Worte kaum einen Begriff von der Beschaffenheit dieses Augusteischen Kartenwerkes geben, sah man sich genöthigt, alles bezügliche Material heranzuziehen, um sich über Beschaffenheit und Bedeutung der Karte, über ihren Einfluss auf die Entwicklung der Geographie und Kartographie sowohl der Römer als des Mittelalters, über das Verhältniss der uns erhaltenen römischen geographischen Litteratur sei es zu ihr selbst, sei es zu einer mit ihr zusammenhängenden geographischen Schrift Klarheit zu verschaffen. Diese zumal in den letzten 10 Jahren in Angriff genommene Untersuchung hat noch zu keinem abschliessenden Ergebniss geführt. Durch Veröffentlichung der grossen Ebstorfer Karte wurde eine neue Quelle zugänglich gemacht. Mommsen wies darauf hin, dass der Kosmograph von Ravenna und die Tabula Peutingeriana offenbar einer gemeinsamen Kartengrundlage entstammten, deren Archetypus in der Karte der Porticus der Polla zu suchen sei, dass ferner Orosius und Jordanes nach einer von derselben Quelle abzuleitenden Karte gearbeitet hätten. Auch vermuthet er, dass neben der Karte eine Länderbeschreibung existirt und sie ergänzt habe. Auch Müllenhoff gelangte durch Vergleichung der Kosmographie des Julius Honorius, der Dimensuratio provinciarum, des Plinius, Isidor und Strabo mit einander und mit den von der Weltkarte abstammenden Arbeiten zu dem Ergebniss, dass neben der Karte eine Chorographie existirt habe. Die Grundlage der Karte des Augustus fand er durch Benutzung der Völkertafel des Julius Africanus in dem Kartenwerk des Eratosthenes. Partsch zeigte, dass Agrippa's Chorographie einer astronomisch-geographischen Grundlage, wie sie Eratosthenes seinem Werke gegeben, entbehrt habe. Er habe bei seiner Arbeit vielmehr Wegemaasse benutzt, dieselbe sei daher, wenn nicht als ein Rückschritt, so doch als ein Abweg anzusehen, der den Unterschied zwischen der griechischen und römischen Geographie begründet habe. Philippi zog von den Karten des späteren Mittelalters die Hereforder und die Ebstorfer, von den älteren die Prisciankarte in die Untersuchung und legte dar, dass dieselben auf einen Archetypus zurückweisen, der in der römischen Weltkarte zu suchen sei. Von diesen hat die letztere Spuren eines Gradnetzes, welches mit dem des Eratosthenes Verwandtschaft zeige. Die Hereforder Karte ist in ausreichender Weise publicirt, Mediaeval Geography etc. London, Hereford 1873. Die Ebstorfer Weltkarte ist das grösste und reichhaltigste Exemplar dieser ganzen Kartengattung, an Grösse und Zahl der Legenden kommt ihr nur die berühmte Fra Mauro-Karte in Venedig nahe. Um eine Probe zu geben von dem, was sie enthält, schien dem Verfasser die Publikation von Afrika am geeignetsten, weil sich dieser Erdtheil am wenigsten berührt zeigt von dem Eindringen biblischen und anderweitigen mittelalterlichen Stoffes, vielmehr fast ausschliesslich antike Namen und Legenden aufweist. Der Verfasser versucht einen möglichst vollständigen Quellennachweis für

den gesammten Text zu erbringen und zugleich alle wichtigen Conkordanzen desselben mit den in Betracht kommenden Schriftstellern sowie der Tabula Peutingeriana und der Hereforder Karte an's Licht zu stellen. Unter der Masse von Namen und geographischen oder naturgeschichtlichen Auseinandersetzungen kann fast Nichts auf Neuheit Anspruch erheben. Vieles stimmt mit Stellen aus bekannten Schriftstellern genau überein. Dazu sind diese Quellenschriftsteller in erster Linie jüngere und minderwerthige wie Solin, Isidor und gar Honorius von Autun. Das Ganze scheint einfach ein Werk mittelalterlicher Mönchsgelehrsamkeit zu sein, bestimmt, den geographischen Unterricht in der Klosterschule zu unterstützen. Durch die Textvergleichung tritt die Verwandtschaft zwischen unserer Karte und der Hereforder, die schon in der ganzen Anlage der Zeichnung auffällt, noch deutlicher hervor. Dass häufig die Einzelheiten an derselben Stelle bei beiden Karten eingetragen sind, beweist, dass die gemeinsame Quelle auch für den Text wieder eine Karte war und die Uebereinstimmung nicht etwa blos auf die Benutzung der gleichen Schriftsteller zurückzuführen ist. Das ergiebt sich noch augenscheinlicher durch Uebereinstimmungen im Wortlaut, die von der sonst benutzten Litteratur unabhängig sind. Die Ebstorfer Karte zeigt an ca. 18 Stellen Verwandtschaft mit der Tabula Peutingeriana, dem Geographen von Ravenna und dem Itinerarium Antonini und zwar so, dass dabei die mit der ersteren vorwiegt. Demgegenüber ist bei der Hereforder Karte ein starkes Ueberwiegen des Itinerarium Antonini zu bemerken. Auch hat die Hereforder Karte als Randumschrift jene Notiz über die Reichsvermessung zur Zeit des Augustus, die uns sonst nur zu des Julius Honorius Cosmographie überliefert ist. Im Zwickel links unten zeigt sie ein Kaiserbild mit der Beischrift: S. Augusti Cesaris Imperatoris. Wir dürfen annehmen, dass die beiden grossen Rundkarten von derselben Karte abstammen, der auch die Tabula Peut., der Geograph von Ravenna und das Itinerarium Antonini ihr Dasein verdanken und es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Karte mit der römischen Reichskarte im Zusammenhange stand. Schwierig ist die Entscheidung, ob die Quellenangaben der Karte den Schriftstellern direkt entnommen sind oder zum Theil einer Karte und der damit verbundenen Chorographie entstammen. Das erste gilt wohl für die Isidorstellen, in denen sich Fehler der Isidorhandschriften konstatiren lassen. Für gewisse Angaben des Solin und Plinius ist eine diesen Schriftstellern und unsern Karten gemeinsame Kartenquelle wahrscheinlich. Honorius hat vielleicht nach einer Schulkarte aus der Zeit Diocletians gearbeitet, die von Eumenius erwähnt wird. Der Verfasser schliesst mit den Worten: „Für die Entwicklung der Geographie von den Zeiten des Augustus an ist die Ebstorfer Karte jedenfalls sehr charakteristisch. Die Art, wie ein Schriftsteller den andern gedankenlos ausschreibt, tritt uns deutlich vor Augen. Dabei verschwinden allmählich alle ver-

nünftigen geographischen Vorstellungen. Der Hauptantheil an diesem Verfalle der Geographie wird dem grossen offiziellen römischen Kartenwerke mit Recht zugeschrieben werden müssen. Denn hätte es gestützt auf die wissenschaftliche Grundlage, welche die Griechen der Erdkunde gegeben hatten, bessere Erkenntniss überall hin verbreitet, so wäre ein so tiefes Sinken der geographischen Kenntnisse und damit ein solches Erdbild wie unsere Ebstorfer Karte unmöglich geworden." Schaaffhausen.

6. Heinr. Hub. Koch, Divisionspfarrer in Frankfurt a. M. Ueber Handel und Industrie in den Rheinlanden, mit besonderer Berücksichtigung der Gegend von Eschweiler. Frankfurt. Commissions-Verlag der Vereinsdruckerei. 1885. 1 Bd. 8°.

In dieser Abhandlung liefert, wie auf dem Titel vermerkt ist, der Verfasser gleichzeitig den IV. und V. Theil (Schluss) seiner Geschichte von Eschweiler, deren erste Abtheilungen ich in Jahrb. LXXV und LXXVII besprochen habe. Da Herr Koch die Entwicklung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie bis in die römische und fränkische Zeit verfolgt, besonders auch die Epoche des frühen Mittelalters durch eingehende Erörterungen in dieser Richtung beleuchtet, so wird auch unser Leserkreis aus der besprochenen Schrift manche erwünschte Belehrung schöpfen können. Auf S. 23 bespricht der Verfasser die Gründe, wesshalb so selten fränkische Alterthümer im Verhältniss zu römischen gefunden werden. In Bezug auf die Bauten kann man dem Schreiber nur zustimmen, wenn er aus dem Umstande, dass die Franken in früher Zeit im Gegensatz zu den monumentalen Steinbauten der Römer nur Holzgebäude errichteten, das Fehlen frühfränkischer Baureste herleitet. In Bezug auf die Münzen kann ich dagegen mit dem Gesagten nicht ganz übereinstimmen, wenn a. a. O. ausgesprochen wird, dass beim Untergang des weströmischen Reiches „die aus unedlem Metalle geprägten grossen Massen römischer Münzen völlig werthlos" geworden waren.

Schon früher (Zeitschr. f. Numismatik. Berlin VIII. Bd. S. 140) habe ich darauf hingewiesen, dass nach meiner Meinung das spätrömische Kleinkupfergeld in den ersten Jahrhunderten der Frankenherrschaft als Scheidemünze im Umlauf blieb. Neben dem Funde von Meckenheim, wo als Beigabe eines Grabfundes aus dem VI. Jahrhundert ein Beutelchen mit Kupfermünzen aus der Zeit Valentinians I. zu Tage gefördert wurde, bestärkt mich in dieser Annahme das gänzliche Fehlen oder doch seltene Vorkommen frühfränkischer Scheidemünze.

Die Andernacher Funde haben allerdings einzelne kleine münzähnliche, runde, überaus dünne Silberplättchen geliefert, welche ihren Weg in die Fachlitteratur wahrscheinlich nur desshalb nicht gefunden haben, weil sich über diese Gebilde, welche neben unverständlichen Darstellungen an Stelle

der Münzlegende nur verworrene Striche aufweisen, überhaupt nichts sagen lässt, als dass sie mit ziemlicher Sicherheit als rohe Nachbildungen des goldenen Triens, und also als Münzen zu betrachten sind. Es ist aber kaum denkbar, dass diese überaus spärlich vorkommenden Stücke, bei dem hohen Werthe des Geldes in damaliger Zeit, die einzig vorhandenen Scheidemünzen darstellten; man muss vielmehr annehmen, dass man mit Freude das noch in Masse im Lande vorhandene römische Kleinkupfer als kleinste Scheidemünze einfach im Umlauf beliess. Auch in Bezug auf die Werthmünze war man ja in jener Zeit immer noch auf das römische Reich, wenn auch auf das oströmische, angewiesen; die Goldmünzen aus Constantinopel wurden in Menge eingeführt, theils in Umlauf gesetzt, theils nachgebildet.

Carl's d. Gr. Verdienste um den Handel, die Ausbildung des Handwerks im VIII. und den folgenden Jahrhunderten, sowie der Anfang des mittelalterlichen Kunstgewerbes, sind in den weiteren Capiteln des Buches behandelt.

Besonderes Interesse bietet aber für den Rheinländer die auf S. 65 begonnene Geschichte der Steinkohlen-Gewinnung. Die älteste Urkunde, welche sich auf diesen Bergwerksbetrieb in Eschweiler bezieht, ist vom 28. Dec. 1394 datirt, in dieser wird der Herzogin Maria von Jülich der „Koylberg zu Eschwylre mit allen Nutze danaf kommende“ als Witthum ausgesetzt. Die Art der Ausbeutung u. dgl. m. wird in den folgenden Kapiteln ausführlich besprochen und durch abgedruckte Rechnungen u. s. w. belegt. Bei der hervorragenden Rolle, welche dem Bergbau in dem wirthschaftlichen Leben unserer Provinz zufällt, werden diese interessanten Nachrichten gewiss von Jedem als erfreuliche Bereicherung unserer engern Heimathskunde begrüsst werden, um so mehr, als auch ein Haupterzeugniss rheinischer Industrie, das Eisen, mit in den Bereich der Erörterungen gezogen wird. (S. 101.)

Die letzten Kapitel des Buches, welche die neueste Zeit behandeln, können wir, obgleich sie manches sehr Lesenswerthe bringen, an dieser Stelle übergehen.

Bonn. F. van Vleuten.

III. Berichte.

Die Anthropologen-Versammlung in Karlsruhe, vom 6.—8. August 1885.

Nach einer glänzenden Vorfeier im Garten des Museums am Abend des 5. August eröffnete der Vorsitzende des Vereins, Geh. Rath Schaaffhausen, am 6. August um 9 Uhr Vorm. im grossen Saale der Museumsgesellschaft die Verhandlungen. Er schilderte die Bedeutung und die Aufgaben der anthropologischen Wissenschaft und die Erfolge, welche sie aufzuweisen hat. Die ganze Geschichte zeige uns einen Kampf des Alten mit dem Neuen, auch in der Wissenschaft gebe es konservative und revolutionäre Geister. In der Naturwissenschaft sollte es eigentlich keine Opposition gegen das Neue geben, weil sie immer Neues lehre und nur die Thatsachen reden lasse. Aber es sei nicht leicht, eine Thatsache als unbezweifelt festzustellen. Der Mangel an Uebereinstimmung der wissenschaftlichen Ansichten beruhe viel mehr auf Fehlern des Denkens, als auf einem Widerspruch der Beobachtungen. Die Anthropologie betrachte zuerst das Verhältniss des Menschen zur Natur. Dass hier ein Bildungsfortschritt vorliege, zeige der Unterschied des gesitteten Menschen von dem Wilden. Man dürfe die Wilden nicht als von höherer Cultur herabgesunkene Menschen halten, denn es gebe zwar entartete Nachkommen alter Culturvölker, aber diese seien niemals zu jener rohen und ursprünglichen Organisation zurückgekehrt, die uns die Wilden zeigen. Auch die Erde habe sich verändert, das grösste Ereigniss auf ihr sei das, dass der Mensch auf ihr erschienen sei. Die Frage nach seinem Ursprung hänge mit der zusammen, wie überhaupt die Pflanzen und die Thiere geschaffen worden seien. Der Aufschwung urgeschichtlicher Forschungen war die Folge neuer Beobachtungen. Solche waren der Fund von Menschenresten rohester Bildung aus der Vorzeit, die Erkenntniss einer tieferen Organisation im Körperbau der lebenden Wilden und die Entdeckung des menschenähnlichsten Thieres. Besser als die Menschenreste selbst haben sich die Werkzeuge seiner Hand erhalten. Die ältesten Geräthe sind die rohesten, mit der Geschicklichkeit

der Hand muss auch das Gehirn des Menschen sich verbessert haben, wie die Craniologie bestätigt. Man darf ihn deshalb nicht einen Dauertypus nennen. Der Fortschritt des Menschengeschlechts geschah nicht überall gleichzeitig. Schon im Alterthum gab es bevorzugte Länder. Dunkle Rassen in Afrika und Oceanien leben noch in der Steinzeit. Der Redner fragt, warum sich hier auf rheinischem Gebiete die Cultur so früh entwickelt habe. Dieselbe sei nicht eine Schöpfung des germanischen Geistes; ohne die römische Bildung würde das grosse und mächtige Frankenreich nicht gegründet worden sein. Am Rhein blühten schon im 12. und 13. Jahrh. Kunst und Wissenschaft, Wohlstand und Handel. Wie sah es damals im Osten Deutschlands und Europa's aus? Die Preussen brachten während der Kriege mit dem deutschen Ritterorden, 1230 bis 1283, noch grausame Menschenopfer, wie Hartknoch 1684 nach der Chronik des Peter von Dusburg vom Jahre 1326 berichtet, während am Rhein im 3. und 4. Jahrh. schon christliche Kirchen bestanden. Durch das ganze Mittelalter bis in die Gegenwart hat sich der Ruhm einer hohen Culturentwicklung im Rheinlande erhalten. Es ist Aufgabe der Wissenschaft, jedem Volke sein Anrecht auf dieselbe und sein Verdienst um dieselbe zuzuerkennen. Es ist eine Ueberhebung, wenn ein Volk behauptet, dass es allein der Träger der Cultur sei. Der Erkenntniss vom Recht eines jeden Menschen auf freie Entwicklung hat eine vieltausendjährige Einrichtung weichen müssen, die Sklaverei. Wenn wir wilde Rassen hinschwinden sehen, so ist das kein Naturgesetz, diese Erklärung soll nur das Vernichtungswerk beschönigen, dem die Völker der Südsee wie die Indianer zum Opfer fallen. Die Regierung der vereinigten Staaten schuldet nach dem amtlichen Bericht für 1883 den Reservationen der Indianer die Summe von 3,759,400 D., die für Schulen sollten verwendet werden. Wenn auch die niedersten Rassen, wie die fossilen Reste unseres Geschlechtes den Abstand des Menschen von der Thierwelt geringer erscheinen lassen, so bietet er uns doch das höchste Gebilde der Schöpfung dar. Seine Vernunft und Sprache sind aber Stufen der Entwicklung, die er erstiegen hat und auf denen er noch fortschreitet. Der Vorsitzende gedenkt hiernach zweier hervorragender Forscher, die durch den Tod der Wissenschaft entrissen worden sind, Lucae und Nachtigal. Hierauf begrüsst Herr Ministerialdirektor Eisenlohr im Namen der Staatsregierung die Versammlung, Oberbürgermeister Lauter bringt den Gruss der Stadt Karlsruhe. Herr Geh. Rath Wagner schildert als Geschäftsführer den blühenden Zustand der Stadt und wirft einen Blick auf deren Vorzeit. Die prähistorische Karte zeige, dass in frühester Zeit der Schwarzwald nicht bewohnt und das Rheinthal versumpft und von Wasserläufen durchzogen gewesen sei. Die Funde späterer Zeit seien in reicher Zahl in den Museen von Konstanz und Karlsruhe aufbewahrt. Ringwälle, Höhlen und Pfahlbauten seien entdeckt und beschrieben. Grabhügel ziehen sich durch das ganze Land, es sind deren

nahe 800 bekannt geworden. Der ältesten Zeit von etwa 1000 bis 500 v. Chr. gehören die Gräber am Bodensee an, sie tragen den Charakter von Hallstatt, wo das Eisen neben der Bronze sich findet, wie in den Nekropolen Oberitaliens. Eigenthümlich sind diesen Gräbern die farbig verzierten Thongefässe, deren Verbreitung er schildert. Im Pfahlbau La Tène findet sich neben der Bronze eine hochentwickelte Eisenindustrie, deren Ornamente eine Nachahmung klassischer Muster zu sein scheinen. Die Gräber im Neckargebiete stammen aus dieser Periode. Auf die römische Zeit folgt die der Völkerwanderung, der die Reihengräber angehören. Wagner hat als Festgabe die lehrreiche Schrift: Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden mit besonderer Berücksichtigung ihrer Thongefässe, Karlsruhe 1885, verfasst. Jetzt las Ranke den Jahresbericht. Er schildert den Aufschwung der ethnologischen Studien durch die aus allen Welttheilen einlaufenden Berichte deutscher Reisenden und zählt die wichtigsten archäologischen und ethnologischen Werke des letzten Jahres auf. Aus dem Rechenschaftsberichte sei mitgetheilt, dass die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft 2250 beträgt und 7567 Mark zu Untersuchungen verfügbar sind. Virchow schildert sodann die Ergebnisse der statistischen Untersuchung über die Farbe der Haut, der Haare und Augen der Schulkinder, die ihren vorläufigen Abschluss gefunden hat. Die Untersuchung umfasst 10,077,635 Schulkinder. Mehr als die Hälfte aller Kinder in Mitteleuropa zeigt gemischten Typus. Blonde gibt es in Deutschland 31,80, in Oesterreich 19,79, in der Schweiz 11,10%, braune in diesen Ländern 14,05, 23,17 und 25,70%. Das Vorwiegen der Blonden in Mecklenburg und Pommern erklärt Virchow durch die starke Rückwanderung der Deutschen bei der Colonisation von Osteuropa. Das starke Braun der süd- und mitteldeutschen und der schweizerischen Bevölkerung schreibt er ausser der begrenzten Einwirkung der Römer, Rhätier und Illyrier den Ueberresten keltischer und präkeltischer Bewohner zu. Er sagt, der Typus sei kein Rassenmerkmal mehr, in Deutschland gäbe es 10% blonde Juden. Der gegenwärtige Zustand Deutschlands sei zum Theil neueren Datums und nicht durch uralte Zustände begründet. Am Nachmittag sprach Honsell über das Rheinthal. Der Oberrhein ist ein Wildstrom, der Mittelrhein fliesst in Serpentinen, bei Oppenheim wird der Strom breit und inselreich. Nur am Oberrhein füllt grobes alpines Gerölle das Thalbecken aus, im Mittellauf ist der Strom so tief in die Anschwemmung eingesenkt, dass in seinem Bette zuweilen die Felsen zu Tage stehen. Die oberrheinische Tiefebene entstand durch eine Aufstauung der Gewässer, die hier in der Diluvialzeit einen See bildeten, der das rheinische Schiefergebirge durchbrach. Der Rhein war oberhalb des Kaiserstuhls ehedem in 3 Arme gespalten, ein Arm floss am Fusse des Schwarzwaldes bis zum Neckar, ein westlicher ging in die Ill. Die Ansicht Tulla's (1838), dass der Ostrhein noch zur Römerzeit ein schiffbarer

Strom gewesen sei, entbehrt der Begründung, dieser Rheinarm hat vielmehr früher eine Reihe von mit einander in Verbindung stehenden Wasserbecken dargestellt. Nach Amm. Marcellinus soll Valentinian am Neckar einen künstlichen Ablauf gemacht haben. Der Neckar hat seinen Schuttkegel bis zum Rheine vorgeschoben, sein Delta, das Monè schon 1826 beschrieb, erstreckt sich von Schwetzingen bis nach Mannheim. Bei Hochfluth fliesst ein Arm des Neckar in nordwestlicher Richtung in den Rhein. Wenn Honsell sagt, der Rhein verkürzt seinen Lauf, um seine Fallkraft zu mehren, sò glaubt der Berichterstatter, dass das grössere Gefälle die Ursache der Verkürzung des Stromlaufs ist und dass, wo das Gefälle ein geringes ist, der Fluss in Windungen sich fortbewegt, bis eine Hochfluth vielleicht ihm ein kürzeres Bett eröffnet. Honsell sagt, dass die alten Hochgestade des Rheines zum Theil fortgespült oder unter alpinem Schutte begraben seien, desshalb sei im obern Rheinthal die Zahl der vorgeschichtlichen Funde in der Nähe des Stromes eine sehr geringe. Auf Hügeln des alten Hochgestades liegen die Städte Speyer, Worms und Strassburg. Nach den Beobachtungen des Berichterstatters erreicht am Mittel- und Niederrhein die Hochfluth das alte Hochufer des Rheines nicht mehr und auf ihm finden sich gerade die prähistorischen Funde, während die Thalebene damals versumpft und nicht bewohnt war. Der Strom hat noch in geschichtlicher Zeit grosse Verwüstungen angerichtet. Die Stadt Neuenburg wurde im 15. Jahrh. von ihm verschlungen, viele kleinere Orte unterhalb des Kaiserstuhls hatten ein ähnliches Schicksal, auch Rheinau wurde fortgespült. Altbreisach lag zur Römerzeit auf dem linken Ufer, im 10. Jahrh. war es eine Insel. Ob schon römische Befehlshaber oder erst Alemanen und Franken das Sumpfgebiet des Rheines entwässert und in blühende Auen verwandelt haben, kann heute Niemand mehr sagen. Hierauf sprach Bissinger über die römischen Reste in Baden. Er überreicht das von ihm gefertigte Verzeichniss der Trümmer- und Fundstätten aus römischer Zeit im Grossherzogthum Baden, dem eine Karte beigefügt ist. Vom Bodensee über Basel hinaus finden sich auf keltischem Boden zahlreiche römische Trümmerstätten, hier sind die Ausläufer römischer Cultur des westlichen Rhätiens. In der oberen Rheinebene und im höheren Theile des Schwarzwaldes giebt es wenige oder keine Spuren der Römer. Weiter nach Norden ist Baden (Aqua) die bedeutendste Niederlassung, in der unterbadischen Rheinebene ist Ladenburg (Lupodunum) der Mittelpunkt römischer Cultur, die äusserste Grenze bilden die Mümlinglinie und der Limes, die Reste beider tragen einen militärischen Charakter. Das Verzeichniss ist nach 12 Gebieten geordnet und weist Gehöfte, Villen und Castelle, Hypocausten und Meilensteine, Götterbilder, Reliefs, Altäre, Inschriftsteine u. A. auf. Die Münzen reichen von Octavian bis Constantius. Zuletzt schildert Mayer die vorgeschichtlichen Zufluchten des badischen Landes, sie liegen auf hohen,

schmalen Bergrücken mit steilen Wänden. An der Angriffseite befindet sich ein hoher Wall und hinter diesem ein Graben. Er schildert die Bergveste von Möhringen mit 120 m langem, 12 m breitem und 2 m hohem Erdwall und den aus Basaltblöcken errichteten Wall auf dem Hohenhewen. Gegen 5 Uhr schloss die Sitzung. Um 6 Uhr fand in der städtischen Festhalle das Festessen mit den üblichen Toasten statt. Herrn Schliemann wurde ein Lorbeerkranz überreicht.

Am Freitag den 7. Aug. begann nach einem Rundgang durch die Alterthümer-Sammlung um 10 Uhr die dritte Sitzung. Schliemann, der in Breslau bereits über den Palast von Tiryns gesprochen, schilderte an einer grossen Zeichnung die durch die diesjährige Ausgrabung blosgelegte cyklopische Ringmauer von Tiryns, welches zugleich Königssitz und Festung war. Die 1—2,50 m langen und 0,80 m dicken Blöcke der Mauer sind nur wenig mit dem Hammer zugehauen, ihre Schwere machte den Mörtel überflüssig. Auch gab es angebohrte Steine, vielleicht zum Sprengen derselben mit nassen Holzkeilen. Der Palast hatte zwei Eingänge, einen in der Ostmauer und im Westen eine Treppe von 65 Stufen, deren unterste in den Fels gehauen waren; die Stufen hatten $13^1/_2$ cm Höhe und 43 cm Auftritt. Alle Höfe des Palastes waren gepflastert, die Mauerwände mit bemaltem Wandverputz bedeckt, der zum Theil geometrische Muster erkennen lässt. Die Thürschwellen bestanden aus einer polirten Breccia, die Dächer waren durch hölzerne Balken hergestellt, über welchen Schilf und Lehm eine Decke bildeten. Die Thongefässe gleichen denen der zweiten Stadt von Troja. Pfeilspitzen und Messer aus Obsidian lagen mit Bronzen in der Nähe der Mauer, zahlreiche Idole in der Südostecke der obern Burg. Schliemann erklärt Tiryns und Mykenae für phönizische Colonien, zumal wegen der übereinstimmenden Form und Technik der Thongefässe. Auch die spitzbogigen grossen Thoröffnungen an zwei Stellen der Innenseite der Ringmauer finden sich nur noch an der Byrsa von Carthago. Hierauf sprach Wilser über die Herkunft der Deutschen. In den Namen Frankreich, Russland, Burgund, Andalusien, Normandie, Lombardei leben die Namen der germanischen Auswanderer fort, welche diese Staaten gegründet. Das Volksthum der Deutschen hat sich stark und rein nur in der alten Heimath erhalten. Die vielgesuchte Wiege unseres Volkes liegt im Norden, es ist die skandinavische Halbinsel. Von hier kamen Cimbern und Teutonen, Gothen, Longobarden und Burgunder. Hrabanus Maurus, der 856 starb, sagte schon, dass von den Nordmannen alle deutsch Redenden ihren Ursprung herleiteten. Die Geschichte weiss nichts weder von einer germanischen noch von einer slavischen Einwanderung aus Asien. Dass die germanischen Stämme mit wenig Ausnahmen sich in Deutschland von Norden nach Süden verbreitet haben, hält der Berichterstatter für unanfechtbar, dass ihre Constitution auf einen längern Aufenthalt in einem nördlichen

Klima deutet, kann nicht in Abrede gestellt werden, daraus folgt aber nicht, dass der Norden Deutschlands ihre Urheimath ist. Die Sprache weist nach Asien, wo es auch andere Denkmäler einer hochalten Cultur giebt, die im Norden gänzlich fehlen. Die blonden Germanen sollen sich in dunkle Indier verwandelt haben. Wenn wir aber annehmen, dass die Culturvölker aus rohen Naturvölkern hervorgegangen sind, so ist das Umgekehrte der Fall gewesen, denn alle wilden Völker sind dunkel. Nur in fruchtbaren warmen Ländern kann man sich eine so grosse Volksmenge denken, dass eine stete Auswanderung nöthig wird, und alle alten Culturländer lagen unter warmen Himmelsstrichen. Wie anders liegt Alles in Skandinavien. Dass frühe schon der Strom der Auswanderung aus Asien sich hierher richtete, lag daran, dass Deutschland durch Wälder und Sümpfe ziemlich unzugänglich, die norddeutschen Küsten aber leicht zur See erreichbar waren und Zinn und Bernstein die alten Völker in diese Gegenden lockte. Die Ansicht Wilsers bestritt Virchow auf das Lebhafteste. Es folgten hierauf die Commissionsberichte. Schaaffhausen stellt neue Beiträge zum Anthropologischen Katalog in Aussicht. Rüdinger hat eine Tabelle ausgearbeitet für eine einheitliche Benennung der Hirnwindungen, der Vorsitzende ein Schema für die Beckenmessung. Ein solches für die Bestimmung der Haare von Waldeyer wird angenommen und eine Commission für ein gemeinsames Verfahren der Körpermessung gewählt. Fraas legt eine Karte über die Verbreitung der Steinbeile aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit vor, die H. von Tröltsch ausgearbeitet hat. Nur zwischen der Elbe und dem Atlantischen Ocean sind diese Funde verbreitet, östlich der Elbe sind nur zwei bekannt. In der Bretagne und im Gebiet der obern Rhone und Garrone herrschen die Chloromelanitbeile vor, im Gebiet der Seine das Jadeitbeil, der Nephrit beschränkt sich auf die Gegend zwischen Yverdun am Neuenburger See und Nördlingen, in den Pfahlbauten kommt er mit rohen Kupferwerkzeugen und durchbohrten Steinhämmern vor. Vereinzelt traf man Nephritbeile im Sannthal und bei Glaz, am Starenberger See, in Hissarlik, im Peloponnes, im südlichsten Theil Italiens und in Sicilien. Die grossen Flachbeile aus Jadeit und Chloromelanit entsprechen der Völkerstrasse längs der Rhone und des Rheins mit Abzweigungen in das Seine- und Wesergebiet. Jetzt wurde zur Vorstandswahl geschritten. Virchow wurde zum Vorsitzenden, Schaaffhausen und Wagner zu Stellvertretern gewählt und als nächster Versammlungsort Stettin bestimmt. Hierauf stellte der Vorsitzende die mikrocephale 15jährige M. Becker aus Birgel vor und schilderte die durch den Hirnmangel hervorgebrachten Erscheinungen. Virchow erklärt die von Telge hergestellten Nachbildungen des rumänischen Goldfundes. Er wurde 1837 beim Steinbrechen entdeckt, für Kupfer gehalten und zerstreut, mit den Edelsteinen spielten die Kinder. Die gesammelten Stücke kamen in das Museum von

Bukarest. Hier wurde er zweimal gestohlen. Das letztemal war er zusammengeschlagen worden, wurde aber theilweise gerettet. Mit Benutzung von Zeichnungen Virchow's konnte Telge eine Nachbildung fertigen. Ein Ring mit Runen deutet auf germanische Herkunft.

Die vierte Sitzung am 8. August begann mit einem Vortrage von E. Baelz aus Tokio über die körperlichen Eigenschaften der Japaner, der sich über alle Eigenthümlichkeiten der Constitution dieses noch wenig gekannten mongolischen Volkes verbreitete. Baelz unterscheidet den Typus der Vornehmen mit langem Gesicht und Adlernase von dem des niedern Volkes mit untersetzter Gestalt, breitem Gesicht und flacher Nase. Jener hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem der Juden, dieser ist dem südchinesischen ähnlich. Der feinere Typus scheint in ältester Zeit aus Südbabylonien gekommen zu sein, der niedere kam vielleicht aus Tonkin und wanderte später ein. Baelz hat seine Beobachtungen in einem grösseren Werke niedergelegt. Albrecht spricht hierauf über die morphologische Stellung des Menschen in der Reihe der Säugethiere, wie sie sich aus Abnormitäten des Gebisses und einigen andern Merkmalen ergiebt. Er glaubt auch auf künftige Aenderungen im Skeletbau des Menschen hinweisen zu können. Schaaffhausen bestreitet die Schlüsse, die der Vorredner aus seinen Beobachtungen zieht und will die theromorphen Bildungen von den pithekoiden unterschieden wissen, jene beruhen auf der übereinstimmenden Entwicklung aller Wirbelthiere, besagen aber nichts über eine nähere Verwandtschaft des Menschen mit der Thierwelt. Hierauf legt Schaaffhausen Zeichnungen vor, die sich auf die Körperbildung berühmter Männer beziehen, die nach der Maske von Beethoven auf Lebensgrösse gebrachte Photographie seines Schädels, auch die jetzt in Rom erschienenen Lichtbilder vom Abguss des Raphaelschädels und den Abguss des Schädels sowie den Ausguss der Schädelhöhle von Robert Schumann.

Nun folgte ein Vortrag von Kulischer über die Philosophie des Aberglaubens, insbesondere des russischen. Lange hatte gesagt, dass der Materialismus so alt sei als die Philosophie, aber nicht älter. Der Redner meint aber, dass er viel älter sei als die griechische und jede andere Philosophie, indem er ein Grundzug des Aberglaubens sei, wie er sich schon beim rohen Menschen findet. Die Eigenschaften der Nahrungsmittel gehen auf den sie Verzehrenden über. Wenn ein Kind, ehe es ein Jahr alt ist, von einem Fische isst, bleibt es stumm. Als Mittel gegen Zahnweh dient das Beissen einer Eiche oder eines Steines mit dem kranken Zahne, die Berührung führt zur Uebergabe der Eigenschaften dieser Gegenstände auf den nicht festen Zahn. Viele andere Kuren beruhen darauf, dass man die Krankheit für etwas Materielles hält, das durch Berührung an andere Gegenstände übergeben werden kann. Darauf beruht es auch, dass Jemand, der eine Leiche berührt hat, nicht gleich darauf säen darf, denn die Körner

sterben ab und bringen keine Frucht. Das Stroh, auf dem die Leiche gelegen, der Kamm, mit dem sie gekämmt worden ist, müssen aus dem Hause gebracht oder in das Wasser geworfen werden. Der Fieberkranke soll die Kleider auf die Strasse werfen, wer sie aufhebt, bekommt die Krankheit. Auch durch eine bildliche Darstellung kann eine Krankheit übergeben werden. Wer Warzen los werden will, soll eine entsprechende Zahl Bohnen auf die Strasse werfen, wer die Körner aufhebt und isst, bekommt die Warzen. Um die weitere Entwicklung der Viehseuche zu verhindern, wird das Dorf umackert. Dadurch wird der Verkehr mit andern Orten verhindert. Diese Umackerung hat man auch gegen die weitere Verbreitung der Cholera gebraucht. Das Umpflügen wird meist von einer alten Frau, die in den Pflug gespannt wird, während der Nacht vollzogen. Abgeschnittene Nägel dürfen nicht fortgeworfen werden, auch nicht die abgeschorenen Haare, denn sie können als Zaubermittel dienen, um demjenigen Unheil zu bringen, dem sie angehörten. Die Abspiegelung eines Menschen im Wasser ist ein Theil desselben, ebenso die in einem Spiegel, darum werden, wenn Jemand in einem Hause stirbt, alle Spiegel verhangen, damit der Todte nicht im Hause bleibe. Auch Gesinnungen werden wie eine materielle Substanz auf andere Personen übertragen, darauf gründet sich der Glaube an ein böses Auge, welches Unglück bringt. Auch durch bildliche symbolische Handlungen sucht man das Gewünschte hervorzurufen. Beim Säen von Kohl setzt sich die Frau auf die Erde, damit das Kraut nicht in die Höhe wachse, sondern breit werde. Um die Entbindung einer Schwangern zu erleichtern, muss ihr Vater den Gürtel lösen, das Hemd aufknöpfen, Kasten aufschliessen u. dgl. An manchen Orten werden bei schwerer Geburt die grossen Thore der Kirche geöffnet. Mies beschreibt ein neues kraniometrisches Instrument, Hans Virchow ein solches, um den Umriss des Fusses zu zeichnen. Hennig legt Photogramme von Rassenbecken vor. Zuletzt zeigt Tischler verzierte Eisenwaffen aus dem Gräberfeld von Rondsen bei Graudenz und spricht über die Gliederung der la Tène-Periode. Sie füllt die letzten 4 Jahrh. vor Chr. aus und folgt auf die von Hallstatt, doch ist wie in vielen Grabhügeln Badens eine Uebergangszeit der oft nebeneinander vorkommenden Formen nicht zu erkennen. Mit der la Tène-Zeit bricht eine neue, von klassischen, aber nicht von italischen Einflüssen bedingte Cultur herein, die wahrscheinlich von Osten kommt. Es lassen sich 3 Abschnitte derselben unterscheiden. Der erste erscheint in den grossen Leichenfeldern der Champagne, in den Hügelgräbern des Saar-Nahe-Gebietes, in Sinsheim, Dux u. a., der mittlere in der Station la Tène am Neuenburger See, auch in der Champagne, in Ladenburg, der letzte in den Funden von Biberach, Alesia, Nauheim, in Stradonic in Böhmen. Besonders unterscheiden sich die Fibeln und Schwerter dieser 3 Perioden. Die Gräber von Rondsen gehören der späten la Tène- und

der frühen römischen Zeit an, sie enthalten besonders schöne Eisenwaffen, zumal eine Reihe gemusterter Lanzen mit Zickzack oder einem Netz viereckiger Zellen oder mit Sternen verziert. Die Ornamente können nur geätzt sein. Auch findet sich hier schon der Eisensporn. Herr von Cohausen sprach noch über gewundene Bronzehalsringe und deren Herstellung durch Torsion eines im Querschnitt quadratischen Stabes. Die sogenannten Wendelringe sind nicht durch Torsion, sondern durch Treiben hergestellt, indem die 4 Kanten des Stabes mit dem Hammer so ausgearbeitet sind, dass sie wie Flügel abstehen. Eine solcher Ring wurde in einer Höhle bei Herborn, ein anderer in Hügelgräbern an der Nab gefunden.

Hiernach schloss der Vorsitzende die Versammlung. Während des Congresses waren von Dr. Scheidemantel Funde aus Hügelgräbern bei Regensburg, von Herrn Nagel solche von einem Gräberfelde der jüngeren Steinzeit Thüringens, von Naue solche aus Hügelgräbern des südlichen Oberbayerns ausgestellt. Neben den farbigen Urnen aus badischen Hügelgräbern hatte die Steingutfabrik von Villeroy und Boch in Mettlach sehr wohl gelungene Nachbildungen derselben aufgestellt. Es fehlten nicht die trefflichen Imitationen prähistorischer Goldfunde von H. P. Telge in Berlin.

Am Sonntag fand eine Fahrt nach Mannheim und Heidelberg statt. Mit einbrechender Dunkelheit nahm in Ziegelhausen ein grosser Neckarkahn die Gäste auf und fuhr mit Musik und Gesang stromabwärts, bis endlich zum Abschiedsgruss das Heidelberger Schloss in rothem bengalischem Feuer aufleuchtete.

Schaaffhausen.

IV. Miscellen.

1. Römische Gräber in Biwer. In dem Dorfe Biwer, eine halbe Stunde von Trier entfernt, ist eine römische Begräbnissstätte von grosser Ausdehnung entdeckt worden. Bei den Nachgrabungen hat man bis jetzt zwölf Steinsärge, welche je eine Länge von etwas über 2 m besitzen, in der Tiefe von 5 Fuss aufgefunden. Dieselben enthielten ausser menschlichen Gerippen eine grosse Anzahl der verschiedensten Gefässe von schwarzem und rothem Thon, ein grünglasiges Thränenkrüglein, 37 zum Theil silberne Gewandspangen, Ohrgehänge, Korallen und Ringe. Interessant ist, dass über den römischen Gräbern, 3 Fuss tief, frei umherliegende Gefässe, Schwerter und Aexte von unzweifelhaft fränkischer Herkunft gefunden wurden. Die Unternehmer, Trierer Alterthumshändler, versprechen sich noch viele weitere interessante Funde. Die Gegenstände sind dem Trierer Provinzial-Museum angeboten worden.

(Köln. Zeit. v. 19. März 1886, I. Bl.)

2. Römische Funde in Bonn. Neben dem Hause Nr. 27 in der Dorotheenstrasse wurden im Dezember vorigen Jahres beim Fundamentiren eines Neubaues römische Gefässe gefunden, die auf ein Grab deuten. Es ist ein 15 cm hoher weissgelber Henkelkrug, eine kleine runde Schale von 73 mm Durchmesser, ein schwarzes 9 cm hohes, 10 breites Töpfchen mit zugespitzter Oeffnung, ein kleineres, nach unten verjüngtes von 58 mm Höhe und eine Thonlampe mit bärtiger Maske. Herr Baumeister Thoma bewahrt diese Gegenstände. Derselbe besitzt auch ein am Rheindorfer Wege gefundenes 27 cm hohes und unten 22 cm breites Säulenkapitäl aus weissem Kalkstein mit 2 Reihen von Akanthusblättern.

Ferner wurden auf dem Ziegelfelde des Herrn Strecker dicht an der Kölner Chaussee gegenüber dem St. Josephshofe am 5. Februar zwei römische Gräber gefunden. In den Aschentöpfen, von denen einer 160 cm hoch und 190 breit ist, lagen über den Knochenresten: 6 gläserne Salbfläschchen, einige unkenntliche Bronzereste, ein kleines rundes 48 mm hohes Töpfchen,

2 Würfel aus Knochen, ganz gleich den heutigen, 3 knöcherne Haarnadeln, 2 Schneckengehäuse des Limnaeus vulgaris, von denen das grössere 85 mm lang ist, die Muschel eines Pectunculus, eine gerippte blaue Perle aus einer Steingutmasse, eine glatte bläuliche Glasperle mit weissen Augen, deren Mitte schwarz ist, 2 schön hellrothe Perlen von unregelmässiger Gestalt, die grössere 21 mm hoch und 20 breit, die sich als gebleichte und verwitterte Korallenstücke von Corallium rubrum ergaben. Unter der strukturlosen Rinde kann man die schräg verlaufenden $^1/_8$ mm breiten Achsenstrahlen, die den Gefässröhren des sarcosoma entsprechen, sehr deutlich sehen, wie sie Lacaze-Duthiers, Hist. nat. du corail 1864, Pl. IV, 20 abbildet. Die Perlen sind kreideweich. Ausserhalb der Aschentöpfe lagen eine Thonlampe, 4 hellgelbe Henkelkrüge von 425, 245, 175 und 160 mm Höhe und eine Schale von Terra sigillata, 162 mm gross mit dem Stempel OFAQUIT, vgl. Schürmans, Sigles figulins, Nr. 438. Dieser Fund ist in mancher Beziehung bemerkenswerth. Die vortreffliche Erhaltung der knöchernen Würfel und Haarnadeln darf dem Fettgehalte zugeschrieben werden, den solche Gegenstände durch das häufige Anfassen mit der menschlichen Hand angenommen haben. Die Perlen hatte ich Herrn O. Tischler in Königsberg zur Ansicht vorgelegt. Er schreibt mir darüber: „solche rosafarbige, mehlig verwitterte Korallenstücke wurden massenhaft in den Gräbern der Champagne gefunden als Perlen oder an Fibeln, Gürtelschnallen und dgl. Sie befinden sich zahlreich im Museum von St. Germain, sie kommen durch ganz Süddeutschland bis Ungarn vor, sogar als Garnitur von Fibeln in der Altmark. Alle diese gehören der la Tène-Periode an und überwiegend dem Beginne derselben, also dem 4. Jahrh. vor Chr. Dazu passt die blaugraue Perle mit den Augen. Die blau gerippte Melonenperle ist die einzige wirkliche Thonperle, denn die farbigen Emailperlen werden mit Unrecht so bezeichnet. Die Technik dieser Perlen stammt unbedingt aus Aegypten, wo sie sich an das bläuliche sogenannte ägyptische Porzellan anschliesst. Nördlich vom schwarzen Meer sind sie in der Kaiserzeit häufig. Es ist nicht auffallend, dass die Melonenperle in einem Römergrab am Rhein gefunden worden ist. Die Augenperlen sind sicher datirbar aus zahlreichen Gräbern Frankreichs, Italiens, Oesterreichs und Ungarns". Tischler fragt, ob die Fundangabe richtig und unbezweifelt sei, dass die 400 Jahre ältere Augenperle und die Korallen in demselben römischen Grabe gefunden seien. Der Fund ist aber ganz zuverlässig, da ich diese Gegenstände am Tage ihrer Auffindung von den mit dem Graben beschäftigten Leuten erhalten habe, ehe sonst Jemand sie gesehen. Auf demselben Felde werden römische Gräber häufig gefunden. Warum soll man nicht in römischer Zeit auch Perlen älterer Herkunft getragen haben? In römischen Gräbern am Rhein sind gewiss häufig Germanen bestattet, die zur Kaiserzeit noch Korallenperlen getragen haben mögen, wie in den

Frankengräbern noch rohe Bernsteinperlen vorkommen. Tischler selbst führt an, dass in den Gräbern von Kesthely in Ungarn sich neben den roh gearbeiteten, der Zeit angehörigen Perlen sich ältere aus der la Tène-Zeit finden, deren Technik viel höher steht; ja man findet, dass der umgelegte Rand römischer Gläser, der einen hohlen Kanal hat, zur Anfertigung von Perlen verwendet worden ist. Schaaffhausen.

3. Eine alte Grabstätte unter dem Gebäude des General-Commando's in Coblenz. In einem Flügel des Hauses, der zwischen Hof und Garten gelegen ist und ehemals die Kirche des Gräflich von der Leyen'schen Besitzthums war, wie man noch an der gewölbten Decke des jetzt zu Wohnräumen eingerichteten Gebäudes sehen kann, entdeckte man beim Unterkellern eines zu ebner Erde gelegenen Raumes, der, als Badezimmer benutzt, stets feucht gewesen war, in $1^1/_2$ Fuss Tiefe unter dem Boden des Gartens eine alte Grabstätte, die ich am 16. October 1885 besichtigte. Man hatte bis dahin schon 31 Todte ausgegraben, die in 2 Schichten, an einer Stelle sogar in 3 Schichten übereinander im Rheinletten bestattet waren. Das Gesicht der Todten war nach Osten gerichtet, die Skelette lagen also, da die Kirche nach alter Vorschrift ebenso orientirt war, den Seitenwänden derselben parallel. Die Gebeine gingen aber unter den jedenfalls später errichteten Quermauern des ehemaligen Kirchenschiffes durch. Die Todten hatten die Arme an den Seiten des Körpers hingestreckt, die meisten waren Männer in mittleren Jahren, ich konnte 3 Frauenschädel und 2 Kinderschädel von 7 und 2 Jahren erkennen. Zwischen den menschlichen Gebeinen fanden sich mehrmal Thierknochen, ein Hirschunterkiefer, Zähne vom Schwein, Zähne und ein Mittelhandknochen vom Rinde. Dass die Leichen mit ihren Weichtheilen hier bestattet und nicht etwa nur die Gebeine gesammelt waren, liess sich aus den Abständen der Gräber erkennen und aus dem Umstande, dass die Erde in der nächsten Umgebung der Knochen von der verwesten organischen Substanz deutlich dunkler gefärbt war, als der Lehm zwischen den Gräbern. Beigaben fehlten fast vollständig, zumal solche, welche eine Zeitbestimmung möglich gemacht hätten. Einige kleine Bronzestückchen, wie von einem Beschlage, und ein aus Knochen gefertigtes Lineal, 200 mm lang, 16 breit und 6 dick, war das Einzige, was die Arbeiter auffanden, kein Holzrest, kein Eisenrost, keine Thonscherbe wurde beobachtet. Auffallend waren kleine, höchstens 1 cm grosse Stückchen ganz verwester Leinwand, die auf dem Lehme klebten und Reste des Todtenhemdes waren. Auch fanden sich bei den Knochen zahlreiche Stücke blauen Dachschiefers. Vielleicht waren sie, wie dies in fränkischen Gräbern vorkommt, über das Gesicht der Todten gelegt.

Die Bestimmung des Alters dieser Grabstätte bietet grosse Schwierigkeiten. Ist dieselbe ein Theil jenes Kirchhofs, der die Castorkirche in

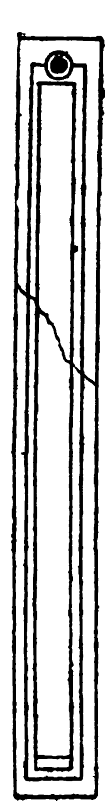
alten Zeiten umgab, sind hier, wo vor der Erbauung der Gräflich von der Leyen'schen Kirche ein Gotteshaus und ein Hospital sich befand, die im letztern Gestorbenen beerdigt, sind es vielleicht Opfer der Pest, die im 16. und 17. Jahrhundert wiederholt in Coblenz geherrscht hat? Die Todten sind zwischen den Fundamenten der Kirche in der natürlichen Erde wie auf einem Gottesacker bestattet und der mürbe Zustand der Gebeine lässt vermuthen, dass die Skelette Gräbern angehören, die einmal unter freiem Himmel lagen. Hat man die spätere Kirche auf einem alten Gottesacker errichtet? Dann müssen ausserhalb des Raumes der Kirche sich auch Gräber finden. Es ist nicht bekannt, dass irgendwo innerhalb einer Kirche Todte in dem natürlichen Boden unter derselben beerdigt sind. Ob die zwischen den menschlichen Gebeinen gefundenen Thierknochen Beigaben des Grabes sind oder vor der Bestattung im Rheinletten lagen, lässt sich nicht mehr bestimmen, die Beschaffenheit der Knochen ist fast dieselbe. Der Mangel an Beigaben spricht für die altchristliche Zeit, zu der auch die nicht über der Brust gefalteten, sondern an den Seiten des Körpers liegenden Hände passen. Lindenschmit schreibt mir: Die Beigaben fehlen in Gräbern des 9. bis 11. Jahrhunderts bei allen mit oder ohne Holzsarg bestatteten Leichen. Sie sind sogar äusserst selten oder ganz unbedeutend in den Sarkophagen der ältesten Mainzer Kirchen, St. Alban und St. Peter. Das Uebereinanderliegen der Leichen, welches in fränkischen Gräbern nicht selten ist, spricht gegen ein altchristliches Begräbniss, weil es ausdrücklich untersagt war, doch könnte es durch einen Nothstand, wie bei der Pest bedingt sein. In der Lex. Salica LV, 3 ist das Zusammenlegen mehrerer Leichen in einem Sarge streng verboten. „Wenn Jemand einen Todten über einen andern in einen hölzernen oder steinernen Sarg gelegt hat und dessen überwiesen wird, der soll zu einer Geldbusse von 1800 Kronen verurtheilt werden.“ In den Capitularen Karls des Grossen und Ludwigs des Frommen heisst es: „Fideles ... mortuum super mortuum non ponant, nec ossa defunctorum super terram dimittant.“ Vgl. Lindenschmit, Handb. der deutschen Alterthumskunde I, 1880, S. 130 und Karoli M. et Ludovici P. Capitula etc. Paris 1603. L. VI, c. 195. p. 164.

Die heutige Castorkirche ist von Erzbischof Johann I. (1190—1212) gebaut. Es stiess ein Kreuzgang daran und der Kirchhof, der erst am 1. October 1777 geschlossen wurde. Die weitere Umgebung der Kirche bestand lange Zeit aus Weingärten, wie die Ansichten der Stadt von Merian und Bertius zeigen. Insbesondere liess Carl Caspar von der Leyen 1652—72 in der durch den 30jährigen Krieg entvölkerten Stadt zwischen der Firmungsstrasse und dem Rhein neue Plätze anbauen und Strassen anlegen. Vergl. A. J. Richter, St. Castor zu Coblenz 1868. Um 836 liess Erzbischof Hatti die Gebeine des h. Castor von Carden nach der Castorkirche bringen. In Urkunden kommt der Ausdruck Insula Sancti Castoris

vor, ob aber die Kirche je auf einer Insel gelegen, bleibt ungewiss, indem man jenen Ausdruck wie in Rom auch von einer Häuserinsel verstehen kann. Jedenfalls hat seit Erbauung der Castorkirche eine bedeutende Erhöhung des Flussbettes und seiner Ufer stattgefunden. Der Boden der Kirche liegt jetzt 80 cm unter dem Castorplatz und man steigt auf fünf Stufen zu ihm hinab. Derselbe liegt nach Herrn Goldmann nur 8.85 m über dem Nullpunkt des Coblenzer Pegels, so dass derselbe bei Hochfluth oft überschwemmt ist und im Februar 1784 das Wasser bis über den Tisch des Hauptaltars gestanden hat, 10,18 m über 0 des Pegels. Am 28. November 1882 stand der Rhein 9,23 m, am 30. März 1845 9,13 m über 0 des Pegels. Unter so ungünstigen Verhältnissen wird man die Kirche nicht erbaut haben. Das Flussbett muss sich seit dieser Zeit durch die Anschüttung des Stromes erhöht haben. Je mehr Anschwemmungen der untere Rhein macht, um so mehr wird der Fall des Stromes auch am Mittelrhein abnehmen und um so mehr wird er Bodenbestandtheile absetzen. Wo in rheinischen Städten an dem Stromufer Thore erhalten sind, da scheinen sie in den Boden gesunken zu sein, weil das Flussbett und seine Ufer sich erhöht haben. Wie es scheint steht die Kirche auf dem alten Schuttkegel der Mosel, der wohl einmal eine Insel gewesen sein kann. Noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte sich am Deutschen Hause in der Mosel eine Insel erhalten, auf welche man durch Stege gelangen konnte. Sie war mit Gras bewachsen und diente als Bleiche, sie wurde vom Churfürsten Johann Philipp zerstört, so dass heute nur noch eine Sandbank, der Hundsschwanz genannt, an dieser Stelle sich befindet. Dass in der Gegend der jetzt entdeckten Grabstätte schon in der Karolinger-Zeit ein Kirchhof sich befunden hat, ist nicht unwahrscheinlich, zumal dieser ganze Bezirk damals weit höher über dem Rheine gelegen haben wird wie jetzt. An andern Orten am Rhein schliessen sich die fränkischen Gräber oft den römischen Begräbnissstätten an. Die römische Gräberstrasse lag in Coblenz aber viel entfernter vom Strome. Wie Eltester[1]) bei Gelegenheit der Auffindung von Resten einer Römerbrücke über die Mosel im Jahre 1865 auseinandersetzte, durchschnitt die römische, von Mainz führende Heerstrasse das Castellum Confluentes in der Richtung der Löhrstrasse, des Marktes und der Judenstrasse. Rechts und links an der Löhrstrasse wurden nach Aussage des Maurermeisters A. Thurn wiederholt römische Gräber gefunden, so noch 1885 beim Neubau eines Hauses. Vor 2 Jahren wurden beim Hause des H. Runkel in 10 F. Tiefe drei Gräber gefunden, darunter ein mit Mörtel gemauertes, welches mit Steinplatten zugelegt war. Auch in Bonn liegen römische Gräber zu beiden Seiten der vom Südende der Stadt ausgehenden Coblenzer Strasse.

---

1) Jahrb. XLII 1867, S. 26.



Der einzige bemerkenswerthe Gegenstand, der sich bei einem Todten der neu entdeckten Grabstätte fand, ist ein aus Knochen gefertigter, mit einfachen Linien verzierter Gegenstand, den man wohl für nichts Anderes als für ein Lineal halten kann. Dasselbe wurde bei der Aufgrabung mit dem Spaten durchstossen, und die Bruchflächen passen nicht mehr aufeinander. Da der Finder aber versichert, dass bei dem Bruche kein grösseres Stück verloren gegangen ist, so kann die Länge desselben zu etwa 200 mm angenommen werden, die Breite beträgt 16 mm, die Dicke 6 mm. Dasselbe ist hier in halber Grösse abgebildet, an einem Ende befindet sich ein Loch zum Aufhängen des Gegenstandes. Hätte der Knochenstab eine Eintheilung, so würde man ihn auch für einen Maassstab halten können. Die einfache Verzierung mit vertieften Linien erinnert an geschnitzte Knochen- und Elfenbeintafeln aus dem frühen Mittelalter. Lindenschmit und Essenwein versichern mir, dass ihnen der merkwürdige Gegenstand trotz eifrigen Suchens in der Litteratur niemals vorgekommen sei. Der erste findet es sehr auffallend, dass unter den vielartigen und zahllosen Werkzeugen aus allem Material zwischen den römischen Bauresten in Mainz sich noch kein Lineal gefunden habe, das doch zu allen Zeiten als ein nothwendiges, ja unentbehrliches Instrument gegolten haben müsse. Er glaubt, dass dasselbe vorwiegend aus Holz gefertigt war und deshalb im feuchten Boden so gekrümmt und entstellt wurde, dass es nicht mehr zu erkennen war. Auch die Codices des frühen Mittelalters zeigen, mit welcher Sorgfalt man die Zeilen der Schrift auf gerade Linien schrieb, diese sind oft deutlich sichtbar. Ein Lineal war unerlässlich, sie zu ziehen. Die Breite der Pergamentblätter ist häufig eine der Länge des Lineals entsprechende; wenn man es einmal anwendet, so giebt das einen Abstand der gezogenen Linien von 22 mm, setzt man es in der Hälfte dieses Abstandes wieder an, so sind die Linien 11 mm von einander entfernt. Es ist vielleicht flach, weil man es nicht umwendete, wie wir es thun, sondern die Abstände der Linien mit dem Zirkel bestimmte. W. Wattenbach sagt[1]): Alle sorgfältig geschriebenen Manuskripte aus ältester Zeit zeigen schon durch die Regelmässigkeit der Zeilen, dass sie liniirt gewesen sind. In den Papyrusrollen von Herculanum sind die Spuren davon noch kenntlich. In den Epigrammen der griechischen Anthologie wird des Bleies zu diesem Zwecke gedacht. Auf dem Pergament haftete ein solcher Bleistrich nicht gut und man zog deshalb feste eingedrückte Linien mit

1) Das Schriftwesen im Mittelalter. Leipzig 1875. S. 178.

dem Griffel. Diese bilden für ältere Pergament-Handschriften die Regel. Um das Pergament zu liniiren, erhielt es eine Anzahl genau mit dem Zirkel abgemessener Stiche, um danach die Zeilen zu ziehen. In einem altfranzösischen Gedicht aus dem 14. Jahrh. heisst das Lineal régloir, griechisch hiess es *κανών*, lateinisch norma, regula. In Urkunden des Coblenzer Staatsarchivs aus dem 9. und 10. Jahrh. sind die Zeilen viel länger als dass unser Lineal dazu hätte gebraucht werden können. Sowohl die Länge der Zeilen als ihr Abstand ist hier sehr unregelmässig. In einer Urkunde des Erzbischofs Dietgald von Trier vom 29. Aug. 847—862 ist die Länge der Zeilen 258 bis 278 mm, der Abstand der Zeilen 13 bis 22 mm, in einer Urkunde des Königs Arnulf vom 1. Juli 889 jene 510 bis 540, dieser 30 bis 33 mm, in einer Urkunde König Carls III. vom 13. Juni 919 jene 421—430, dieser 20—23,5 mm, in einer Urkunde des Kaisers Otto I. vom 4. Febr. 966 jene 467 bis 480, dieser 16 bis 18 mm, in einer Urkunde Kaiser Heinrichs II. vom Dezember 1018 jene 474—476, dieser 18—22. Erst die spätern Evangelienbücher passen in der Länge wie im Abstande der Zeilen zu unserm Lineal. In dem Evangeliar von St. Maria ad Martyres in Trier aus dem 11. Jahrh. ist die Länge der Zeilen 120 bis 130, der Abstand derselben 7 bis 9 mm, in dem von St. Castor aus dem 12. oder 13. Jahrh., welches jetzt in der Kreuzkirche von Ehrenbreitstein sich befindet, ist jene 128, dieser 9 mm, eine durchgehende Linie ist 230 lang. Im Registrum bonorum Prumiensium aus dem 13. Jahrh. ist jene 102, dieser $9^1/_2$ mm, durchgehende Linien sind 174 mm lang.

Wie an den menschlichen Gebeinen ist die Knochensubstanz des Lineals verwittert und mürbe, sie lässt sich mit dem Nagel wegkratzen, die gegeneinander geschlagenen Stücke geben einen helleren Klang als frische Knochensubstanz, unter dem Mikroscop erscheint diese ebenso verändert, wie die der menschlichen Reste. Die Substanz ist zu mürbe, als dass sich an feinen Splittern die Knochenkörperchen und Knochenkanälchen noch erkennen liessen, was selbst an fossilen Knochen nicht selten möglich ist. Nach Behandlung mit Salzsäure bleiben die Lamellen des Knorpels zurück, zwischen denen man die Haversi'schen Kanäle wahrnimmt, die Gefässlöcher sieht man auch mit blossem Auge an der porösen Oberfläche sowie an den weissen Bruchflächen des Lineals. Dass man allein dieses Geräthe einem Todten mit in's Grab gab, deutet wohl darauf, dass derselbe ein Schreiber war, und dass diese Kunst zu seiner Zeit als eine seltene galt.

Dem mürben Zustand entsprechend, haben die Knochen der menschlichen Skelette den grössten Theil ihrer organischen Substanz verloren. Während er nach Berzelius im Mittel bei frischen Knochen 31—35 % beträgt, waren in einem Rippenstück nur noch 6,4 % vorhanden. Dasselbe wog 247 cgr und nach Behandlung mit Salzsäure blieb ein fester Knorpel von nur 15 cgr zurück, ein Stück des Femur wog 632 cgr, es blieben 48 cgr

trocknen Knorpels oder 7,5 % zurück. Die Flüssigkeit enthielt gelösten Leim. Blieb der Knorpel 8 Tage in der verdünnten Salzsäure liegen, so löste er sich durch die fortschreitende Leimbildung ganz auf. Nach Scheurer-Kestner sind die auf Kirchhöfen bestatteten Leichen wegen des leichten Zutritts von Wasser und Luft dem Verluste der organischen Materie am leichtesten ausgesetzt. Lassaigne fand bei auf einem Schlachtfelde Bestatteten nach nur 30 Jahren den Gehalt an organischer Materie auf 15 % vermindert. Wenn Scheurer-Kestner bei Knochen aus dem 2. oder 3. Jahrhundert noch 12,21 %, bei solchen aus Merowingergräbern 20 % organische Materie angiebt, so ist hier der löslich gewordene Knorpel mit berechnet, der ungefähr 1/3 der ganzen organischen Materie betrug. Ein so geringer Gehalt wie 6,4 % spricht jedenfalls für eine alte Grabstätte, wenn man erwägt, dass die Todten zum Theil 1 1/2 m tief in einem thonreichen Letten begraben waren.

Als ich am 15. November die Grabstätte zum zweitenmale sah, war der betreffende Raum ausgeschachtet, es waren im Ganzen 40 Skelette gefunden. Der mürbe Zustand der Knochen und ihre Bestattung im Rheinletten liessen auf das Bestimmteste vermuthen, dass das Grabfeld älter war als die hier errichtete Kirche, dass diese vielmehr auf einem alten Gottesacker errichtet war. Um darüber Gewissheit zu erlangen, musste der Boden ausserhalb der Kirche untersucht werden. Herr Garnisons-Bau-Inspektor Goldmann hatte die Gefälligkeit, auf meinen Wunsch in einer Entfernung von 1,70 m von der Wand des Gebäudes im Garten einen 1,50 m langen Graben ziehen zu lassen. In 1 m Tiefe stiess man auf dicht nebeneinander liegende Gerippe, Herr Goldmann berichtete aber, dass hier nicht wie in der Kapelle regelmässig bestattete Leichen lagen, sondern dass man einen Haufen durcheinander geworfener Knochen vor sich hatte. Hier hatte nicht ein Begräbniss von Leichen, sondern ein Vergraben von Knochen stattgefunden. Ich besichtigte die Stelle am 21. Februar und fand diese Ansicht der Wahrheit entsprechend. Die Knochen lagen dicht aufeinander, alle Schädel waren zertrümmert. Zwischen den ausgegrabenen Knochen fand ich wieder zwei Hauer vom Schwein und einen Mittelhandknochen vom Rind, sowie viele Stücke blauen Schiefers; auch einige Topfscherben, die auch nach dem Urtheile des Herrn Demmin nur einige Jahrhunderte alt waren. Wiewohl man auf allen Kirchhöfen von Zeit zu Zeit die Gebeine sammelt und in eine gemeinschaftliche Grube legt, sind doch die hier in der Nähe der alten Kapelle vergrabenen Knochen gewiss die, welche man beim Legen der Fundamente vorfand und an einem andern Orte begrub, sie sind ein sicherer Beweis dafür, dass hier ein Grabfeld schon vorhanden war, als man die Kirche baute. Die aussen schwarzen, mit horizontalen Reifen gezierten, innen gelb glasirten Scherben entsprechen der Zeit der Erbauung der Kapelle. Vielleicht war hier schon im 13. Jahrh. ein gemeinschaftlicher Kirchhof für die untere Stadt, deren Kirchen

wohl nicht alle Raum hatten für die Todtenbestattung. Wie Herr Dr. Wagner mir mittheilt, soll die Kirche des Franziskanerklosters in der Castorgasse 1255 eingeweiht sein (Günther, Topogr. Gesch. der Stadt Coblenz, S. 43), sie wurde 1806 abgetragen und ein Theil eines Seitenschiffes zur jetzigen Hospitalkirche verwendet. An der Stelle der jetzigen Jesuitenkirche, die 1613—17 erbaut ist, stand die Kirche des Cistercienser Nonnenklosters in der Leer, die 1258 gebaut war. (Dominicus, Cobl. Gymn.-Progr. 1872 S. 5 und Klein, Cobl. Gymn.-Progr. 1847, S. 13.) Im 16. Jahrh. war bei der obern Pfarrkirche ein gemeinsamer Begräbnissplatz. Clemens Wenzeslaus verbot 1777 das Begraben bei den Kirchen. Es entstand der Kirchhof vor dem alten Löhrthor, der 1819 nach der Karthause verlegt wurde.

Ich möchte die Grabstelle mit Berücksichtigung aller dabei in Betracht kommenden Beobachtungen dem 11. bis 13. Jahrhundert zuschreiben und mit der damals erbauten Castorkirche in Verbindung bringen. Mit dieser Annahme stimmen auch die Schädelformen. Rohe Bildungen, wie sie noch die fränkischen und alemannischen Gräber aufweisen, fehlen gänzlich. Schädelumfang, Orthognathie, Beschaffenheit der Nähte und Bildung der Nase entsprechen einer intelligenten Bevölkerung. Die meisten Schädel sind mesocephal, nur ein besonders langer Dolichocephalus, sowie ein echter Brachycephalus waren darunter, einige zeichneten sich durch besondere Regelmässigkeit und Schönheit der Bildung aus. Unter den 40 Schädeln konnten nur etwa 10 mit Bestimmtheit als weibliche erkannt werden. Der Menschenschlag war vorherrschend gross, ein Femur mass 49 cm. Niedere Bildungen wie ein Foramen intercondyloideum des Humerus, starke Arcus superciliares, zweiwurzelige Prämolaren des Oberkiefers, flache breite Nasenwurzel kamen nur vereinzelt vor. Die erhaltenen Leinwandreste verbieten ein höheres Alter anzunehmen, denn sie finden sich in fränkischen Gräbern niemals, wenn sie nicht an Metallbeschlägen haften, wo das Metalloxyd ihre Erhaltung erklärt. Noch ein Umstand lässt die Grabstätte jünger erscheinen als die fränkische oder gar römische Zeit. Die Schädelhöhle war nur ausnahmsweise ganz mit Erde angefüllt, die das Tagewasser im Laufe der Jahrhunderte in sie einflösst. Ich lasse noch folgende Angaben über die Geschichte des Leyen'schen Hofes, in welchem sich jetzt das General-Commando befindet, folgen, die ich der gütigen Mittheilung des Staatsarchivars, Herrn Dr. Becker in Coblenz verdanke: „Wann die von der Leyen'sche Familie das betreffende Grundstück erworben, lässt sich nicht genau ermitteln; doch hat sich feststellen lassen, dass Kurfürst von der Leyen (1556—67) dasselbe mit einem darauf befindlichen Gebäude gekauft und bereits 1558 besessen hat (Raths-Protok. v. 8. Jan. 1558). Im Rhein. Antiqu. I, 2, S. 596 berichtet von Stramberg nur, dass Kurfürst Carl Caspar v. d. Leyen den ganzen von der Nagelgasse bis zur Castorpfaffen-

gasse gelegenen, an die Firmung grenzenden Raum erworben und auf seine Kosten habe bebauen lassen. Hiernach hätte Kurfürst Johann nur das an der Stelle des spätern Hofes gelegene Gebäude ohne den Garten gekauft. Diese Angabe lässt sich aus den zahlreichen Akten des Staatsarchivs nicht bestätigen. Es ist aber sicher, dass das heutige Grundstück weder im 16. noch im 17. Jahrh. ein einheitliches Besitzthum bildete. Das Haus war vielmehr von dem dahinter liegenden unbebauten Terrain, dem heutigen Garten, durch ein Gässchen getrennt, das als Brandgässchen in den Rathsprotokollen öfters erwähnt wird. Hier lag dicht am von der Leyen'schen Hofe (R.-Pr. vom 8. Oct. 1594) in der Mitte des 16. Jahrh. ein dem Rathe gehöriges Haus, das als Hospital diente und als das niedere Spital (1558) oder das Hospitälchen hinter dem Lörbecher uff dem Castorshoiff (1580) oder als Gotteshäuslein im Brandgässlein (1696) vorkommt. Das Hospital suchten die Herren von der Leyen zu ihrem Besitze hinzu zu erwerben, weil ihnen vielleicht diese Nachbarschaft lästig war und sie ihren Besitz abrunden wollten. Schon Kurfürst Johann verhandelte 1558 mit der Stadt wegen eines Tausches. Diese verlangte, dass der Kurfürst ein anderes Haus zur Aufnahme der Kranken anweise (R.-P. vom 8. und 15. Jan. 1558). Inzwischen gingen drei andere Häuser im Brandgässchen in den von der Leyen'schen Besitz über und nun bot Junker von der Leyen dieselben dem Rathe als Tauschobjekt an. Die Sache zerschlug sich aber trotz wiederholter Verhandlungen (R.-P. vom 1. Oct. 1580, vom 4., 8. und 15. Oct. 1594, vom 20. Juli 1608). Erst 1696 einigte man sich, der Rath erlaubte, dass Carl Caspar v. der Leyen seine drei Häuser in der Brandgasse abbreche und zu seinem Grundstück ziehe, unter der Bedingung, dass er, an Stelle der auf diese Weise der Bürgerschaft verloren gehenden drei Häuser, drei andere in der Firmungsstrasse erbaue und an Bürger verkaufe. Den Abbruch des Hospitals wollte er erst dann gestatten, wenn Carl Caspar v. der Leyen ein neues hierfür gebaut hätte (R.-P. vom 13. Aug. 1696). Das auf dem Grundstück befindliche alte Gebäude wurde zu Ende des 16. Jahrh. einem Neubau unterworfen. Dieser wurde nach von Stramberg laut der über dem Thore befindlichen Jahreszahl 1611 vollendet, während die Kapelle, die in dem der Strassenfront parallelen Flügel des Gebäudes liegt, nach der Angabe über dem Eingang schon im Jahre 1589 errichtet wurde (Rhein. Antiqu. I, 2 S. 614. Vergl. Gerken, Reisen durch verschiedene Provinzen des Kurkrayses am Rhein S. 357). Nähere Nachrichten über das Hospital sind nicht vorhanden. Eine Urkunde vom J. 1460 (Copiar. Nr. 6, Fol. 50 b) betrifft die Stiftung eines Hospitals, das ebenfalls als das niedere bezeichnet wird, dieses aber lag in der Spiessgasse und kommt noch 1547 vor. Das Hospital auf dem von der Leyen'schen Grundstück war jedenfalls nur ein sehr kleines Gebäude, das (R.-P. vom 8. Oct. 1594) nicht mehr als zwei Wohnungen enthielt. Die Pest

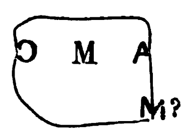
herrschte in Coblenz vornehmlich im J. 1540. Der Rath ordnete damals an, dass, weil der Kirchhof an der Pfarrkirche klein und mitten in der Stadt gelegen, die bei den Kirchen zu den Predigern, den Nonnen, St. Castor und Jörgen Gestorbenen auch dort begraben werden sollten. Im 17. Jahrh. trat die Pest besonders in den Jahren 1664 bis 1668 in Coblenz auf, vergl. Wegeler, Beiträge zur Geschichte der Stadt Coblenz, 2. Aufl. S. 109. Herr Staatsarchivar Dr. Becker schliesst mit den Worten: „Da von einem Begräbnissplatze, auf dem der von der Leyen'sche Hof oder ein Theil desselben errichtet worden, nichts bekannt ist, so ist es wahrscheinlich, dass die Leichen zu einer Zeit dort begraben sind, die lange vor der Bebauung jenes Theils der Stadt liegt und weiter zurück reicht, als wohin man mit archivalischen Nachrichten gelangen kann." Auf einem Stadtplan von 1794 findet sich schon der grosse Garten des von der Leyen'schen Hofes; ferner sieht man Mauern, welche den südlichen Platz neben der Castorkirche einschlossen; hier befand sich wahrscheinlich der Kreuzgang. In der Ansicht der Stadt von Bertius (1616) sind die Umgebungen der Kirche nach Süden und Westen nicht bebaut. Das Bild der Stadt bei Merian (1646) ist nicht zuverlässig, da hier schablonenmässig um die St. Castorkirche dicht gedrängt die Häuser stehen. Das in der Cosmographie von Sebastian Münster (1549), welches Erzbischof Johann selbst ihm zur Verfügung stellte, zeigt südlich und westlich von der St. Castorkirche freie Plätze und Weingärten, die Firmungstrasse ist noch nicht vorhanden.

Schaaffhausen.

4. Deutz. Inschriftfragmente. Stellen ausserhalb des Castrums, wo in römisch-fränkischer Zeit Leichenverbrennungen stattgefunden haben.

Folgende an sich unbedeutende Mittheilungen mögen als Ergänzung zu den seit 1879 gemachten Funden hier eine Stelle finden.

Im Jahre 1876 liess die berg.-märk. Eisenbahnverwaltung zur Errichtung einer Ladebühne unterhalb Deuz Schutt anfahren. Da zu jener Zeit sowohl in der Artillerie-Werkstatt auf dem Boden des alten Castrums, sowie in der Eisenbahnstrasse, also östlich vom alten Castrum bauliche Veränderungen vorgenommen wurden, so wandte ich auf Spaziergängen diesem Schutte meine Aufmerksamkeit zu und entdeckte das Fragment einer Inschriftplatte 0,23 m breit, 0,19 m hoch und 0,05 m dick.



Die drei Buchstaben von Z. 1 sind deutlich zu erkennen OMA . . . . ., das Fragment von Z. 2, welche den Schluss der ganzen Inschrift bildete,

spricht zunächst für N, kann aber auch M gewesen sein. Die Buchstaben haben quadratische Form — das M ist 7 cm hoch und eben so breit — und gehören der guten Zeit an, im übrigen muss auf eine Deutung des Fragments verzichtet werden.

Ich erwähne erst jetzt diesen Fund, weil der Stein an zwei Seiten ganz frische Bruchflächen zeigte, und die Möglichkeit vorhanden war, bei niedrigem Wasserstande oder nach den Abspülungen des Ufers durch Hochwasser die fehlenden Stücke zu finden. Doch alle hierauf verwandte Mühe führte nicht zum gewünschten Ziele, war aber insofern nicht ganz verloren, als bei diesem Suchen sowohl der Heft 77 S. 45 f. veröffentlichte Votivstein [1]) sowie ein interessantes Dachziegelfragment gefunden wurde.

Dieses Fragment ist 0,13 m lang und 0,08 m breit und zeigt oben in hufeisenförmiger Umrahmung das Zahlzeichen II, unten einen runden Stempel mit vertiefter Schrift, welche sich um ein in der Mitte befindliches Schildchen hinzieht. Leider ist der Stein unterhalb des Schildchens abgebrochen und vom Wasser abgewaschen, jedoch sind von sämmtlichen Buchstaben wenigstens Reste vorhanden. Liest man die Umrahmung des Zahlzeichens II als C, womit sie einige Aehnlichkeit besitzt, und als Abkürzung von Cohors (cohortes), wie Düntzer (Röm. Alterth. d. Mus. Wallraf-

---

1) Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, einige Versehen zu berichtigen, die sich mit Rücksicht auf die Beschaffenheit des Steines leicht einschleichen konnten. Zu Anfang der Z. 2 fehlt das dem L übergeschriebene i; hercV$\overset{I}{L}$.

In Z. 6 ist vor ORE noch der Horizontalstrich des L sichtbar, wodurch die Ergänzung in f LORE sich ungesucht darbietet. In derselben Zeile ist das C in dem Worte MERCVRio beim Drucke etwas undeutlich geworden. Sodann machte mich Prof. Klein darauf aufmerksam, dass die Abirenes in Z. 3 mit Rücksicht auf ihre Herkunft nicht als matres oder matronae bezeichnet werden könnten. Nach nochmaliger Reinigung des Steines trat vor IS nicht der Ansatz zu einem Vertikal-, sondern zu einem Horizontalstrich deutlich hervor, wodurch die Ergänzung in dEIS allerdings wahrscheinlich wird. (Ueber die verschiedenen Dativformen dieses vielgebrauchten Wortes vergl. u. a. Neue, Formenl. S. 22 ff.) In diesem Falle wird man am Schlusse der vorhergehenden Zeile et ergänzen müssen, so dass die drei ersten Zeilen muthmasslich gelautet haben:

P R O S A l · (augg)
herc V$\overset{I}{L}$ · MAGVSAN o · et
d E I S · A B I R E $\overset{I}{N}$ B V S

Pro sa(lute augusti s. augustorum Herc)uli Magusan(o et d)eis Abirenibu(s).

In der Schlusszeile sind vor CVR(?) wenigstens vier Buchstaben bis auf geringe Spuren erloschen. Doch darüber bei einer spätern Gelegenheit.

Rich. II, 153, i) dies mit einiger Vorsicht gethan hat, so lauten die beiden Stempel:

C II E X G I N F·

Cohors (cohortes) II exercitus Germaniae inferioris.

Im Besondern sei noch erwähnt, dass E und X oben ligirt sind, dass die Abkürzung von Germania durch ein einfaches G ausgedrückt ist und von der bei Brambach (C. I. Rh. 60, 3) mitgetheilten abweicht. Auffallender Weise hat das einzige Ziegelfragment mit demselben Stempel, welches zu Köln gefunden wurde, eine ähnliche Verstümmelung erfahren[1]).

Auf einem oberhalb Deutz gefundenen Fragment eines Mauerziegels befindet sich der Stempel

C A P I O

Ob vor dem C etwas gestanden, lässt sich nicht erkennen, ist aber nicht wahrscheinlich, der Schluss steht unzweifelhaft fest, und sonach dürfte der Zweifel von Wolf (Westd. Zeitschr. I, 1. S. 55), ob CAPIO allein auf einem Ziegel gestanden haben könne, seine Erledigung finden.

Neuerdings sind bei Abräumung von Baustellen an der Südseite des Castrums zwei Ziegelfragmente zu Tage getreten. Auf dem einen steht

L E G X ?

auf dem andern

l E G X X X

Legio tricesima.

Ziegel dieser Legion sind bisher zu Deutz noch nicht gefunden worden, wohl aber zu Köln. (Vgl. Brambach, C. I. Rh. 436, e und Düntzer, Verz. d. röm. Alterth. II, 153 e.) Welchen Beinamen die Legion auf unserm Steine geführt, lässt sich nicht feststellen.

Sodann war ich in letzter Zeit, namentlich im verflossenen Jahre, wiederholt in der Lage, in hiesigem Stadtgebiet bei Ausschachtungen zu Neubauten, insbesondere bei den Ausschachtungen zur Fortführung der berg.-märk. Eisenbahn, Stellen zu entdecken, beziehungsweise zu untersuchen, an denen in römischer und fränkischer Zeit Leichenverbrennungen

1) Das im Verzeichniss unter II, 153, i eingetragene Fragment, welches ich zur Vergleichung aufsuchte, war nicht zu finden.

stattgefunden haben. Die Wichtigkeit derartiger Beobachtungen für die Topographie und Culturgeschichte bedarf wohl keiner weitern Erörterung. Leider ist es der Wissenschaft nur in wenigen Fällen vergönnt, sich ein klares Bild der vorhandenen Thatsachen zu bilden, weil die Theilnahmlosigkeit der Besitzer oder Unternehmer, die Roheit und Gewinnsucht der Arbeiter fast überall hindernd in den Weg treten.

Eine derartige Brandstelle fand ich zuerst beim Abbruche eines Hintergebäudes in der Siegburgerstrasse, jetzt Hermannstrasse 1a. Als ich die Sache in Erfahrung brachte, hatten die Arbeiter bereits alles durchwühlt und zerhauen in dem Wahne, Geld zu entdecken. Die Scherben, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, gehörten der fränkischen Zeit an.

Im April 1884 zeigte sich beim Ausschachten des Hauses Schneebergerstrasse 3 ungefähr 1,20 m unter der Oberfläche eine alte Brandstelle. Die grosse Todtenurne von dunkelgrauem Thon war zerbrochen. Auch hier hatten die Arbeiter die Asche nach Geld durchwühlt, aber nur 2 sehr beschädigte römische Münzen gefunden, ein Kleinerz, welches sich nicht mehr bestimmen liess und ein Mittelerz mit dem Rev. IMP·CAES·M·ANT·GORDIANVS·AVG· Ausserdem fand man hier einen Trinkbecher von dunkelgrauem Thon, 10 cm hoch und unten mit kugelförmigem Abschlusse. Ein anderes birnförmiges Gefäss, ebenfalls 10 cm hoch, von rothbrauner Farbe, zeigte schon entschieden fränkische Herkunft.

Die interessanteste Brandstelle entdeckte man am 28. Juli 1884 beim Ausschachten eines Pfeilers an der Mailust c. 1 m unter der Oberfläche. Durch das liebenswürdigste Entgegenkommen des Herrn Bauinspektors Schachert war es mir gestattet, an dieser Stelle eingehende Nachsuchung und genaue Feststellung des Thatbestandes vorzunehmen. Die hier gefundene Brandstelle lag unmittelbar über dem gewachsenen Kies c. + 6,50 des Kölner Pegels; sie hatte zur Verbrennung von zwei Leichen gedient und ungefähr 4 m im Durchmesser. Die Aschenschichte war in der Mitte etwa 10 cm stark und mit umfangreichen Holzkohlen vermischt. Ziemlich in der Mitte standen nicht weit von einander zwei grosse Urnen von dunkelgrauem Thon ganz zerbröckelt, so dass sie bei Wegräumung der Erde zerfielen. Von einem Deckel war keine Spur vorhanden, dagegen ist zu erwähnen, dass zahlreiche grössere und kleinere Schieferstücke in der Nähe lagen.

Die Ausstattung mit Thongefässen verschiedener Gattung und Grösse war ziemlich reichhaltig. Die meisten waren zerbrochen, worüber man sich bei der exponirten Lage der Brandstelle kaum verwundern darf, einige wurden durch die Arbeiter mit der Spitzhacke zerschlagen, nur wenige ganz zu Tage gefördert. Sämmtliche Gefässe waren ohne jeden künstlichen Schmuck, wenn man nicht einfache concentrische Furchen um die Bauchhöhle als solchen bezeichnen will. Im Besondern sind noch anzuführen:

Ein Gefäss von schwarzem Thon mit Sandmusterung, der Rand ein wenig profilirt und unter dem Rande ein glatter Streifen. Die Höhe beträgt 14,5 cm, die Breite an der Mündung 12 cm, am Fusse 5,5 cm. Eine kleine Vase von gleichem Thon aber ohne Sandmusterung, 7 cm hoch. Ferner eine glatte irdene Schüssel, 20 cm breit und nicht ganz 5 cm hoch, von dunkelgrauem Thon. Sodann zwei gehenkelte birnförmige Krüge von roher Arbeit mit concentrischen Furchen, von denen einer 19,7 cm hoch. Weiter ein zierlich gearbeitetes Schälchen von Terra sig. und eine kleine römische Lampe ohne Schmuck oder Stempel. Endlich zwei gewöhnliche Steinperlen.

Neben den Thongefässen fanden sich verschiedene Gegenstände von Eisen: Nägel, Klammern, ein Speer, ein Beil und eine Heppe. Leider hatten die Arbeiter diese Gegenstände während der Mittagspause ausgewühlt und als altes Eisen muthwillig zerschlagen, so dass es nicht mehr gelang, die einzelnen Theile, welche frische Brüche zeigten, zusammen zu finden. Von dem Beil war noch das obere mit einem Knauf versehene Stück vorhanden, 14 cm lang und 6 cm breit; von der sichelförmigen Heppe zwei Stücke, 21 cm lang und in der Mitte 7,5 cm breit. Ein Gegenstand von Eisen bedarf einer kurzen Beschreibung. Derselbe besteht in einer kleinen Platte von 14 cm Länge, welche an einem Ende 9,5 cm breit und auf den Ecken mit je einem Nagel versehen ist, nach der andern Seite ziemlich spitz zuläuft; das spitze Ende ist zu einer Oehre umgebogen. Dieser an einen Thürbeschlag erinnernde Gegenstand diente nach einer Vermuthung des Herrn Bürgermeisters Thewalt als Beschlag einer Deichsel.

Von Glas und Bronze fand sich keine Spur, dagegen mancherlei Thierknochen und Zähne, namentlich Eberzähne. Soweit der Fundbericht. Fragt man sich auf Grund der gemachten Funde nach der Zeit der hier stattgefundenen Leichenverbrennung, so scheint der verschiedene Charakter der Gefässe, welche zum Theil spätrömisch, zum Theil ausgesprochen fränkisch waren, auf zwei verschiedene Epochen der Leichenverbrennung hinzuweisen. Doch spricht gegen diese Annahme der Umstand, dass die gefundenen Gegenstände alle in einer Schichte lagen, und dass sich über der Asche eine über die ganze Brandstätte sich hinziehende Schichte von rothgebranntem Lehm befand, welcher von Löchern durchzogen war, die nur von Getreidehalmen herrühren konnten. Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass die Verbrennung der beiden Leichen zu gleicher Zeit und zwar im Anfange der fränkischen Periode stattgefunden hat, als römische Technik und römische Gefässe noch keine Seltenheit waren.

Ob bezüglich der über der Asche gelagerten Lehmschichte anderwärts Beobachtungen angestellt worden sind, ist mir nicht bekannt. Nach meinem Dafürhalten hat man nach Verbrennung der Leichen und Bergung der

Ueberreste in die Urnen Getreide darüber angehäuft, dasselbe sodann angezündet und die Flammen durch Aufwerfen von Lehm erstickt.

Einige Wochen später entdeckte man ungefähr 25 cm oberhalb eine andere Brandstelle, welche jedoch von modernem Mauerwerk durchzogen war und keine Ausbeute lieferte. Die Reste der Todtenurne von dunkelgrauem Thon zeigten eine ganz ungewöhnlich grosse Dimension, die gefundenen Scherben fränkisches Fabrikat.

Bald darauf traten einige 20 m oberhalb beim Ausschachten des 3. und 4. Pfeilers abwärts der Pferdchensgasse abermals die Anzeichen einer Leichenverbrennung zu Tage, allein es war nicht gestattet, die gefundenen Spuren in dem stehen gebliebenen Erdstollen weiter zu verfolgen, weil das Expropriationsverfahren noch nicht beendigt war. Erst in diesem Frühjahr konnte dazu geschritten werden. Ueber die dabei gemachten Wahrnehmungen kann ich mich kurz fassen.

Die Brandstelle lag wie die oben beschriebene über dem gewachsenen Kies auf + 6,70 des Kölner Pegels und hatte eine gleich grosse Ausdehnung. Da, wo die Urne stand, war der Boden mit Schiefersteinen belegt, andere standen zu beiden Seiten auf der Kante. Viele Stücke von Dachleien, von denen einzelne abgerundet waren, lagen unter der Asche zerstreut. Dieselben scheinen zum Zudecken der Gefässe gedient zu haben. Die Todtenurne wie alle Thongefässe, die sämmtlich auf fränkischen Ursprung hindeuteten, waren zerbrochen. Von Eisen oder Bronze war nichts zu finden, dagegen fanden sich mehrere Eberzähne und Pferdeknochen; auch eine rothgebrannte Lehmschichte über der Asche fehlte nicht.

Eine andere Brandstelle zeigte sich beim Ausschachten nach Abbruch des Hauses Siegburgerstr. 19 c. 1,20 m unter der Oberfläche. Als ich dieselbe entdeckte, hatten die Arbeiter bereits die ganze südliche Hälfte weggeräumt und nur einige Gefässe, welche der Spitzhacke entgangen waren, bei Seite gestellt; die nördliche Hälfte war schon früher durch Anlage eines Brunnens zerstört. In Bezug auf Umfang und Anlage zeigte diese Brandstelle grosse Aehnlichkeit mit der am Rhein gefundenen.

Die grosse Graburne von dunkelgrauem Thon war hier, wie die frischen Brüche der Scherben zeigten, durch Unvorsichtigkeit der Arbeiter entzwei gegangen. Ausser dieser zeigten sich Theile einer kleinern Todtenurne. Wie die Urnen waren die meisten übrigen Thongefässe zerbrochen, erhalten ein gehenkelter birnförmiger Krug mit concentrischen Furchen, fast 20 cm hoch, ein bauchiges Trinkgefäss von hellem Thon, gleichfalls mit concentrischen Furchen versehen und 10 cm hoch, ein kleines Töpfchen von gleichem Thon mit ziemlich scharfkantiger Ausbuchtung in der Mitte, 3,7 cm hoch, eine Thonperle und ein kleines nacktes Figürchen. Töpfchen und Figürchen hatten wohl als Beigabe zu einer Kinderleiche gedient.

Die Gegenstände von Eisen, welche sich unter der Asche fanden,

waren durch Feuer ganz unkenntlich geworden, erkennbar nur ein dolchähnliches Messer, welches jedoch die Arbeiter muthwillig zerhauen.

Endlich zeigte sich beim Abbruche des Hauses Bollwerkstrasse 22 eine Stelle, wo in fränkischer Zeit eine Leichenverbrennung stattgefunden hat. Dieselbe war aber durch frühere Fundamentirungsarbeiten schon theilweise zerstört; auch war die Nähe der Strasse hinderlich, die aufgefundenen Spuren weiter zu verfolgen. Die Scherben, welche mir zu Gesicht kamen, trugen alle einen sehr späten Charakter.

Aus den angeführten Thatsachen geht hervor, dass man hier in Deutz nicht allein in spätrömischer Zeit, sondern auch im Anfange der fränkischen Periode die Todten nach altheidnischem Gebrauch verbrannt und bestattet hat. Auch kann die Mehrzahl der aufgefundenen Grabstellen als weitere Bestätigung des von Schaaffhausen (Jahrb. H. 44, S. 85 ff.) ausgeführten Satzes dienen, dass die Germanen ihre Todten mit Vorliebe im Angesichte der grossen Ströme zu bestatten pflegten. L. Schwörbel.

5. Römische Villa in Friesdorf. Das Jahrb. LIX, 1876, S. 184 brachte bereits eine Mittheilung über dieselbe. Die Kosten zu Ausgrabungen hatte der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden schon früher bewilligt. (Protokoll vom 12. März 1874.) Dieselben sind auf Privatkosten im verflossenen Jahre wieder aufgenommen worden. Es wurde dem Vorstand folgender Bericht des Herrn Professor Dr. aus'm Weerth zur Verfügung gestellt:

„Das in Friesdorf in dem Fundamente aufgedeckte Gebäude ist nach seinem Mauerwerk und allen wahrnehmbaren Merkmalen unbedingt römisch. Es ist nach seiner Raumanlage ein Wohngebäude und zwar ein solches lediglich für den Aufenthalt im Sommer. Der Charakter des Wohnhauses ergibt sich aus der complicirten Anlage von Baderäumen, die Beschränkung des Gebrauches für die Sommerzeit durch den Mangel an Heizvorrichtungen in den meisten Räumen.

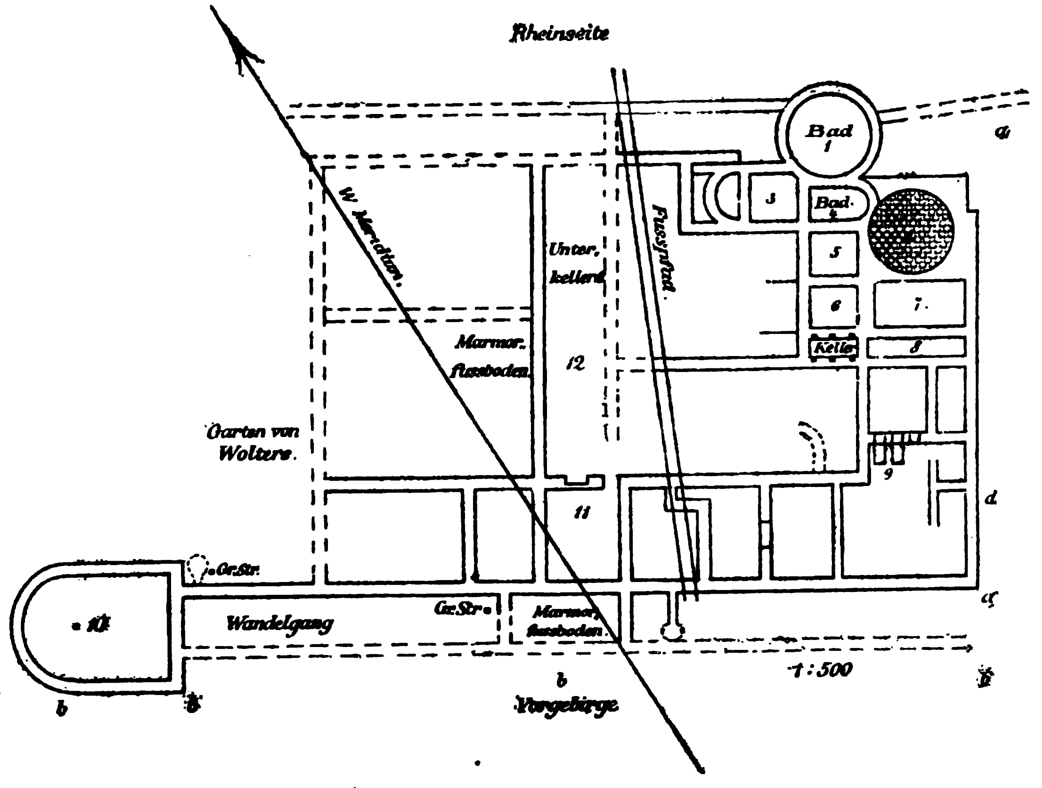
Der Bauplatz der herrschaftlichen Sommervilla, denn mit einer solchen haben wir es offenbar in Friesdorf zu thun, liegt in einer schiefen Ebene: steigt südwestlich des Pfades, welcher von der Wolter'schen Waldschenke nach Godesberg führt, den Berg hinan und fällt nordöstlich desselben in die Ebene hinab.

Der aufgedeckte Theil des Baues hat bereits eine Längs-Axe von 65 m, eine Breite von 35 m. Indessen sind weder nach der Länge, noch nach der Breite die Grenzen des Gebäudes erreicht. Die Grundform desselben ist offenbar ein Rechteck mit aus- und einspringenden Ecken.

Der südliche, aus zwei grösseren runden Sälen (1 u. 2), ferner zwei halbrunden Räumen (3 u. 4) und westlich daran stossenden vier Zimmern (5—8) bestehende Flügel umfasst lediglich Baderäume für kalte wie warme Bäder, nebst Gemächern zum Ankleiden.

Die Vitruv'sche Vorschrift, dass die Mittagssonne in die Badezimmer falle, weil man um diese Zeit zu baden pflegte, trifft hier zu, indem die Fronte der Baderäume (a—a) nach Godesberg hin liegend der Mittagssonne ausgesetzt ist.

Die Heizungen der Baderäume geschah durch einen grossen Herd aus Tuffsteinblöcken (bei 9), welcher die Wärme unter die Fussböden durch Hypokausten (2) und dann die Wände hinauf leitete. Grossen römischen Bade-Anlagen fehlt selten ein Wandelgang, in welchem die Badenden bei ungünstigem Wetter nach dem Bade die vorgeschriebene Bewegung suchten.



Diesen Gang erkenne ich in dem in einer Länge von 65 Meter festgestellten Corridor (b—b), welcher nordwestlich in einen halbrunden Saal (10) endet. Derselbe liegt bereits im Wolter'schen Garten. Das südöstliche Ende nach Godesberg zu ist noch nicht gefunden worden.

Durch einen ähnlichen Wandelgang zeichnen sich die römischen Bäder in Nennig an der Mosel aus. In dem Friesdorfer Wandelgang fanden sich an verschiedenen Stellen Spuren von Marmortäfelungen, welche eine Hindeutung auf die einstige Pracht der Ausschmückung gewähren.

An diesen Wandelgang lehnen sich thalwärts dem Rheine zu sieben aufgedeckte Zimmer. In das südlichste mündet von aussen bei d eine Wasserleitung ein, die wohl zunächst die Baderäume speiste. Zwei dieser Räume, 11 u. 12, scheinen unterkellert gewesen zu sein; sie deuten nach den gefundenen Speiseabfällen auf die Küche des Hauses. Hier lagen auch die rothen Sandsteinsäulen, welche vor fast 25 Jahren mich auf die Entdeckung dieses Bauwerkes führten, und von denen die am meisten wohlerhaltene sich in meinem Garten befindet (Jahrb. XXXII, S. 137 u. Jahrb. LIX, S. 184).

Sind durch den Wandelgang südlich und die Bäder südöstlich zwei Fronten des Gebäudes bestimmt und annähernd in ihren Grenzen abgeschlossen, so bleiben dagegen die nördliche und westliche Fronte noch ganz aufzudecken.

Diese Aufdeckung bereitet nicht geringe Schwierigkeiten, weil dieselbe zumeist in Weinbergen und einem Berg-Terrain geschehen muss.

Aber sie wird auch zu dem Resultate führen, für die Kenntniss der römischen Baukunst den vollständigen Grundriss eines bedeutenden Bauwerkes zu gewinnen.

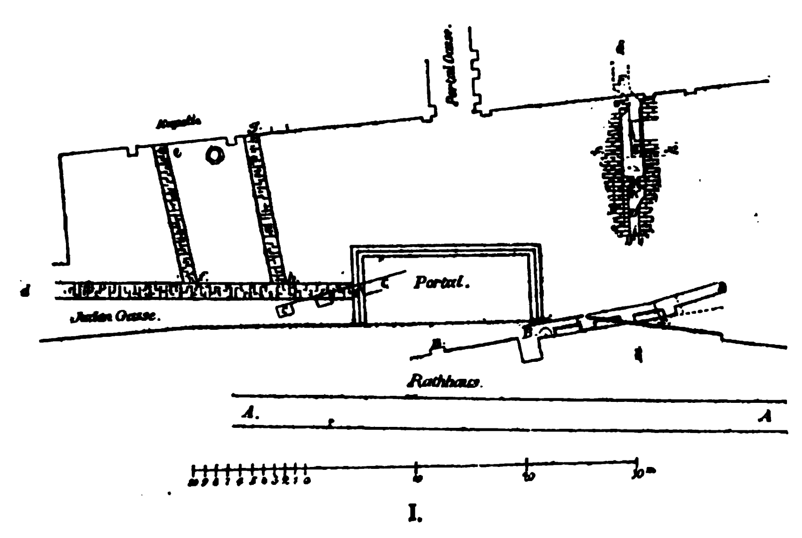
Die römische Villa zu Friesdorf war zur Zeit ihrer Bewohnung keine isolirte Niederlassung. Wenn in neuerer Zeit das Modeterrain für die Villen-Anlagen vorherrschend das Stromufer des Rheines ist, so war es damals das heute vernachlässigte Vorgebirge. Von der Mosel an bis Köln habe ich an 21 Stellen die unzweifelhaftesten Spuren von Villen römischer Patrizier feststellen können, welche sämmtlich an der Römerstrasse liegen, die dicht am Vorgebirge vorbeigehend Friesdorf, Dottendorf, Kessenich, Poppelsdorf, Endenich, Duisdorf, Alfter, Roisdorf u. s. w. passirt.

Bei der Villa zu Friesdorf lag einen Büchsenschuss entfernt, dem Klosterhof gegenüber, ehemals eine römische Aedicula, die später in eine christliche verwandelt wurde, deren Altar ein bekannter römischer Inschriftstein von Kaiser Gordian III. war (Lersch, Centralmuseum II, Nr. 57). Oberhalb der Villa im Walde des Alaunwerks liegen römische Gräber. Alles dieses sind Gründe, dem gefundenen Gebäude, auch abgesehen von seiner architektonischen Wichtigkeit, eine sociale Bedeutung beizumessen."

6. Alte Baureste bei dem Rathhaus von Köln. Ein am 22. November 1875 von Herrn Oberst von Cohausen erstattetes Gutachten, welches nach freundlicher Bewilligung des Verfassers auf Antrag des Vorstandes des Vereins von Alterthumsfreunden hier abgedruckt wird, lautet:

Im November 1875 wurden beim Tieferlegen des Rathhausplatzes verschiedene alte Mauern und Gewölbe aufgedeckt und letztere ausgeräumt. In den beigedruckten Grundrissen I und II sind dieselben im Zusammenhang

mit den schon früher in den Fundamenten und Kellern des Rathhauses entdeckten und grossentheils noch sichtbar erhaltenen Mauern dargestellt.



I.

Wir sehen in

A A, die römische Stadtmauer, deren Dicke nicht an Ort und Stelle gemessen, sondern nach Massgabe der auf der Nordseite des Domes (Bonner Jahrbücher LIII. LIV. p. 203) vorhandenen zu 2,66 m eingetragen ist. Am Mauritius-Steinweg, wo sie keinen Erddruck auszuhalten hatte, war sie schwächer — nur 2,38 m dick; — es ist daher möglich, dass sie längs des Rheines wohl auch stärker als 2,66 m gewesen sein kann. Sie zeigt hier wie dort rechtwinklig zugerichtete Stirnsteine von 15 bis 20 cm Länge und etwa 9 cm Dicke in wagrechten, gleich dick fortlaufenden Zeilen.

B, B. Eine zweite, mit der Stadtmauer nicht parallel streichende Mauer aus nicht sehr sorgfältig, doch rechtwinklig zugerichteten Trasssteinen von etwa 17 à 20 cm, über welchen sich in dem Pfeiler a zwei Schichten quadratischer, 37 cm à 5 cm messender Ziegel zeigen. Sie ist von Ennen (B. J. XLI. 64) beschrieben und dargestellt und wir glauben nicht zu irren, wenn wir nach dem zwar kleinen, aber genauen Holzschnitt annehmen, dass ein bei unserer Anwesenheit durch einen Kohlenvorrath verdeckter Bogen in zwei Kränzen gewölbt war, welche aus Trasskeilsteinen und Ziegeln bestehen, und jeder mit einer Ziegelplattschichte gedeckt war. Wir haben diese sehr charakteristische z. B. an den römischen Bädern in Trier vorkommende Form auf Plan II nochmals dargestellt. Dicht vor diesem Bogen, also östlich von demselben, bei x (oder was dasselbe ist, vor dem 3. Fenster des Rathhauses südlich vom Rathhausthurm), wurde uns die Stelle angewiesen, von der B. J. XL. p. 60 gesagt wird, dass man

in einer Tiefe von 42 Fuss (unter dem Rathhausplatz) noch nicht unter die Fundamente der Stadtmauer gelangt sei. Allein es scheint hier irgend ein Irrthum untergelaufen zu sein, denn da „der Altmarkt einige Schuhe unter der Erde voll Schottergrund ist“, und besagte Stelle im Keller schon an 4 Fuss tiefer als der Altmarkt liegt, so dürfte das Fundament der Stadtmauer A, A und auch der Mauer B, B kaum 7 Fuss tiefer als die Kellersohle oder 11 Fuss tiefer als der Altmarkt, das sind immer erst 24 bis 25 nicht 42 Fuss unter dem Rathhausplatze sein.

Die Mauer B, B ist in Lisenen getheilt, wie solche zwischen der Porta Cinciana und Salara an den Mauern von Rom vorkommen. Wir befinden uns offenbar auf der Aussenseite der Mauer. Ein Theil der Mauerfläche ist mit röthlichem Cement-Mörtel glatt verputzt und wieder mit neuerem Mauerwerk theilweise verdeckt; dennoch halten wir die Cementirung selbst für neu. Die Römer würden die Ecken nicht scharfkantig abgefasst, sondern gerundet haben.

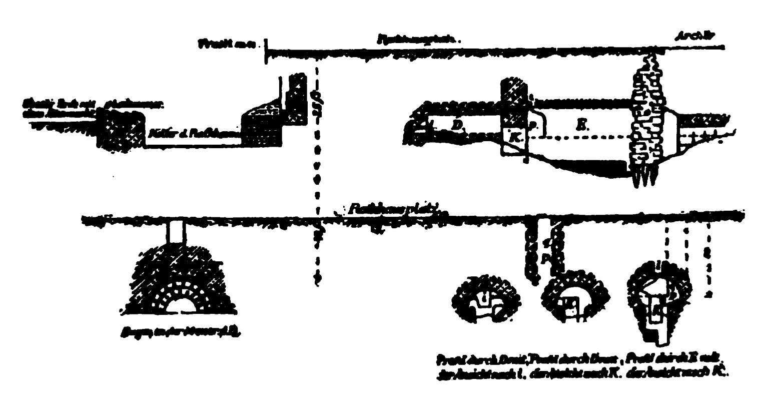
C, C. Eine dritte Substruction ist im Rathhauskeller, weiter südlich zu sehen; sie läuft dem Anscheine nach parallel mit der Mauer B, B in einem Abstand, von Aussenkante zu Aussenkante gemessen, von 8 m. Sichtbar sind zwei Pfeiler aus Trassquadern, zwischen welchen zwei Bogen nicht ganz einen Halbkreis betragend und ein Bogenansatz von demselben Material eingewölbt sind. Ihre Tiefe, oder die von ihnen getragene Mauerstärke beträgt 1,15 bis 1,20; sie haben auf ihrer Ost- wie auf ihrer Westseite eine glatt behauene Stirnfläche. Wir folgen der genauen, von Ennen (B. J. XLI. p. 63) gegebenen Zeichnung und bestätigen, dass die ersten Gewölbsteine nicht radiale, sondern flacher liegende Fugen haben, wie dies im Mittelalter zur Verkürzung der Lehrbogen beliebt war, und dass der Extrados der Wölbung keine koncentrische, überhaupt keine Kreislinie bildet. Man könnte darin ein Kriterium für die nachrömische Zeit erkennen wollen; allein mit der Classicität der Römer am Rhein ist es, zumal in der späteren Zeit, überhaupt schlecht bestellt und in Rom selbst zeigt die Porta Tiburtina (jetzt St. Lorenzo) Gewölbsteine von den verschiedensten Längen, an welche die Mauerquadern schräg und rechtwinklig, wie es eben passt, anstossen.

Wie weit diese Bogenstellung sich südwärts fortsetzt und wie tief die Pfeiler in den Grund reichen, wissen wir nicht. Die Bogenschilde sind zum Theil mit altem, wie wir glauben, gleichzeitigem Trassmauerwerk ausgefüllt. Augenscheinlich stiess diese Bogenstellung an die Mauer an, welche man im Jahre 1570 bei der Fundamentirung des Rathhausportals fand.

Auch bei der jetzigen Tieferlegung des Rathhausplatzes stiess man auf die Uebermauerung der Bogen c, und da man auch bei d einen ähnlichen Bogen aus Trassquadern fand, so glaubte man (wie auf Plan I unter

der Klappe geschehen c und d mit einander verbinden zu können und nahm an, dass auch die Mauern e, f und g, h gegen diese Mauer c, d anstiessen. Uns scheint es jedoch nicht wahrscheinlich, dass zwei gleichzeitige (oder gleich construirte) Mauern sich so spitzwinkelig kreuzten, und würden wir eher eine zweite mit der ersteren parallele Bogenstellung vermuthen, welche von der bis zum Pfeiler C laufenden Mauer g, h nahezu rechtwinklig gekreuzt würde. Doch lassen sich diese Verhältnisse jetzt unter dem neuen Pflaster nicht wohl mehr entscheiden.

D, E, F. Die unterirdischen Räume sind im Plane I im Grundriss und im Plane II in Längen- und Querprofilen dargestellt. Ihre Höhelage gegen den Altmarkt und den Rathhausplatz ist nicht durch ein genaues Nivellement, sondern nur annäherungsweise durch Absenkeln bestimmt.



II.

Man sieht, dass die Trasssteine beider Gewölbe auf den Schalbrettern in ein Mörtelbett gesetzt waren, welches über E reicher an weissen Kieseln als über D war. Beide Gewölbe haben das Eigenthümliche, dass sie viel weiter spannen als die lichte Weite ihrer Widerlager, ein bei den Römern beliebtes Verfahren. Die Schildmauer, gegen welche das Gewölbe D ostwärts stumpf anstösst, zeigt einen sauberen Verband von Trasssteinen mit einer Ziegelschichte (Ziegel 37 à 37 cm à 5 cm) und es wiederholt sich diese auch an der Pforte k. Diese ist aus schweren Trassquadern erbaut (der Thürsturz misst 150 à 60 à 70 cm). Eine Thürfalze ist nicht vorhanden, und ein vereinzelter Kloben auf der linken Thürseite erscheint, wie der Stein, in dem er sitzt, nur als ein spätes Flickwerk, vielleicht aus der Zeit, als die Juden hier wohnten und die Keller benutzten.

Am andern Ende des Gewölbes E findet sich eine ähnliche aus schweren Trassquadern construirte Pforte oder ein Gang F, dessen Decke auf eine Länge von 4 oder 5 Quadern zu sehen und welcher sich unter dem Archivgebäude nach der im Bau begriffenen Bibliothek hinzuziehen scheint.

Die Fundamente des Archivs, auf einer verfaulten Pilotage stehend, durchsetzen bei O das Gewölbe E. In dessen Scheitel ist nahe vor der Thüre k eine Trassplatte mit einer ovalen Oeffnung eingesetzt und diente vielleicht als Abtrittsschlott, da die Gewölbe auch eine Zeit diesem Zweck gedient haben mögen. In dem Raume E liegen, regelmässig an einander gestossen, eine, vielleicht mehrere Schichten von Trassquadern (50 à 75 cm stark, 1—1,20 und 1 m lang), der eine mit Bosse. Ueber ihre Bedeutung lässt sich hier Nichts sagen.

Zu den Gewölben führt ein absteigender Gang (oder eine Treppe) p, q, welcher überwölbt war. Er scheint eine gleichzeitige Anlage; da seine rechte Seitenwand in Verlängerung des linken Gewölbewiderlagers fortläuft und er auf dessen Höhe mündet.

Mauern, welche auf der Oberfläche des nördlichen Theiles des Rathhausplatzes zu Tag traten, lieferten bei ihrem Abbruch drei jüdische Grabsteine aus Drachenfelser Stein. Es wird von Interesse sein, ihr Datum vor dem Judensturm, 1096, oder vor der Vertreibung der Juden, 1138, festzustellen.

Wir haben in Obigem diejenigen Bauformen bezeichnet, welche als römische angesehen werden können, dürfen uns jedoch nicht verhehlen, dass manche derselben auch noch einer späteren Zeit, der Carolingischen und selbst dem Mittelalter, im gewöhnlichen Sinne angehören können. Wir müssen daher sehen, in wie weit die Geschichte unsere Vermuthung, dass wir es hier überhaupt mit römischen Bauwerken zu thun haben, unterstützt.

Unzweifelhaft römisch ist die Stadtmauer, und zwar ist wenigstens der Umzug auf der West-, Nord- und Rheinseite aus einem Guss, nirgends sind ausser den mittelalterlichen Flickereien zwei oder mehrere Bauperioden an derselben nachgewiesen worden. Da nun Köln im Jahre 355 von den Franken gründlich zerstört worden ist, so wird, wenn die Stadt befestigt war, diese Befestigung der Zerstörung am wenigsten entgangen sein, und wir werden in der vorhandenen Stadtmauer diejenige erkennen müssen, welche Julian, gleich nachdem er sich mit den Franken abgefunden hatte, erbaut hat. Köln stellt von da an und innerhalb dieser Umschliessung nicht mehr eine allmälig angewachsene, durch den Rhein und den transrhenanischen Limes, so wie durch das Ansehen der Römer hinlänglich geschützte Colonialstadt, sondern eine aus dem vollen Fleisch der Einwohner herausgeschnittene regelrechte Festung dar. Es soll damit nicht behauptet werden, dass die Stadt nicht auch früher befestigt war, allein diese Befestigung war so wie Bebauung und Gelände es bequem gestatteten und so wie wir die gallischen Städte in vor- und zurücktretenden Enceinten befestigt finden, indem sie öffentliche Gebäude (in Rom das Amphitheatrum Castrense) mit in die Wehrlinie zogen, angelegt. Die römische Mauer von Köln aber ist rechtwinklig, geradlinig, von gleichen Abmessungen mit

Thürmen von gleicher Form und von gleichem gegenseitigen Abstand, nach einem System und Alles aus einem Baumaterial ausgeführt. Während der weiche, zu bürgerlichen Bauten bis dahin allgemein angewandte Trassstein sich zu Befestigungsbauten schlecht eignete, war die für die Stadtmauer gewählte Grauwacke wegen ihrer Härte weit besser im Stand, dem Stoss des Mauerbocks und der Schrotarbeit des Minirers zu widerstehen; während der Trass aus dem Brohlthal sich zwar wegen seiner Weichheit leicht bearbeiten lässt, dieser Bearbeitung aber auch durchaus bedarf, um ihn zu rechtwinkligen Quadern und Stirnsteinen zuzurichten, da die Felsart keine Schichtung und Absonderung hat, lassen sich aus der Grauwacke, wegen ihrer natürlichen Schichtung und rechtwinkligen Absonderung, mit sehr geringer Arbeit solche Stirnsteine zurichten, wie sie unsere Mauer aufweist. Zudem mussten die Trassteine mittelst Fuhrwerk aus dem Thal herausgefahren und dann erst zu Schiff 8 Meilen weit nach Köln gebracht werden, während die Grauwacke aus den Brüchen unterhalb Remagen unmittelbar durch einen zwei Meilen kürzeren Wassertransport zur Baustelle kamen; Alles Eigenschaften, welche sie geeignet machten zu einem raschen und doch soliden Bau, wie er den Zeitumständen und dem thatkräftigen Julian angemessen war.

Dieser römischen Spätzeit entspricht auch besser als irgend einer andern das bunte Mosaikparament des nordwestlichen, vorzugsweise Römerthurm genannten, Eckthurmes. Auch er mag wie das Praetorium durch einen reichen Privatmann erbaut und geschmückt worden sein.

Sehen wir uns hierauf noch einmal die schlecht zusammenstimmenden Richtungen der Grauwacke-Mauer A, A und der Trassmauern B, B und C, C in den Rathhaus-Kellern an, so ergiebt sich:

Die Trassmauer B, B ist eine alte, irgend einem grossen öffentlichen Gebäude angehörige Aussenmauer, welche zugleich die Stadt gegen den Rhein abschloss, indem sie dem Gelände folgend in die Einbuchtung zwischen dem Dom- und dem Rathhaushügel zurücktrat und in der anderen Richtung auf das alte Brückenthor hinzog. Um diese Gebäude kümmerte sich Julian ebenso wenig als um die kleinen Terrain-Vortheile, als er seine Befestigungslinie, rücksichtslos, wie wir sie sehen, zog.

Ob diese Trassmauern nun Ueberreste eines Praetoriums sind, wer wollte ihnen, deren Gesammtgrundriss wir nicht kennen, das ansehen! Jedoch sprechen zwei Gründe dafür: Erstlich der von Ennen (l. c. 62) erwähnte Inschriftstein, nach welchem ein T. Aequitius Catulus das zerfallene Praetorium von Neuem hat aufbauen lassen. Ob auf den alten Fundamenten? ob zur Zeit, als die Stadtmauer erbaut wurde? So viel wir wissen, ist es noch nicht gelungen, die Inschrift zu datiren. Es ist nicht wahrscheinlich, dass der Stein weit verbracht, sondern nahe der Stelle, wo man ihn fand, stand und sich auf diese bezog.

Zweitens ist die Lage der Baureste bei dem Rathhaus in der That eine solche, wie sie sich nach den von den Römern befolgten Grundsätzen vollkommen für ein Praetorium eignet. Nämlich den feindlichen Angriffen am meisten entzogen, liegt es in Castellen, die von allen Seiten angegriffen werden können, in der Mitte des Areals; in Castellen, deren eine Seite, wie hier die Rheinseite, nicht angegriffen werden kann, in der Mitte dieser Seite, was hier zwischen den Eckthürmen am Dom und bei Maria im Capitol ziemlich zutreffen wird.

Funde, die hier beim Aufräumen gemacht wurden, sind kleine Ziegel, wie sie für die Pfeilerchen, viereckige Heizröhren, wie sie für die Wände der Hypokausten verwendet wurden, Mosaikreste und bemalter Wandverputz beweisen überhaupt nur an dieser Stelle gestandene Römerbauten. Andere Fundstücke deuten auf das mehr oder weniger späte Mittelalter hin. Sollten die beim Rathhaus ansässigen Juden hier grössere Bauten ausgeführt haben, so schlossen diese, wie die Judenbäder von Speyer, Friedberg und auch von Andernach beweisen, Grossartigkeit und Luxus nicht aus, allein sie würden eher im südlichen Theil des Rathhaus-Platzes und für Synagogen und Bäder mehr in centralen Formen als in den langgestreckten Mauern, die wir beschrieben haben, zu finden sein.

Fundstücke aus Stein und Bronze, aus Thon und Glas, welche man in reichen Museen aufstellen, und mit welchen man vor Einheimischen und Fremden glänzen kann, haben gewiss ein grosses und allgemeines Interesse; zur Ergründung der Vorgeschichte einer Stadt, zur Klarlegung ihrer Topographie gewähren Auffindungen von wenigen unscheinbaren Bauresten, sowie Aufzeichnungen über ihre Lage, Umgebung, Richtung, über ihr Material und ihre Werkweise, Anhalte von ungeahntem, weiter greifenden Belang! Dieser verlassenen Kinder nehmen sich die reichen für Schönheit und Seltenheit schwärmenden Sammler nicht an; um so mehr scheint es für die Väter der Stadt eine vorgezeichnete und würdige Aufgabe, für sie zu sorgen, sie zu sammeln und von Zeit zu Zeit zusammenstellen zu lassen, um so die Geschichte und die Umgestaltung der Stadt, an der sie ihre Spanne Zeit fleissig mitarbeiten, der Mit- und Nachwelt vor die Augen zu halten.

In diesem Sinne habe ich den an mich ergangenen Ruf mit Freuden begrüsst, und habe ihm, so weit es an mir liegt, zu entsprechen gesucht.

Wiesbaden, den 22. November 1875. von Cohausen.

7. Der gusseiserne Hohlring aus der Byciskala-Höhle in Mähren. Der untenstehend nach einer Photographie in natürlicher Grösse abgebildete Hohlring aus Gusseisen gehört wohl zu den merkwürdigsten prähistorischen Funden, welche jemals gemacht worden sind. Derselbe wurde von Dr. med. Heinrich Wankel im October 1872 zugleich mit vielen

anderen der Hallstatter Periode angehörigen, prähistorischen Gegenständen in der sogenannten Vorhalle der Byciskala-Höhle, welche er auf Kosten des Fürsten Johann von Liechtenstein durch Abgraben in horizontalen Schichten genau untersuchte, aufgefunden. Und zwar wurde der Ring, nach einer brieflichen Mittheilung desselben, d. d. Olmütz, 5. November 1885, "von ihm persönlich aus der unberührten, nie vorher durchwühlten Erdschicht gehoben. Derselbe Ring war dann im August 1880 in der von der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Berlin veranstalteten Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde zur Ansicht ausgestellt, nachdem er im Jahre 1879 zu einer Polemik zwischen Dr. L. Beck in Biebrich, welcher die Deutung des Fundes anzweifelte, und dem Finder desselben geführt hatte[1]). Auf meinen Wunsch übersandte mir Dr. Wankel im September v. J. den Ring zur Untersuchung und Begutachtung unter gleichzeitiger Angabe der näheren Umstände des Fundes, und in den nachfolgenden Zeilen erlaube ich mir den Gegenstand kurz zu besprechen.

Die Byciskala-Höhle liegt in dem 40 m hohen und waldgekrönten Felsen aus devonischem Kalkstein, welcher Byciskala (d. i. Stierfelsen, von byk Stier und skala Felsen) heisst und in dem Josefsthale, einem tief eingeschnittenen Seitenthale der Zittawa, in Mähren, ansteht. Sie ist schon seit langer Zeit als Naturmerkwürdigkeit von Touristen besucht, aber erst von Dr. Wankel, welcher damals Hüttenarzt auf dem fürstlich Salm'schen Eisenhüttenwerke zu Blansko war, wissenschaftlich untersucht worden. Namentlich die Vorhalle der Höhle lieferte, oberhalb einer mächtigen Schicht von Höhlenlehm, eine sehr reiche Ausbeute an prähistorischen Gegenständen aus Bronze, Eisen, Gold, Glas, Bernstein u. s. w., welche in dem vortrefflichen Buche von Dr. Wankel[2]) „Bilder aus der Mährischen Schweiz" ausführlich beschrieben und abgebildet sind, deren Aufzählung jedoch hier zu weit führen würde. Die Gegenstände gehörten nach dem Befunde ohne Zweifel zu einem grossen, in der Höhle selbst stattgehabten Leichenbrande und es fanden sich an der Brandstätte, in einer bis $^1/_2$ m mächtigen Brandschicht, ausser ihnen die Knochen von verbrannten Thieren und Menschen nebst Kohlen und verkohltem Getreide, sowie in der Nähe die Skelette von fünf Männern und fünfunddreissig meist jugendlichen Frauen, z. Th. mit abgeschlagenen Köpfen und Händen vor. Aus dem Reichthume des Fundes, namentlich an Gold und Frauenschmuck, wird geschlossen, dass es sich hier um die Feuerbestattung eines Häuptlings handele, dem seine zahlreichen Frauen und seine Diener in den Tod folgen mussten. Die Leichen-

---

1) Vergl. Archiv für Anthropologie, 1879, Bd. 12, S. 271 und ebenda S. 419.

2) Dr. Heinrich Wankel, Bilder aus der Mährischen Schweiz und ihrer Vergangenheit. Wien 1882, Adolf Holzhausen. S. 369 ff.

brandstätte war dann $1^1/_2$ m hoch mit grossen, auf einander gehäuften Kalksteinblöcken und obenauf mit Schotter und Sand bedeckt worden. Hierdurch blieben die Gegenstände, welche sie einschloss, viele Jahrhunderte in ihrer ursprünglichen Lage und vor jeder Berührung mit den später lebenden Geschlechtern bewahrt. Sie tragen sämmtlich ganz unverkennbar den Typus der durch von Sacken so sorgfältig erforschten Hallstatt-Periode. In der 50 m langen, 20 m breiten und 12 bis 16 m hohen Vorhalle befand sich, etwa 8 m südlich von der Brandstätte[1]), eine prähistorische Schmiedestätte für Eisen- und Bronzearbeiten, mit zahlreichen Handwerksgeräthen und Fabrikaten von derselben, die in ganz gleicher Weise wie die Brandstätte selbst zugedeckt war, und nach der Leichenceremonie nicht wieder benutzt worden sein kann; die Schmiedestätte war also schon vor dem Leichenbrande vorhanden gewesen.



An dem östlichen Ende dieser über 20 Quadratmeter grossen Schmiedestätte fand Dr. Wankel selbst in ungefähr $^1/_2$ m Tiefe unter einem grossen Kalksteinblocke und unter einer Schicht von verkohltem Getreide, unmittelbar auf dem Höhlenlehm aufliegend, den in Rede stehenden gusseisernen Ring, welcher hier abgebildet ist. Es ist somit nicht daran zu zweifeln, dass der Ring schon vorhanden war, als die Feuerbestattung stattfand, dass er also wie die anderen von ihr herrührenden Gegenstände der Zeit der Periode von Hallstatt angehören muss.

Der Ring hat 43 Millimeter äusseren und 20 Millimeter inneren Durchmesser, ist also 23 Millimeter dick. Er ist hohl und hat etwa 2 Millimeter Wandstärke, welche aber nicht gleichmässig dick ist. Er wiegt 22 gr und sein specifisches Gewicht ist = 6,98. Er besteht aus einem sehr feinkörnigen grauen Gusseisen, in welchem der Chemiker Dr. Edmund König in Wien, nach Dr. Wankel's Mittheilung, qualitativ einen beträchtlichen Phosphorgehalt nachgewiesen hat. Dieses erklärt die Sprödigkeit des Metalles, daher der Ring, wahrscheinlich durch Anschlagen mit der Spitzhacke, bei dem Ausgraben in seiner äusseren Wand zwei unregelmässige Löcher erhielt, die auf der Abbildung vorn und hinten sichtbar werden. Die Wand zeigt ferner rechts von dem vorderen Loche sehr deutlich die Gussnaht und ganz links von ihm eine helle, eben geschliffene ovale Stelle von 8 Millimeter grösstem und 6 Millimeter kleinstem Durchmesser, an

1) Vergl. die Zeichnung der Vorhalle in Grundriss und Durchschnitt auf S. 383 des angeführten Buches.

welcher der Einguss gesessen hat. Der Ring ist also in einer zweitheiligen Gussform aufrecht stehend gegossen worden. An seiner inneren Peripherie ist er offen und zeigt einen in der Abbildung sehr deutlich hervortretenden ringförmigen Schlitz von etwa 3 Millimeter Weite. Wie bei ähnlichen, bei Hallstatt und an anderen Orten gefundenen, hohl gegossenen Bronzeringen diente der Schlitz dazu, den ringförmigen Sand- oder Lehmkern im Inneren der Gussform dadurch schwebend zu erhalten, ehe das flüssige Metall hineingegossen wurde, dass der Kern, wie der Radkranz von einem Scheibenrade, auf einer 3 Millimeter dicken Scheibe von Stein oder Lehm sass, welche bei dem Gusse die Dicke des ringförmigen Schlitzes ausfüllte. Im Uebrigen musste die Scheibe in der Mitte so hohe, der Nabe eines Rades entsprechende, Erhöhungen haben, dass diese auf beiden Seiten an die innere Wand der Gussform anstiessen und so den Gusskern in seiner richtigen Lage erhielten, ehe das Gusseisen eingeflossen war.

So zeigt uns dieser gusseiserne Hohlring einen überraschend hohen Entwicklungsgrad der Gusstechnik schon in der Hallstatt-Periode, also vor mehr als 2000 Jahren. Dass der Ring sehr lange Zeit mit Gegenständen von Bronze oder Kupfer in feuchtem Boden gelegen haben muss, zeigen die ihn bedeckende höckerige Schicht von Eisenoxydhydrat, sowie Spuren von ihm anhaftenden Kupfergrün auf der linken Seite der oberen und auf der unteren Seite der hinteren Aussenwand, dicht unter dem hinteren Loche. Wenn ich eine Vermuthung aussprechen soll, welchem Volke wohl der geschickte Giessmeister angehörte, der den Ring angefertigt hat, so möchte ich mich für einen der keltischen Volksstämme, der Bojer, Cotiner oder Skordisker entscheiden, welche vor der germanischen und der späteren slavischen Einwanderung, nach den Zeugnissen der Classiker, in diesen Gegenden ihre Wohnsitze hatten.

Bonn. Dr. Ad. Gurlt.

8. Ein römisches Siegesdenkmal, dessen Bruchstücke vor mehrern Jahren bei dem lothringischen Dorfe Merten aufgefunden worden sind, wird nach der „Kunstchronik" gegenwärtig im städtischen Museum zu Metz wieder hergestellt. Dasselbe hatte ursprünglich eine Höhe von 10 m und besass folgende Gestalt: Auf einfach gehaltenem Unterbau erhebt sich ein viereckiger Sockel mit vier Nischen, in denen beinahe lebensgrosse Figuren von Göttern und Halbgöttern angebracht sind; es sind dies Apollo, Juno, Minerva und Herkules. Ueber der Deckplatte des Sockels erhebt sich ein achteckiges Postament mit sieben Statuetten in halber Lebensgrösse, welche wahrscheinlich die sieben Wochentage darzustellen bestimmt waren, aber nur in geringen Fragmenten erhalten sind. Aus der Abschlussplatte entwickelt sich sodann eine beträchtlich verjüngte Säule mit reich gehaltenem Capitäl; an letzterm bemerkt man vier Köpfe, welche die vier Jahreszeiten

darstellen sollen. Gekrönt wird das Denkmal durch die Statue eines römischen Reiters, der mit der geschwungenen Lanze nach einem unter den Hufen seines Pferdes liegenden Feinde stösst, dessen Unterkörper in einen Schlangenleib übergeht. Eine Inschrift, welche über die Bedeutung des Denkmals Auskunft geben könnte, fehlt; doch kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass dasselbe zur Erinnerung an den Sieg der Römer über einen einheimischen Volksstamm errichtet worden ist und, wie sich aus dem Charakter der Architekturtheile ergiebt, dem Ende des zweiten Jahrhunderts angehört. (Kölnische Zeitung vom 22. Febr. 1886, II. Bl.)

9. Neuss. Reliefbandschmuck-Amphoren der Stiftskirche St. Quirin zu Neuss. Ein Jahr später als die von Herrn Rector Aldenkirchen (H. LXXIV dieser Jahrbücher S. 81—89) beschriebene Reliefbandschmuck-Amphora, welche (a. a. O.) Taf. V, Fig. 2 abgebildet ist, gefunden wurde, stiess man einige Schritte seitwärts der älteren Fundstelle auf eine zweite Amphora. Auch diese war zerbrochen. Als sie wieder zusammengeflickt war, da zeigte es sich, dass dieser neue Fund mit dem alten völlig übereinstimmte, nur etwas kleiner und etwas anders verziert ist. Beide Gefässe sind in der Neusser Local-Alterthümersammlung aufgestellt worden. Wurden diese Funde rechts vom Haupteingange zur Krypta gemacht, so hob ich links von demselben, in nächster Nähe des kleinen Einganges, die grössere Scherbe eines solchen mit Reliefbändern geschmückten eiförmigen Gefässes von gelblichem festgebranntem Thone auf.

Als die erste Amphora zum Vorschein kam, frug Aldenkirchen bei den rheinischen Museumsdirektoren an, in welche Zeit wohl diese Gefässe zu setzen seien. Eine bestimmte Auskunft hat er jedoch nicht erhalten.

Professor aus'm Weerth betrachtete sie entschieden als spätrömisch. Aldenkirchen begnügte sich damit, sie für älter zu halten, als das dem Jahre 825 angehörende Plattenmosaik, welches das zuerst gefundene Gefäss deckte. Ich habe den in den Neusser Reliefbandschmuck-Amphoren uns begegnenden Gefässstil bereits ca. fünf Jahre vor Auffindung der Neusser Amphoren beobachtet und für frühkarolingisch erklärt (vgl. u. A. Jahrbücher Heft LXII, S. 170). Die Neusser Gefässe betrachtete ich als gleichalterlich mit dem Plattenmosaik, unter dem das zuerst gefundene ruhte. Da Prof. aus'm Weerth (Heft LXXVI, Anm. 1) dieser Ansicht widersprochen hat, so werde ich demnächst dieselbe auf das Neue zu begründen suchen.

Constantin Koenen.

10. Neuss. Reliquien des Grafen Eberhard von Cleve und dessen Gemahlin Bertha in der Stiftskirche St. Quirin zu Neuss. Bei der Tieferlegung des Fussbodens vor dem Hauptaltare der Krypta St. Quirin zu Neuss kam ein umfangreicher Steinsarg zum Vorschein. In

seinem Innern barg derselbe durcheinander geschobene Menschenknochen. Bedeutungsvoll wird daher eine nicht veröffentlichte Aufzeichnung, welche ich im Besitze der Frau Wittwe Schramm in Neuss fand. Dieselbe ist von einem gewissen „Jos. Remmets, geb. 1737 d. 19. Mai," gemacht worden. Er war „Gemahl der Heussgeus" und ist „von der Frau Abtissinnen mitt der stifts und pfarr Orgel behendet worden". Des „Hr. Frings sein erste Mess", ist seine erste gewesen, „so er als Organist darauf geschlagen, den 3. May 1770."

„1771 in octava Corporis Christi den 5. Juny", so sagt Remmets, „habe ich mit eigenen Händen die Reliquien Eberhardi Herzogens von Cleve und Berta seiner Ehegemahlinnen hiesigen Stiftes Fundatoren bey Kirchen Reparation helfen erheben. Selbiger ist gestorben 880 und ist vom hohen Chor in die Kluft (Krypta!) vor dessen hohen altar beigesetzt worden."

Der vor dem Hauptaltare der Krypta zu Neuss gefundene Steinsarg ist also unzweifelhaft derjenige, welcher zur Zeit des Organisten Remmets als Reliquie der beiden Stifter des 825 angelegten Neusser Münsters betrachtet wurde. Es wäre deshalb wünschenswerth, wenn man gelegentlich den Steinsarg, welcher von Herrn Regierungsbaumeister Jul. Busch an der Stelle seiner Auffindung tiefer gesenkt wurde, sowohl seiner Form als auch seinem Inhalte nach einer wissenschaftlichen Prüfung zugänglich machen würde.

Bei einer weiteren Erörterung über den hier angeregten Gegenstand wäre Folgendes zu beachten: Zunächst, dass das Stiftsarchiv — d. h. Reste desselben, da, wie Lacomblet angegeben hat, das eigentliche Stiftsarchiv spurlos verschwunden ist — weit ältere Aufzeichnungen als die unseres Organisten Remmets enthält, die von angesehenen Canonikern herrühren; diese stellen das Streben der Aebtissin und der Canonissen, auf dem Chor die Grabstätte des Stifters der Kirche nachzuweisen und durch eine Gedenktafel zu markiren, als durchaus unhaltbar und geradezu als eiteles Beginnen dar. Jene Gedenktafel ist denn auch bald wieder entfernt worden, und man hielt im Allgemeinen vor wie nach Remmets an der Tradition fest, das Grab liege unter dem Hauptthurme (Neuss-Grevenbroicher Zeitung, J. 1885, Nr. 177).

Dann ist das hohe Chor, auf welchem die Gebeine der im 9. Jahrhundert beigesetzten Stifter gesucht wurden, wie bereits Aldenkirchen (Jahrbuch LXXIV, S. 81—84) nachgewiesen hat, erst im 11. Jahrhundert entstanden, indem man die frühkarolingische Kirche nach Osten hin erweiterte und durch Anlage der Krypta (in erhöhter Lage) das Chor errichtete. Wenn nun aber auch keinesfalls das Grab der Kirchenstifter vom Tage der Anlage an sich auf dem hohen Chore befunden, so wäre es doch nicht unmöglich, dass dasselbe später hier seine Stelle gehabt haben kann. Ursprünglich mag das Grab mit seiner Reliquie, wie die Tradition

berichtet, wirklich unter dem Hauptthurme gelegen haben. Als dann aber im 11. Jahrh. die Kirche eine andere Gestalt erhielt, könnte man die Reliquie des Grabes auf das hohe Chor gebracht haben. Vielleicht fand eine solche Translocation im 13. Jahrhundert statt, als die frühkarolingische Kirche zerstört worden war, und man die jetzt bestehende Kirche errichtete. Dann mochte als das eigentliche „Grab" der Tradition nach die Stelle betrachtet worden sein, von der unser Steinsarg bereits schon längst weggeschafft worden war. — Eine solche Translocation würde auch jenen Streit wegen der Frage, ob das Grab unter dem Hauptthurme oder auf dem Chor, unter dem Stubbenthurm zu suchen sei, leichter erklärlich machen.

Für eine solche Translocation könnten vielleicht auch noch zwei andere Umstände sprechen. Zunächst nämlich, dass man bei den Grundarbeiten im Bereiche der frühkarolingischen Kirche, und zwar speciell auch da, wo nach der ältesten Tradition die Reliquien Eberhards und seiner Gemahlin Bertha beigesetzt sein sollten, keine Spur von einem hervorragenden Grabe gefunden hat. Dann spricht dafür der Umstand, dass jener Steinsarg die vorzüglichste Grab-Reliquie bildet, welche bis jetzt in der Stiftskirche St. Quirin angetroffen wurde.

Haben wir es hier wirklich auch mit den in der älteren Tradition genannten Reliquien des Stifters der frühkarolingischen Neusser Münsterkirche zu thun, dann dürfte freilich noch eine weitere Frage in Anbetracht kommen, nämlich die, ob wir hier thatsächlich das Grab eines „Grafen Eberhard von Cleve und seiner Gemahlin Bertha" gefunden haben. Bis jetzt ist der Nachweis noch nicht erbracht worden, dass überhaupt ein Graf Eberhard von Cleve und eine Gräfin Bertha existirt haben. Nach neueren genealogischen Forschungen sind vielmehr beide nur mythische Personen. Auch hat schon Lacomblet nachgewiesen, dass die beiden Schriftstücke, welche einen Grafen von Cleve als Stifter der Quirinkirche nennen, Machwerke einer späteren Zeit sind. Dann gewinnt die Vermuthung Lacomblets, statt „Cleve" sei „Kessel" zu lesen, aus mehreren unzweifelhaft ächten Documenten die grösste Wahrscheinlichkeit („N. Gr. Z." a. a. O.)

Bei der vorgeschlagenen wissenschaftlichen Prüfung des Inhaltes jenes Steinsarges würde zu berücksichtigen sein, dass zu den ursprünglich in demselben vorgefundenen Knochen durch Herrn Baumeister Busch, den Restaurator des Münsters, ausser anderen bei den Grundarbeiten in der Krypta vorgefundenen Gebeinresten diejenigen der Aebtissin Louise von Loe gelegt wurden, welche sich in dem Haupteingange zur Krypta beigesetzt fanden. Constantin Koenen.

11. Neuss. Sinterplatten der Neusser Stiftskirche St. Quirin. Bei den Grundarbeiten in der Stiftskirche St. Quirin kamen eine

Anzahl Fussbodenplatten zum Vorschein, welche aus jener Sinterbildung hergestellt worden sind, die bekanntlich im Eifeler Römerkanal eine Dicke von 0,30 m bei einer Breite von 0,74 m erreicht (vgl. von Veith, Jahrb. Heft LXXX, S. 1—22). Von den beiden grössten der Neusser Sinterplatten hat die eine 0,62, die andere 0,65 m im Quadrat; beider Platten-Dicke beträgt 0,10 m.

Die allbekannten beiden grossen, schön polirten Sintersäulen der Krypta des Neusser Münsters galten wegen der einem Holzdurchschnitte ähnlichen wellenförmigen Bewegung ihrer Structur-Linien hierorts lange Zeit für „versteinertes Holz“.

Wenn man die Mittheilung des Gelenius beachtet, nach welcher Karl der Grosse zur Ausschmückung seiner Kirchenbauten den sich mit Marmor recht wohl vergleichen lassenden Kalkniederschlag des Römerkanals im pagus Kreil bei Köln vertragsmässig ausbrechen liess, dann liegt in Anbetracht des Neusser Fundes die Wahrscheinlichkeit vor, dass auch noch in der Zeit nach Karl dem Grossen, unter Ludwig dem Frommen, also in der Entstehungszeit unserer älteren Stiftskirche St. Quirin, der Eifeler Römerkanal als Steinbruch Verwendung gefunden hat.

Constantin Koenen.

12. Ein Rest der Stadtmauer von Neuss. Derselbe befindet sich in der Promenade am Zollthore und besteht aus einer schmalen Mauer, an deren Stadtseite zwei starke viereckige, halbkreisförmig überwölbte Pfeiler angebracht sind, während an ihrer Aussenseite sich ein mächtiger halbrunder Thurm erhebt. Schon die Weise, in welcher der eine gegen den anderen dieser Bautheile errichtet ist, lässt sofort erkennen, dass zuerst die zwischen den Pfeilern und dem Thurme befindliche Umfassungsmauer, dann die viereckigen Pfeiler, endlich deren Umwölbung und scheinbar zu gleicher Zeit die Aufführung des Thurmes erfolgt sein muss. So sind im Ganzen fünf Bauperioden wahrnehmbar, welche mit der Geschichte der Befestigung von Neuss in deutlichem Zusammenhang stehen: Im Jahre 359 führte der römische Kaiser Julian die Umfassungsmauern der „civitas Novesium“ auf. Die zwischen den Pfeilern und dem Thurme befindliche, 0,65 m breite Mauer dürfen wir dem Julian zuschreiben. Es besteht dieselbe nämlich aus zwei Reihen sorgfältig durch Mörtel mit einander verbundener Tuffsteine. Zwischen diesen nimmt man ein aus Bruch- und Geröllsteinen sowie Stücken römischer Dachziegelplatten bestehendes Füllwerk wahr. Genau so sind die ebenso schmalen Tuffmauern der Römerbauten des Bonner Castrums aufgeführt! Dann hat bekanntlich der römische Kaiser Valentinian die Umfassungsmauern der rheinischen Befestigungen verstärkt. Dieser spätrömischen Verstärkung können wir die unteren Theile der starken viereckigen Pfeiler zuschreiben. Es bestehen diese aus Basalt,

Tuff und Gusswerk mit römischen Ziegelstücken, wie alle jene Reste der eilfertigen Bauweise zur Zeit Valentinians. Zur Zeit der Völkerwanderung verfielen offenbar die Befestigungen von Neuss, und es wäre nutzlos gewesen, sie in der nächstfolgenden fränkischen Zeit, in welcher Neuss keine Rolle spielte, wiederaufzubauen. Erst im Jahre 1254 wurde Neuss durch Freibriefe von Conrad v. Hochsteden wieder befestigt und erweitert. Wir werden nicht fehl gehen in der Annahme, diesem Erzbischofe von Köln die in roher Weise aus Basalt und Tuff, ohne römische Ziegel erbauten Ueberwölbungen der römischen Mauerpfeiler und die Anlage des vor der römischen Mauer in derselben Weise und aus demselben Material errichteten Thurmes zuzuschreiben; dieses umsomehr, als die von demselben Conrad v. Hochsteden, also zu derselben Zeit erbauten Umfassungsmauerreste von Köln nicht nur genau dasselbe Baumaterial, sondern auch dieselbe technische Verwendung desselben und dieselben Ueberwölbungen und halbrunden Thürme aufweisen. Aus dem Jahre 1474 wird berichtet, wie Hermann v. Hessen mit unermüdlichem Fleisse die alten Befestigungswerke, die Stadtmauern und Thürme von Neuss in besseren Stand setzen liess, um unsere Stadt gegen den reichsten und mächtigsten Fürsten dieser Zeit, Carl d. Kühnen, zu sichern. Zu den damals entstandenen Mauertheilen dürfen wir die aus reinem Tuffe aufgebauten Stücke stellen, welche jene von Hochsteden'schen Basaltmauern als Unterlagen haben. Die auf diesen Hermann'schen Anlagen errichteten, jüngsten Mauerungen zeigen jene bekannten grossen rothgebrannten Ziegel (Holzbäcker), welche man im 16. Jahrhundert bei Neusser Bauten gewöhnlich benutzt hat, als Baumaterial verwendet. Wohl unzweifelhaft müssen wir den unglücklichen Commandanten Cloedt als Errichter dieser Ziegelmauern ansehen; denn dieser ergänzte im Jahre 1585 die Mauern und Thürme von Neuss. Von unseren städtischen Umfassungsmauern ist der beschriebene der einzige Rest, der oberirdische Theile aufzuweisen hat, welche bis in die Zeit der Römerherrschaft am Rhein zurückreichen.

Constantin Koenen.

13. Zur Geschichte von Plittersdorf. Die Auffindung eines römischen Grabes zu Plittersdorf, wo bis jetzt römische Alterthümer nicht entdeckt worden sind, gab Veranlassung, nach dem Ursprung dieses Ortes zu forschen. Herr Staatsarchivar Dr. Harless in Düsseldorf machte darüber folgende, meist aus den Urkunden des Provinzialarchivs geschöpfte Mittheilungen:

Der Ortsname Plittersdorf, Blittersdorf kehrt in Deutschland wenigstens 4 bis 5 Mal wieder: abgesehen von Plittersdorf bei Bonn, giebt es ein Plittersdorf unweit Rastatt im Badischen Mittelrheinkreis, Klein-Blittersdorf im Kreis Saarbrücken des Reg.-Bez. Trier, Blittersdorf bei Saargemünd in

Deutsch-Lothringen, Plittersdorf im Kreise Adenau des Reg.-Bez. Coblenz. Die jetzt noch blühende freiherrliche Familie von Blittersdorff (Plittersdorf) soll von einem im Stifte Bremen, bei Horneberg gelegenen Dorfe Bliderstorp den Namen führen; ein Zusammenhang dieser Familie mit dem rheinischen Plittersdorf bei Bonn, beziehentlich der ehemals nach diesem benannten Familie ist nicht nachweisbar.

Ein alter Ort ist Plittersdorf, das schon 1199 als Blitersdorfo genannt wird, jedenfalls. Es hatte eine königliche Villa als Kern- und Mittelpunkt, die König Arnulf dem Stifte Gandersheim nebst dem Gute Cruft bei Friesdorf (dem Cluchterhofe) schenkte. (Havenberg, Hist. eccl. Gandersheim. p. 582 und Meibom, Rer. germ. scriptt. II, p. 488.) Wann, ist nicht genau überliefert. Beide Güter verkaufte das Stift indessen 1318 der Cisterciensetabtei St. Petersthal zu Heisterbach, welche seitdem den bedeutendsten Grundbesitz zu Plittersdorf vereinigte. Schon 1199 hatte ein Glied eines alten Geschlechtes daselbst, Ritter Hermann von Plittersdorf, der Abtei Heisterbach einen Hof und $3^1/_2$ Morgen Weingarten verkauft, beziehungsweise zu Lehen aufgetragen. Auch in einer Urkunde vom J. 1200 bei Lacomblet, U. B. I, 568 ist Land derselben Abtey zu Blytersdorp erwähnt. Im Jahre 1203 übertrug der oben Genannte der Abtei $55^1/_2$ Morgen Land und 1251 am 21. März kam auch der Hof, den das Bonner Cassiusstift in Plittersdorf hatte, — derselbe umfasste 22 Morgen Ackerland, 3 Morgen Weinbestand — in Erbpachtbesitz des Heisterbacher Klosters. Als nun noch 1320 die Wittwe Beatrix von Wolkenburg, verehlicht gewesene von Benrode zu Siegburg, ihren Hof dem Convente zugewendet, 1394 Rabodo von Brempt und 1478 Wilhelm von Blittersdorf, Johann's Sohn, ihre Vogteischaften, Letzterer zudem auch sein gesammtes liegendes Besitzthum der Abtei verkauft hatte, waren deren Besitzungen und Gerechtsame am Orte dauernd arrondirt. Später erhielt der Heisterbacher Hof, mit dem nun das ursprünglich Gandersheim'sche Hofgeding an der Capelle verknüpft war, den Namen Auerhof. Das Areal dieses Hofes wird in den Kurcölnischen Steuer-Descriptionen von 1669 und 1670 zu 190 Morgen taxirt. Der zweitgrösste Hof danach war der des Klosters Marienforst, auch Stinzerhof genannt, mit ca. 168 Morgen Ackerland, 8 Morgen 2 Viertel $1^1/_2$ Pinten Weinland und ca. 8 Morgen Wiesen. Beide der Säcularisation 1801 verfallene Höfe erwarb 1812 der Kölner Banquier Abraham Schaaffhausen aus der Hand der französischen Domänenregie. Dieser Complex wurde später verkauft und gelangte theilweise an Herrn Louis Mertens und dessen Gemahlin Sibylla Mertens-Schaaffhausen.

Ausser den bezeichneten Höfen aber gab es in Plittersdorf noch zwei Kölnische landtagsfähige Rittersitze, den Thurmhof oder Thurm zu Plittersdorf und den Rittersitz Plittersdorf, auch Steinhaus genannt. Ueber diese zwei Sitze, deren Entstehung dunkel ist, — vielleicht sind sie

aus Lehen der Abtei Heisterbach hervorgegangen oder aus veräusserten Splissen der Güter der Familie von Blittersdorf, die 1478 den Ort verliess — findet sich das meiste Material bei Fahne, Dynasten, Freiherrn und Grafen von Bocholtz, I, 1 S. 169—172. Zur Ergänzung dieser Daten sei hier nur noch bemerkt, dass der Rittersitz Steinhaus 1599 zu 49, 1670 zu 56 M. Ackerland und 2 M. Weingarten veranschlagt, 1599 den Erben des Bertram von Metternich auf der Broel, 1606—1634 dem Wilhelm resp. Junker Metternich zugehörte. Um und nach 1670 war ein Junker Stamm Inhaber des Rittersitzes; 1715, 21. März, wurde Eduard Bernhard von und zu Bocholtz wegen desselben beim Landtage in Bonn aufgeschworen; 1728, 23. Mai, dessen Vetter Franz von Bocholtz zu Störmede, sodann 1776, 13. Februar, des Letztern Neffe Theodor Werner von Bocholtz. Demnächst ging, laut Aufschwörung des Uno Vincent Franz Johann Eusebius Nicolaus v. d. Heyden gen. Belderbusch, d. d. 20. Febr. 1778, das Gut auf die v. Belderbusch über und wird auch noch vom Letzten dieses Geschlechts, dem Grafen C. von Belderbusch, besessen worden sein.

Den Rittersitz Thurm zu Plittersdorf hatte 1599 und 1606 Wilhelm von Streithagen, um 1670 ein von Hillersberg, seit Ende des 17. Jahrh. der Kurkölnische Geh. Rath und Kanzler Johann Friedrich Karg von Bebenburg, um 1750 Johann Friedrich von Cles inne. Das Areal dieses Sitzes ist jetzt Eigenthum des Herrn Victor Bürgers.

Plittersdorf gehörte mit seiner Capelle zum Kirchspiele Rüngsdorf, dessen Pfarrkirche dem Patronate des Probstes von St. Cassius zu Bonn untergeben war. Doch scheint Plittersdorf als Ort bedeutender gewesen zu sein, denn Rüngsdorf. 1599 heisst es von den Plittersdorfern: sie bringen ihre Häuser auf 1018 Rt., die Rüngsdorfer Häuser dagegen sind 362 Rt. werth. Nach einer Aufzeichnung von 1785 befasste das Kirchspiel Rüngsdorf die Dorfschaften Godesberg, Plittersdorf und Schweinheim sowie das Dienstvolk im Kloster Marienforst mit zusammen 700 Communicanten. Rüngsdorf hatte damals 31, Godesberg 100, Plittersdorf 60, Schweinheim 16 Häuser. Beneficien bestanden zu Godesberg im Dorfe, auf dem Michaelsberge und zu Plittersdorf. Als Patronin des Beneficiums zu Plittersdorf wird „Freifräulein Friederica de Cler“ bezeichnet.

Schaaffhausen.

14. Eine Handschrift aus der Zeit Karls des Grossen. Die Quedlinburger Gymnasialbibliothek bewahrt eine Handschrift, die sich zwar schon von Tobias Eckhard erwähnt findet, auf deren Werth und Bedeutung aber neuerdings erst der grosse französische Meister der Paläographie, Léopold Delisle aufmerksam gemacht hat. Diese Handschrift, deren Inhalt sich auf das Leben und die Verehrung des heiligen Martin, des französischen Nationalheiligen, bezieht, ist auf Pergament in der soge-

nannten Halb-Initiale geschrieben; die Titel gewöhnlich in der Capitale; diese und einige Initialen sind mit Gold auf Purpurgrund kunstvoll aufgetragen. Der Codex ist eines der wenigen erhaltenen Denkmale und Zeugen für die Bestrebungen Karls des Grossen für Wissenschaft und Kunst, dessen Thätigkeit in dieser Hinsicht bekannt genug ist. Er stammt aus der berühmten Schreiberschule, welche Alkuin in Tours errichtet hatte. Delisle weist in seiner Schrift noch 25 Handschriften nach, die aus jener Schule zu Tours hervorgegangen sind; die meisten besitzt Frankreich, nur eine einzige — nämlich die Quedlinburger — befindet sich im jetzigen deutschen Reiche. Sie ist geschrieben von einem Priester Adalbald auf Befehl des Fredegisus, wie die Subscription in rothen Initialen besagt. Fredegisus war einer der Nachfolger Alkuins in der Abtei von St. Martin und starb um 834.

(Kölnische Zeitung vom 22. Febr. 1886, II. Bl.)

15. Neue archäologische Funde in Rom. Auf jener Nordkuppe des capitolinischen Hügels, die wahrscheinlich schon vor beinahe 3000 Jahren, also lange vor der legendarischen Gründung Roms, die urältesten Anfänge der Stadt, nämlich die Burg trug, vollzieht sich jetzt bei Tag und Nacht fortgesetzter Arbeit ein Zerstörungswerk, welches, da es hauptsächlich päpstliche Bauten betrifft, von den vatikanischen Blättern, wie z. B. dem Osservatore Romano, aufs heftigste verurtheilt wird. (Gegen das jetzt in Rom geübte rücksichtslose Verfahren haben Grimm und Gregorovius laut ihre Stimme erhoben. Dieser erinnert an die Pietät, womit die Päpste die Denkmäler des römischen Alterthums beschützt und uns erhalten haben.) Es handelt sich um die Gewinnung eines Platzes für das Denkmal Victor Emmanuels, zu welchem Behuf sowohl das alte, zur gleichnamigen Kirche gehörige Kloster Ara Coeli als auch der ehedem zur Wohnung der Päpste bestimmte, aber inzwischen sehr baufällig gewordene Thurm Pauls III. niedergelegt werden mussten. Bei dieser Gelegenheit ist die von den deutschen Gelehrten vertretene und durch Funde in den Gärten der deutschen Botschaft erwiesene Behauptung, dass auf der heute vom deutschen Botschaftspalast eingenommenen Südkuppe des Capitols der Tempel des Jupiter optimus maximus und auf der Nordkuppe, wo sich heute die Kirche S. Maria in Ara Coeli befindet, die Burg gestanden habe, von den Italienern, die früher das Umgekehrte behaupteten, allerseits anerkannt worden. — Der hiesigen archäologischen Commission ist es in diesen Tagen gelungen, den Grund und Boden jener altrömischen Waarenlager zu erwerben, die in Gefahr standen, der Anlage eines Arbeiterviertels auf dem Aventin zum Opfer zu fallen. Obwohl die mit jenen alten Waarenlagern in Verbindung stehenden Landungsstellen an der Tiber bereits 1867 ausgegraben worden waren, ist man auf die Lagergebäude selbst doch erst neuerdings, und zwar durch

den Bau eines zur Entwässerung der neuen Stadtviertel bestimmten Canals aufmerksam geworden. Es sind dabei vielerlei bemerkenswerthe Dinge zu Tage getreten, so z. B. ein 20 m im Geviert messender Raum, der ganz und gar mit gewaltigen, bis zu 1,5 m langen Elefantenzähnen angefüllt war. Da derartige Zähne heutigen Tages in Kamerun, Batanga u. s. w. zu den allergrössten Seltenheiten gehören, so muss also wohl den afrikanischen Elefanten zur Römerzeit bei weniger lebhaft betriebenen Nachstellungen ein längeres Leben beschieden gewesen sein als heute. Der Zufall wollte es, dass voriges Jahr weit abseits von den erwähnten Waarenlagern, nämlich vor der Porta Salaria, ein christlicher Grabstein aufgefunden wurde, der auf der Rückseite die sogenannte „lex horreorum", nämlich die auf das Vermieten jener dem Staate gehörigen Waarenlager sich beziehenden Bestimmungen enthält. Der erste Satz dieser Bestimmungen lautet: „In den Magazinen des Kaisers Cäsar Augustus werden Getreidespeicher und Keller sowie Schränke für Werthsachen vermiethet." Die werthvollen Elfenbein- und Marmorfunde lassen darauf schliessen, dass jene Anlagen durch irgend ein plötzliches und unvorhergesehenes Natur- oder Kriegsereigniss zerstört sein müssen.

Eine andere wichtige archäologische Entdeckung ist in diesen Tagen in Rom in nächster Nähe des Laterans, wo früher das Haus Marc Aurels gestanden haben soll, gemacht worden. Man stiess auf eine antike Strasse mit zahlreichen Ehrensäulen, welche auf drei Seiten sehr werthvolle Inschriften tragen. Im Ganzen handelt es sich bis jetzt um etwa zwanzig solcher Inschriften. Es sind Widmungen, welche die Equites singulares, die „Gardes du Corps" der Imperatoren, betreffen. Die meisten rühren aus den Zeiten Trajans, Hadrians und Antonins her. Nachdem die betreffenden Krieger 25 Jahre redlich gedient hatten, ehrenvoll verabschiedet waren (missi honesta missione) und die übliche Belohnung von 3000 Silberlingen erhalten hatten, pflegten sie den Göttern eine Abschiedsinschrift zu widmen, bevor sie die Rückreise in die ferne, meist nordische Heimath antraten. Es befinden sich darunter Tribunen, Centurionen, Exercirmeister, Trompeter, Kuriere u. s. w. Alle haben ihre ursprünglichen Namen der Staatsallmacht zu Liebe romanisirt und noch obendrein die Vornamen des regierenden Kaisers angenommen. Trotzdem ist zu merken, dass sie meist aus Deutschland stammten. Die einzelnen Inschriften enthalten genaue Angaben über Eintritt und Entlassungszeit der Garden. Wie verlautet, wäre bis jetzt erst ein kleiner Theil dieser Inschriften blossgelegt. Es ständen also noch weitere Ausgrabungen bevor. (Köln. Zeit. v. 13. März 1886, III. Bl.)

16. Fränkische Fibeln mit Runen. Die fränkische Abtheilung des Wormser Museums ist vor kurzem durch einige sehr werthvolle, in der Gegend von Coblenz gemachte Funde bereichert worden. Es sind

dies zwei völlig gleiche, schwere, silberne Spangenfibeln mit Runen-Inschrift, die in einem Frauengrab gehoben wurden. Bekanntlich gab es bisher nur fünf in Deutschland gefundene Runenspangen, wovon zwei im Museum zu Augsburg, zwei im Römisch-germanischen Museum zu Mainz und eine zu Ems im Privatbesitz, die demnächst im Zusammenhang von Professor Henning in Strassburg besprochen werden. Während diese letztern Inschriften von einem oder mehrern Sätzen aufweisen, trägt die bei Coblenz gefundene nur den einen gekürzten Namen Leub., welcher, da derselbe Name im Zusammenhang auf einer der Augsburger Fibeln vorkommt, zu Leubwinis ergänzt werden kann. Professor Henning, der kundige Beurtheiler dieser Denkmäler, glaubt aus sprachlichen Gründen schliessen zu müssen, dass die Fibel älter als das 9. Jahrhundert sei, andere Gründe berechtigen zu der Annahme, dass die sämmtlichen Funde dieses Grabfeldes nicht über den Anfang des 8. Jahrhunderts zurückzuverlegen sind. Sie stehen ihrem Charakter nach auf der Scheide der merowingischen und karolingischen Periode. Die Fibel ist 12,5 cm lang und 15 g schwer und besteht aus gutem Silber. (Köln. Zeit. vom 15. März 1886, I. Bl.)

17. Kölner Inschrift. Kurz vor Schluss dieses Heftes wurde zu Köln in den Fundamenten des Oppenheim'schen Hauses unter Fettenhennen ein 0,70 m hoher, 0,52 m breiter und 0,34 m tiefer Grabstein gefunden, welcher unter der Darstellung einer jetzt bis auf die Unterschenkel zerstörten Figur in einer $3^1/_2$ cm tiefen Nische die folgende von einem 0,07 m breiten Leistenrande umgebene, auf der linken Seite lückenhafte Inschrift enthält:

RELIVS · A · F ·
Λ · BON · EQVES
‾VS · ANNO · XLV
SVS · EX · LEG · T ·
SSILLOGLVCRETI
ONIS · MILI · ANNO
XV · H · S · E ///

[*A.* (?) *Au*]*relius*, *A*(*uli*) *f*(*ilius*), *Lem*(*onia tribu*), *Bon*(*onia*), *eques* . . . *tus anno*(*rum*) *quadraginta quinque*, [*mis*]*sus ex leg*(*ione*) *prima*. . . . . *ssillo G*(*aii*) *Lucreti*(*i*) . . . . . *onis mili*(*tavit*) *anno*(*s*) *quindecim*; *h*(*ic*) *s*(*itus*) *e*(*st*).

Diese Inschrift vermehrt die Zahl der von K. Klein in diesen Jahrbüchern XXV S. 79 ff. und von mir im Rhein. Mus. N. F. XXIX, S. 173 f. zusammengestellten Denkmäler der Legio I Germanica. Ueber die equites legionis vgl. Dehner, Hadriani reliquiae. Bonn 1883. S. 26 ff.

Jos. Klein.

Die Winckelmanns-Feier in Bonn,
am 9. Dezember 1885.

Dieselbe fand Abends 7 Uhr im Hotel Kley unter zahlreicher Betheiligung von Herren und Damen statt. Der Vorsitzende des Vereins, Geh. Rath Schaaffhausen, begrüsste die Versammlung und legte das eben erschienene 80. Heft der Jahrbücher des Vereins, sowie das zur Feier dieses Tages herausgegebene und von Herrn General von Veith verfasste Winckelmanns-Programm: „Das römische Köln" vor. Er bemerkte, dass der Vorstand glaube im Sinne der Vereinsgenossen zu handeln, wenn er nach längerer Unterbrechung einmal wieder ein Winckelmanns-Programm erscheinen lässt. Derselbe habe auf seinen Antrag schon vor einigen Jahren den Plan gefasst, eine Karte des römischen Köln ausarbeiten zu lassen, da die Bedeutung der rheinischen Metropole in der Römerzeit und die zahlreichen Funde daselbst dazu auffordern mussten. Die Darstellung der römischen Ringmauer durch Herrn Mertz gab einen erneuten Anlass, das römische Castrum mit seinen Strassen und Thoren in einem vollständigeren Bilde zu veranschaulichen. Nachdem die archäologischen Freunde in Köln ihre Mithülfe zugesagt hatten, beauftragte der Vorstand den in solchen Arbeiten erprobten General von Veith hierselbst mit der Ausführung des Planes. Die Umfassungsmauern des römischen Castrums, seine Thürme, Strassen und Thore und die in dasselbe einlaufenden römischen Heerwege wurden auf das Genaueste festgestellt, wobei sich ergab, dass die Reimser und die Bonner Strasse auf den Berlich als auf den höchsten Punkt des Castrums hin gerichtet waren. In die Karte wurden dann mit grossem Fleisse die bemerkenswerthesten Funde innerhalb und ausserhalb des Castrums eingetragen. Ausser dem Fundverzeichniss enthält der Text dann noch eine gedrängte Darstellung der Geschichte der römischen Herrschaft am Rhein in ihren Beziehungen zur Colonia Agrippinensis, in der sich so viele wichtige Ereignisse abgespielt haben. Der Vorsitzende glaubt im Namen des Vereins dem Herrn Verfasser für die mühevolle Arbeit den Dank und die Anerkennung desselben aussprechen zu dürfen.

Er lenkt die Aufmerksamkeit auf die älteren Pläne und Ansichten der Stadt. Aus den letzten zwei Jahrhunderten sind 3 Pläne des römischen Köln bekannt, in denen Vieles blos erdichtet ist, einer befindet sich in Steph. Broelmann's Epideigma, Colon. 1608, ein anderer in dem Buche von P. L. Bossart, Securis ad radicem posita, Bonn 1729 und ein dritter, ist im Verlage von F. Kreuter in Köln erschienen und seinen „Wanderungen durch das mittelalterliche Köln, 1824" beigegeben. Dieser Plan ist aber viel älter und von Laporterie im vorigen Jahrhundert nach einem im Besitze des Frhrn. von Mering befindlichen Exemplare gestochen. Er soll Köln zur Zeit Karls des Grossen und des Erzbischofs Hildebald (782) darstellen. In diesem Plane, der vorgezeigt wurde, geht die Aachener Strasse durch die Ehrenpforte und mitten durch das Castrum nach der Marspforte und von hier geht die Constantinsbrücke, von der man 1766 im Strome 14 Pfeiler entdeckt haben soll, in gerader Linie über die Martins-Insel nach dem mit 4 Thürmen versehenen Deutzer Castrum. Auch die Kunibertskirche liegt auf einer Insel und der Eifelkanal geht in schiefer Richtung durch das Castrum zu dem Kastell, welches man an der Stelle des Domes annahm. Die Hochstrasse durchschneidet zwischen zwei Thoren in querer Richtung das Castrum, das in regelmässige Vierecke eingetheilt ist. Vor der Stadt liegen 3 Inseln, die Rheinau, auf der die Marienkirche zu Nothhausen, später zu Lyskirchen liegt, die Martins- und die Cuniberts-Insel. In dem Bilde der Stadt von Broelmann fehlen die Inseln, auf 2 andern Tafeln ist die Rheinbrücke mit einem Thurme in der Mitte dargestellt, das Deutzer Kastell hat 10 Thürme, die Brücke führt von Köln aus rechts an ihm vorbei. Der Plan von Bossart hat eine Brücke mit Thurm und keine Inseln, er ist dem vorigen sehr ähnlich und nur in Kleinigkeiten verschieden; in beiden umschliesst der Rhein die Ringmauer, die Stadt ist in unregelmässige Quartiere eingetheilt. Die Karte von Braun und Hohenberg in den Civitates orbis terrarum 1572—1618 ist ohne Brücke und Inseln und hat nichts Römisches, vgl. Annalen des hist. V. f. d. N. Heft 36. Dasselbe gilt von den Plänen von Merian 1632, von W. Hollar 1635 und von einem Plan von 1672, auf dem die Gottestracht und die Wappen der Zünfte dargestellt sind. Auch auf der Ansicht der Stadt in Holzschnitt von Anton Woensam von Worms, 1531, die in den Annal. d. hist. V. f. d. N. Heft 44 abgedruckt ist, befindet sich nur die Rheinau vor der Stadt. Im Kölner Archiv befindet sich ein in Oel gemalter, sehr verdorbener Grundriss der Stadt von 1570, hier steht in der Mitte des Neumarkts

wie bei Braun und Merian ein Thurm. Von diesem Plan ist auch eine Kopie auf Papier vorhanden. In der Bibliothek befindet sich noch eine Stadtansicht aus Hartmann Schedels Chronikon, Nürnberg 1493, eine kolórirte Contrafactur der hochgelobten Stadt Köln aus dem 17. Jahrh., eine Col. Agripp. urbis Delineatio von 1702 und ein von J. V. Reinhardt verfertigter Plan von 1752. Das Wallraf'sche Museum besitzt ein Bild der Stadt: Cöln bei den Alten und zu unsern Zeiten eine mechtige Reichstat, 1448, sowie einen colorirten Grundriss von 1524 mit dem Thurm auf dem Neumarkt, ferner ein Bild der Stadt von Atzenbach, 1633 und die Ansicht von W. Hollar: Col. Agripp. nob. Ubiorum urbs etc., 1656 mit den 22 Wappen der Zünfte. Deutz ist wie bei Merian als eine vom Rhein umflossene Festung dargestellt. Auch ist ein neuer Abdruck des alten Kupferstichs von Birbaum in 3 Blättern vorhanden, vgl. Merlo, Künstler in Köln, 1850, S. 48, und ein Bild: O Foelix Agripp. nob. Roman. Col., welches zu Ehren der Ankunft des Herzogs Joh. Wilh. von Cleve und seiner Gemahlin Antonia von Lothringen erschienen ist.

Unsere Kenntniss des römischen Köln wird sich durch jeden neuen Fund, der in die Veith'sche Karte eingezeichnet wird, vervollständigen, man wird auf Grund derselben vielleicht mit Aussicht auf Erfolg in Zukunft Grabungen veranstalten können, um römische Bauwerke aufzudecken. Wie sehr ein Kölner Fund, der an und für sich kaum beachtet worden ist, durch seine Oertlichkeit ein erhöhtes Interesse und Verständniss gewinnen kann, lässt sich an einem Beispiele zeigen. Im Juni 1882 wurde auf dem Neumarkt, 4 m vor dem Hause des Herrn Robert Heuser (Nr. 8) und in dessen Gegenwart bei Anlage eines Kanales eine schwarze Kugel zu Tage gefördert, die schon auf den Schuttkarren geladen werden sollte, als sorgfältiges Waschen und Bürsten einen zwar stark beschädigten aber schön gearbeiteten Kopf einer römischen Marmorstatue erkennen liess. In der nächsten Umgebung fand sich noch ein Stück einer Inschrifttafel mit den Buchstaben S P, das Bruchstück einer Säule von 20 cm im Durchmesser, beide aus Muschelkalk und ein aus Schiefer und Trassmörtel gemauertes Fundament von 1,25 m im Quadrat. Die Unterkante des Fundaments lag 4 m unter dem heutigen Pflaster und 1 m tief im Lehmboden, über dem 3 m hoch der Schutt lag. So stark darf man also hier die Erhöhung des Bodens seit der römischen Zeit schätzen. Das Bildwerk stand hier vor einem der Thore des römischen Castrums, an einer Hauptstrasse, die dasselbe in der Richtung der heutigen Schildergasse durchschnitt, an der Nordseite des Neumarkts vorbeiging und durch

das spätere Hahnenthor in gerader Linie sich in die Jülich-Aachener Römerstrasse fortsetzte. Die Haltung und der Ausdruck des sehr beschädigten Kopfes aus italischem oder griechischem Marmor sowie die Form des Helmes sprechen dafür, dass er nicht einer Minerva, sondern einer Roma angehört. Ein Abguss des Kopfes, den Herr Heuser dem Provinzial-Museum geschenkt, war aufgestellt. Der Fund an dieser Stelle, die der Mitte des Neumarkts entspricht, macht es wahrscheinlich, dass dieser schon in der Römerzeit ein freier Platz gewesen ist. Denn die Seiten des Fundaments sind genau parallel mit denen des heutigen Neumarkts, von dem auch nicht bekannt ist, dass er etwa durch den Abbruch einer Häuserinsel entstanden ist. Die Buchstaben S P, die nach dem Urtheil des Herrn Geheimrath Bücheler der ersten Kaiserzeit und sicher dem 1. Jahrh. n. Chr. angehören, dürfen nicht als S P Q R ergänzt werden, weil diese Form in den Provinzen nicht vorkam. Doch stand das S P Q R auch auf der Reiterstatue des Trajan auf dem Triumphbogen dieses Kaisers in Ancona[1]). Eine Statue der Göttin Roma, die das Sinnbild der römischen Macht war, ist in Köln nicht undenkbar, war doch ein Tempel zu Melasso in Karien dem Augustus und der Stadt Rom zu Ehren gebaut[2]). Wiewohl das Bruchstück der Tafel keinen Schluss auf ihre Grösse gestattet, ist es nicht unwahrscheinlich, wie auch Bücheler in Bezug auf die schöne Schrift bemerkt, dass die Buchstaben dem Namen Vespasian angehörten. Hierfür spricht auch die nahe Stellung der Buchstaben bei einander und das Fehlen eines Punktes hinter denselben. Die 15 cm grossen Buchstaben gehören der ersten Zeile der Inschrift an, wie man aus dem dicht über denselben befindlichen profilirten Rahmen der 12 cm dicken Inschrifttafel erkennen kann. Vor dem S glaubt man in der entsprechenden Entfernung die vordere obere Ecke eines E zu erkennen. Es sei noch bemerkt, dass das Wallraf'sche Museum eine Marmor-Büste des Vepasian besitzt (Kat. I, 6), deren Fundort unbekannt ist. Man hat den Kopf anfangs für den einer Minerva gehalten. Winckelmann bemerkt[3]) in Bezug auf den Ausdruck derselben: „Pallas hat ebenfalls grosse Augen, aber die Augenlieder sind mehr als bei Jupiter, Apollo und Juno gesenkt, um ihr einen jungfräulichen züchtigen Blick zu geben und hierin unterscheiden sich ihre Köpfe von jenen der Göttin

1) Winckelmann, S. Werke, Donaueschingen 1825. IV, S. 258. N.
2) Winckelmann, a. a. O. IV, S. 180.
3) Ebendas. VII, S. 142.

Roma, welche auch mit einem Helme bedeckt sind, aber einen freien und offenen Blick zeigen, wie er der Herrscherin der Welt geziemte". Meyer bemerkt zu Winckelmann's Geschichte der Kunst[1]), dass die Roma gewöhnlich keinen vorspringenden Helm hat, wie die meisten und schönsten Pallasbilder, sondern einen über der Stirne flach anliegenden, wie ihn die römischen Soldaten zu tragen pflegten. So ist der an unserem Kopfe beschaffen. In der griechischen Kunst wird der hohe Helm als der korinthische, der anliegende als der attische bezeichnet. Die Oberfläche des Helmes ist wie die des Gesichtes so verstümmelt, dass man die Thierfiguren, womit er verziert war, nicht mehr bestimmt erkennen kann. Als solche sind an antiken Helmen ein Greif, eine Sphinx, ein Pegasus bekannt, die meist als Träger des Helmbusches verwendet sind. Auf den obern Seiten des Helmes sind ausserdem Löwen, Widderköpfe, Masken u. A. dargestellt. An dem Helm des kolossalen Kopfes der Roma in der Villa Borghese waren Romulus und Remus angebracht[2]). Unter den geschnittenen Steinen führt Winckelmann[3]) einen Carneol mit einem Helme an, auf dem als Träger des Helmbusches die Wölfin, den Romulus und Remus säugend dargestellt ist. Auf dem Helme unserer Roma befand sich in der Mitte ein liegendes Thier, an dem die vier Tatzen und der lange, gerade hinabhängende Schweif noch zu erkennen sind, es war wohl eine Sphinx, die den Helmbusch trug; die Mittelrippe des Helmes geht hinten jederseits in zwei Schneckenkreise über, was häufig vorkommt. Auf den beiden Seiten war der Helm oben mit einem Thierbilde geschmückt, dessen Hinterbeine mit starken Tatzen und kurzem Schweif einen Wolf vermuthen lassen. Unter dem Bauche des Thieres steht der Marmor vor und hier könnte sich die Gruppe von Romulus und Remus befunden haben. Auch über dem Ohr war am Helme jederseits noch ein kleineres Bild eines vierfüssigen Thieres angebracht. Auf dem Stirnrande des Helmes liegt ein zackiges Band, welches die Spitzen nach aufwärts kehrt, diese Bildung habe ich an keinem anderen Helme wiederfinden können. Hettner fragt, ob die Zacken vielleicht an die den Stadtgöttinnen eigene Mauerkrone erinnern sollen. Die Spitzen einer Mauerkrone sind aber niemals so spitz, auch gehen die Zacken nur um den vorderen Theil des Helmes. Es ist nicht

---

1) Ebendas. IV, S. 158.

2) Winckelmann, a. a. O. VI, S. 157. N.

3) a. a. O. IX, S. 442, Nr. 1041.

anzunehmen, dass die Zierrathen des Helmes absichtlich abgeschlagen sind, um dem Kopfe einen ehernen Helm aufzusetzen, wie es Winckelmann[1]) von einer Marmorstatue der Minerva im herkulanischen Museum vermuthet. Der Kopf ist sehr jugendlich dargestellt und scheint griechische Arbeit zu sein, er ist etwas unter Lebensgrösse und hat wahrscheinlich einer sitzenden Roma angehört, welches die häufigste Stellung dieser Göttin ist; eine solche steht mit der Grösse des Fundamentes nicht in Widerspruch.

Hierauf legte der Vorsitzende das neueste Werk von H. Schliemann über Tiryns vor, als dessen wichtiges Ergebniss er den Nachweis bezeichnete, dass Tiryns wie Mykene phönizische Colonien gewesen sind. Dafür spricht sowohl die Form und Technik der Thongefässe als die Anwendung des Spitzbogens, der wie in der Burg von Tiryns so in der Byrsa des alten Karthago vorkommt.

Sodann sprach Professor Justi über die Verbreitung der niederländischen Schule des 15. Jahrhunderts, der Malerei der van Eyck und des Roger van der Weyden auf der pyrenäischen Halbinsel, die sich mit auffallender Raschheit schon im zweiten Jahrzehnt nach der Vollendung des Genter Altarwerkes vollzogen habe und die bei dem Gegensatz des Nationalcharakters, der in der spätern Kunst so schroff hervortrete, nicht wenig auffallend sei. Diese Verbreitung habe nicht nur durch den Handel, sondern in zunehmendem Maasse auch durch Einwanderung flandrischer Maler stattgefunden. Seltener sei der Fall, wo Spanier in den Niederlanden Ausbildung gesucht hätten, was aber in einem, und zwar dem frühesten Beispiel, bei Dalmau in Barcelona, angenommen werden muss. Das Vorhandensein mehrerer grosser Werke bekannter Maler, wie des Diericks Bouts, Gerhard David u. a., wurde signalisirt und der Reichthum des Landes an einigen in kleinen Orten vorgefundenen Retablos von hohem Kunstwerth veranschaulicht. Der Einfluss auf die Bildung einheimischer Schulen wurde an dem Beispiel der von Sevilla nachgewiesen. Philipps II. Sammeleifer und Vorliebe für diese Werke, die er ausschliesslich für die Capellen seiner Schlösser bestimmte, wurde geschildert. Zum Schluss kam die Rede auf die altportugiesische Schule und den Gran Vasco, unter dessen Namen Gruppen niederländischer, aber auch portugiesischer Maler zusammengefasst seien, welche letztere sich in den Niederlanden förmlich ausgebildet und den altflandrischen Stil ihrer Heimath noch gepflegt hätten, als

1) a. a. VII, S. 313.

derselbe in Flandern und Holland schon der Nachahmung der italienischen Manieristen Platz gemacht hatte.

Zuletzt berichtete Professor Klein über die vom Bonner Provinzial-Museum bei Pommern an der Mosel auf Anregung und mit freundlicher Unterstützung des Herrn Oberförsters Overbeck zu Trier unternommenen Ausgrabungen. Nachdem derselbe eine kurze Uebersicht über die bis jetzt blossgelegten Gebäudereste gegeben, lenkte er die Aufmerksamkeit auf zwei in einem grossen, von Parallelmauern eingefriedigten Bezirke liegende isolirte Gebäude, welche er nach ihrer Lage und ihren baulichen Einrichtungen als römische Tempel zu deuten versuchte. Diese Annahme findet eine Unterstützung durch mehrere in dem Innern und den Gängen der Gebäudereste zu Tage geförderte Gegenstände, wie eine Weih-Inschrift und eine Statue des Mars. Andere Funde, darunter mehrere hundert Münzen, tragen zur Kenntniss der Zeit der Erbauung und des Bestehens der Gebäude wesentlich bei, die darnach nicht vor der Zeit des Gratian zerstört worden sind. Vor allem Anderen aber nehmen mit Recht die gallischen Münzen wegen der grossen Zahl von Exemplaren einer und derselben Sorte die volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Von einzelnen Gruppen derselben stand es allerdings bereits seit längerer Zeit fest, dass sie im Lande der Treveri geprägt sind, wie z. B. die kleinen Bronzemünzen mit der Legende Germanus Indutillil und diejenigen mit der Aufschrift A(ulus) Hirtius; die überwiegende Mehrzahl dieser Münzen zeigt dagegen erst durch ihr massenhaftes Vorkommen auf der Pommerner Höhe der Forschung nach ihrer wahren Heimathstätte, über welche die Ansichten der Gelehrten bisher sehr auseinander gingen, den richtigen Weg zur Lösung dieser Frage. Eine Auswahl der Funde wurde vorgezeigt.

Den Vorträgen folgte wie gewöhnlich ein Festessen.

Der Vorstand.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



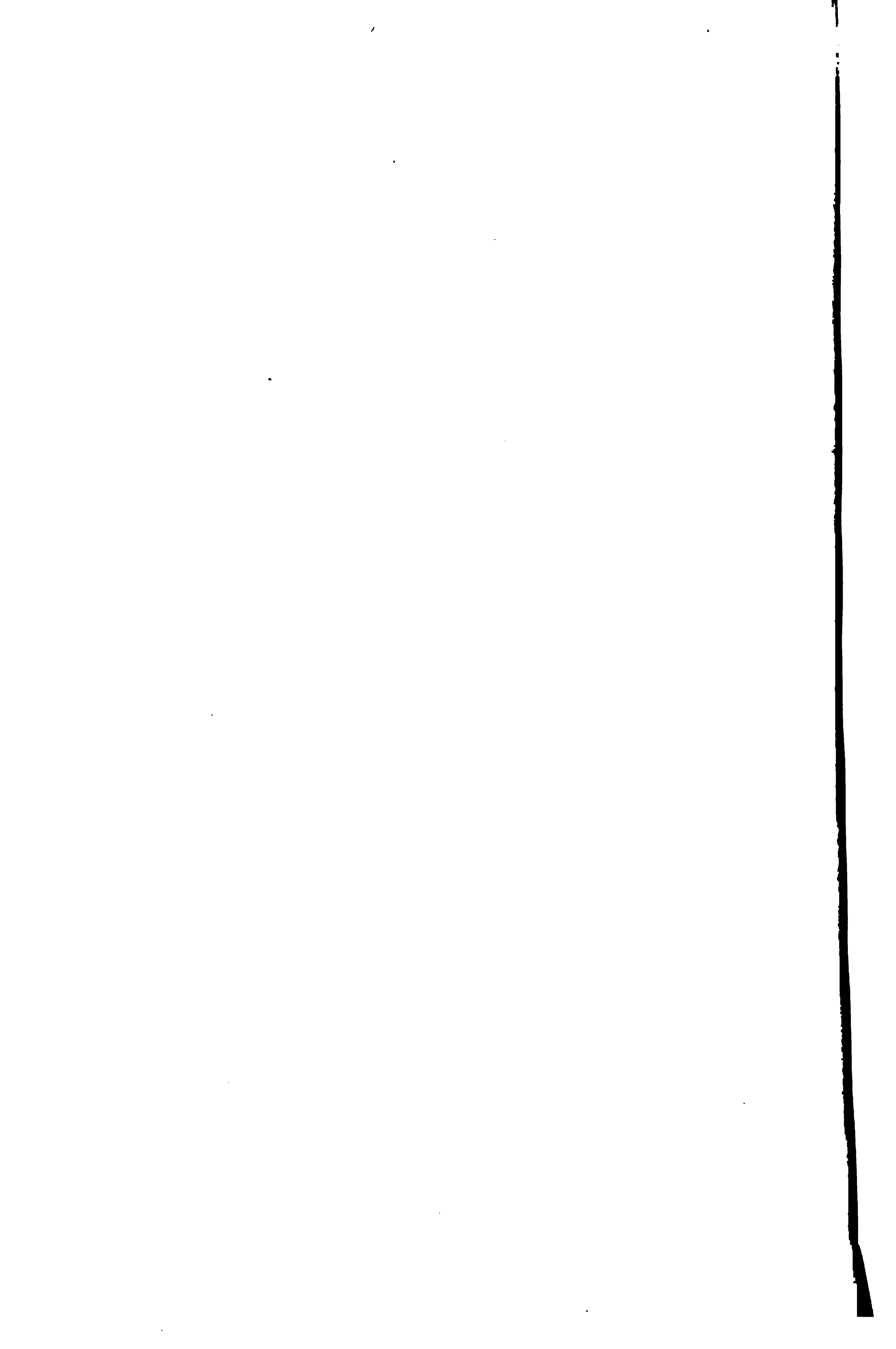
Römische Gläser der Merkens'schen Sammlung in Cöln.

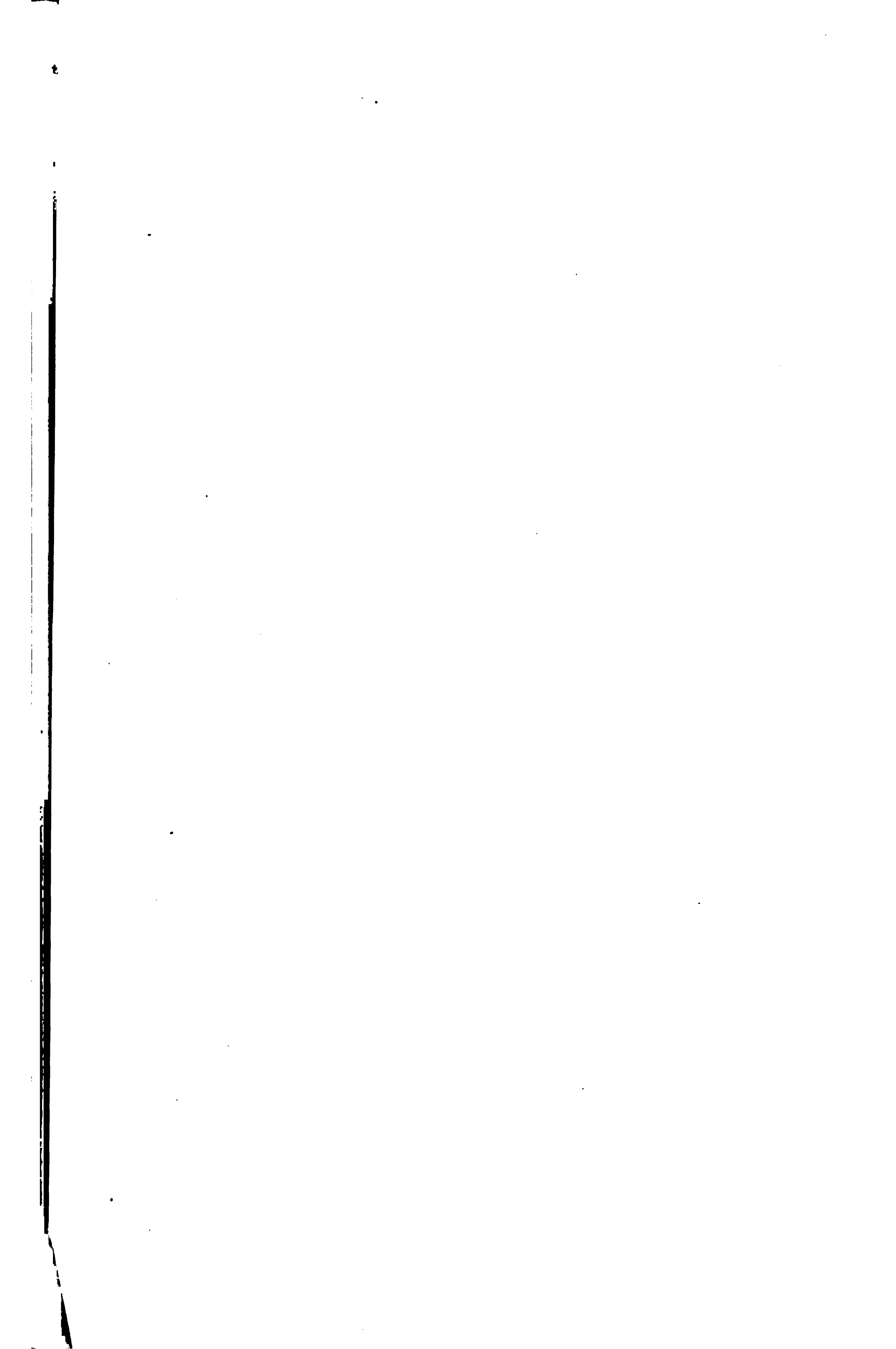




Römische Gläser der Merkens'schen Sammlung in Cöln.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.








T·FLAVIVS·BASSVS·MVCALAE
F·DANSALA·EQ·ALAE·NOR
CORV·TVR·FABI·PVDENTIS
AN·XXXXVI·STIP·XXVI·H·F·C



Statuette von Plittersdorf.

Lith. Inst. v. A. Henry, Bonn



duo
odecī
cī
decī
m
cī
cī
cī
odecī
gnā
nib⁹
ms
a

dec
a

m
a
ictio
a





XVII KL NOVEBR. SCI
ELIPHII MARTYRIS.
LECTIO LIBRI
SAPIENTIE.
IUSTUS SI
MORTE PRE
OCCUPATUS
fuerit: in refrigerio erit.
Senectus eni venerabilis est
n diuturna: neq numero
annoru computata. Cani sunt
aute sensus hominis: et etas
senectutis vita immaculata.
Placens deo factus dilectus: et
vivens inter peccatores trans-
latus est. Raptus e ne malicia
mutaret intellectu illius: aut fictio de-
ciperet anima illius. Consummatus in
brevi: explevit tempora multa. Pla-
cita eni erat deo anima illius: propter
hoc properavit educere illu de medio in
iquitatum; Quin gra dei et misericordia
est in scos illius: et respectus in electos illius.
Sci Galli abbatis. I cor. Dilectus deo et hominibus. cvi
Luce euuangeliste. Multitudo uniu. ci

duodecim milia signati. Ex tribu aser: duo-
deci milia signati. Ex tribu neptalim: duodeci
milia signati. Ex tribu manasse: duodeci
milia signati. Ex tribu symeon: duodeci
milia signati. Ex tribu levi: duodecim
milia signati. Ex tribu isachar: duodeci
milia signati. Ex tribu zabulon: duodeci
milia signati. Ex tribu ioseph: duodeci
milia signati. Ex tribu beniamin: duodeci
milia signati. Post hec vidi turba magna
qua dinumerare nemo poterat: ex omnib;
tribubus et gentibus et populis: et linguis
stantes ante thronum. et in conspectu
agni amicti stolis albis. et palme in
manibus eorum. Et clamabant voce
magna dicentes. Salus deo nro qui sedet
sup thronum: et agno. Et omis angeli
stabant in circuitu throni et senior: et
quatuor animalium: et ceciderunt in
conspectu throni in facies suas. et adora-
verunt deum, dicentes, amen. Benedictio
et claritas et sapientia et gratiarum
actio: honor et virtus et fortitudo
deo nro in secula seculorum amen.
Quatuor coronatoru. Sancti per fidem. cxi
Theodori martyris. Iustus ut palma. cx
Sci dic ammani. Audivi vocem de celo. cxo
Leonardi confessoris. Dedit dns confessione. cvm
Willebrordi epi. Amplius fratres sunt. cvm
Cesarii mris. Beatus vir q in sa. cv
Eustachii et sociorum eius. Spectaculum facti. cvi

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXII.

MIT 6 TAFELN UND 4 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1886.

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Die figürlichen Darstellungen auf Gürtelblechen und Situlen von Bronze aus der Hallstattperiode.

Hierzu Tafel I.

Unter den Fundgegenständen, welche wir aus den Gräbern der Hallstattcultur erheben, fallen, neben vielen Bronzearmreifen und Fibeln, die Bronzegürtelbleche, die dicht mit kleineren und grösseren Bronzeknöpfen besetzten Ledergürtel und die Bronzegürtel besonders ins Auge. Diese neuen Schmuckgegenstände erscheinen gleichzeitig mit dem ersten Auftreten des Eisens in der älteren Hallstattperiode, um in der darauffolgenden jüngeren zur eigentlichen Herrschaft zu gelangen.

In den Grabhügeln der vorhergehenden Perioden sind bis jetzt bei uns noch keine derartigen Zierstücke gefunden worden, was schon dadurch erklärbar wird, dass man in den frühesten Zeiten, trotz der grossen Kunstfertigkeit Bronze zu giessen, es doch nicht verstand, dieses Material in dünne federnde Platten auszuhämmern; erst der in jeder Weise so vortrefflich entwickelten Hallstattcultur war dies vorbehalten. Auf jeden Fall ist aber die Technik des Hämmerns der Bronze und die Herstellung derselben in mehr oder weniger dünne Bleche nicht als eine Erfindung jener Culturvölker der österreichischen Alpengebiete und des südlichen und südwestlichen Deutschlandes aufzufassen. Wir kennen u. a. lange und schmale Gürtel von ziemlich starkem Bronzeblech mit streng stylisirten, meistens zu zwei angenieteten Schliesshaken aus Unter-Italien — der Magna-Graecia —, welche beweisen, dass man hier schon frühzeitig das Aushämmern der Bronze in tadelloser Weise ausübte; aber auch rein griechische

Funde dieser Art liegen vor. Freilich darf dabei nicht ausser Acht gelassen werden, dass alle diese gross-griechischen und griechischen Bronzebleche ziemlich stark sind, indess die Fabrikate unserer nördlichen Bevölkerung eine bewundernswerthe Dünne und Feinheit haben, und dass lässt denn in Verbindung mit der neuen Form der Bronzegürtel, welche bei uns auftritt, wohl darauf schliessen, dass man die Kunst des Bronzeaushämmerns durch importirte Bleche, vielleicht auch durch Ueberlieferung, erlernte, sie aber hier erst zu einer Vollendung brachte, die noch heute gerechtes Staunen erregt. Die Beweise liefern die Bronzegürtelbleche, die Bronzegürtel, die tonnenförmigen Broncearmwülste, die kleinen enggerippten Cisten und Bronzevasen speciell unserer oberbayerischen Hügelgräber.

Die in Hallstatt und im südlichen und südwestlichen Deutschland gefundenen Gürtelbleche und Gürtel von Bronze haben eine neue, in Italien fehlende Form, die aber auf frühkrainerischen Typus hinweist, der weiter entwickelt und vervollständigt wird. Es sind lange und sehr schmale, rechtwinkelige Bleche, welche möglicherweise den Ledergürteln nachgebildet wurden. Diese Umgestaltung lag dem erfinderischen Geiste jener Völkerstämme denn auch sehr nahe. Zuerst versuchte man es wahrscheinlich mit kurzen, circa 18 bis 20 und 30 cm langen und 3 bis 7 cm breiten Blechen, die als Zierde des Ledergürtels und zwar auf seiner vorderen Seite verwendet werden. Der Mehrzahl nach sind dieselben unverziert; nur an den beiden schmalen Endseiten tragen sie öfters Bronzeknöpfe, die mit feinen Eisenstiften auf das Leder befestigt wurden; ab und zu treten an diesen Seiten doppelte Reihen kleinerer und grösserer, eingestanzter Buckeln auf. Wohl etwas später stellte man lange, den ganzen Leib und den Rücken oder die Brust und den Rücken umschliessende Bronzegürtel her, und verzierte dieselben mit geometrischen Ornamenten, welche in der ersten Zeit meistentheils eingravirt und nur ausnahmsweise gestanzt wurden, indess in der Blüthezeit der Technik die eingestanzten, also erhabenen Ornamente mehr und mehr zur Herrschaft gelangten; immerhin wechseln auch in dieser Zeit noch gestanzte Ornamente mit eingravirten ab, doch wiegen die ersteren, allem Anscheine nach, vor. Aber gerade die Abwechselung vom erhaben Getriebenen und vertieft Gravirten verleiht der Darstellung einen besonderen Reiz, der seiner Zeit, als die Bronze noch wie Gold glänzte, durch die auf- und einfallenden Lichter erhöht wurde; diese reizvollen Abwechselungen zu erzielen lag auch gewiss in der Absicht der kunstfertigen Arbeiter.

Die Skelette, welche in Hallstatt mit dergleichen Bronzegürteln versehen waren, trugen sie, der Mehrzahl nach, über dem Becken, wie ich auch die gleiche Anwendung bei den Skeletten unserer oberbayerischen Hügelgräber gefunden habe; einige dagegen hatten sie von der einen Achsel zur entgegengesetzten Hüfte herabgehend, ähnlich den Tragriemen der Patrontaschen unserer Chevauxlegers und Ulanen. Ebenso wurden sie bei Männern wie bei Frauen gefunden; indess in unseren oberbayerischen Grabhügeln nur die weiblichen Skelette, mit zwei Ausnahmen, im Besitze derselben, sowie auch der Ledergürtel mit Eisenschliessen waren. Ueberhaupt unterscheidet sich unsere oberbayerische vorgeschichtliche Bevölkerung in mancher Hinsicht von jener Hallstatts, Steyermarks, Kärnthens und Krains (von Este, Bologna u. s. w. nicht zu sprechen); bei uns tragen nur die Frauen die Fibeln und Armringe, während in den vorerwähnten Gebieten Männer und Weiber im gleichen Besitze dieser Zierstücke sind.

Betrachten wir nun die Ornamentik der Bronzegürtel, so sehen wir, dass dieselbe, wie schon erwähnt, aus geometrischen Motiven und zwar aus Rauten mit und ohne Innendecoration, aus Halbkreisen, aus kleinen und grösseren Kreisen und Buckeln mit und ohne Centralpunkt, aus Zickzaklinien, Dreiecken, mäanderähnlichen Motiven, Sonnenrädern und schlangenartig gewundenen Linien besteht, welche durch horizontale und senkrechte Linien in einzelne Felder getheilt sind. Diese Decorationsweise ist die fast allein vorherrschende, indess z. B. in Este und Bologna das Thiermotiv und zwar eine Art Wasservogel sehr häufig auftritt, welches, bis auf einige wenige Ausnahmen, im südlichen und südwestlichen Deutschland fehlt; dafür aber sehen wir hier, doch nur selten, eigenthümlich gestaltete vierfüssige Thierfiguren, die wohl als Pferde zu deuten sind, erscheinen; auch ein anderes Thier mit langem, dickem Schwanz und kleinem Kopfe, dem Eichhörnchen ähnlich, gehört hierher, dazu gesellen sich schliesslich menschliche Gestalten in eigenthümlich tanzenden und hüpfenden Bewegungen dargestellt. Hier zeigt sich denn, wie eigenartig und selbständig die Erfindung von Ornamentmotiven geübt wurde.

Mit den Darstellungen dieser Thier- und Menschenfiguren werden wir nun zu jenem so merkwürdigen Bronzegürtelbleche von Watsch (Fig. 3) und zu den zwei Fragmenten von Gurina hinübergeleitet. Das erstere ist vom Fürsten Ernst Windischgrätz im Jahre 1883 in Watsch ausgegraben worden. Das Blech war wahrscheinlich auf einem Ledergürtel befestigt und bestimmt die Mitte des Leibes zu zieren. Es wurde neben einer

Dolchscheide aus Eisen, einem Dolchgriff aus Bronze und einigen Gefässscherben in jenem Theile des Flachgräberfeldes gefunden, in welchem meistens Skelettgräber vorkommen. Unweit der Stelle, wo die berühmte Situla, von welcher wir später noch sprechen werden, gefunden worden ist, lag auch das Bronzeblech. Es ist, wie unsere Bleche, sehr fein getrieben und giebt innerhalb einer alle vier Seiten nach antikem Muster umrahmenden, eingestanzten Bordüre die Darstellung einer Kampfscene. Die Figuren sind getrieben und die Umrisse darnach mit dem Stichel gearbeitet. Was bei dieser lebensvollen Darstellung zuerst auffällt, ist, dass das Blech frei und nicht auf Holzmodelle getrieben wurde, und das Thiere und Menschen, soweit es die Technik gestattete, individuell wiedergegeben sind. Dass der Künstler, welcher die so interessante Darstellung componirte, auch fähig war gut zu zeichnen, beweisen einige Stellen; aber die Hand konnte noch nicht das ausführen, was das geistige Auge geschaut. Dazu tritt die Ueberlieferung, die Zeit und die Schule, Factoren, die in diesen frühen Zeiten nicht überwunden werden konnten. Es sind dies Vorkommnisse, die wir in allen Kunstperioden antreffen. Wir dürfen uns aber nicht abhalten lassen das unbehilflich Gegebene richtig zu erfassen, müssen vielmehr bestrebt sein, uns in jene längst vergangenen Zeiten zurückzuversetzen und den Geist derselben zu erfassen. Gelingt uns dieses, so bietet nicht nur dieses Gürtelblech, sondern auch die noch zu besprechenden zonenartigen Darstellungen der Situlen eine Fülle von Genuss und Freude.

Bei all diesen figürlichen Compositionen wissen wir sofort, um was es sich handelt; der Gedanke ist klar ausgesprochen, die Composition folgt bestimmten Gesetzen, die Anordnung im Raume ist gelungen, stellenweise vortrefflich, in der Gruppirung und Anordnung der Figuren zu- und nebeneinander waltet ein richtiges Gefühl für die Linie und für den Rhythmus derselben. Was aber als ein besonderer Vorzug dieser Darstellungen angesehen werden muss, ist, dass sie sämmtlich gross gedacht sind, durch welche Eigenschaft sich dieselben als kleine, wenn auch noch unbehilfliche Meisterwerke charakterisiren. Wie sollte das aber auch anders möglich sein? Weiss man doch ganz genau, welche Regeln man zu befolgen hat und dass man die Freiheit nicht ohne Gesetz erlangt! Die sprechendsten Beispiele hierfür sind die Thongefässe mit ihrer vortrefflichen Decorirung, die niemals über Ziel und Maass geht, sondern die Form der zu schmückenden Vase, Schaale und Urne streng respectirt. So einfach dies erscheinen mag, ist es doch nicht; Beweise des Gegentheils liegen genugsam vor. Ich kann

nicht umhin auszusprechen, und zwar von meinem Standpunkte als Historienmaler aus, dass diese einfachen Schilderungen des Lebens jener vorgeschichtlichen Völker, wie sie uns die Situlen und das Gürtelblech zeigen, einen Hauch des Historischen tragen und zwar deshalb, weil sie das Zufällige und Nebensächliche bei Seite lassen und nur das Wesentliche hervorheben! Dass dieser Ausspruch seine Berechtigung hat, bewiesen jene fast lebensgrossen Copien nach den Darstellungen der Situla von Watsch, welche im vergangenen Jahre unter meiner Leitung hergestellt wurden und als erläuternde Bilder die Ausstellung vorgeschichtlicher Funde Bayerns schmückten.

Dass sodann diese Darstellungen getreue Abbilder des Lebens, des Thuns und Treibens, der Sitten und Gebräuche, der Kleider, Waffen und Geräthe jener vorgeschichtlichen Zeiten geben, ist von nicht minderer Bedeutung. So sind z. B. dieselben Helme und Waffen, wie wir sie auf dem Bronzebleche von Watsch sehen, auch in dem dortigen Gräberfeld gefunden.

Kehren wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen, die freilich später noch einiger Ergänzungen bedürfen, zu dem Gürtelbleche von Watsch zurück. Derjenige, welcher die Zeichnung zu der Darstellung entwarf und wohl auch die Ausführung derselben besorgte — ob nun Künstler oder Kunsthandwerker nach unseren modernen Begriffen — hatte immerhin einen gewissen Sinn für richtige Verhältnisse, wie wir dies bei den Pferden finden, die ausserdem noch lebendig bewegt sind. Weniger ist dies der Fall bei den beiden links und rechts dargestellten Kriegern und dem davon gehenden Mantelträger, welcher, was übrigens nur nebenbei erwähnt sei, ganz richtig angebracht ist: er geht aus dem Bilde; auf der entgegengesetzten Seite angeordnet, würde er die beginnende Erzählung unterbrechen und sein Weggehen ganz unmotivirt sein! Das scheinen Nebensachen, aber sie sind es nicht: soll eine Erzählung klar und deutlich sein, so muss auch das Geringste recht beobachtet und richtig dargestellt werden.

Sind die Köpfe und Gesichter dieser drei Figuren zu gross ausgefallen, so kommt das, nach meiner Ansicht, lediglich auf Rechnung des Bestrebens, dieselben so viel als möglich zu individualisiren.

Die Handlung stellt einen schon vorgeschrittenen Kampf dar: die langen Lanzen sind geschleudert, diejenige des helmbedeckten Reiters zur rechten Seite hat eine Zierscheibe, welche das Pferd seines Gegners auf der rechten Schulter trägt, durchbohrt. Die erste Lanze des linken, unbedeckten Reiters fliegt auf den Gegner zu, indess er die

kurze, zweite Lanze eben im Begriff ist zu werfen. Wir sehen hier die beiden charakteristischen Wurfgeschosse abgebildet: die lange Lanze mit beschlagenem Schaftende und der Wurfschlinge, und die kurze Lanze ohne dieselben.

Der rechte Reiter holt mit dem an einem gebogenen Stiele befestigten Paalstabe zum Schlage aus. Beide sind bekleidet: der Helmträger mit einem oben enganschliessenden reich gemusterten Rocke, der Gegner mit flatterndem Haare mit einem in breite Falten vom Rücken herabfallenden Gewande, Beine und Füsse sind nackt. Dadurch, dass bei beiden Reitern auch der zweite Fuss dargestellt ist, erhalten wir den Beweis, dass der Künstler scharf beobachtete und nicht nach irgend einer Schablone schuf.

In Betreff der Fussbekleidung der Reiter, welche Graf Wurmbrand annimmt, verdient das Bronzeblechfragment von Gurina, welches ebenfalls im Besitze des Fürsten Ernst Windischgrätz ist und das Meyer in seinem Werke über „Gurina“[1]) publicirt hat, besondere Beachtung, weil es zeigt, dass der Reiter mit kurzen Stiefeln bekleidet ist.

Die Pferde sind verschieden gross. Das grössere, links, mit kurz geschorener Mähne ist im Verhältniss zum Reiter grösser als das Mittelmaass unserer Cavaleriepferde und bedeutend grösser als wahrscheinlich die Pferde der Römer und Griechen waren; das andere ist kleiner und mit offener, reicher Mähne versehen, wie sie nur die Pferde der Barbaren trugen. Das Riemenzeug des Kopfgestells ist beim grossen Pferde deutlich sichtbar, sowie die halbrunde Stange, welche an zwei Stellen befestigt war und die oft gefunden wurde, ohne die Lage im Gebiss genau zu erkennen. Sattel und Steigbügel fehlen.

Die beiden Krieger links und rechts neben den Reitern sind mit Helm und Schild bewehrt; derjenige, welcher hinter dem behelmten Reiter schreitet, hat zwei Lanzen, der andere schwingt den Paalstab, wie der ihm feindliche Reiter und hat einen ähnlichen reich gemusterten Rock. Wir unterscheiden somit nicht durch typisch verschiedenes Costüm Freund und Feind, denn der behelmte Reiter ist bis auf den Schild mit dem Krieger zu Fuss, welcher sich ihm gegenüber befindet, gleich gekleidet und schwingt dieselbe Waffe. Der scheinbar erschreckt davon Eilende hat einen breiten Hut und ein ärmelloses Gewand oder einen Mantel.

---

1) Meyer, Dr. A. B., Gurina im Obergailthal (Kärnthen). Dresden 1885. Mit 14 Tafeln in Lichtdruck.

Die Darstellung dieses Gürtelbleches führt uns nun zu jener, welche wir auf den Bronzeeimern (den Situlae) finden. Bekannt sind solche Gefässe aus den österreichischen Alpenländern und zwar folgende: Fragmente einer Situla mit getriebenen Figuren, welche 1845 auf dem Urnengräberfelde von Matrai am nördlichen Abhang des Brenners in Tyrol gefunden wurde, sodann die 1868 am Fusse des Tschegglbergs bei Botzen in Südtyrol unter einem Steine, allerdings auch nur in Bruchstücken gefundene Ciste von Moritzing, und von Hallstätter Funden die bei Sacken, das Grabfeld von Hallstatt Tafel XX und XXI abgebildete Situla mit 2 Tragreifen, deren Deckel aber nur vier getriebene Thiergestalten zeigt, weiter ein Bronzeblechfragment aus einem Hügelgrab am St. Magdalenenberg bei St. Marein südlich von Laibach, welches schreitende Krieger und in der unteren Zone Ornamente ebenfalls in getriebener Arbeit darstellt, hieran schliesst sich die im Frühjahre 1882 bei Watsch gefundene einhenkelige Situla aus Bronze. Aus Italien kennen wir die in Fragmenten in einem Kriegergrabe bei Sesto Calende gefundene Situla, die von Trezzo am Lago Maggiore, welche aber in der Ausführung von den übrigen abweichen, die Situlae von Este und endlich die wichtigste, die berühmte Situla der Certosa von Bologna und eine weitere, zweite, ebenfalls von Bologna.

Diese Certosasitula wurde im Grabe 68 am westlichen Rande der I. Gruppe der Certosagräber gefunden, sie war mit einem Steine bedeckt und enthielt Leichenbrand; zwischen den Knochenresten lagen zwei schlechterhaltene Bronzefibeln, scheinbar vom Certosatypus, über den Knochenresten eine Schaale und ein Henkelkrug aus Thon mit Mäanderverzierung.

Sowohl diese, als die anderen Situlae sind aus zwei sehr dünnen Bronzeblechen, die zusammengenietet sind, hergestellt; die Gestalten in Zonen geordnet, deren untere nur Thierfiguren zeigt. Zannoni und Brizio halten die Bologneser Certosasitula für umbrischen Ursprungs und erklären dies damit, dass Umbrer auch unter der Herrschaft der Etrusker noch in dem alten Felsina gelebt haben. Die Situla, meint Zannoni, sei ein altes Prachtstück, das aus der umbrischen Zeit stamme, in einer Familie wahrscheinlich als Erbstück aufbewahrt worden und erst nach der Festsetzung der Etrusker in dem alten Felsina in das Grab gelangt sei.

Die Situlae von Sesto Calende und Trezzo zeigen Kreisornamente und Figuren, die aus kleinen getriebenen Punkten oder Buckeln zu-

sammengesetzt snd. In der Art der Technik weichen demnach diese beiden von den übrigen ab, was nicht ohne Bedeutung ist.

Zannoni theilt die Situlae in zwei Gruppen: in solche, welche keinerlei orientalischen Einfluss zeigen, die er für älter erklärt (Matrei, Sesto Calende und Trezzo) und in solche, die mehr oder weniger einen orientalischen Einfluss verrathen und jünger sind (Situla der Certosa, Moritzing und Este).

Das all diesen Gefässen Gemeinschaftliche und Charakteristische ist die Eintheilung des Gefässumfanges durch horizontale Streifen oder Rippen in friesartig umlaufende Zonen. Die primitiv stylisirten Menschen- und Thierfiguren sind nicht einseitig angebracht, sondern als Verzierungstreifen in Reihen geordnet. Diese Zoneneintheilung und reihenförmige Anordnung der Figuren und Ornamente ist aber ein besonders charakteristisches Merkmal der alten orientalischen und asiatischen Metalltechnik und tritt uns überall auf den Schaalen und anderen Gefässen aus Bronze, Silber und Gold entgegen, welche als Erzeugnisse der ägyptischen, phönikischen, assyrischen oder altgriechischen Kunst betrachtet werden.

Vor allen Dingen ist bei diesen Darstellungen nicht ausser Acht zu lassen, dass der Fries mit seinen Bedingungen niemals überschritten wird und dass eine, wenn auch noch so unbehilflich dargestellte Episode aus dem Leben doch immer klar und deutlich erzählt ist. Analog der Gefässform geht die Erzählung von unten nach oben, wodurch ein Fortlaufen derselben ermöglicht wird. So schreiten die Figuren der ersten oberen Zone meistens nach links, die der zweiten von links nach rechts, die der dritten wie die ersten, indess die Thiere der letzten Zone — die Basis, von welcher die Erzählung aufsteigt — entweder von links nach rechts, oder umgekehrt angeordnet sind; die Abweichung, welche hier hin und wieder auftritt, hat darin ihren Grund, dass die Thiere nicht mit der eigentlichen Darstellung im erzählenden Zusammenhange stehen.

Die Thiergestalten der unteren Zone kann ich nicht, wie v. Hochstetter annimmt, für Bilder aus der Naturgeschichte halten; in diesem Falle wären sicher verschiedenartige Thiere dargestellt.

Auf der Watscher Situla (Fig. 2) ist anstatt des feierlichen Aufmarsches der Krieger, wie wir ihn auf der Situla der Certosa (Fig. 1) sehen, in der oberen Zone ein festlicher Aufzug dargestellt, Wagenlenker, Pferdeführer, Reiter — vielleicht ein Hochzeitszug —. Die zweite Zone der Watscher Situla enthält die Darstellung eines Ess- und Trinkgelages, eines

Opfers und eines Musicirenden; dann folgen gymnastische Spiele: Faustkämpfer mit den Zuschauern oder Preisrichtern. Auf der Certosasitula zeigt die zweite Zone einen feierlichen Zug von Männern und Frauen, welche die verschiedensten Dinge tragen; einen Zug von Geschenkbringern, wie Hochstetter meint, den man aber, wenn man ihn in Verbindung mit den feierlich dahin schreitenden Kriegern der ersten Zone setzt, was wohl der Fall sein dürfte, als einen Opferzug mit den Opferthieren, Opfergefässen und Geräthen auffassen könnte. Die dritte Zone enthält neben landwirthschaftlichen Bildern ein Opfer, das Heimbringen der Jagdbeute, und in der Mitte eine musikalische Unterhaltung. Wer dächte hier nicht an den Zug mit den Opferthieren, Opfergefässen und Weihegaben der Panathenäen vom Parthenonfriese des Phidias? Auch hier wird der Widder mitgeführt, indess Amphoren und Weihegaben von Jünglingen, und die heiligen Gewänder von Jungfrauen in Körben getragen werden.

Die zweite Situla von Bologna trägt in der oberen Zone die Darstellung eines Wagenrennens und gymnastischer Spiele, in der mittleren mehrere mit Schild und Helm bewehrte und mit Lanzen ausgerüstete Krieger zu Fuss in Begleitung von zwei Reitern; der vor dem ersten Reiter mit Schild und Helm (?) bewehrte Krieger scheint als Tuba- oder Hornbläser dem Zuge vorauszugehen; die untere, schmälere Zone hat die bekannten Thierfiguren. Sowohl über der ersten, zweiten und dritten Zone ist bei dieser Situla, abweichend von den eben beschriebenen, je ein schmaler, eigenthümlich ornamentirter Fries eingeschoben, wodurch die Figurenfriese getrennt und als für sich allein stehende Erzählungen erscheinen, oben Wettrennen und gymnastisches Spiel, unten: militärischer Aufzug.

Hochstetter nimmt an, dass „der Metallschmied den Raum benützte, welchen ihm die Zonen boten und dass er aus seinen Schablonen und Zeichnungen ausgewählt und neben einandergesetzt hat, was ihm passend schien.“ Dieser Annahme kann ich nicht zustimmen. Denn wären die Figuren mit Schablonen hergestellt, so würden bei den marschirenden Kriegern z. B., um nur von diesen zu sprechen, zwei oder drei ganz und gar miteinander übereinstimmen, was jedoch nicht der Fall ist; auch bei den Thieren der unteren Zone findet dieses nicht statt. Von Schablonen oder vorräthigen Zeichnungen kann deshalb nicht die Rede sein; ich bin vielmehr der Ansicht, dass derjenige, welcher die Ausschmückung der Gefässe übernommen hatte, vollständig frei schuf. Wie viel Gewicht auf die Anordnung gelegt wurde, be-

weisen u. a. die Mitteltheile der Zonen der beiden Bologneser Situlen; hier ist ein gewisser Kernpunkt angenommen, um den sich die links- und rechtsseitigen Dartellungen gruppiren und anreihen.

Die Ausfüllung der leeren Stellen zwischen den einzelnen Darstellungen und Figuren durch Rosetten, Bäume, pflanzenartige Ornamente und Vögel zeigt von Verständniss und Takt; denn nur da wurden sie angebracht, wo sie wirklich Lücken ausfüllten, aber auch hier nicht ohne Beziehung, wie dies die fliegenden und auf den Thieren sitzenden Vögel genugsam beweisen. Um nun den oberen Darstellungen einen würdigen Abschluss zu verleihen, wird in die untere, letzte Zone ein Fries von ruhig hinter einander schreitenden Thieren hinzugefügt, die, ornamental angeordnet, die oberen mehr oder weniger bewegten Handlungen wirksamer hervorheben.

Folgte man auch in der Anordnung überlieferten Regeln und Gesetzen, so wusste man doch das Nebensächliche unterzuordnen und nur das Wesentliche darzustellen.

Die den Thieren in das Maul gegebenen „Pflanzenranken“ u. dergl. sind als hinüberleitende Linien und rein ornamentale Zusätze aufzufassen, da sie sonst keine eigentliche Erklärung finden.

Dass nach F. von Hochstetter die darstellende Kunst, soweit es sich um die mehr oder weniger richtige Zeichnung der Menschen- und Thierfiguren auf den besprochenen Gefässen handelt, „als eine durchaus kindlich naive, rohe und unbehilfliche“ anzusehen ist, bedarf keiner weiteren Erörterung; doch mag in Betreff der Darstellungen der Certosasitula die Bezeichnung „roh“ nicht am Platze sein. Unbehilflich ist wohl vieles, hinwiederum aber auch anderes ganz vortrefflich, so u. a. einige Thiere der dritten und vierten Zone; vor allen jedoch war der Künstler, welcher diese Situla ausschmückte, bestrebt, seine Gestalten so lebendig als möglich darzustellen und den Gesichtern und Gestalten eine gewisse Individualität zu verleihen. Auch die zweite Situla von Bologna zeichnet sich bei aller Plumpheit der Ausführung doch durch grosse Lebendigkeit und ein Bestreben zu individualisiren aus, obschon bei der ausserordentlich flüchtigen Arbeit der Stichel häufig nicht den Intentionen nachkommen konnte; dasselbe ist bei der Situla von Watsch der Fall, welche aber weder in der Ausführung, noch in Betreff der Kenntnisse mit der Certosasitula gleichen Schritt hält.

Wenn wir jetzt auf die Anordnung des Ganzen, auf Composition, Gruppirung, richtige Vertheilung der Massen ein besonderes Gewicht legen, so geschieht dies, weil wir erst dadurch in den Stand gesetzt

werden, diese interessanten Darstellungen richtig zu würdigen. Es ist das geistige Element, was hier besondere Beachtung verdient und das über die unbehilfliche, oft rohe Arbeit gestellt werden muss. Meiner Ansicht nach gewinnen wir damit die richtige Beurtheilung jener vorgeschichtlichen Metallschmiede oder Kunsthandwerker.

Die Situlen der Certosa und von Watsch repräsentiren gewiss die besten Erzeugnisse der damaligen Metalltechniker, welche nicht allein im alten Italien, sondern auch in den österreichischen Alpenländern und wahrscheinlich nicht minder im südlichen und südwestlichen Deutschland eine hohe Stufe einnahmen.

Wenn nun mit Ausnahme der beiden Situlae von Bologna und derjenigen von Sesto Calende und Trezzo die meisten Funde dieser verhältnissmässig seltenen Bronzegefässe, zu denen wir noch die figürlichen Gürtelbleche von Watsch und Gurina zählen müssen, Gebieten innerhalb der Alpen oder am Fusse südlich und nördlich derselben angehören, während einfache Situlen, gerippte Bronzecisten, einfache und gestanzte Bronzebleche und Bronzegürtel allerdings weit verbreitet, sowohl in den südlichen, wie in den nördlichen Gebieten der Hallstatt-Cultur und in einzelnen Exemplaren selbst in Nord-Deutschland vorkommen, so gibt dies recht zu denken.

Wichtig erscheint in dieser Beziehung Este, hier wurden nämlich wie in Watsch und Maria Rast Urnen von fast gleicher Form mit eigenthümlichen Verzierungen von Bronzenägeln mit den Situlen gefunden; dazu kommt ferner, dass die neuesten Forschungen und Untersuchungen zweier Gelehrten, welche ganz getrennt von einander arbeiteten, bestätigen, dass von Este und Padua über das Gebiet des Piavethales in Venetien bis nach Kärnthen, Krain und Istrien ein Volk mit einer Sprache, das dem illyrischen Stamme zuzutheilen sei, angesiedelt war. Pauli in Leipzig kommt zu seinem Resultate durch das Studium der Inschriften von Gurina und Este, und Orsi in Florenz durch die Gräberfunde von Istrien und den julischen Alpen. Ich kann hier nicht die von Pauli angeführten Beweise wiedergeben, ebensowenig auch auf Orsi's Forschungen eingehen; so viel aber scheint doch festzustehen, dass in der vorherbezeichneten Gebiets-Ausdehnung keine Kelten angesiedelt waren.

Diesem illyrischen Volksstamme mögen demnach die mit Menschen- und Thierfiguren verzierten Bronzegefässe und Bronzebleche besonders eigenthümlich gewesen sein. Von Kärnthen können denn auch einige der Hallstatter Funde herrühren.

Weiter bestärkt in der Annahme, den Illyriern diese Arbeiten zuzutheilen, werden wir noch, wenn wir die bis jetzt in Este und Gurina gefundenen Bronzebleche und Stifte mit Inschriften in den Bereich unserer Betrachtung ziehen. Hier hat Hofrath A. B. Meyer in Dresden sich durch seine umfassende und werthvolle Arbeit über Gurina das grosse Verdienst erworben, die so zahlreich beschriebenen Bronzebleche und Stifte von Este mit sämmtlichen bisher in Gurina gefundenen sechs Inschriftblechen, einem beschriebenem Bronzestäbchen und die Felsinschriften von Würmlach zum ersten Male zusammen zu publiciren. Auf dieses wichtige und zahlreiche Material basirt sich Pauli's vorerwähnte Untersuchung und das daraus erzielte Resultat. Nirgends sind bis jetzt in nordöstlicher Richtung von Este so viele Inschriften und zwar auf verhältnissmässig kleinem und noch keineswegs gründlich durchforschten Gebiete gefunden worden, wie in Gurina. Es ist deshalb dringendst zu wünschen, dass die Untersuchungen hier in thunlichster Bälde wieder aufgenommen und in systematischer Weise zu Ende geführt werden. Der Anfang ist viel versprechend!

Werfen wir noch einen Blick auf die Estensischen Funde. Sie sind sehr wichtig, weil wir durch ihre Lagerung in vier übereinander befindlichen Grabschichten eine relative Altersbestimmung bis zur römischen Occupation erhalten. Die Situlen mit den Zonendarstellungen von landwirthschaftlichen Arbeiten, feierlichen oder nicht feierlichen Zügen, geflügelten und ungeflügelten Thieren werden aber erst in der dritten Schicht angetroffen, sind also jünger als die Mehrzahl unserer Bronzen und nicht sehr weit von der Epoche der römischen Culturherrschaft entfernt.

Auffallend stimmt mit dieser Thatsache das, was Pauli bezüglich der Inschriften von Este und Gurina mittheilt: die Inschriften von Este stammen erst aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., die von Gurina circa aus der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr.

Ob jedoch dadurch die Frage wegen des Alters jener figürlichen Gefässe und Bronzebleche schon entschieden ist, wage ich nicht zu behaupten.

Die im südlichen und südwestlichen Deutschland und in Hallstatt gefundenen Bronzebleche, Bronzegürtel und Bronzegefässe unterscheiden sich (bis auf den Deckel der vorher erwähnten Bronzesitula von Hallstatt) aber wesentlich von jenen beschriebenen von Watsch, Este u. s. w. Vor allem fehlen die Inschriften, und die Thier- und Menschenfiguren haben keine Aehnlichkeit mit jenen der Zonen-Darstellungen auf den

Situlen und den Bronzeblechen von Watsch und Gurina etc. Unsere Thier- und Menschengestalten entspringen einer ganz anderen Denk- und Anschauungsweise, als jene; unsere Volksstämme decoriren mit diesen Gestalten nur in ornamentaler Weise. Dazu tritt der weitere Umstand des Fehlens jener Urnen mit der Bronzenägelverzierung, wie solche mit den figürlichen Situlen in Este und Watsch vorkommen, ebenso aber auch, dass die Mehrzahl dieser Bronzegefässe nicht in Hügel-, sondern in Flachgräbern gefunden worden sind. Bis jetzt fehlen im Bereiche des südwestlichen und südlichen Deutschland bis nach Hallstatt die Bronzesitulen mit Zonendarstellungen von Menschen- und Thiergestalten gänzlich; ob noch derartige Funde in diesen Gebieten gemacht werden, scheint nicht recht wahrscheinlich. Alle diese Umstände dürfen aber, nach meiner Ansicht, bei den Untersuchungen über jene merkwürdigen Gefässe und über den Ursprung derselben nicht ausser Acht gelassen werden.

Zum Schlusse möchte ich noch hervorheben, dass die Darstellungen auf den besprochenen Situlen und dem Watscher Gürtelbleche uns nur Menschen und keine Götter, Könige oder Heroen vorführen, auch nicht mythologische oder dynastische Scenen. Ihr Werth liegt darin, dass sie uns das Leben jener Völker in schlicht naiver, oft unbehilflicher Weise, aber nach Regel und Gesetz schildern. Vieles mag wohl ursprünglich vom Orient stammen und manches sich auch mit der archaiisch-griechischen Kunstweise berühren, wohin die unteren Zonencompositionen der Thiere gehören, welche von den Griechen vom Oriente übernommen und vollständig weiter entwickelt wurden. Auf altgriechischen Gefässen sehen wir die leeren Räume zwischen den Thierfiguren durch Rosetten und fliegende Vögel ausgefüllt und ebenso entspricht die Bildung der Thiere, besonders der phantastisch gestalteten, jenen der altgriechischen Decorationsweisen. Aber locale Anschauungen und Elemente machen sich in gleichhervorragender Weise geltend, so z. B. die Helmformen, die Stühle, die primitive Construction der Wagen, die Pferdegeschirre, die Paalstäbe etc.

Wenn wir Alles einer gründlichen Prüfung unterwerfen und jede vorgefasste Meinung bei Seite lassen, so müssen wir zugestehen, dass das Fremde mit dem Einheimischen, das Ueberlieferte mit dem selbst Erfundenen oder dem Leben Nachgebildeten auf gleicher Stufe steht, was voraussetzt, dass alles Fremde und Entlehnte geistig verarbeitet so zu sagen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wir kommen dann

auch zu der Ueberzeugung, dass die sämmtlichen Darstellungen, welche wir besprachen, als zeitgemässe Kunstwerke aufzufassen sind, und dass sie als solche in kultur- und kunstgeschichtlicher Hinsicht denselben Platz einnehmen, wie z. B. die Kunstdenkmäler der romanischen Periode. Diesen aber stehen Urkunden und Documente zur Seite, welche jenen kleinen Kunstwerken fehlen, und deshalb sind sie gerade so ausserordentlich werthvoll. Für das Leben, die Kleidung, die Bewaffnung u. s. w. haben dieselben hohe Bedeutung, nicht minder aber für die Kunstübung jener vorgeschichtlichen Zeiten.

Julius Naue.

Erklärung der Tafel.

Figur 1. Bronze-Situla von Bologna (nach Zannoni, Gli scavi della Certosa. Bologna 1876—77).

Figur 1a und 1b. Einige charakteristische Figuren dieser Situla. 1a: Krieger zu Pferd mit Helm, über der linken Achsel den Streitkelt, hinter ihm ein Krieger zu Fuss mit Helm, Schild und Lanze. 1b: zwei schreitende Krieger, der erste mit Helm, rundem Schild und Lanze bewehrt, der zweite den Streitkelt über der linken Achsel tragend, die spitze Kopfbedeckung desselben scheint keinen Helm, sondern eher eine spitz zulaufende Mütze darzustellen.

Die drei nach rechts schreitenden Figuren — zwei Männer und eine Frau — gehören der zweiten Zone der Situla an und sind gewiss als Theilnehmer am Opferzuge aufzufassen. Der zuletzt Schreitende trägt auf der linken Achsel ein langes Schwert (?), indess er in der rechten Hand einen glockenartigen Gegenstand hält. Der zweite Schreitende trägt in einem über den Rücken herabhängenden Korbe eine Flasche, die vor ihm gehende Frau dagegen auf dem Kopfe eine weitbauchige, grosse Bronzevase.

Figur 2. Bronze-Situla von Watsch (nach einer Photographie).

Figur 2a. Der eigenthümliche Wagen der ersten Zone dieser Situla; ein Mann mit flacher runder Mütze leitet denselben, hinter ihm wahrscheinlich eine sitzende Frau.

Figur 3. Das Bronze-Gürtelblech von Watsch (nach einem Lichtdrucke, publicirt von Graf Gundaker-Wurmbrand in den „Mittheilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien". XIV. Bd. II. und III. Heft. Wien 1884, und nach einem Gypsabgusse).

---

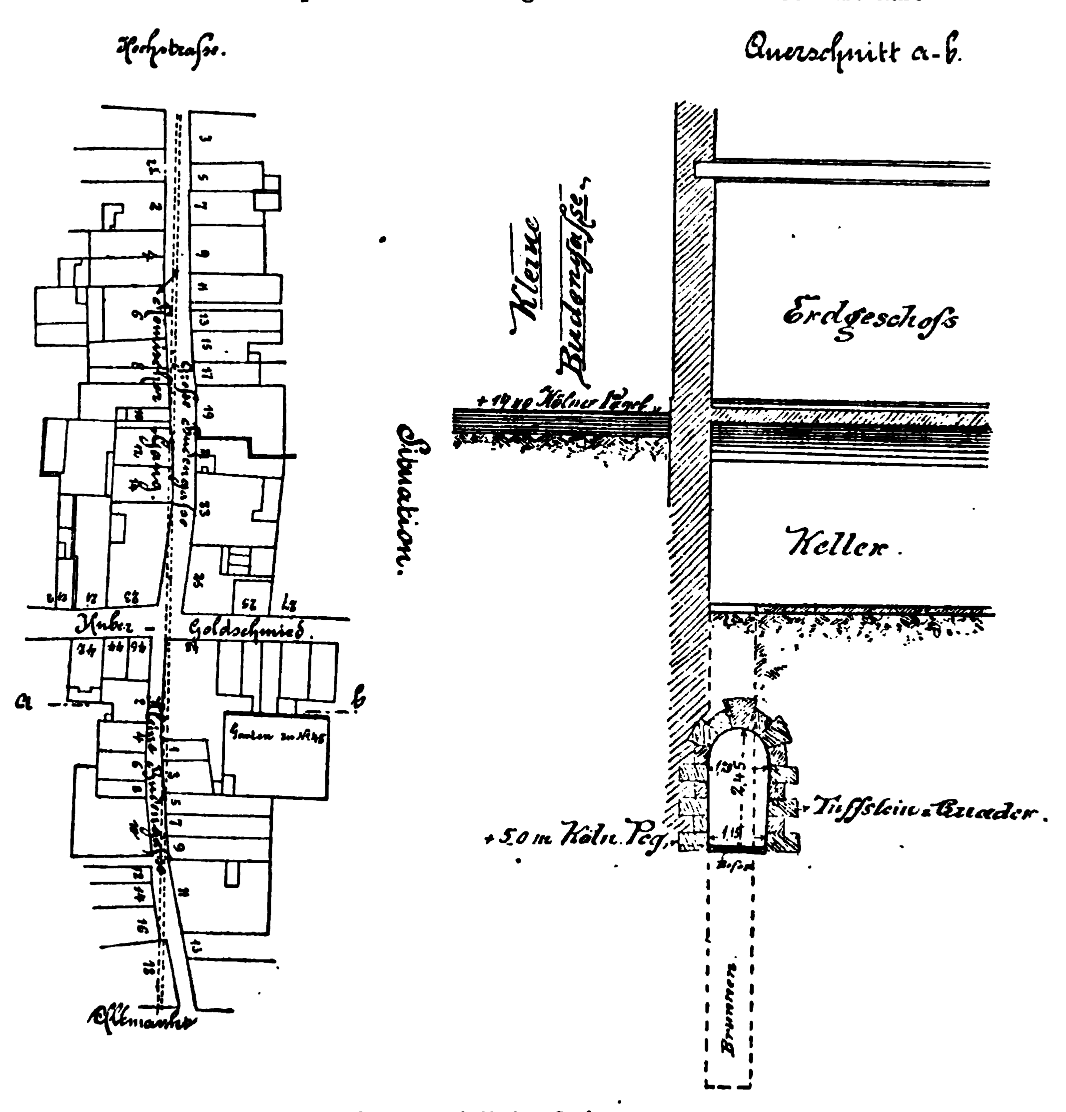
2. Zur Topographie und Geschichte von Köln.

Die fieberhafte Bauthätigkeit, welche gegenwärtig in Köln herrscht, ist in hohem Grade geeignet, die Augen der Alterthumsforscher auf sich zu lenken. Denn sie gestattet uns vielfach Einblick in die Topographie und kulturgeschichtliche Entwickelung der alten Ubierstadt theils durch Aufdeckung bisher unbekannter Thatsachen, theils durch Aufhellung unbeachteter oder angezweifelter Angaben. Wohl umschwärmen Kunstliebhaber und Kunsthändler die zahlreichen Baustellen, sich den Besitz der aufgefundenen Kunstgegenstände streitig machend, allein ihre Thätigkeit bringt der Alterthumskunde selten Gewinn, denn auf die Lagerungsverhältnisse und Umgebung der Werthgegenstände wird nicht geachtet, und alles, was keinen bestimmten Marktpreis hat, wie Ziegel, Inschriftfragmente, Eisentheile u. A., bleibt als werthlos im Schutte liegen oder wird muthwillig zerstört.

1. Ein bisher wenig beachteter Römerkanal.

In dem Hause Unter-Goldschmied 48, welches gegenwärtig zu einer grossen Restauration umgebaut wird, stiess man zu Ende vorigen Jahres bei Aufräumung des mit guten Kreuzgewölben versehenen Kellers an der der kleinen Budengasse entlang laufenden Abschlussmauer auf ein Brunnengeschränke und fand bei weiterm Nachsuchen, dass die Brunnenwand sich einige Meter unter der Kellersohle in einen gewölbten Gang öffnet. Da der Eigenthümer des genannten Hauses mich um Aufklärung ersuchte, und die Sache einer genaueren Untersuchung werth schien, so übernahm ich bereitwillig diesen Auftrag und lasse das Ergebniss hier folgen.

Der Gang läuft innerhalb des genannten Hauses längs der Budengasse hin, hat also eine Richtung von Osten nach Westen. Derselbe ist aus Tuffsteinquadern solide aufgeführt und oben durch ein halb-



Grosse und Kleine Budengasse.

kreisförmiges Gewölbe abgeschlossen, der Fussboden durch eine feste Betondecke gebildet. Die Höhe bis zum Scheitelpunkte des Gewölbes beträgt 2,45 m, die Breite 1,20 m. Ein Theil des Materials war zu

andern Zwecken bestimmt, vielleicht schon benutzt, denn viele Quadern sind mit einer durchlaufenden Rinne versehen, welche mit kleinen Tuffsteinen ausgefüllt ist, um die Tragfähigkeit der Steine nicht zu beeinträchtigen. Der Gang steht durch eine Treppe mit dem Keller des Hauses kleine Bundengasse Nr. 3 in Verbindung und ist unterhalb dieses Hauses durch eine bis unter das Gewölbe reichende Schuttmasse versperrt, nach Unter-Goldschmied hin durch eine moderne Ziegelsteinmauer geschlossen. Treppe, Brunnen und Ziegelsteinmauer liessen darauf schliessen, dass dieser Gang den früheren Besitzern der beiden Häuser Unter-Goldschmied 48 und kleine Budengasse 3 bekannt war, weshalb ich mich behufs weiterer Aufschlüsse an Herrn Justizrath Schenk und die Geschwister König sowie an das städtische Archiv und die Registratur wandte, wo mir bereitwillig Aufklärung zu Theil wurde.

Im Jahre 1830, so wurde mir mitgetheilt, hatte Herr König, ein städtischer Beamter und Besitzer des Hauses Budengasse 3, Kohlen in den Keller schaffen lassen. Als aber das Dienstmädchen Kohlen heraufhohlen sollte, fanden sich keine. Dieser Umstand soll zur Entdeckung des Ganges geführt und Herrn König veranlasst haben, dem fleissigen Stadtsekretär Fuchs von seiner Entdeckung Mittheilung zu machen. Auf dessen Betreiben wurde der Stadtbaumeister Weyer mit einer Untersuchung beauftragt. Aus dem Bericht, welchen derselbe am 8. Nov. 1830 an den Oberbürgermeister abstattete, entnehmen wir Folgendes.

„Einige Fuss unter der Kellersohle fand sich alsobald ein theilweise eingeschlagenes mit Werksteinen ausgeführtes Gewölbe und bei dem fortgesetzten Ausgraben ein ganz mit Werkstücken erbauter geräumiger Kanal oder nach der hier gebräuchlichen Benennung eine Ahr, wovon ich die Handzeichnung des Querprofils hier beizuzeichnen die Ehre habe.“

„Es ist dieser Kanal im Lichten 3′9″ breit und bis unter den Schluss des Gewölbes 7′9″ hoch, also geräumig genug, dass zwei Mann, gehörig bedeckt, neben einander durchgehen können.

„Das Steinmaterial besteht in einer Art Tuffstein und blättert sich äusserlich ab, ohne jedoch dem Kanal die nöthige Solidität zu benehmen, und ist derselbe noch in einem baufesten Zustande. Die Sohle des Kanals liegt etwa 28 Fuss unter der Strasse vor dem Hause des Herrn König, also etwa auf Nr. 20 des hiesigen Pegels und setzt also in der Fortsetzung ein starkes Gefälle voraus und berechtigt zu

den schönsten Hoffnungen für die Verbesserung des Wasserabzugs unserer Stadt, besonders da nach eingezogenen Erkundigungen Spuren des Kanals bis an den Eingang der Breitenstrasse, abwärts bis an das Bollwerk (!) vorhanden sein sollen."

„Der Kanal ist bis beinahe unter den Schluss des Gewölbes mit Erde angefüllt, welche schichtweise aus Lett, Flusssand, Kies und Bauschutt bestand."

Aus dem Berichte erfahren wir weiter, dass „in dem sonst gut erhaltenen Gewölbe einige Einbrüche sichtbar sind, welche bei früherem Auffinden des Kanals gemacht worden sind"; ferner, dass Weyer den Kanal auf eine Länge von 40 Fuss, also bis beinahe unter die Strasse an Goldschmied hat reinigen lassen, und dass für diese Reinigung 25 Thaler verausgabt wurden. Der Bericht schliesst mit der Bitte um Bewilligung der Mittel zur Fortsetzung der Reinigung. Diese Mittel wurden denn auch bereitwillig zur Verfügung gestellt.

Aus der nach Vollendung der Aufräumungsarbeiten bei Beschreibung der kleinen Budengasse S. 82 gemachten Aufzeichnungen des Archivars Fuchs ist folgende Mittheilung von Interesse. „Dieser Kanal ist auf eine Länge von 462 F. aufgeräumt worden etwa vom Hause des Bierbrauers in der kleinen Budengasse Nr. 11 bis zu dem Hause Hochstrasse Nr. 136, welches das Eck der grossen Budengasse bildet. Hier fanden sich ungeachtet der von den Pioniers in einer Länge von 48 F. unternommenen Arbeiten keine Spuren der Fortsetzung dieses Kanals nach Westen hin. Ein römischer Krug (Amphora) $2^1/_2$ F. hoch und einige andere Bruchstücke römischen Herkommens fanden sich im aufgeräumten Schutte. Wegen der grossen Kosten, die die Fortsetzung der Arbeiten verursacht haben würden, geriethen die Arbeiten ins Stocken. Hierüber erstattete der Stadtbaumeister einen ausführlichen Bericht vom 28. April 1831. (I cap. 2, Nr. 24.)"

Wo der Kanal unter der Strasse herlief und städtisches Eigenthum war, wurde derselbe vermiethet. Solche städtische Miether sind noch heute die Wildpret-Handlung Tellenbach in der kleinen Budengasse und die ehemalige Schorn'sche Brauerei in der grossen Budengasse Nr. 1. Zugänge haben die Geschwister König in der kleinen Budengasse Nr. 3 und der Bierbrauer Esser Unter-Goldschied Nr. 23. Noch sei erwähnt, dass Herr Justizrath Schenk mittheilte, er habe oben im Gewölbe in bestimmten Zwischenräumen viereckige Luft- oder Lichtschachte beobachtet.

Soviel einstweilen über diesen Gang, welcher unzweifelhaft römischen

Ursprungs ist und wahrscheinlich zu Vertheidigungszwecken gedient hat. Das wenigstens glaube ich versichern zu können, dass derselbe zur Regelung des Wasserabflusses nie gedient hat. Und wenn einzelne Umstände, z. B. die Feuchtigkeit des Fussbodens, hierfür zu sprechen scheinen, so rührt dies von Rohrbrüchen her, welche durch diesen unterirdischen Gang ihren Abfluss suchten und fanden. Bekanntlich gehen ja die Bierbrauer nicht sparsam mit dem Wasser um.

2. Römische Ziegelstempel.

Die unterirdischen Anlagen zu elektrischer Beleuchtung und Kohlenzufuhr veranlassten hinter dem oben genannten Hause Unter-Goldschmied Nr. 48 die Ausschachtung des Bodens bis zu einer Tiefe von 6 Meter. Bei dieser Arbeit zeigten sich in den obern Schichten Siegburger, von 2 Meter abwärts bis zu 4 Metern fränkische Thongefässe. Etwa 3 Meter unter dem Strassenniveau traten Reste von römischem Mauerwerk zu Tage, welches theils mit der kleinen Budengasse parallel, theils senkrecht nach derselben hinlief. Die Sohle dieser Mauerreste, welche abgebrochen wurden, lag etwa $1^1/_2$ Meter tiefer.

Zwischen zwei solchen Mauerresten, der Scheidemauer des Hauses der kleinen Budengasse Nr. 5 entlang fand sich ein Belag von römischen Ziegelplatten verschiedener Grösse, meist kleine viereckige Platten, die regelrecht zusammengefügt waren. Leider haben die Arbeiter einen grossen Theil dieser Platten sofort zerhauen und als Mauersteine verwandt, obwohl, wie mir der Vorarbeiter versicherte, mehrere mit Verzierungen und Schriftzügen darunter gewesen. Unter dem vorhandenen Rest fand ich noch zwei mit einem Stempel versehene.

Die eine quadrische Ziegelplatte von 19,5 cm Seitenlänge trägt in erhabener Schrift den Stempel

|LEGTMPF|

Legio prima Minervia pia fidelis.

Ziegel mit diesem Stempel sind in grösserer Anzahl nur in Bonn gefunden worden, obwohl die Legion ungefähr 200 Jahre am Niederrhein gelegen hat. Die Verschmelzung des Horizontalstriches mit dem Zahlzeichen zu einem T findet sich in gleicher Weise auf den Bonner Ziegeln und anderwärts.

Die andere ebenfalls quadratische, aber theilweise abgebrochene, Ziegelplatte von 42 cm Seitenlänge hat in erhabener Schrift den Stempel

LEGVIREBVR

Legio sexta. Reburrus.

Der Stein hat als Unterlage bei einer Leichenverbrennung gedient, wodurch die Schrift an einigen Stellen gelitten hat, doch ist die Lesung nicht zweifelhaft. Ziegel dieser Legion ohne weiteres Beiwort, dagegen mit dem Töpfernamen versehen, sind selten. Brambach (C. I. Rh. 223 c 4) führt einen zu Xanten gefundenen mit der nicht ganz aufgeklärten Bezeichnung ADR.NOS an. Rebur, vollständig wohl Reburrus, scheint der Name eines Töpfers oder Unternehmers zu sein. Auf einem Mainzer Steine findet sich dieser Name als Cognomen eines Soldaten der coh. I Lucensium Hispanorum (vgl. Bramb. C. I. Rh. 1235). Doch hat unser Reburrus wohl eher Beziehungen zu jenem T. Crispius Reburrus, welcher als Architekt oder Unternehmer seinen Namen auf den Substruktionen der Arena des Amphitheaters zu Nîmes verewigt hat (B. J. H. 41 S. 175).

Wie schon oben angedeutet, zeigten sich auf dieser Plättung vielfache Spuren von Leichenverbrennung aus fränkischer Zeit wie an andern Stellen des ausgeschachteten Terrains. Unter der Asche befanden sich ausser zahlreichen Resten von Menschenknochen auch viele Thierknochen von Pferden, Rindern, Hunden, Schweinen, Rehen und Hirschen, namentlich viele Eberzähne.

Die gefundenen Krüge waren meist roh gearbeitet und fast ohne Ausnahme mit Furchen um die Bauchhöhle, bisweilen um den Hals versehen; darunter germanische Trinkbecher mit kugelförmigem Abschluss, cylinderförmige verschiedener Grösse, gehenkelte und nicht gehenkelte birnförmige Krüge, Vasen etc.

Geräthe von Eisen fanden sich nur bruchstückweise; von Glaswaren nur der Boden eines fränkischen Bechers. Das geringe Ergebniss der Ausschachtung rührt wohl zum grössten Theil von dem Umstande, dass dieselben im Winter bei strenger Kälte vorgenommen wurden.

Wo Unter-Goldschmied in die Strasse Am Hofe einmündet, wurde kürzlich ein römischer Ziegelstein von 23,5 cm Höhe, 22 cm Breite und 7,5 cm Dicke gefunden, auf dessen oberer Fläche folgender Stempel in erhabener Schrift leicht eingedrückt war

CVG

Der Stempel hatte offenbar bewegliche Buchstaben, wodurch sich die Umkehrung des A leicht erklärt. Was die Bedeutung betrifft, so liegt es nahe an einen Töpfer oder Unternehmer zu denken, zumal von Freudenberg (B. J. H. 53, S. 311) ein Töpfername Cagius aus Neuss erwähnt wird. Sollte es mit Rücksicht auf den Fundort nicht zulässig sein, unsern Stempel in Civitas (Colonia) Agrippinensium aufzulösen?

3. Grabstein eines Reiters der ala Noricorum.

An der Gereonsstrasse auf dem Grundstück des Herrn Bauraths Pflaume, wo im verflossenen Winter das im Museum Wallraf-Richartz zu Köln befindliche schöne Denkmal eines Reiters der ala Noricorum gefunden wurde, entdeckte man im April d. J. den Grabstein eines andern Reiters dieser ala. Derselbe besteht aus hellem Kalkstein, ist einschliesslich des Sockels 2 m hoch, 0,95 breit und zeigt in seiner Ausstattung und Behandlung grosse Aehnlichkeit mit den von Prof. Klein (B. J. H. 81, S. 87 f. und S. 91 f.) besprochenen Denkmälern, weshalb ich mich hier kurz fassen kann.

Der ganze Raum ist ziemlich gleichmässig in drei Felder getheilt. Im obern erblickt man in einer Vertiefung die reliefirte Darstellung eines Mahles, welche jedoch nicht vollständig erhalten ist. Von dem auf dem Lektus ruhenden Verstorbenen ist nur der wagerecht ausgestreckte, mit reichem Faltenwurf der Toga bekleidete Unterkörper erhalten, vom Oberkörper nur der linke Arm, auf welchen sich der Ruhende stützte, mit einer Schale in der Hand. Vor ihm steht ein dreibeiniger Tisch, mit drei Gefässen, darunter wohl ein Körbchen mit Früchten, besetzt; neben dem Tische ein hoher Wasserkrug mit engem Hals, zu Füssen der aufwartende Diener.

In dem untern Relief ist wohl mit Rücksicht auf die Waffengattung des Verstorbenen ein reich geschirrtes Pferd zu erblicken, welches ein dahinter stehender Diener, der zugleich zwei Spere auf der linken Schulter trägt, an der Leine führt. Das Pferd ist in der Bewegung dargestellt mit vorgesetztem rechten Vorderbein und linken Hinterbein.

Zwischen beiden Darstellungen steht folgende Inschrift:

MARCVS · SACRIVS
SECVRI · F · PRIMIGENVS
EQVES · ALÆ · NORICO · TVR
PATERCLI · CIVES · REMVS · ANN
XXVI · STIP · XI · H · F · C

Marcus Sacrius, Securi filius, Primigenius, eques alae Noricorum turma Patercli, cives Remus annorum viginti quinque stipendiorum undecim. Heres faciendum curavit.

Die richtige Herstellung des Textes war bei dem gegenwärtigen Zustande des Steines einigermassen schwierig. Der Stein liegt noch ungereinigt an der Fundstelle. Als man ihn in einer Tiefe von ungefähr $3^1/_2$ Meter unter dem Niveau antraf, war er schräg gebettet mit der Vorderseite nach oben und theilweise den zerstörenden Einflüssen eines Abortes ausgesetzt. Hierdurch war der untere Theil der Schriftfläche, besonders die linke Ecke, abgeblättert. Die schönen quadratischen Schriftzüge jedoch sind in dem leicht zu bearbeitenden Steine so tief eingehauen, dass die Vertikalstriche trotz der Verwitterung noch Spuren zurückgelassen haben. Die Grösse der Buchstaben nimmt nach unten hin ab der Art, dass die der ersten Zeile ungefähr 7 cm, die der zweiten 6,5 cm, die der dritten 6 cm, die der vierten und fünften 4,5 cm hoch sind.

Der in der Inschrift genannte Marcus Sacrius ist aus rheinischen Inschriften bisher nicht bekannt. Zwar findet sich ein Sacrius auf einem Igeler Steine (Bramb. C. I. Rh. 832), ist dort aber wohl als Pränomen aufzufassen. Er stammte aus der Civitas Remorum und diente in der ala Noricorum, worüber Klein im letzten Hefte der Jahrbücher Näheres mitgetheilt hat. Der turma Paterculi begegnen wir hier wohl zum ersten Male. Da er 11 Jahre gedient hat und in dem jugendlichen Alter von 26 Jahren gestorben ist, muss er schon mit 15 Jahren eingetreten sein.

Auffallend ist das Pränomen Marcus vollständig ausgeschrieben wie auf dem Deutzer Steine des Mark Aurel (vgl. B. J. H. 68 S. 47), während die Pränomina auf den übrigen Steinen, welche an jener Stelle gefunden und zum Theil wahrscheinlich aus derselben Werkstätte herrühren, in der üblichen abgekürzten Form erscheinen. Ebenso ist zu Anfang von Zeile 3 eques ausgeschrieben. Die Abkürzung Norico. findet sich auch auf einem zu Zahlbach bei Mainz gefundenen Steine (Bramb. C. I. Rh. 1229). Die Zusammenziehung von Patercli statt Paterculi, wie Proclus (C. I. L. II Nr. 2675), vernaclus (ib. Nr. 369, 489, 3306), ist wohl weniger auffallend als die Herstellung des verhältnissmässig seltenen Cognomens an dieser Stelle, und doch wüsste ich kein anderes Wort, welches sich dem vorhandenen Raum sowie den erhaltenen Buchstabenresten in gleicher Weise anpassen liesse. Ueber die Form

cives statt civis, wozu auch die Inschriften Belegstellen bieten, vergl. Neue, Formenl. § 49, S. 183.

4. Denkstein eines Soldaten der coh. I Latabicorum.

Unweit der Stelle, an welcher der oben beschriebene Stein zu Tage gefördert wurde, hatte man einen Grabstein gefunden, aber wegen seiner verstümmelten Form wieder vergraben und zur Ausfüllung einer Senkgrube verwandt. Auf meine Veranlassung wurde der die Inschrift tragende Theil dieses Steines zu Anfang des Monats Juni wieder aufgesucht. Das erhaltene Stück ist 1,08 m hoch, 0,77 m breit und 0,12 m dick. Ursprünglich war der Stein 0,33 m dick und oberhalb der Schriftfläche mit einer figuralen Darstellung versehen, von welcher noch kleine Reste sichtbar sind. Zu diesem Zwecke war derselbe an der betreffenden Stelle bis auf 12 cm vertieft, wodurch die Spaltung und Verstümmelung leicht erklärlich ist.

Die Inschrift hat folgenden Wortlaut:

HE MILIVS · LAS C
VS · CI · CANNAN
MI · CHO · T · LATABI
AN · VL · S‡ · XXᑫI · HFC

Hemilius Lascivus, civis Cannanefas, miles cohortis primae Latabicorum, annorum quadraginta quinque, stipendiorum viginti duorum. Heres faciendum curavit.

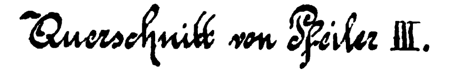
Der weiter nicht bekannte Soldat stammte also aus dem Gaue der Canninefaten, welche im nördlichen Holland zwischen dem Meere und dem Flevo-See wohnten, und diente in der ersten Kohorte der Latabiker, welche hier zum ersten Male erwähnt wird.

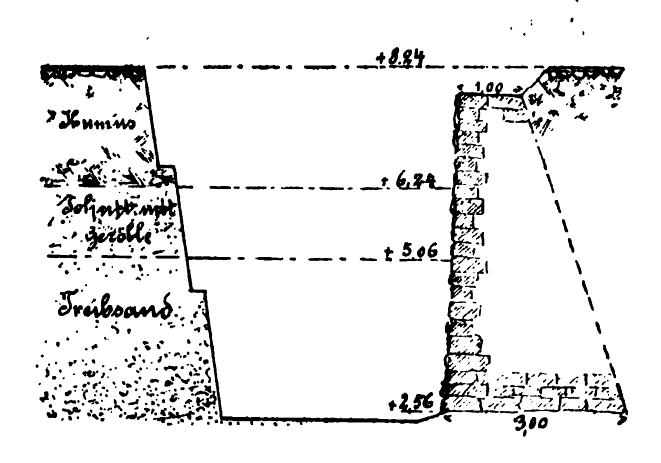
Die Schriftfläche hat eine Höhe von 33 cm; die Buchstaben der ersten Zeile sind 7,5 cm, die der drei übrigen 6,5 cm hoch. In der letzten Zeile scheint der Steinmetze mit dem Raume nicht ausgereicht und mehrfache Versuche angestellt zu haben. Für letztern Umstand scheinen einige leicht eingehauene Buchstabenreste zu sprechen. So geht von dem 3. Buchstaben der letzten Zeile, dem Zahlzeichen V, ein senkrechter Strich nach unten, etwas oberhalb der Mitte des 6. Buchstabens ‡ läuft ein Horizontalstrich nach rechts und an dem 9. Buchstaben, dem Zahlzeichen ᑫ zeigt sich ein Kreissegment zur Linken. Für erstern Umstand sprechen an. statt des häufigern ann., sti statt des gewöhnlichen stip. sowie das Fehlen der Unterscheidungszeichen zwischen den einzelnen Buchstaben der dicht aneinander gerückten Schlussformel HFC.

Für den Gentilnamen **Hemilius** sind die Belegstellen zweifelhaft, sowohl Hemi auf einem zertrümmerten Gladbacher (Bramb. C. I. Rh. 260 b), wie Hemull auf einem verwahrlosten Mailänder Steine (C. I. L. V 6048). **Lascius** steht für Lascivus wie iuenis für iuvenis (C. I. L. III Nr. 1640), primitius statt primitivus (C. I. L. V Nr. 4488 und 4760), vius statt vivus (ibid. Nr. 134 u. ö.). Die Form **Cannanefas** hat in sofern Interesse, als ein Mainzer Stein ala Cannenafatium (Bramb. C. I. Rh. 968), ein an der untern Donau gefundener aus dem Jahre 74 n. Chr. Cannenefatium (Wilm. ex. 2865), ein Denkmal von Volsinii aber aus der Zeit des Severus Alexander Cannunefatium bieten. Eine cohors prima Latabicorum habe ich in dem mir zugänglichen Material nicht erwähnt gefunden. Die **Latovici** waren ein Volkstamm, welcher nach dem Zeugnisse des Plinius (nat. hist. 3, 25, 148; vergl. Ptolem. 2, 14, 2) in Ober-Pannonien wohnte. Im C. I. L. III Nr. 3925 wird von Mommsen auch ein municipium Latobicorum genannt. Auf diesen Volksstamm scheint sich der Name unserer Kohorte zu beziehen.

Was das Alter unseres Steines betrifft, so lässt sich dasselbe nicht mit Sicherheit feststellen, zumal über die darin genannte Kohorte nichts bekannt ist, doch scheinen die tief und regelmässig eingehauenen quadratischen Schriftzüge noch für die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts zu sprechen.

5. Ergebniss der Ausschachtungen bei Erweiterung des Central-Bahnhofes.



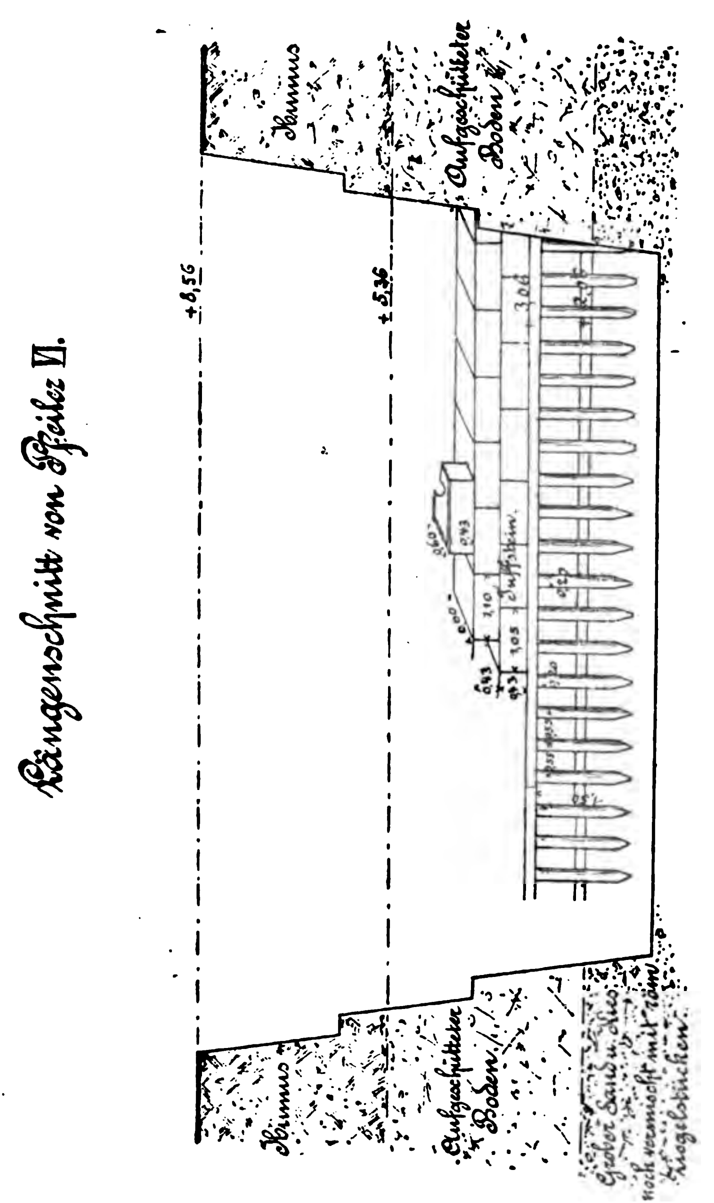


Die Ausschachtungen zwischen der Trankgasse einerseits, sowie dem Eisenbahn-Viadukt anderseits hatten für den Alterthumsforscher grosses Interesse sowohl wegen der Lagerungsverhältnisse des Bodens, deren genaue Kenntniss sie uns vermittelten, als auch wegen einzelner Fundstücke. In ersterer Beziehung haben sie den Beweis geliefert, dass von einer Rheininsel in römischer Zeit, von welcher spätmittelalterliche Chronisten soviel zu erzählen wissen, an dieser Stelle nicht die Rede sein kann, da der aufgeschüttete Boden unter + 2 K. P. hinabreicht. (Vergl. Skizze von Pfeiler VI.) In Pfeiler III, welcher bis zur Strasse, genannt am „Frankenthurm", reicht, treten uns die schwachen Spuren einer späten Inselbildung entgegen (vgl. die Skizze von Pfeiler III). Das Strassenpflaster liegt daselbst auf + 8,24 K. P. Humus und angeschütteter Boden hören + 5,06 K. P. auf. Weiter abwärts befindet sich eine mächtige Treibsandschichte. Den östlichen Abschluss der Baugrube bildete eine alte Werftmauer aus Basaltsäulen. Dieselbe beginnt unter dem Pflaster der genannten Strasse und liegt an der Sohle auf + 2,44 K. P. Ihre Stärke beträgt oben 1m, an der Sohle aber 3m. Die Axe geht von Norden nach Süden, hat also mit dem Strome gleiche Richtung, von welchem sie jetzt annähernd 72m entfernt ist. Ueber ihre Entstehung liegen keine Nachrichten vor, jedoch lässt der mit Ziegelmehl vermischte Mörtel an den unteren Schichten auf das 10. oder die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts schliessen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört diese Mauer, welche auf keiner Karte verzeichnet ist, der ältesten Stromregulierung von Köln an und hat dazu gedient, dem angeschwemmten Treibsand einen festen Halt zu geben und zu einem gesicherten Stapelplatze umzuschaffen[1]).

Etwa 12,50m rheinwärts stiess man bei Ausschachtung von Pfeiler II auf eine andere Mauer, welche mit der oben beschriebenen parallel lief. Dieselbe war etwas tiefer fundirt und lag mit der Sohle

1) Wohl den gleichen Zweck hatte die kolossale Basaltmauer, welche im J. 1881 bei Kanalisirung der Friedrich-Wilhelm Strasse in ziemlich gleicher Entfernung vom Rheine zu Tage trat. Dieselbe wurde mit vieler Mühe durchschrotet, hatte an der bezeichneten Stelle eine Stärke von 12m und lässt sich durch Erhöhung des Bodens sowohl nach St. Martin hin (auf dem Rothenberg), wie nach der Rheingasse hin (auf der Ahre) noch heute verfolgen. Auf diese Mauer ist in einer Schenkungsurkunde des Bischofs Everger an das Stift St. Martin v. J. 989 (Enn. und Eck. Quel. I n. 18) hingewiesen: »Macellum omne et areas a porta frumenti usque ad occidentalem murum civitatis et iterum a porta fori (der so häufig missdeuteten Marspforte) usque ad murum Reni«.



auf + 1,90m K. P., hatte unten eine Breite von 1,70 m und war oben abgebrochen, so dass ihre Höhe nur 1,60 m betrug. Das Material bestand aus Basalten mit Tuffsteinen ausgezwickt, im Innern aus Gusswerk. Wie obige Mauer der ältesten Stromregulierung, so scheint diese der ältesten Befestigung des Inselbodens angehört zu haben.

Die Ausbeute an Fundstücken war nicht sehr ergiebig. Von Pfeiler IX ist mir nur ein ziemlich gut erhaltener fränkischer Wasserkrug von 41 cm Höhe zu Gesicht gekommen.

In den oberen Schichten von Pfeiler VIII zeigten sich Reste von glasirten Kacheln, Siegburger Thongefässen und Gläsern aus dem 16. Jahrhundert und späterer Zeit. Weiter abwärts einige fränkische Töpfchen. In diese Periode gehören ohne Zweifel auch viele Thierknochen, Stücke von Hirschgeweihen, Eberzähne u. s. w. In der Tiefe von ungefähr 4,50 m unter dem Niveau legten einige Antikaglien von der römischen Periode Zeugniss ab. Hierher gehören einige Schälchen von ter. sigil. ohne jede Verzierung oder Töpferstempel, ein kleines, schmuckloses Thonlämpchen, der Fuss einer Statuette von Terrakotta, der Hals einer zweihenkeligen Amphora, ein Grosserz von Antoninus Pius und einiges Andere. Es war deutlich zu erkennen, dass die letztgenannten Gegenstände bei Anschüttung des Bodens mit Bauschutt dorthin gelangt sind.

In Pfeiler VI trat in einer Tiefe von + 4,35 K. P. zwischen alluvialen Anschüttungen, welche mit zahlreichen römischen Ziegelscherben untermischt waren, ein grosser Quaderstein zu Tage, dessen obere Seite Schriftzüge trug. Seine Länge betrug 1,46 m, seine Breite 0,60 m, seine Höhe 0,43 m. Die Lage dieses aus körnigem Kalkstein bestehenden Quaders war vollständig wagerecht mit der Axe von Norden nach Süden gerichtet. Bei weiterer Aushebung des Bodens fand sich, dass dieser Stein auf einem Tuffsteinmauerwerk von gleicher Stärke und Richtung ruhte. Dies Mauerwerk konnte auf eine Länge von ungefähr 10 m verfolgt werden und bestand aus einer doppelten Schichte von grossen Quadern, welche regelrecht, aber ohne Mörtel an einander gefugt und 0,86 m hoch waren. Da aber auch in dieser Tiefe noch kein geeigneter Baugrund angetroffen wurde, musste man noch tiefer gehen und fand bei dieser Gelegenheit, dass das oben erwähnte Mauerwerk auf einem Pfahlrost stand, welcher sich durch die ganze Baugrube hinzog. Die einzelnen Pfähle waren viereckig behauen, c. 1,50 m lang, 0,20 m dick und unten zugespitzt und standen in einem Abstand von 0,55 m von einander entfernt. Dieselben waren am Kopf durch einen Holm, ungefähr in der Mitte durch Zangen verbunden. Das Holz war schwarz und durch die feuchte Erde ganz weich und morsch. Die Verbindung der Pfähle mit dem Holm liess sich nicht mehr feststellen, doch deuten in der Baugrube gefundene Nägel und Bänder auf die Befestigung mit Eisen hin.

Ein ganz gleiches Tuffsteinmauerwerk fand sich auch in Pfeiler VIII.

Was die Zeit betrifft, in welcher dies Mauerwerk errichtet wurde, so lässt sich darüber nur soviel mit Bestimmtheit sagen, dass die Zerstörung des Inschriftsteines, welcher nur wegen seiner zufälligen Höhe von 0,60 m hier Verwendung gefunden hat, so wie der zu beiden Seiten gelagerte Bauschutt unzweideutig für das Mittelalter sprechen. Wir haben hier ohne Zweifel die Ueberbrückung eines zur Zeit der Errichtung wahrscheinlich todten Rheinarms vor uns. Die Entstehung dieser Ueberbrückung und der Werftmauer dürften zeitlich wohl nicht weit aus einander liegen.

Die auf dem oben erwähnten Steine gefundene Schriftfläche ist ringsum von einem 4 cm breiten reliefirten Bändchen umgeben, jedoch an der linken Seite durch einen ausgehauenen Bogen, welcher mit seinem Scheitel bis an die oberste Zeile reicht, verstümmelt. Die Höhe der Buchstaben beträgt in der ersten Zeile 6 cm, in den drei übrigen 5 cm. Der erhaltene Theil der Inschrift lautet:

M · MARIVS · VALENS · GALATA
VETER ex DEC · ALAE · CLASSIANAE
SIBi et . . . ONIAE · SEVERAE · VXO
ri . . a E FECIT

Marcus Marius Valens Galata, veteranus ex decurione alae classianae sibi et . . . oniae Severae uxori . . ae fecit.

Der ursprüngliche Text kann nicht mehr vollständig hergestellt werden. In der 2. Zeile sind zwei Buchstaben verstümmelt, zwei ganz ausgefallen. Die dafür vorgeschlagene Ergänzung bedarf wohl keiner besondern Rechtfertigung. In der 3. Zeile sind zwei Buchstaben nur theilweise erhalten, sechs ausgefallen. Die Hälfte davon fällt auf den Gentilnamen der Frau. Unter den zahlreichen Möglichkeiten der Ergänzung wage ich keine in Vorschlag zu bringen. Anders liegt die Sache im Eingange der Zeile. Sicher sind die beiden ersten Buchstaben, über den dritten kann man im Zweifel sein, da die Vervollständigung in R ebenso zulässig ist, als die Vervollständigung in B. In ersterm Falle würde man an ein Beiwort zu alae classianae, welches sich auf den Standort bezöge, etwa Sirmii, denken müssen. So lange jedoch keine festen Anhaltspunkte für eine so zweifelhafte Ergänzung vorliegen, scheint mir die Ergänzung in SIBi eine grössere Wahrscheinlichkeit zu haben. Wir erhalten dann eine sehr geläufige Widmungs-

formel. In der 4. Zeile kann die Zahl der ausgefallenen Buchstaben nur annähernd bestimmt werden. In der zweiten Hälfte stehen 5 Buchstaben, die Symmetrie verlangt also, dass die erste Hälfte nicht viel mehr gehabt hat. Wir haben noch E den Rest der Dativendung -aE übrig, so wie -ri zur Vervollständigung der vorhergehenden Zeile. Aller Wahrscheinlichkeit nach kann daher nur eine kurze Stammsilbe wie su-, pi-, car- ausgefallen sein.

Pränomen und Gentilname sind auf Inschriften häufig vertreten, mit dem Cognomen Valens dagegen habe ich den Namen nicht gefunden. Die ala classiana wird erwähnt auf einem Militärdiplom des Trajan (D. XXIII (C. I. L. III p. 866 = VII n. 1194). Danach stand dieselbe im Jahre 105 in Britannien. Auf diese Weise erklärt sich die Anwesenheit unseres Veteranen in hiesiger Stadt, zumal unsere Inschrift ihrem Schriftcharakter nach in das zweite Jahrhundert zu gehören scheint.

L. Schwörbel.

3. Cäsars Rheinbrücke. [1])

Hierzu Tafel II.

Die Uebergänge Cäsars sind bereits oft Gegenstand ortsgeschichtlicher Forschungen gewesen und deren Ergebnisse in dieser Vereinszeitschrift veröffentlicht worden; es ist jedoch bis jetzt, namentlich bezüglich des zweiten Ueberganges, kein endgültiges Urtheil gewonnen worden. Während Napoleon III. beide Uebergänge in die Nähe von Bonn verlegt, nehmen die meisten Forscher für die zweite Brücke das sogenannte Neuwieder Becken zwischen Coblenz und Andernach an. Innerhalb dieser mehrmals durch Inseln getheilten, daher für einen Brückenschlag sehr geeigneten Stromstrecke werden 6 Punkte: Kesselheim, Engers, Urmitz, „Am guten Mann", Weissenthurm, Nettemündung genannt. Die Gründe, welche für oder gegen diese Stelle als Brückenstelle sprechen, hat v. Cohausen im XLVII. Hefte der Vereinszeitschrift des weiteren erörtert und es soll hier nur kurz erwähnt werden, dass, trotz der in den letzten Jahren zum Theil im grossen Maassstabe ausgeführten Baggerungen bei keiner der genannten Stellen irgend welche Reste der Brücke gefunden sind. Holzreste sind erst jetzt bei den sowohl im rechten als im linken Stromarme am Thurmer Werth von dem Unterzeichneten ausgeführten Baggerungen gefunden worden, zuerst bei a (Fig. 1), dann bei b. Diese Reste lagen unter einer 1 m hohen Schicht aus sehr grobem Geschiebe, bei a in grösserer Anzahl als bei b. Eins der bei b gefundenen Stücke (cfr. auch Fig. 4 von der Stelle a) hat die in Figur 3 mitgetheilten Maasse und ist unten zugespitzt, könnte also ein Stück der von Cäsar beschriebenen „Tigna bina sesquipedalia paulum ab imo praeacuta" sein; die daselbst noch erkennbare Einkerbung würde für die zur Verbindung angebrachten Riegel (fibulae) bestimmt

1) Cfr. Centralblatt der Bauverwaltung v. 19./6. 1886. Nr. 25.

gewesen sein. Auch von den bei a gefundenen Stücken, welche leider meist durch die Eimer des Baggers sehr beschädigt sind, lassen einzelne eine Zuspitzung erkennen, wie das in Fig. 4 dargestellte Stück. Der Durchmesser dieser Pfähle beträgt im Durchschnitt 24 Centimeter. Die Zuspitzung ist bei all diesen Pfählen einseitig, woraus wohl zu schliessen ist, dass die Pfähle nicht eingerammt, sondern nur in den Kiess etwas eingetrieben waren. Zum Rammen würde auch die Zeit, welche Cäsar zum Brückenschlage verwendet hat, bei weitem nicht ausgereicht haben, ganz abgesehen davon, dass das Einrammen von geneigten (prone ac fastigate) Pfählen nur mit den vollkommenen Apparaten der Neuzeit möglich ist. Es wird somit die Stelle Cäsars IV, 17, 4. „fistucisque adegerat" nach v. Cohausen mit „und trieb sie (die Pfähle) mit Schlägeln ein" zu übersetzen sein.

Die Pfähle bezw. Balken bei a wurden in einer Breite von 5 m und auf eine Länge von 20 m gefunden und zwar, wie in Fig. 2 angedeutet ist, in einer geneigten Lage, wodurch es denn möglich war, einzelne Stücke von 2,5 m Länge mit dem Bagger herauszufördern. Bei der Zerstörung, sei es durch Eisgang oder Hochwasser, des Theiles, welchen Cäsar beim Abbruch der übrigen Brücke (VI 29, 2) hatte stehen lassen, trieben die Holme, Streckbalken, Stangen, Hürden weg, während die Böcke in sich zusammenfielen, durch die Eintreibung in den Kies jedoch an Stellen mit geringer Strömung an dem Abtreiben gehindert wurden und in geneigter Lage (s. Fig. 2) liegen blieben, allmälig versandeten, vielleicht gerade die Veranlassung zur Versandung gaben. Solche Reste eines Brückenbockes dürften die gefundenen Stücke sein.

Eine weitere Untersuchung nach anderen Brückentheilen musste wegen der bereits hergestellten Anschüttungen von der Inselspitze und wegen der starken Veränderungen, welche der Strom am rechten Ufer durch die Schlackenhalden erfahren hat, auf den Theil nach dem linken Ufer zu beschränkt werden. Dieser Theil, zwischen der Fundstelle a und dem linken Ufer ist mit einem Bagger näher untersucht und hierbei die in Fig. 5 angegebenen Versuchsgräben gezogen worden. Das Resultat derselben war, dass bereits 10 m links vom Fundorte a das Flussbett eine vollständig andere bis zum Ufer gleich bleibende Beschaffenheit als rechts von a hat. Während das Bett rechts von a aus sehr grobem Geschiebe mit grossen Steinen besteht, ist dasselbe links von a aus Humus, Sand- und Bimstein zusammengesetzt; hieraus würde zu schliessen sein, dass das Ufer bis zu dieser Stelle — also auf 70 m

Breite — abgebrochen ist und daher hier Ueberreste weder der Brücke noch des von Cäsar erwähnten Thurmes gefunden sind.

Bei einigen Nacharbeiten mit dem Bagger in der Mitte des Stromes 50 m unterhalb der Stelle bei a wurden mehrere Stücke von Weiden-, Buchen- und Tannenrundholz, 6—8 cm stark unter einer 60—80 cm starken Kiesschicht gefunden. Diese Stücke sind vielleicht Reste von den longurii, welche dicht nebeneinander auf die Streckbalken gelegt die Brückenbahn bildeten.

Wenn man nun durch die Holzfunde in beiden Stromarmen zu der Vermuthung gelangt, dass hier Cäsars Brücke gestanden hat, so wird dieselbe durch die Ergebnisse der bereits früher am rechten Ufer vom „guten Mann“ bis zur Nette ausgeführten, in dieser Zeitschrift mitgetheilten, Ausgrabungen bestätigt. Bei denselben fand man unterhalb des „guten Mannes“ zwei parallele Spitzgräben c c (Fig. 1) von 1,5 bis 2 m Tiefe und ebenso grosser Breite, innerhalb dieser Umwallung einige römische Münzen, Scherben von terra sigillata, Amphorenbruchstücke, Töpferofen, Mauerziegel u. s. w., auch jetzt noch findet man dort auf dem Felde Scherben und dergl. Da ausserdem die Spitzgräben denen anderer Cäsarischer Lager gleichen, so dürfte hier ein römisches Lager gestanden haben, bestimmt sowohl zum Schutze gegen die Trevirer, als zur Vertheidigung der Brücke, und namentlich bestimmt, die im Strome treibenden Baumstämme, Schiffe u. dergl. von der 700 m unterhalb gelegenen Brücke fern zu halten. Zu dem letzteren Zwecke waren ausserdem die defensores an der Brücke angebracht.

Dass diese Stelle am Weissenthurmer Werth zu einem Uebergange über den Rhein für sehr geeignet gehalten worden ist, beweisen die von den Franzosen in den Jahren 1795—97 in der Mitte der Insel geschlagenen Brücken. Cäsar kam von der Maas an den Mittelrhein und überschritt, um gegen die Sueven zu Felde zu ziehen, an der oberen Spitze des Werthes den Rhein. Keine andere Stelle ist durch die örtlichen Verhältnisse mehr zu einem Uebergange geeignet als diese; denn vom linken Ufer aus war die Brücke oberhalb durch das Lager am „guten Mann“, unterhalb durch die Anhöhe hinter Weissenthurm geschützt. Am rechten Ufer erreichte man von der Brücke aus den höchsten absolut hochwasserfreien Punkt des rechtseitigen Gebietes, konnte von dort das weit ausgedehnte Feld übersehen und auf kürzestem Wege nach dem Wiedthale und der vielleicht schon damals bestehenden festen Strasse gelangen.

Ebenso günstig wie die örtlichen Verhältnisse waren auch die Stromverhältnisse. Das weit vor das Weissenthurmer Werth vortretende Kiesfeld, welches bei einem Wasserstande von 2 m am Coblenzer Pegel schon trocken wird, früher offenbar noch höher gelegen hat und, weil dem Eisgange sehr ausgesetzt, abgetrieben ist, liess, wenn man die Verhältnisse vor den Correctionsbauten in Betracht zieht, für jeden der Stromarme nur 180 m als freie Brückenlänge bei einer Tiefe von 2,2 m und 2,6 m im rechten Arm. Die Breitenverhältnisse der Stromarme waren jedoch früher noch günstiger für eine Brücke als jetzt, denn vom linken Ufer sind, wie oben erwähnt, 70 m abgebrochen; nicht weniger hat das rechte Ufer durch Abbruch gelitten, besonders in Folge der starken Strömung vom linken Ufer unterhalb des „guten Mannes" nach dem rechten Ufer an der Hermannshütte. Wie stark oft in kurzer Zeit das aus feinem Sande und Lehm bestehende rechte Ufer abbricht, dafür bietet der Theil vom Engerser Schlossgarten abwärts einen Anhalt; dasselbe ist bei dem Hochwasser im Jahre 1882 um mehrere Meter zurückgewichen. Nimmt man nun an, dass ein solches Zurückweichen des Ufers an der Brückenstelle nicht stetig so stark wie bei dem oberhalb gelegenen Theile stattgefunden hat, so könnte doch seit Cäsars Zeit der Abbruch so viel betragen haben, dass annähernd das von Cäsar b. g. VI 29, 2[1]) angegebene Maass von 200 Fuss für den rechten Arm passt. Der Rhein würde alsdann die Breiten in den beiden Stromarmen haben, welche schädliche Auflandungen verhindern und auf welche er dieserhalb durch Regulirungsbauten reduzirt wird.

Cäsar brach also den über den rechten Arm führenden Theil (= 200 Fuss) bis an den an der Inselspitze befindlichen Bock ab und liess den anderen über den linken Arm führenden Theil unter dem Schutze des Lagers am „guten Mann" stehen. Während bei der Benutzung der Kiesbank, bezw. Insel, wegen des Anschlusses an festes Land keine Befestigung nöthig war, wäre in dem offenen, ungetheilten Strome der Abbruch eines Theiles der Brücke ohne besondere Befestigung nicht ohne Gefahr für den stehenbleibenden Theil gewesen. Nicht unwesentlich für die Erhaltung des Brückentheiles war die Strömung des Rheines. Wenn dieselbe an dieser Stelle sich nicht oder nur wenig gegen die zu Cäsars Zeit bestandene geändert hat — und dies ist nach den jetzigen Stromverhältnissen und der oben ge-

1) Reducto exercitu partem ultimam pontis in longitudinem pedum CC rescindit.

schilderten Sohle des Flusses anzunehmen — dann war die Brücke über den linken Arm und auch der im rechten Arme an der Insel noch stehende Theil gegen treibende Baumstämme und dergleichen ziemlich gesichert, da schon unterhalb der Kapelle zum guten Mann der Strom nach dem rechten Ufer zu fällt und auch zur Zeit alle Thalschiffe durch den rechten Arm dicht am Ufer entlang treiben.

Zum Schluss soll noch eines Steines mit Inschrift Erwähnung geschehen, welcher einige Meter oberhalb der Stelle a unter einer 80 cm hohen Kiesschicht etwa 50 m vom jetzigen Ufer gefunden worden ist. Dieselbe lautet:

RVMILIVS
ƎION XIII
SAR VARVS

Leider ist es trotz der Untersuchung mit dem Bagger nicht gelungen, den übrigen Theil des Steines aufzufinden.

Isphording,
Reg.-Baumeister.

4. Die Römerstrasse von Trier nach Köln und Bonn.

Hierzu Taf. I. Heft LXXVIII und Tafel III dieses Heftes.

Zweigstrasse Birtherhof beim Heidenkopf bis Bonn.

Die Trier-Bonner Strasse wird weder im Itinerar noch in der Peutinger'schen Tafel, auch nirgend von Schriftstellern des Alterthums erwähnt, ist aber im Zusammenhang mit der Trier-Kölner Strasse nach ihrer militärischen Bedeutung, durch ihre treffliche Führung und Bauart, welche der Hauptstrasse entsprechen, eine wichtige Zweigstrasse derselben. Sie verlässt die Trier-Kölner Strasse in deren Hälfte, 56 millien von Trier, und während die Hauptstrasse links auf Marmagen abbiegt, setzt die Bonner Strasse die schon vom Heidenkopf eingeschlagene Richtung auf Bonn fort. Die Kölner Strasse überschreitet die tiefen Thaleinschnitte der Urft, während die Bonner Strasse die breiten Wasserscheiderücken der Ahr, Urft und Erft verfolgt, als Parallelstrasse nur 6 bis 8 millien südlich von der Kölner Strasse entfernt.

Nimmt man als Ausgangspunkt der Messung die wichtige Höhe der Altebürg, wenn auch die eigentliche Gabelung beider Strassen 1/2 millie westlicher beim Birtherhof erfolgt, so erhält man bis zum Bonner castrum eine Länge von 24 leugen = 36 millien, oder 7,1 deutsche Meilen, die sich auffallend gleichmässig für drei Strecken à 8 leugen = 12 millien auf die Hauptpunkte Michaelsberg und Rheinbach vertheilen, wo wahrscheinlich Mutationen und Mansionen waren. Diese gleichmässige Eintheilung setzt sich auf scharf markirte Haltepunkte von 3 zu 3 millien ähnlich wie bei der Trier-Kölner Strasse fort, so dass 12 solche Haltepunkte den Abständen unserer alt-germanischen rastae von 3 millien entsprechen. Vielleicht war die Organisation als Staatsstrasse noch nicht vollständig durchgeführt, nur beabsichtigt, aber sie bleibt ein interessantes Beispiel anderen sogenannten Römerstrassen

gegenüber, deren römischer Ursprung oft nur aus ihrer dammartigen Aufschüttung, die so einfach durch Anlage von Seitengräben entsteht, hergeleitet wird.

Auf der ganzen Linie, schon in der Blankenheimer Gegend, führt die Strasse, welche oft kaum noch als Weg benutzt wird, den Namen „alte Bonner Strasse".

A. Alteburg-Michaelsberg, VIII leugen = 12 millien.

1. Alteburg-Gruwen, nordöstlich von Blankenheim, 3 millien.

Vom Birtherhof verfolgt die Bonner Strasse die bisherige Richtung der Trierer Strasse südlich der Alteburg über einen Höhenrücken, auf welchem einzelne Verschanzungen aus dem vorigen Jahrhundert liegen, geht dann in die jetzige Blankenheimer Chaussee, welche die Römerstrasse überdeckt. Am Blankenheimer Buchwald wird letztere wieder sichtbar, geht südöstlich an Blankenheimerdorf vorbei, von der Blankenheim-Schleidener Chaussee durchschnitten.

Die Römerstrasse macht dort den Eindruck einer verwahrlosten alten Landstrasse, ist bei jenem Dorf 6 m, dann 9 m breit, bildet eine Viehtrift, eine Art Wiesengerinne, in welchem Reste der 4 m breiten ehemaligen Steinpflasterung sichtbar sind.

Vom östlichen Ausgang des Dorfes führt ein 4 m breiter Weg durch den Wald zur Ahe, dann westlich an Engelgau vorbei auf Zingsheim. Nach Eick ist dies ein uralter Vicinalweg zu einer ehemaligen römischen Niederlassung an der Ahe-Capelle, wo Mauerreste und ein römischer Inschriftstein gefunden wurden.

Jenseit Blankenheimerdorf führt die Römerstrasse auf der Wasserscheide, aber stets durch die vorliegende Höhe etwas gedeckt, links an den Ruinen des Blankenheimer Schlosses vorbei, wo einst eine Sammlung römischer Alterthümer bestand, die jetzt überallhin zerstreut ist. Bei Gruwen kreuzt ein alter Weg von Blankenheim kommend, unsere Strasse, und führt über Engelgau und Frohngau auf Münstereifel. Dieser dammartige Weg ist bei Gruwen gegen 1 m hoch, auf der Krone 5 m breit mit 3 m breiter Steinpflasterung, und wird jetzt kaum noch benutzt. An dem Kreuzpunkt mit der Bonner Strasse soll vor langer Zeit eine Ansiedlung gewesen sein, die auf alte Erzwäschen hindeutet. Nahe gelegene Höhen umgeben die Reste eines Vierecks von 200 m Seitenlänge, von denen einzelne Wälle der Westseite sich etwa 1 m

hoch, oben 2 m, unten 5 m breit erhalten haben, ebenso im nahen Wiesenthal; die Anlage war zum Sammeln des Wassers bestimmt.

2. Gruwen-Tondorf, 3 millien.

Die Römerstrasse war bei Gruwen 12 m breit, verengt sich weiterhin zu einem 5 m breiten, 1 m hohen Damm, mit häufigen Resten einer 4 m breiten Steinlage, an mehreren Stellen für andere Strassenbauten abgeräumt. Sie nähert sich der Blankenheimer Chaussee, wird allmälig ein kaum 4 m breiter Feldweg, der die Spuren zweckmässiger Führung bei Umgehung einzelner Kuppen erkennen lässt. Beim Meterstein 60,7 erreicht sie die Chaussee, die schon vor 50 Jahren bis Tondorf den alten ganz zerfahrenen Weg ersetzte.

Tondorf liegt auf der Wasserscheide, die eine weite Uebersicht nach allen Richtungen hin giebt, und mitten zwischen Alteburg und Michaelsberg einen weithin sichtbaren Zwischenpunkt bietet. Neben dem hochliegenden Kirchhof von Tondorf wurden beim Bau einer Umfassungsmauer im Pfarrgarten vor einigen Jahren starke Mauerreste gefunden, so dass sich der jetzige, mit einer niedrigen Mauer umgebene Kirchhof von 75 und 33 m Seitenlänge zu einem ehemaligen Quadrat von 75 m erweitert, welches diese deutlich erhobene Fläche als die Stelle einer Befestigung erkennen lässt, an deren Fuss mehrere alte Strassen sich mit den neueren Wegen kreuzen.

3. Tondorf-Falkenberg, 3 millien.

Die Römerstrasse verfolgt von Tondorf den Wasserscheiderücken zwischen den Zuflüssen der Ahr und Erft als eine wenig benutzte Landstrasse in der waldigen, schwach bevölkerten Gegend. Oestlich bei Tondorf ist sie 6 m breit, stellenweise 1 m hoch, mit 4 m breiter, meist zerstörter Steinlage. Im Walde ist sie anfänglich 12 m breit, zeigt an mehreren Stellen auf ihrer rechten Seite den wallartigen Damm, bei einer grösseren Windung über die Höhe von einem Abkürzungswege im Wiesenthal begleitet. Die Strasse wird dann 8 m breit, dann wieder ein Fussweg im Walde, erweitert sich in der Höhe von Falkenberg, und führt ähnlich wie bei Gruwen in 12 m Breite, mit $2^1/_2$ m breiten, $^1/_2$ m hohen Seitenwällen zur sogenannten Falkenberger Hecke, einer mit schönen Buchen besetzten Waldung. In einem 2 m tiefen Hohlweg tritt die 2 m breite starkgewölbte Steinpflasterung zu Tage, bei welcher es schwer ist, die fest eingekeilten Steine auszubrechen. Mit je 20 m

Entfernung führen hier nördlich neben der Strasse zwei Parallelgräben, 4 m breit, $1^1/_2$ m tief, der erste mit deutlicher Brustwehr, und beide reichen bis zu dem Falkenberg-Langscheider Wege. Am südlichen Abfall der Höhe liegen neben der Strasse einige Quellen, und so gering auch alle diese Reste erscheinen mögen, sind hier an der Falkenberger Hecke die deutlichen Spuren ehemaliger Befestigungsanlagen zu erkennen.

4. Falkenberg-Michaelsberg, 3 millien.

Von der Falkenberger Hecke führt die Strasse, 4 bis 8 m breit, in neuerer Zeit als Forstweg regulirt, stellenweise einige Fuss dammartig erhöht, in ziemlich gerader Richtung auf Michaelsberg. Zuweilen sieht man nur einen breiten Grasweg, dann wieder im Walde neben der 4 m breiten Strasse einen $1^1/_2$ m breiten Graben mit $2^1/_2$ m breitem, 1 m hohem Seitenwall als Reste der ehemaligen Strasse. Namentlich im Laubwalde tritt die 4 m breite Steinlage mit grossen Bordsteinen von weissem Quarz öfter zu Tage. Wo die Strasse in der Nähe des Michaelsberges den Wald verlässt, sieht man Reste des 5 bis 6 m breiten, 1 m hohen Dammes, mit zahlreichen Nebenwegen und tief durchfahrenen Geleisen im Haideland.

Die Strasse führt östlich vom Michaelsberg am Fuss der drei Bergkuppen vorbei, die sich 60 m über der breiten Hochfläche erheben, ein kahles Haideland, von Wiesenthälern durchfurcht, die sich zur Erft und Ahr hinziehen. Der Michaelsberg ist nach dem Apert und Heidenkopf der höchste Punkt unsers Trier-Kölner römischen Strassensystems. Wo auf der mittleren Felsenkuppe die wiederholt zerstörte und immer wieder hergestellte Kirche liegt, bietet sich ein grossartiges Panorama mit meilenweiter Fernsicht über die Eifel, und wenn dort auch keine Spuren römischer Mauer- und Erdwerke mehr erkennbar sind, so darf man doch annehmen, dass einst eine Römerstation, wenn auch nur als Wacht- und Beobachtungsposten an jener Stelle stand; während das am nördlichen Abhang des Berges liegende alte Dorf Mahlberg (Mahlstätte) eine gegen Wind und Wetter mehr geschützte Unterkunft bietet. Auf dem Michaelsberg fand Prof. aus'm Weerth (76. Heft dieser Jahrbücher S. 236) römische Tuff- und Mörtelreste. Der Name des heiligen Michael erinnert an den häufig vorkommenden christlichen Nachfolger des römischen Mars.

B. Michaelsberg-Rheinbach, VIII leugen = 12 millien.

1. Michaelsberg-Scheuerheck, 3 millien.

Nordöstlich vom Michaelsberg umging die Hauptstrasse in der Nähe des Heiligenbildes „dicke Tönnes" den tiefen Thaleinschnitt des Lierser Baches, der bei Liers in die Ahr mündet, verfolgte 1200 m weit die jetzige Münstereifel-Effelsberger Kommunalstrasse, und ging dann 500 m bei Scheuerheck und Wald vorbei, am Südrande des Flamersheimer Waldes auf Scheuren und Todenfeld, während die neue, 6 m breite Kommunalstrasse von Mahlberg, nördlich am Michaelsberg vorbei, jenen tiefen Einschnitt des Lierser Baches mit einigen Serpentinen überschreitet, und über Scheuerheck und bei Wald vorbei, über Scheuren und Neunkirchen nach Rheinbach führt.

Dieser Uebergang über das Thal des Lierser Bachs war wohl von jeher ein Abkürzungsweg für Fussgänger, doch lässt sich die Fortsetzung am linken Thalrand jenes Baches nicht mehr bestimmt feststellen. Für diesen Abkürzungsweg passen die 3 millien von Michaelsberg bis Scheuerheck, während der Umweg über „Dicke Tönnes", vielleicht nur für Fuhrwerk bestimmt, 4 millien beträgt.

Den Kreuzweg etwas nördlich von Scheuerheck, wo im dichten Walde neben alten Gräben eine starke Quelle entspringt, bezeichnen wir als Station Scheuerheck.

2. Scheuerheck-Scheuren, 3 millien.

Oestlich von Scheuerheck wird die Bonner Strasse 6 bis 9 m breit, vielfach $1/2$ bis 1 m dammartig erhöht, an einigen Stellen bei 5 m Breite mit einem Graben und Wall von 1 m Höhe und Breite begleitet, als wären diese an den übrigen Punkten eingeebnet. An einigen Stellen zeigen sich Reste der Steinlagen, und vielfach ist die Strasse trotz ihrer zweckmässigen Führung nach Ausfüllung der ehemaligen Seitengräben vom Sumpf durchweicht, so dem Dorfe Wald gegenüber, wo die Holzabfuhr nur in trockner Jahreszeit erfolgen kann.

Ehe man Scheuren erreicht, erkennt man die Richtung der alten Strasse durch Allignements. Mit starkem Fall geht sie durch den Thaleinschnitt des Houverather Baches. Auf der Höhe des linken Thalrandes liegt die jetzige Kommunalstrasse, die den Bach weiter unterhalb überschreitet, auf der alten Bonner Strasse.

3. Scheuren-Todenfeld, 3 millien.

An der kleinen Kirche von Scheuren wendet sich die Römerstrasse nordöstlich auf Todenfeld, anfänglich unter der jetzt verlassenen alten Strasse, dann westlich derselben, um die sumpfigen Wiesenquellen der Ahr-Zuflüsse zu vermeiden. Wo der Weg Perscheid-Hilberath die Kommunalstrasse schneidet, führt die Römerstrasse 300 m westlich von diesem Kreuzpunkt über die Höhe durch den Wald mit dichtem Unterholz, und wird dann im lichtern Walde durch einen Fussweg bezeichnet, der Steinreste zeigt, und beim Nachgraben Seitens des Forstpersonals deutlich die römische Steinpflasterung erwies. Auf der Höhe 300 m südwestlich von Todenfeld liegen dann rechts neben der Strasse 6 m breite, 2 m hohe Wälle, senkrecht zur Strasse, in der Richtung auf Hilberath.

Aber auch auf der Höhe, 400 m nordwestlich von Todenfeld, bis wohin, genau gemessen, die 3 millien von Scheuren sowohl wie von Rheinbach reichen, liegen ganz ähnliche Wälle und Gräben, durch welche die Römerstrasse als 6 m breiter, 2 m hoher Damm führt. Den Bewohnern der Gegend und den Forstbeamten sind diese Wälle wohl bekannt und werden von ihnen als uralte Wege, oft auch als Verschanzungen angesehen, deren Zusammenhang nicht leicht festzustellen und näher zu erklären ist, da das dichte Gebüsch die Uebersicht und die Aufnahme unmöglich machte. Die Lage auf der dominirenden Höhe, von ziemlich tief eingeschnittenen Bächen und sumpfigen Wiesen umgeben, gab diesem Punkt einst um so grössere Wichtigkeit, als sich von hier aus die Vorberge der Eifel zur Rheinbacher Niederung senken. Dabei dienten die beiden hohen Bergwarten des Tomberg (Thonaburg), zuletzt noch von den Jülicher Grafen bewohnt, und des Spechelstein (specula), seitwärts der Strasse 1500 und 3300 m vorgeschoben, einst als gesicherte Beobachtungsposten für jene Befestigungen bei Todenfeld.

4. Todenfeld-Rheinbach, 3 millien.

Ueber Todenfeld hinaus wird die Römerstrasse westlich neben der Chaussee Todenfeld-Rheinbach zu einem einfachen Waldwege, der stellenweise auf 20 m an diese Chaussee herantritt. Auf dem langgestreckten Höhenrücken ist sie dann ein $5^1/_2$ m breiter Weg, mit 3 m breiter Steinlage, auf der Westseite mehrfach von einem $2^1/_2$ m breiten 1 m hohen Wall begleitet, rechts mit einem Graben 1 m breit und tief, die Strasse selbst dammartig $^1/_2$ m erhöht. Oft zeigt die Strasse nur noch die Reste der Steinlage, von grösseren Bordsteinen eingefasst,

alle 3 bis 4 m grössere Querlagen des weissgrauen festen Quarzstein, den die Römer oft von weither heranschafften. Auf der Höhe bei Todenfeld heisst die Strasse allgemein der „Rennpfad“, dann nach Rheinbach hin „der Steinweg“ oder „die alte Steinstrasse“.

Halbwegs zwischen Todenfeld und Rheinbach führt von dieser Römerstrasse rechts in nordöstlicher Richtung auf Capellchen eine Seitenstrasse über Lüftelberg, Heidchen, Duisdorf, Endenich zum Bonner Lager. Dieser sogenannte „Bonner Weg“ wird später besonders beschrieben.

Ueber das Capellchen hinaus geht die Römerstrasse in nördlicher Richtung, weit zweckmässiger als die jetzige Chaussee über Capellchen geführt, auf Rheinbach, lieferte dieser Chaussee ihre Steine, deren Reste nur hin und wieder noch die alte Richtung bezeichnen. Durch hohen Buchenwald führt die Strasse als verlassener Weg zur Chaussee-Gabelung Neukirchen-Capellchen am Rheinbacher Forsthause vorbei, und liegt von dort an unter der jetzigen Rheinbacher Chaussee. Sie überschreitet den Merzbach und führt zum westlichen Thor von Rheinbach.

Dieser Ort wurde im 14. Jahrhundert befestigt, mit etwa 300 m Durchmesser. Die Befestigung hat sich auf der Süd- und Westfront theilweise erhalten, zeigt noch einige 7 m hohe Mauern mit 12 m hohen Thürmen von 9 m Durchmesser, doppelte Gräben von 12 m Breite. In der südöstlichen Ecke der Stadt liegt die Burg, als Reduit der Festung, von 20 m Seitenlänge, auf 4 m hohem Grundbau, mit doppelten Gräben und zwei Thürmen, interessant durch die im Eingang zur Burg eingemauerten Betonstücke, die aus dem nahen Römerkanal herrühren. Wohl mögen diese Befestigungen auf älteren Vertheidigungswerken ruhen, indessen haben sich keine römischen Befestigungsreste erhalten. Rheinbach hiess nach Urkunden des 8. Jahrhunderts „Reginbach in pago ripuarensi“, im 11. Jahrhundert Regenbach, dann Reymbach.

C. Rheinbach-Bonner Lager, VIII leugen, = 12 millien.

1. Rheinbach-Morenhoven, 3 millien.

Die jetzige Kommunalstrasse Rheinbach-Buschhofen wurde in der Richtung einer alten zerfahrenen Landstrasse erbaut, so dass die Römerstrasse grösstentheils unter der heutigen Chaussee liegt, deren Richtung durch das theilweise schwierige Terrain bedingt war, welches keine andere Wahl gestattete.

Vom westlichen Rheinbacher Thor ging die alte Bonner Strasse durch die städtischen Gärten über den Römerkanal auf Peppenhoven und wurde 1 km nördlich von Rheinbach von der alten Aachen-Frankfurter Strasse durchschnitten, die wir bei der Köln-Reimser Römerstrasse im 76. Heft dieser Jahrbücher S. 9 beim Zülpicher Seeghaus erwähnten. Herr Professor Schneider nennt diese Strasse im 78. Heft S. 8 eine Römerstrasse, welche die Franken von den Römern übernahmen. Sie dehnt ein weit verzweigtes ganz ähnlich gebautes Strassennetz aus, welches über Meckenheim, Godenau ebenso über Arzdorf, Berkum an dem Matronenhain vorüber nach Mehlem führt, ferner von Eckendorf und Gelsdorf her die Ahr auf ihren beiden Ufern zum Rhein begleitet, und den Rhein überschreitet. Alle diese Strassen berühren zahlreiche Punkte, wo römische Alterthümer gefunden sind, die auf römische Ansiedlungen hinweisen. Den Bau solcher Landesstrassen überliessen die Römer ganz gewiss den Landesbewohnern, verwendeten ihre Legionen schwerlich auf den Bau derartiger Wege.

Jene Aachen-Frankfurter Heerstrasse ist westlich von unserer Bonner Strasse ein etwas erhöhter 3 m breiter Grasweg, östlich von dieser Strasse ein 4 bis 5 m breiter Damm mit flachen Seitengräben, die weiterhin als Abzugsgräben benuzt werden. Der Weg wird von den Landleuten jetzt nur noch zur Erreichung ihrer Felder benutzt, und dient ausserdem als Grenzweg.

Die Bonner Strasse begleitet ein nasses Wiesenterrain, überschreitet dasselbe bei Peppenhoven, und kürzte dort früher die Krümmungen der neueren Strasse ab. Schloss Peppenhoven ist im 17. Jahrhundert auf alten Grundlagen erbaut, ein Dreieck mit 150 bis 200 m langen, 8 m breiten Gräben. Südlich vom Schloss liegt ein Gehöft mit tiefen Gräben von 75 bis 90 m Seitenlänge, und ähnliche Grabeneinfassungen liegen nördlich vom Schloss, ebenso bei Schloss Morenhoven, doch weisen leider keine Funde auf die Zeit der ersten Anlage hin.

Bei Morenhoven bildet der Schlossweiher, 3 bis 4 m versenkt, mit 16 bis 24 m breiten Gräben ein Viereck von 60 und 120 m Seitenlänge mit zwei Inseln, von denen die eine das Schloss, die andere Wirthschaftsgebäude trägt, gewiss oft schon renovirt, aber an die ganz ähnliche Bauart von Schloss Buschhofen erinnernd, welches durch seinen Römerkanal mit Bestimmtheit auf römische Grundlagen hinweist. Die Kirche von Morenhoven, auf dem niedrigen Thalrande von einer Mauer und Resten alter Wassergräben umgeben, deutet durch ihre Lage auf eine solche historisch-wichtige Stelle hin. Die alte Strasse von Rhein-

bach her allignirt sich auf diesen Kirchplatz, die Strasse von Buschhofen her auf das Schloss.

2. Morenhoven-Villenhöhe, 3 millien.

Die jetzige Communalstrasse von Morenhoven nach Buschhofen liegt über der alten Bonner Strasse, ist anfänglich 9 m, später 6 m breit auf einem $^1/_2$ bis 1 m hohen Damm. Bei Buschhofen mündet sie in die Euskirchen-Bonner Chaussee, durchgehends 9 m breit. Wahrscheinlich liegt auch unter dieser Chaussee in der Richtung auf Miel, dessen Name auf millien (10) von Bonn bezogen wird, über Essig, Palmersheim, (Belgica), Flamersheim, Arlof, Ilversheim, Münstereifel eine alte Strasse, die sich auf Zingsheim, Nettersheim, Marmagen fortsetzte.

Die Kirche und der Schlossweiher des alten Buschhofen liegen noch auf dem westlichen Abfall der Ville. Das Dorf heisst in alten Urkunden des 12. Jahrhunderts Buschorne, wird vom Römerkanal und von der Bonner Strasse quer durchschnitten. Auf der Höhe des Dorfs wurden wiederholt römische Gräber, und noch im Jahre 1865 eine Fibula mit dem Bilde eines Imperator gefunden. Der Weiher, nahe der Kirche, war einst 100 römische passus lang, 50 passus breit, und trägt jetzt noch zwei vierseitige Inseln mit Wirthschaftsgebäuden. Auf der mittleren Insel stand ein Jagdschloss des Kurfürsten von Köln, Hermann von Wied, welcher dem Reformator Bucer, Melanchton's Freund, hier ein Asyl bot. Der Wasserspiegel des Schlossweihers liegt 3 m unter der Dorfstrasse, und senkrecht durch die Langseiten des Weihers, neben der Steinbrücke zum ehemaligen Schloss, führt 4 bis 5 m unter der Dorfstrasse der Römerkanal mitten durch jene westliche Insel. Diese Führung spricht für das hohe Alter des Weihers, der mit seinen starken Dämmen wahrscheinlich eine piscina des Römerkanals war, allerdings nur 18000 römische Fuss statt der üblichen 24000 Fuss vom Cent entfernt, wo die nächste piscina anzunehmen ist. Aehnliche Weiher mit doppelten Inseln finden wir bei Lüftelberg und Morenhoven, und erinnern diese Vierecke, einst mit Beobachtungsposten und kleinen Vorraths-Magazinen besetzt, an die in ihren Abmessungen ganz ähnlichen römischen Befestigungen, welche bei der Köln-Reimser Römerstrasse im 76. Heft S. 18 besprochen wurden.

Von Buschhofen geht die Bonner Strasse auf die Höhe der Ville und zeigen sich an mehreren Stellen im Walde neben der Chausse die dammartigen Reste der Römerstrasse. Namentlich beim Meterstein 9,7, gerade in der Mitte zwischen unsern Stationen Morenhoven und

Lessenich, 3 millien von beiden entfernt, liegen im Walde solche Wälle mit Resten breiter Wassergräben, so dass wir hier eine Station annehmen, für welche sich freilich keine anderen historischen Anhaltspunkte bieten, als die Entfernung und Lage des Punktes auf jener Höhe.

3. Villenhöhe-Lessenich, 3 millien.

Beim Meterstein 9,0 verlässt die Römerstrasse die Chaussee als ein 3 m breiter Grasweg. Sie umgeht nördlich eine Höhe, welche von der Chaussee durchschnitten wird, und nähert sich der Chaussee wieder auf 30 m beim Meterstein 8,5. Sie heisst bei den Bewohnern „grüner Weg", „alte Strasse", „Strässchen" und man weiss, dass der jetzt 3 bis 4 m breite Weg früher doppelt so breit war, aber immer mehr abgepflügt wurde. Sie durchschneidet dann als blosser Fussweg die 4 m breite Ramelshovener Strasse, den sogenannten „Heerweg", der im Mittelalter als Pilgerweg benutzt, über Brenig auf Aachen führt. Es ist dies der später beim Nebenweg über Lüftelberg erwähnte „Hellweg, Hellpath, auch Jungfernpad" genannt.

Von Ramershoven führt die Römerstrasse 4 m breit durch Nettekoven, mit alten Wallresten und Gräben zur obern Degensmühle. Hier ist die Römerstrasse 200 m von der Chaussee durch den Witterschlicker Hardtbach-Einschnitt, so wie durch die bauliche Anlage jener Mühle und ihres Mühlteichs unterbrochen, erscheint aber 150 m östlich von der Mühle im Waldgrunde auf dem rechten Ufer des Hardtbach als ein 3 m breiter Grasweg, mit scharfabgeschnittenem Rande, 4 bis 8 m über dem Wiesengrunde des Baches, 3 bis 4 m unter der Chaussee, welche die alte Strasse auf 30 bis 80 m rechts begleitet. Bei der unteren Degensmühle ist die Strasse auf alter Grundlage erneut, jetzt 4 m breit.

Dieser Degen'schen Mühle gegenüber führte senkrecht zur Römerstrasse von der Hardthöhe her eine römische Wasserleitung von 4-zölligen Thonröhren auf $1^1/_2$ bis 2 m langen Tuffsteinen. Als im Jahre 1868 dort die Bonner Chaussee verlegt wurde, welche früher über den höheren Abhang der Hardt geführt war, wurde diese Wasserleitung zwischen den beiden Metersteinen 6,0 und 6,1 in einem 2 m tiefen Durchstich der Chaussee gefunden. Sie durchschnitt senkrecht die Chaussee und führte unzweifelhaft in den Witterschlicker Römerkanal. Die Quellen dieser Röhrenleitung lagen am sogenannten Heidensprung nahe am Ursprung des Heidelbach, der unterhalb Witterschlick zum Hardtbach führt, und untersuchte der bekannte Trimborn vor einigen

50 Jahren diese Leitung. Jene 2 Fuss langen Thonröhren gehörten in die Kategorie der 5-zölligen Fistulae (Frontinus de aquaeductibus 46), die auch am Dransdorf-Endenicher Bach gefunden sind.

Unsere Römerstrasse durchkreuzt die Gielsdorfer Kommunalstrasse 150 m nördlich vom ehemaligen Chausseehause in der Nähe des Meterstein 5,8, und erscheint dort als 4 m breiter Grasweg, der sich dann in einen Fussweg verliert. Sie erreichte das Lessenicher Kreuz an der Strasse zwischen Burgbenden und Lessenich und verfolgte den Höhenrücken zur Immenburg bei Endenich. Bei Lessenich in der Nähe jenes Kreuzes liegt halbwegs der Villenhöhe und des Bonner castrum unsere Station, die durch zahlreiche römische Graburnen eine römische Ansiedlung andeutet, besonders durch den dort gefundenen Votivstein (Bonner Univ.-Museum Nr. 12), welcher sagt, dass hier dem Jupiter, der Fortuna und dem Ortsgenius ein durch das Alter verfallenes Gebäude zu Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. neu errichtet wurde.

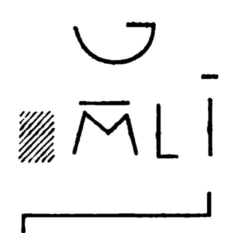
4. Lessenich-Bonner Lager, 3 millien.

Von Lessenich führt die Römerstrasse, „alte Heerstrasse“ genannt, durch die Felder, oft nur 3 m breit, stellenweise noch $^1/_2$ m dammartig erhöht. Als der Park der Immenburg im Jahr 1875 über die Heerstrasse hinaus erweitert wurde, fand man die Steinlage der Strasse, in der Nähe grosse Tuffsteine und Trachytblöcke der Wasserleitung, zahleiche römische Gefässe und Graburnen, so dass hier am Thalrande in günstigster Lage eine römische Ansiedlung oder Villa stand, 300 m von dem Heideweg entfernt, der durch Endenich führt. Am östlichen Fuss der Immenburg ist die Römerstrasse ein 4 m breiter, 1 m hoher Dammweg, auf seiner Südseite vom Römerkanal begleitet. Sie führt über den Güterbahnhof zur dammartigen Bornheimer Strasse, parallel mit der 200 m entfernten südlichen Heerstrasse. Die Hauptstrasse zeigt jetzt keine Spur ihres füheren Ueberganges über den Endenicher Bach, doch wurden hier vor einigen Jahrzehnten in der Wiese römische Wasserleitungsröhren auf dem Grundstück des Herrn Alfter gefunden.

Am rechten Wiesenrande des Baches markirt sich die alte Heerstrasse auf eine kurze Strecke noch 3 m breit, und zeigte hier nach der Hundeshagen'schen Katasterkarte römische Mauerreste, mit Estrichplatten, die noch vor wenigen Jahren bei dem dortigen Gehöft im Felde lagen.

Erkennbare Reste des Heerweges nähern sich hier der Heerstrasse auf 100 m, überschreiten die Kölner Chaussee beim Meterstein 25,4,

und führte die Römerstrasse höchst wahrscheinlich durch eine Wallpforte in das Römerlager. Darauf deutet ein sehr sorgfältig gearbeiteter cylindrischer Block von Drachenfelser Trachyt, der bei den Ausgrabungen des Lagers im Jahre 1880 bei der jetzigen Kavallerie-Kaserne gefunden wurde. Dieser Block war 1,48 m = 5 römische Fuss hoch, 0,59 m dick, hatte oben ein centrales Zapfenloch von 0,29 Durchmesser und Tiefe, das sich nach unten hin auf die Hälfte dieser Abmessungen verjüngte, offenbar für den drehbaren Thorzapfen (cardo) der Thorpforte bestimmt. Doppelte Vertiefungen für Eisenklammern auf dem äusseren Cylindermantel befestigten einst nach den sichtbaren Spuren von Mörtelresten den Thorpfosten in die Wallmauer. Von besonderem Interesse war untenstehendes, sauber eingemeisseltes Werkzeichen des Blocks, nach einem genauen Abdruck in $^1/_4$ der natürlichen Grösse gezeichnet, ein triens des Uncialfusses als Massstab, nach Prof. Nissen's Metrologie S. 4. Der Anfang des Legionszeichens war durch Striche ausgemeisselt. Möglichst genaue Messung jenes Massstabes gab eine Länge von 98,6 mm.



Der Stein ist leider verstümmelt in die Fundamente der jetzigen Kavallerie-Kaserne des castrum vergraben.

Der „Heerweg“ führte die römischen Legionen direkt in das Lager, während eine Parallelstrasse, die heutige „Heerstrasse“, wie wir sehen werden, beim Johannis-Kreuz am südlichen Grabenrande des Lagers entlang, also ausserhalb des Lagers zum Rhein nach dem heutigen Schänzchen führte.

Nahe bei jener Südwestecke des Römerlagers am Johannis-Kreuz wurde die älteste christliche Kirche Bonn's, Dietkirchen (Volkskirche) erbaut, da wo die römische Wasserleitung in das Lager mündete, wo einige werthvolle Inschriftsteine und zwei römische Tuffbrunnen bei den Ausgrabungen des castrum gefunden sind. Zahlreiche Neubauten in der Umgebung der im Jahre 1880 erbauten Kavallerie-Kaserne bedecken jetzt die historisch wichtige Stelle, wo einst das alte, jetzt spurlos verschwundene, Dietkirchen stand. Die interessante Schrift des Aachener

Stadt-Archivar, R. Pick, „Geschichte der Stiftskirche, nach den Urkunden im Auftrage des Kirchenvorstandes Bonn 1884 bearbeitet", wirft Lichtblicke in das Dunkel jener fernen Zeit.

D. Trier-Bonner Nebenstrasse

vom Capellchen bei Rheinbach zum Bonner Lager.

Bei der Etappe Todenfeld-Rheinbach B. 4 wurde bereits gesagt, dass eine Nebenstrasse über Capellchen, Lüftelberg, Heidchen, Duisdorf, Endenich, die auf der Karte zur Unterscheidung mit schwächerer Linie bezeichnet ist, zum Bonner Lager führt. Die Abkürzung dieses compendium beträgt zwar kaum eine millie im Vergleich zur Strasse über Buschhofen, aber wahrscheinlich benutzten schon die römischen Legionäre, welche bei der Kanalwendung am oberirdischen Aquädukt von Lüftelberg arbeiteten, diesen Weg nach Bonn, und schafften wohl namentlich Tuffsteine und Baumaterial vom Bonner Schänzchen hierher.

1. Capellchen-Swistbach, 4 millien.

Halbwegs Todenfeld-Rheinbach erreicht diese Nebenstrasse jetzt wie auf einer Waldschneuse den Wegestern am Capellchen, von wo ausserdem die 7 m breite Chaussee Todenfeld-Rheinbach, ferner ein direkter gerader Waldweg auf Rheinbach, und ein Weg zu der 1 millie entfernten Ruine Tomberg führt, die schon in der Hunnen-Zeit ein Zufluchtsort der Bewohner gewesen sein soll. Vom Capellchen abwärts nennt man unsere Strasse den „Bonner oder grünen Weg", auch den Wormersdorfer „Capellchen-Weg", der früher besonders als Kirmessweg aus der Eifel zum Rheinthal benutzt wurde.

Im Walde ist dieser Weg jetzt ein regulirter Forstweg, 6 m breit, theilweise mit Seitengräben und Bankett. Wo er den Wald verlässt, wird er schmaler, 3 bis 4 m breit, oft ein 4 m breiter, 1/2 m hoher Dammweg, bis er östlich von Rheinbach beim Meterstein 8,3 die Rheinbach-Meckenheimer Chaussee durchschneidet. Zwischen dieser Chaussee und der Aachener Heerstrasse ist links am Wege das Fundament eines kleinen Thurmes von 2 m Durchmesser gefunden, welches vom Besitzer des Ackers wegen seiner Festigkeit nur mit grosser Mühe abgebrochen werden konnte, und wahrscheinlich einst ein Denkmal oder eine römische Wegesäule trug, wie Caumont dieselben öfter erwähnt. Man nennt jene Gegend „das Höchst". Der jetzige Bonner Weg führt als Commu-

nalweg über Flerzheim nach Witterschlick; der alte Bonner Weg nahe oberhalb Flerzheim über den Swistbach.

2. Swistbach-Heidchen 3 millien.

Am Lüftelberger Schloss vorbei führte die „Bonner Strasse“ über „die drei Linden“ als „alter grüner Weg“, über eine jetzt 6m breite Viehtrift. Lüftelberg bewahrt aus der Zeit Carl d. G. die Sagen von der heiligen Luftildis, deren Gruft in der Kirche von einer schönen Kalksinter-Platte aus dem Römerkanal überdeckt ist. Nach der Tradition kamen drei Schwestern Spes, Charitas, Fides, deren Kultus sich an die früheren matronae und matres anschliesst, aus Rom zur heiligen Luftildis, und gingen von Lüftelberg über Witterschlick, Brenig nach Weilerswist auf jener ebnen Strasse, bei Beschreibung des Römerkanals im LXXX Heft Seite 12 erwähnt, Hellweg, Hellpath, Jungfernpad genannt, die sich noch heute, freilich oft nur als Fussweg verfolgen lässt. Es ist dies die Aachener Pilgerstrasse, welche bei Brenig die heutige Acher- und Bornheimerstrasse von Bonn her aufnahm, über Lechenich weiter führte, wo sie mit der Kölner Römerstrasse in Verbindung stand, und als eine der ältesten Landesstrassen von historischem Insteresse ist.

Das Dorf Lüftelberg liegt in freundlicher Gegend auf dem 6m hohen Thalrande des Swistbaches. Wo jetzt die Kirche auf einem Höhenvorsprung des Thalrandes liegt, soll einst ein Schloss gestanden haben, welches später in die Niederung soll verlegt worden sein. Nördlich von Lüftelberg führt der bereits genannte grüne Weg über den Römerkanal zum Flerzheimer Kommunalweg. Vom Kanal sind bei Lüftelberg äussere Spuren nicht mehr sichtbar.

Im Walde Kottenforst liegt über der alten Bonner Strasse die neue 6m breite Chaussee. Nach dem Verlassen des Waldes geht die alte Bonner Strasse südlich von Wolmershoven über den Witterschlicker Bach, dann auf dem hohen rechten Thalrande desselben auf Heidchen, und heisst hier allgemein „der Ritterpad“, ist meist nur noch 3m breit. Heidchen ist ein ärmliches Dorf, in welchem seit langer Zeit römische Münzen, sogenannte Heidenköpfe gefunden werden, von denen ich an Ort und Stelle einen Gordian und eine Salonina, Rv. Juno regina erhielt, welche vielleicht auf römische Benutzung der Strasse noch in der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Ch. hinweisen.

3. Heidchen-Duisdorf, 3 millien.

Der zweckmässig geführte „Ritterpad“ bleibt in jeder Jahreszeit

trocken, und zeigt nördlich von Heidchen an mehreren Stellen deutlich seine ehemalige Breite von 6 m, durch den Pflug immer schmaler geworden. 400 m östlich von Witterschlick überschreitet er den tief eingeschnittenen Heidelbach, dessen linker Thalrand sich allmälig senkt, während der rechte mit 12° Böschung des bewaldeten Hanges sich 20 m zur ebenen Hochfläche der Hardt erhebt. Der tiefe Einschnitt zeigt freilich jetzt keine Spur einer für Fuhrwerk nothwendigen ehemaligen Brücke. Auf eine schräge Führung des Weges zur Höhe finden sich Andeutungen bei einer schanzenartigen Erhebung von 30 bis 40 m Seitenlänge westlich neben dem Uebergange, mit Wegeresten von 3 m Breite. 600 m nördlich von diesem Einschnitt, in der Nähe des Waldrandes liegen zu beiden Seiten des Weges 1 bis 2 m hohe Wälle mit verwachsenen Gräben, 6 m breit, 3 m tief, einige 100 m weit sich hinziehend. Man würde geneigt sein, brandenburgische Verschanzungen gegen französische Entsatzversuche bei der Belagerung von Bonn im Jahre 1689 darin zu sehen, wenn nicht schon Minola diese räthselhaften sehr alten Wälle erwähnte, die auf einen alten Lagerplatz von 350 m Länge, 150 m Breite hindeuten.

Der Ritterpad behält auch auf der Höhe seine Breite von 3 m, und führt an „den drei Linden" vorbei zur sogenannten „Knip" am Rande der Ville, wo diese sich nach Duisdorf und Lengsdorf senkt und einen hübschen Blick in das Rheinthal bietet. Die Knip zeigt ein Netz zahlreicher alter Wege, Terrassen, Einschnitte, mit Resten von Bruchstein-Mauerwerk und festem Mörtel, namentlich am Hohlwege nach Duisdorf, 1 bis 2 m unter der Erdoberfläche, welches sich streckenweise verfolgen lässt und von den Bewohnern für eine alte Strasse gehalten wird. Die Sage spricht von einer ehemaligen Duisburg auf der Höhe, an welcher die unter C. 3 erwähnte römische Wasserleitung vom Heidensprung zur unteren Degensmühle vorüberführen soll. Die Quellen am Heidensprung speisten ausser der römischen Thonröhrenleitung auch das überdeckte Wasser-Reservoir oberhalb Duisdorf für die kurfürstliche Wasserleitung in eisernen Röhren, welche noch jetzt einige Brunnen in Bonn, freilich nur spärlich, mit Wasser versorgen.

4. Duisdorf über Endenich zum Bonner Lager, 3 millien.

Vom Duisdorf-Lengsdorfer Wege führt die alte Bonner Strasse an einem Heiligenbilde vorbei und, von der kurfürstlichen Röhrenleitung begleitet, zum Endenicher Kirchhof. Der Weg ist 3 m breit, zweckmässig geführt, meist trocken und heisst bei den Bewohnern

Schiefelinchen. Er erreicht die Duisdorfer Chaussee beim Meterstein 2,9, geht durch das Dorf Endenich (Entenic im 12. Jahrhundert) mit dem Namen Heideweg, früher Heidenweg. Nahe bei der Kirche soll an der Brücke des Endenicher Bachs das Vehmgericht gewesen sein, welches wenigstens auf die althistorische Wichtigkeit dieses Punktes hinweist, in dessen Nähe Matronensteine gefunden wurden, und auf welchen in gerader Richtung von der Dahmsmühle am Rhein der „Reutersweg“ über Poppelsdorf führt. Seit vielen Jahren sind nahe der Eisenbahn beim Ausheben der Ziegelerde zahlreiche römische Graburnen und Sigillata-Gefässe an dieser Strasse gefunden worden, welche auf den römischen Ursprung des 4m breiten, gerade geführten Weges hindeuten.

Der Reutersweg führt an der Südwestecke des Poppelsdorfer Weihers vorbei, dessen Burg in Urkunden des 12. Jahrhundert castra ante Creutzberg genannt wird und früher mit doppelten Gräben eine Befestigung von 150 und 200 passus Seitenlänge umschloss. Genau in der Richtung des Reutersweges lag in Poppelsdorf auf dem Grundstück der Wessel'schen Fabrik ein kleiner Weiher mit Insel und Gebäuderesten, jetzt grösstentheils überbaut, nach alten Karten 50 und 30m lang und breit. Nördlich von Poppelsdorf ist der Reutersweg in den Feldern kaum noch zu erkennen, er vereinigte sich bei Endenich mit einem Wege, der von Godesberg her über Friesdorf, Dottendorf, Kessenich auf Poppelsdorf und Endenich führte, und in der Nähe der Friesdorfer Brauerei Mauerreste einer römischen Villa zeigt (59. u. 81. Heft S. 212). Dieser Weg führt an der Poppelsdorfer Kirche und am Fuss des Kreuzberg unterhalb der Mordkapelle vorbei, wo im Anfange des 4. Jahrhunderts christlich römische Soldaten der thebaischen Legion als Märtyrer hingerichtet sein sollen.

Am Fuss jener Höhe liegt links am Wege zwischen Poppelsdorf und Endenich eine halbrunde Aushebung, theilweise durch Benutzung als Sandgrube zerstört, in ihrer geschützten Lage einst als Pestlazareth, jetzt bei ihren regelmässig ansteigenden Terrassen als Baumgarten benutzt. Dieser Halbkessel, von dem ein Theil durch die neuere Strasse abgeschnitten ist, welche über die Endenicher Dorfhöhe führt, heisst im Kataster „das Wann“, von den Bewohnern der Umgebung oft als ein durch Hexen und Heidenverkehr unheimlicher Ort bezeichnet. Der Längendurchmesser des Wann beträgt 100m bei 60m Tiefe, die ovalrunde Sohle ist 60m, lang 40m breit, und erheben sich die Terrassen des ausgerundeten Thalrandes mit allmäliger Steigung bis 10m über die

vorbeiführende Strasse. Diese Abmessungen der offenbar bedeutungsvollen Anlage und ihre Orientirung der Sonne gegenüber, entsprechen den römischen Amphitheatern, von denen Caumont in seiner Archéologie S. 132 einen Plan des Amphitheaters von Chennevières im Loiret giebt, erinnern an die Arena von Vetera (31. Heft der Jahrbücher S. 110) so dass hier im Wann, nach der Ansicht des verstorbenen Prof. Bergk, der wiederholt mit mir die Abmessungen feststellte, das Amphitheater des castrum anzunehmen ist, welches für ständige römische Garnisonen bekanntlich einst unentbehrlich, dort die geeignetste Stelle fand, 3000 Schritt vom Lager entfernt.

Der sogenannte Bonner Weg ging am Fuss der Höhe an der ehemaligen Endenicher Burg bei der Kirche vorbei, durchschnitt beide römische Parallelstrassen Trier-Bonn bei Endenich und an der Immenburg, ging über die Höhe fort nach Dransdorf, über Alfter nach Roisdorf, wo Dr. Kessel nach dem 58. Heft der Jahrbücher S. 169 Fundamente römischer Gebäude am Gesundbrunnen fand, dann über Bornheim, Waldorf zum Römerkanal, dessen Begleiter er über Hermülheim hinaus bleibt, und hoffentlich dereinst für die noch unbekannte Fortsetzung des Eifelkanals auf Neuss den Weg zeigen wird.

Die Duisdorf-Endenicher Strasse geht durch Endenich am Gasthof „Heideweg" vorbei, dann nördlich neben der Chaussee in den Feldern überpflügt zum Kielgraben, wo sie als befahrener Damm 4 bis 5 m breit, 1 m hoch wieder zum Vorschein kömmt, 200 m südlich von der alten Heerstrasse diese begleitet. Westlich von der Eisenbahn heisst dieser Damm in alten Katasterkarten der „hohle Weg", auch der „hohe Weg", nach dem Ueberschreiten der Eisenbahn „die Heerstrasse", jetzt eine chaussirte Strasse, mit Häusern besetzt, die noch vor einem Jahrzehnt in der Gegend des Endenicher Bachs den alten, 5 bis 6 m breiten Römerdamm zeigte. Zu beiden Seiten desselben sind beim Strassen- und Häuserbau römische Graburnen gefunden, und noch im März 1878 fand man beim Legen von Gasröhren am Kreuzpunkt mit der Kölner Chaussee die 6 m breite, 0,30 m starke Kies- und Steinschicht der Römerstrasse 1 m unter der Fahrbahn jener Chaussee am Johanniskreuz. Diese Trierer Strasse geht dann am äussern Grabenrand der Südfront des Bonner Römerlagers entlang, durchschneidet die Mainz-Kölner Römerstrasse 20 m südlich von der porta decumana jenes Lagers, wo sie in 1 m Tiefe 6 m breit aufgedeckt wurde, führte über einen Wasserkanal durch den westlichen Eingang des Schänzchens, wo in der Nähe römische Steinsärge gefunden wurden. Im Baumgarten des

Schänzchen wurden im Jahr 1877 südlich neben dem Hause Fundamentreste von 4 Pfeilern gefunden, genau im Allignement und am Ende der Trierer Strasse, im ganzen 9 m lang und breit, 9 m über dem Nullpunkt des Rheinpegels, vielleicht einst die Lade- und Hebestelle für Bausteine von Tuff, Trachyt, Basalt etc., welche durch Schiffe zum Lager- und Kanalbau dorthin gebracht wurden. Mauerreste von Gebäuden und Scherben römischer Gefässe lagen hier ausserhalb des eigentlichen Römerlagers, innerhalb dieses propugnaculum, welches durch starke Mauern den Leinpfad und den Zutritt zum Rhein bis zum Wachtposten des ehemaligen Windmühlenbergs deckte. Es scheint, als hätte sich die Trierer Strasse jenseits des Rheins über Vilich, Warth auf Siegen fortgesetzt, im Volksmunde dort überall die „Römerstrasse" genannt.

E. Das Bonner Römerlager

ist ein historisch wichtiges Denkmal des 1. Jahrhunderts.

Die Königl. Regierung liess dort beim Wichelshof 1818/19 Ausgrabungen veranstalten, welche Prof. aus'm Weerth 1876 bis 1881 mit grossem Geschick, Fleiss und mit bedeutendem Kostenaufwand fortsetzte. Die 2 bis 3 m tiefen Aushebungen sind wieder zugedeckt, nachdem Hauptm. Lüling, Markscheider des Königl. Ober-Bergamts, die genauesten Aufnahmen der Resultate in werthvollen Zeichnungen niedergelegt hatte.

Diese Resultate sollen in den nächsten Heften veröffentlicht werden, um ein richtiges Bild der Wälle, Kanäle und Kasernen des Lagers zu geben, und manche Fragen über römische Castrametation lösen zu helfen.

Beiliegende Uebersichts- und Fundkarte von Bonn möge den Zusammenhang des Römerlagers mit den Strassenzügen, die örtlichen und Höhen-Verhältnisse erläutern, die Vorwerke auf beiden Rheinufern mit einer Andeutung der Rheinbrücke Caesar's[1]), die alten Bonner Stadtbefestigungen und eine Fortsetzung der Freudenberg'schen Fundkarte geben[2]).

---

1) Westd. Zeitschrift (Pick, Caesar's Rheinübergänge). VI. S. 87.

2) Bonner Jahrbücher f. Alterthumsfr. i. Rheinl. Festschrift 1868, S. 41 nebst Karte.

F. Römerfunde bei Bonn für beiliegende Fundkarte.

I. Bonner Römerlager und dessen nächste Umgebung.

Inneres Römerlager mit einer Uebersicht seiner Wälle, Gräben, Fundamente und Kanäle auf Grund der bisherigen Ausgrabungen.

Jesuitenhof	Hundeshagen, Stadt Bonn, S. 44.	(1)	Minervabild.
Wichelshof	Un. M. 179.		Becher mit „Reple".
	Un. M. 238 und 239.		Zwei Reliefs, Jüngling mit Pferd.
	Un. M. 247.		Marmorkopf, wahrscheinlich Kaiser Hadrians.
	Un. M. 243.	(2)	Weibliche Figur.
	Pr. M.		Säule mit Kapitäl.
	Un. M. und Pr. M.		Ziegelstempel der I leg, I M. P. F, XXI Rap., Vexill.
	B. J. 57 S. 211 und 229—59 S. 181.	(3)	Silberschale und Thongefässe, Baureste, Wasserrinnen etc.
Schänzchen	Un. M. 117.	(4)	Grabstein des Soldaten Julius Severus.
	B. J. 80, S. 230.		Fundamente, Kanäle, Steine mit Legionsstempeln, Gefässe, Fibulae etc.
Porta decumana	Pr. M.	(5)	Inschriftstein Vex. leg. I M.
Am Johanniskreuz Ehemal. Dietkirchen	Br. 462 verloren.	(6)	Votivstein Herculi Victori an der Südseite der Kirche.
	Br. 463 verloren.	(7)	Votivstein Apollini Livici, an der Nordseite der Kirche.
	B. J. 82, S. 46.	(8)	Thorstein mit Werkzeichen, Westseite des Lagers.
Neues Dietkirchen seit 1680 Stiftskirche in der Stadt, Sammelpunkt der Funde aus dem Römerlager	Un. M. 76.		Votivstein Victoriae Aug. Publicius etc.
	Campius.		Mercurio L. Cornelius leg. XXI rap.
	Un. M. 90.		Paternus leg. XXII primig. urbanus miles etc.
	B. J. 67, Prof. Klein S. 66.		Matribus Aufaniabus domesticis Clodius Marcellinus leg. I M.
	B. J. 67 u. 69, S. 54.		Votivstein Kaiser Antoninus Pius.
	B. J. 78, S. 63.	(9)	Reliefbild.
			Herculi C. Calp. Proclus leg. Aug. leg. I M.
			Altarstein in honorem leg. I M.
			Ara Herculi Magusano Q. Clodius Marcellinus cent. leg. I M.
	Un. M. 207.		Ara mit Juno und zwei Figuren.
	Un. M. 211.		Ara der Minerva und des Hercules.

Anmerkung: Siehe Prof. Freudenbergs Urkundenbuch = Frdb. Urk. = für Bonn in der Festschrift Bonner Jahrb. 1868. Bonner Jahrbücher bezeichnet mit B. J. — Brambachs corpus inscriptionum = Br., Katalog des Kgl. Rheinischen Museums = Un. M., Provinzial Museum = Pr. M.

Rheindorfer Weg		(10)	In den letzten Jahrzehnten gefunden Tuffsteinsärge, Tuffkisten, Gräber, Urnen, Münzen etc.
Bonner Berg	B. J. 50/51, S. 307. Br. 458.	(11)	Fundamente, Strassenreste, Gräber, Gefässe. D femina, vir M.
Brückenweg		(12)	Strassenreste von der Irren-Anstalt am Judenkirchhof vorbei zum Jesuitenhof, in 1 bis 2 m Tiefe gefunden, von Gräbern begleitet.
Kölner Chaussee	B. J. 81, S. 87 Pr. M.	(13)	Nahe vor dem Köln-Thor zwei Reliefbilder, Gefässe etc.
	B. J. 49, S. 190 Pr. M.	(14)	Am Johanniskreuz Grabstein mit phalerae und „Vale Luci“.
	B. J. 53/54, S. 183 Pr. M. Un. M. 97.	(16)	Am Kreuztragenden Christus (Meterst. 25,3) Reiterdenkmal des Cajus Marius I leg. mit phalerae, Grabstein eines Soldaten Valerianus.
	B. J. 57, S. 70 Pr. M.	(17)	Grabschrift des L. Magius leg. I M., custos armorum nahe dem Directions-Geb. der Irren-Anstalt gefunden.
	B. J. 55/56, S. 239 Pr. M.	(18)	Altar des Julius Quintus für die matres domesticae. Gräberfeld zwischen Chaussee, Bach und Irren-Anstalt.
	B. J. 70, S. 151 und B. J. 81, S. 196.	(19)	Dem Josephshof gegenüber Gräber, an einer Mauer entlang.

II. Römerstrasse vom Bonner Lager nach Mainz.

Canabae des Lagers vor der porta decumana	Pr. M.	(5)	Inschriftstein Vexill. leg. I M.
Beim Bau der Kliniken und am Theater gefunden	B. J. 59, S. 29. B. J. 62, S. 64.	(20)	Römerstrasse mit Kanal — Tempel. Bäder mit Fresken.
	Un. M. 58. Un. M. 60. Un. M. 79. Un. M. 230. B. J. 59, S. 38. do. B. J. 59 S. 46 u. 60 S. 154. Un. M. 137.	(21)	Altar des Flavius matribus domesticis. Matribus domesticis. Grabstein „opto sit mihi terra levis“. Brustbild eines Römers. Altar der Anabanae (Idbanae). Altar des Veteranen Filippus. Grabsteine, Gefässe, Legionsziegel, Münzen. Altar Cornelius Araca.
Wilhelmstrasse	Br. 466.	(22)	Altar Matribus Aufaniabus.
Theaterstr. am Windmühlenberg	B. J. 67, S. 152. B. J. 68, S. 182.	(23)	Mosaikbodenplatten. Strasse zur Burg, Kanal zum Rhein.

Engelthal	Br. 467.	(24)	Votiv-Ara pro salute impp. Diocletiani et Maximiniani templum Martis restituit Sintus praef. leg. I M P. F.
Engelthaler u. Josephstrasse Ecke.	Un. M. 13.	(25)	Votiv-Ara J. O. M. et genio loci, Dis, Deabusque omnibus Crescens et Felix leg. I M P. F.
Zwischen Sandkaul u. Viereckspiatz	Pr. M.	(26)	Ara der Scaptischen Familie.
Viereckspl. u. Burgstr.	B. J. 49, S. 190, 55/56, S. 242.	(27)	Römergräber von Sandsteinplatten, Urnen, Kanäle. Strassenreste am Evangel. Schulhause.
Rheinthorstrasse	Un. M. 67. B. J. 78, S. 234.	(28)	Ara Fulviana, Divum sodalis etc. Jupiterkopf.
Voigtsgasse u. Obergamt	Frdb. Urk. Fundk. 19.	(29)	Fundamente, Ziegel, Münzen.
Franziskanerstrasse	B. J. 55, S. 166.	(30)	Werthvolle Münzen.
Vor d. Coblenzer Thor Herrenmauer	Un. M. 92. B. J. 50/51, S. 194.	(31)	Grabst. Caelio Vitali miles leg. I M. Septimia. Fundamente, Gräber im Garten des Hôtel royal.
		(32)	(Valerius Sabinus), im Garten des Rentner Schaaffhausen, Wasserleitung, Heizvorr.
Erste Fährgasse	Un. M. 206. B. J. 55/56, S. 243.	(33)	Juppiter auf dem Throne sitzend. Graburnen, Gefässe.
Hôtel Bellevue	Un. M. 104. Un. M. 14.	(34)	Mucasius. J. O. M. et Herculi et Silvano Nepotianus praef. castrorum (vom J. 190).
Vinea Domini	Frdb. Urk. Un. M. 84. Un. M. 86. Un. M. 87. Un. M. 98.	(35)	Calvius leg. I und Cabrio aquilifer, verloren. Grabstein des Clodio leg. I. Grabstein des Petilius Secundus leg. XV. Grabstein des Piperacius leg. XV. Grabstein des signifer Pintajus.
Rigal'sches Haus	Frdb. Urk. Nr. 5. " "	(36)	Atilius leg. XXI rap. Ammaeus — ausserdem ornamentirte Steine.
Eltzbachers Haus	B. J. 61, S. 144.	(37)	Römische Gräber, Glas- und Thongefässe.
Gräfin Fürstenberg	B. J. 58, S. 205, 61, S. 144.	(38)	Gräber mit Steinrelief (Pr. M.) Urnen, Leichenbrandstätte.
Zweite Fährgasse Mehlem, Frings, Weberstrasse	Un. M. 85, Frdb. Urk. B. J. 50/51, S. 306.	(39)	Carisius leg. I und Cornelius leg. I. Formpresse einer Thonlampe. Gräber.
Krantz		(40)	Grabsäule mit Minerva-Relief, Bad.
Villa Löschigk		(41)	Gräber mit Beigaben.
Ehemaliges Steuerhaus am Reutersweg	Un. M. 79.	(42)	Votivstein des C. Candidinius Verus.

		Weiterhin auf Godesberg sind zahlreiche Gräber und Urnen an der Strasse entlang gefunden (Drammer), besonders wichtig:
	Un. M. 232. (43)	Löwengruppe mit Eber und Jüngling, Mithrasbild, an das Bonner Stadtwappen erinnernd.

III. Im Rhein beim Baggern gefunden.

		Zwischen Jesuitenhof und Grau Rheindorf, so wie oberh. Verpfählungen am Ufer entlang.
	(44)	Zwischen Jesuitenhof und Schwarz Rheindorf 19 Constantinische Goldmünzen.
Beim alten Zoll	B. J. 25, S. 98. (45)	Römerschwert, Bronoen, Gefässe, Münzen etc.

IV. Römerstrasse (Heerstrasse), Trier-Bonn.

Endenich	Un. M. 51. (46)	Ara der Matres Vacallineae von Atticus Maternus leg. I M. P.
	Hundeshagen. (46)	Matronis Andrustheihabus.
	B. J. 47, S. 169 und 39, S. 386. (46)	Inschriftstein, Gräber, Münzen.
Immenburg	(46)	Kanalleitung von Witterschlick zum kurfürstlichen Teich (piscina) am Endenicher Bach mit Wasserröhren und Aquäduct-Säulen.
Johanniskreuz	Pr. M., B. J. 80, S. 156. (47)	Grabstein des P. Romanus Modestus.
	Pr. M., B. J. 69, S. 45. (48)	Grabstein, an der Reitbahn gefunden, der Aelia Arviana für ihren Gemahl Simplicinius Victor centurio leg. I M.
Schänzchen	(49)	Steinsarg mit kostbarem Glase, eine Weinlese darstellend. — Fundamente, Kanalleitung mit Legionsstempeln (s. Schänzchen bei I).

V. Zweigstrasse ad IV.

Dorotheenstrasse	B. J. 81, S. 196. (50)	Reste einer 4 m breiten, festen Strasse in 2 m Tiefe bei Neubauten des H. Stein mit Gräbern, Gefässen, Legionsstempeln I M.
Stiftsgasse	B. J. 58, S. 204. (51)	Fortsetzung dieser Strasse südlich der Stiftskirche zur römischen Rheinstrasse mit zahlreichen Gräbern etc. Parallel mit dieser Zweigstrasse, nördlich c. 100 m von dieser die Reste einer Strasse in 1 m Tiefe, mit Gräbern zum Kölnthor und zur Theaterstr.

VI. Zweigstrasse ad IV.

	(52)	Maxstrasse am kurfürstlichen Teich vorbei Gräberfunde.
Endenich u. Meckenheimerstrasse	B. J. 77, S. 215. (53)	Gräber.
Maarg. u. Viehmarkt	B. J. 58, S. 204. (54)	Gräber.
Hospitalgasse	B. J. 72, S. 118. (55) Frdb. Urk.	Zahlreiche Steinsärge mit Gefässen, Münzen etc.
Marthashof	B. J. 77, S. 216. (56)	Steinsarg, Glas, Gefässe.
Viereckaplatz s. II.		

VII. Bonna-Verona.

In der Festschrift der Bonner Jahrbücher für Alterthumsfreunde vom Jahre 1868 geben Dr. Harless und Simrock den urkundlichen Nachweis des alten Verona, welches in der nächsten Umgebung des Cassius-Stiftes (villa basilica) einen eignen Gerichtsbezirk bildete. $1^1/_2$ bis 2 m starke Mauern umgrenzten Verona zwischen Acher- und Sternstrasse, auf der Brücke, 3 bis 6 m tief gefunden, die glatte Mauerböschung und der Graben nach dem Markt hin gerichtet. Solche Mauern sind vor einigen Jahren auf dem Hofe der Lesegesellschaft, auf dem Martinsplatz, in diesem Jahr auch neben der neuen Wesselstrasse gefunden. Sie schliessen sich an das eigenthümlich offene Viereck der Hochstaden'schen Befestigung, und sind in beiliegender Fundkarte angedeutet, um künftige Beobachtungen und Untersuchungen über das alte Verona daran anzuknüpfen. Folgende wichtige Römerfunde bezeichnen dies Revier, auf welchem auch die Martinskirche mit dem Löwenkopf (Stadtwappen) und die Helena-Kapelle standen.

Martinsplatz (Wessel)	Un. M. 7. Frdb. Urk. (57)	J. O. M. conservatori C. Maximius Paulinus praef. castrorum leg. I M., vom Jahre 201.
Nahe am Bahnhof	B. J. 25, S. 206. (58)	Hercules-Statue von Sandstein.
Münster, nordwestl. Fundamente	B. J. 80, S. 150, Corr. (59) Bl. der Westd. Zeitschr. V, 3.	Eine Votiv-Ara vom Jahre 160 sagt, dass pro salute imp. Antoninus Pius eine Abtheilung (vexillatio) der germanischen Flotte nach Bonn kommandirt war, für Bauten der colonia Trajana (bei Xanten) Steine zu brechen.
Vor dem Eingang zum Münster	B. J. 55/56, S. 241. (60)	Steinsarg.
Münsterplatz u. Schulhaus hinter der Post	(60)	Gräber und Ziegelgrabtafel mit „Cajus“. Tuffmauern und Fundamente im v. Claer'schen Hause, Graburnen.

Remigius- (Römer) Platz	Un. M. 83. Un. M. 108. (61)	M. Cominius miles leg. I. Griechische Inschrift mit sehr gut gearbeitetem Hoch-Relief eines Hundes, als Symbol der Treue.
Acherstrasse	B. J. 55/56, S. 241 u. 66, S. 138. (62)	Gräber, Thonkrüge, Gefässe, Lampen, fibula. Reste einer 3 m breiten Basaltmauer oder Strasse, Gräber mit Gefässen.
Dreiecksplatz	B. J. 55/56, S. 242.	
Auf der Brücke	Frdb. Urk. und B. J. 55/56, S. 242. B. J. I, S. 23. (63) Frdb. Urk. Nr. 28. Un. M. 93.	Brückenbogen und Festungsmauern, deren Fortsetz. nördlich zwischen Acher- und Sternstr. gefunden wurde. Zerstörte grosse Ara Modesto. Ara Heracle Dupliciarius leg. I M. Severianae.
Am Hof vor der Klinik	Frd. Urk. 7. (64)	Zahlreiche römische Ziegel, nahe den Mauerfundamenten, im Hofe der Lesegesellschaft, in derselben Richtung am Martinsplatz und neben der Wesselstrasse 1886 in 2m bis 6m Tiefe gefunden, $1^1/_2$m stark, von Tuff erbaut, mit römischen Ziegelstücken.

VIII. Lennéstrasse

und nahe der Herz-Jesukirche	B. J. 52 u. 57, Frd. Urk. (65)	Zahlreiche Gräber, Urnen, Gefässe.

IX. Reutersweg, siehe Karte B. J. 78.

Dahms-Mühle a. Rhein		Fundamentreste eines Signalthurms.
	B. J. 58, S. 205.	Kessenicher (Hiesemanns) Weg, Gräber bis zur Rosenburg.
Ehemaliges Steuerhaus an der Cobl. Strasse siehe II.	Un. M. 79.	Votivstein — zahlreiche Gräber bei Löschigk.
Zwischen Eisenbahn u. Kessenicherstrasse	B. J. 57, S. 210.	Beim Ziegeln seit Jahrzehnten Gräber mit Gefässen etc. gefunden.
Poppelsdorf, Friedrstr.	B. J. 53/54, S. 299.	Gräber mit Beigaben.
Louisenstrasse	B. J. 58, S. 155.	Topf mit ca. 200 Münzen des 3. Jahrhunderts.

Endenich und Immenburg siehe IV. Trier-Bonner Römerstrasse.

von Veith.

5. Weitere Ausgrabungen in Remagen.

Die in dem Remagen betreffenden Aufsatze, Heft 80 der Jahrbücher, Seite 176 ausgesprochene Erwartung, es werde das dritte, 1883 entdeckte hiesige Gräberfeld „am Wickelsmäuerchen" wohl noch weitere Gräber ergeben, hat sich durch dort vorgenommene Grabungen reichlich erfüllt. Sie geschahen auf sechs vorerst zu Gebot stehenden zusammenhängenden Parzellen, anfänglich durch einen Andernacher Unternehmer, sodann durch das Provinzial-Museum zu Bonn und fanden im Mai d. Js. einen durch die Feldcultur bedingten vorläufigen Abschluss. Ihre Ergebnisse können daher jetzt kurz zusammengestellt und zu einer Beurtheilung des eigenthümlichen Vorkommens an dieser, für die Vorzeit des Ortes bedeutungsvoll gewordenen, Oertlichkeit benutzt werden.

Ihr Bodenprofil wurde schon Heft 80 Seite 175 erwähnt: unter der obern Dammerde folgt eine fester werdende mergelig lehmige Schicht, welche Kies und Sand überdeckt; der Sand liegt wellig und ungleich, infolge dessen die überdeckende Schicht von ganz verschiedener Dicke ist, und zwar von solcher zwischen 1 und $2^1/_2$ Meter. Die Situation betreffend, so liegt das Gräberfeld im Winkel einer Wegegabel (Heft 80, S. 175) und die Parzelle Müller — sie werde mit I bezeichnet — in dessen Spitze. An Parzelle I schliessen sich die folgenden als schmale parallele Streifen an und gehen von einem der beiden Wege bis zum andern. Der Unternehmer durchgrub im Anschluss an die beendete Sandgewinnung des Herrn Müller einen weitern Theil der Parzelle I, deren nördliches Drittel indess noch unberührt geblieben ist, sodann die Parzellen II und V; das Provinzial-Museum die Parzellen III, IV und VI. Die Arbeiten des letztern sind genau beaufsichtigt worden, die des Unternehmers nur theilweise, sowohl, weil man zu spät davon erfuhr, wie auch, weil die Funde rasch nach Andernach befördert wurden.

Die Arbeiten ergaben nun vorerst drei verschiedene Arten der Beisetzung, es fanden sich:

erstlich eine Menge Skelette, ohne jede sargartige Umwandung = Skelettgräber; sodann eine Anzahl Skelette umgeben von einem sargartigen Umbau von Ziegelplatten, oder Dachpfannen = Plattengräber; ferner Stellen der Feuerbestattung oder des Leichenbrands, mit Gruppen von grösseren Graburnen, nicht, oder nur in einem einzigen Falle (auf Parzelle VI), durch ein anderes Grab unterbrochen; schliesslich zwischen den Skelett- und Plattengräbern viele einzelne Gegenstände und kleine Gruppen von Thongefässen mit keinen, oder nur wenigen, beiliegenden Skeletttheilen; als Ausnahme endlich fand sich vereinzelt ein Tuffsteinsarg.

Bei Anordnung dieser Grabstellen ist keinerlei regelrechte Ordnung eingehalten worden; man kann nicht von Reihengräbern, nur von Gräbern in Gruppen, sprechen; aber es ist dennoch bemerkenswerth, dass, während sich die Skelettgräber über den ganzen Platz hin verbreiten, sich alle Plattengräber mit Ausnahme eines einzigen auf Parzelle I fanden und alle Leichenbrandurnen (die auf Parzelle IV eingerechnet) in dichter Häufung auf den Parzellen V und VI.

Gemeinsam allen Skelett- und Plattengräbern war ihr Parallelismus und ihre Richtung nach Linz hin, was nicht ganz, aber ziemlich genau, der West-Ost-Linie entspricht, das Fussende lag stets nach Ost (der auflebende Todte sah der allerweckenden Morgensonne entgegen!) nur zwei nebeneinander liegende Gräber, ein Platten- und ein Skelettgrab auf Parzelle IV, wichen von dieser Richtung, wohl wegen verfehlter Orientirung, merklich südöstlich, nach Sinzig hin, ab. Es scheint ferner Regel — aber keineswegs immer befolgte — gewesen zu sein, die Leichen bis auf die Sandschicht, auch wohl noch etwas in diese hinein, zu versenken, was namentlich bei allen Plattengräbern, das auf Parzelle IV ausgenommen, geschehen war; die Skelette lagen in ganz verschiedener Tiefe, theils auf der Sandschicht, theils höher, hie und da auch übereinander, was schon Herr Müller gefunden hatte und vermuthen lässt, dass der Begräbnissplatz von wenigstens zwei sich folgenden Generationen benutzt worden ist. Das sichtliche Bestreben den Sand zu erreichen muss wohl einen bestimmten Grund gehabt haben, keineswegs aber kann es der gewesen sein, auf diese Weise Beigaben von Werth vor Raub zu sichern, weil manchen, zwei Meter tief liegenden Skeletten nicht das Mindeste beigegeben war, andern in geringer Tiefe dagegen öfter relativ Werthvolles; vielleicht war der Grund das Be-

streben, den Leichen eine längere Erhaltung zu sichern; und das ist den Römern am Wickelsmäuerchen denn auch vollständig gelungen, denn die Skelette auf der Sandschicht waren meist ausgezeichnet erhalten, die höher im Grunde ruhenden aber fast immer so mürbe, dass ihre wenigen Reste unter der Hand zerbrachen. Als gebräuchlich wird man sodann wohl mit Bestimmtheit die Bestattung in Holzsärgen annehmen müssen; sowohl in den Plattengräbern, wie bei den Skeletten, fanden sich, wenn auch keineswegs immer, Nägel vor (bei einem Skelett auf Parzelle V z. B. 21 Stück der schwersten Sorte) meist von solcher Länge (bis zu 12 cm) und Schwere, so dass man sich Särge oder vielmehr Kasten von sarggemässer Länge aus dicken Bohlen und dann rectangulärem Querschnitt wird denken müssen; dann aber bei andern Skeletten auch wieder kleinere, unseren Särgen entsprechende Nägel[1]); sie lassen auf Brettersärge schliessen, über deren Form eine weiter unten folgende Notiz vielleicht einiges Licht geben könnte. Das Holz aller solcher Särge hatte sich natürlich in Erde verwandelt, die sich durch schwärzliche Farbe in der Lehmschicht kenntlich machte und den Arbeitern stets als Zeichen diente, dass nun mit Vorsicht weiter gearbeitet werden müsse. So aussichtslos unter solchen Umständen der Versuch erscheinen muss, über die Holzdicke dieser Römersärge Gewissheit zu erlangen, so kann dieses Maass, für Einen Sarg wenigstens, dennoch zufällig mit Bestimmtheit festgestellt werden. Unter den Gegenständen, welche mir der Unternehmer, als ihm werthlos, überliess, Scherben, Nägeln, halbverbrannten Fibeln u. s. w. — es befand sich darunter auch das von Herrn Prof. Klein im Heft 81, Seite 106 behandelte Bruchstück einer römischen Inschrifttafel — ist ein Sargnagel von 9 $^1/_2$ cm Länge von der Spitze aus theilweise noch mit Holzfaser bekleidet, welche sich mit dem Eisenoxydhydrat des Nagels zu einer festen Kruste vereinigt hat; es ist Langfaser, an der knorrigen Struktur erkennt man deutlich Eichenholz; dieser Ueberzug ist oben scharf abgegrenzt und lässt unterhalb des Nagelkopfes so viel vom Nagel frei, als die Dicke des angenagelt gewesenen Brettes betrug; das war aber 34 mm und entsprach also der Stärke unserer gewöhn-

1) Diese Sargnägel, namentlich die schweren, waren immer stark inkrustirt und in Eisenoxydhydrat umgewandelt; bei den kleineren Nägeln aber kam es auffallenderweise mehrfach vor, dass sie anscheinend nicht im mindesten oxydirt, vielmehr so frisch erschienen, als kämen sie eben aus der Nagelschmiede. Eine Anzahl solcher Nägel habe ich selbst einer Urne entnommen, die vor meinen Augen ausgegraben wurde.

lichen Dielen. Noch ein anderer Grund führt zu der Annahme von Holzsärgen und zwar von vielen: fast keines der einzeln oder gruppenweise zusammen stehenden Gefässe, wie sie sich mit, oder ohne, Begleitung von Skeletttheilen vielfach zwischen den Gräbern fanden, hatten noch ihre ursprüngliche Stellung, sie waren vielmehr fast immer verdrückt, verschoben und ganz unregelmässig zusammen gehäuft, öfter dabei auch zerbrochen. Es muss diese Erfahrung eigentlich etwas befremden, weil man sich fragen muss, unter welchen Bedingungen sich in einer ruhenden Erdschicht solche Verschiebungen ereignen können. Aeussere Störungen haben auf dem Platze eine gewisse Tiefe nicht überschritten, es zeigten sich aber auch 2 Meter tiefliegende Gegenstände in gestörter Lage. Eine solche kann auch durch tiefeindringende Erweichung des Bodens bei Ueberfluthung, welcher die Stelle in uralter Zeit möglicherweise ausgesetzt war, unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht hervorgerufen werden, dann aber allerdings, wenn sich im Innern einer solcher Erdschicht Zellen oder Hohlräume befinden, welche bei Erweichung der Erde mehr, oder weniger, gewaltsam ausgefüllt werden, hier also Särge, in denen die Sachen ursprünglich standen. Von Skelettgräbern fand Herr Müller auf Parzelle I etwa 30, nach ihm wurden noch 22 gefunden, es würde das also etwa 50 Skelettgräber ergeben. Aber diese Zahl muss deshalb erheblich höher gegriffen werden, weil bei dieser Annahme nur diejenigen Gräber als Skelettgräber gezählt sind, bei denen sich eine skelettartige Lagerung von Gebeinen zeigte, die vielen Stellen aber unberücksichtigt blieben, an denen die oben erwähnten zerstreuten Funde von einzelnen Knochentheilen begleitet waren, die doch auch ehemaligen Skeletten angehört hatten, jedoch nicht mit Sicherheit eingetragen werden konnten, weil die obere Ackerkrume des Platzes, unter welcher sie mehrfach unmittelbar lagen, anscheinend frühern Durcharbeitungen und Verschiebungen ausgesetzt gewesen ist.

Von Plattengräbern fanden sich auf Parzelle I früher 8, neuerdings noch 2, ausserdem nur noch eines auf Parzelle IV, im Ganzen also 11; mehrere werden noch in dem unberührt gebliebenen Theile von Parzelle I vermuthet. Von den beiden Plattengräbern auf Parzelle I war das unterste, nördliche, von allen gefundenen am sorglichsten und dauerhaftesten ausgeführt, es war gebildet aus 22 schweren, ganz unbeschädigten, Ziegelplatten von 42. 30. $6^1/_2$ cm, bei dem andern, oberen, Grab bestanden die Boden- und die Decklage, sowie die Kopf- und Fusswand aus noch schwereren Platten von 59. 59. $7^1/_2$ cm, die

beiden senkrechten Langseiten aber aus römischen Dachziegeln von 52 cm Länge und 40 cm Breite, wohl die grössten[1]) hier bisher gefundenen. Die Innenmaasse dieses Grabes waren 130. 48. 48 cm. Von allen Plattengräbern erregt indess das auf Parzelle IV aufgedeckte das meiste Interesse. Es hatte im Querschnitt genau die Form unserer Särge („sechs Bretter und zwei Brettchen") und bestand also aus 4 senkrechten, von zwei Pultdachflächen überdachten, Wandungen. Die First dieses 2 seitigen Pultdaches war gedeckt mit einer Reihe von römischen Firsthohlziegeln (imbrices), so dass also die Bedachung der letzten Wohnung des Verstorbenen derjenigen seiner Wohnung bei Lebzeiten nachgebildet war. Die dieses Grab in seiner äussern Form bildenden Platten waren die denkbar ärmlichsten und schlechtesten Bruchstücke, sie stützten sich nicht einmal gegenseitig, so dass hier ganz unzweifelhaft ein Holzsarg von der Form unserer Särge beigesetzt wurde, den man ringsum mit Bruchstücken von Ziegelplatten belegte und umstellte. Die anzunehmende Armuth des Verstorbenen bestätigte noch der weitere Befund, dass das Grab nicht einmal eine Bodenlage solcher Ziegelstücke hatte, es war vielmehr unmittelbar auf den Sand eine 10—12 cm dicke Schicht von Lehm aufgetragen und bettartig geglättet worden, worauf man den Sarg gestellt hatte. Dieser kann nur aus dünnen Brettern bestanden haben, weil für einen dickern Sarg im Innern des Grabes gar kein Platz war, es war licht 2,20 Meter lang und 43 cm breit und enthielt das Skelett eines Kindes, zu dessen Füssen zwar ein beträchtlicher Raum frei geblieben, aber mit nicht der geringsten Beigabe versehen worden war. Dass dieser unstabile Sargbau sich alle die Jahrhunderte hindurch in seiner Form erhalten hat, während Plattengräber aus massiven, sich gegenseitig gut stützenden, Platten fast immer theilweise eingestürzt und verschoben sind, kann wohl nur dem einen Umstande zugeschrieben werden, dass der innere Hohlraum des Sarges sich mit erweichter Erde gefüllt hat, noch bevor die Verwesung des Sarges erfolgte, dieser muss also Oeffnungen gehabt haben, durch welche Erde eindrang, anders scheint sich die Sache mechanisch nicht erklären zu lassen.

Die Urnen der Leichenbrandstelle haben die bekannte gedrungen gebauchte Form mit schwach vortretendem oberen Rande für den Deckel, sie sind schwarz oder grau, mit meist ungefärbtem hellem

---

1) von Naeher, Jahrb. 79, S. 73 wird die durchschnittliche Grösse des römischen Dachziegels angegeben auf 42 bis 49 cm Länge und 35 bis 36 cm Breite.

Fuss und im obern Theil verziert mit umlaufendem Streifenornament, oder auf andere, oft sinnige Weise; von den durch das Provinzial-Museum gefundenen ist die grösste 27 cm hoch. Die meisten Urnen erreichte man in einer Tiefe von 70—80 cm, mehrere erst in solcher von 130 cm, eine einzige stand noch tiefer und auf der Sandschicht, welche man bei allen andern nicht aufgesucht hatte. Die Urnen waren einfach auf den Grund gesetzt und am Fusse jedesmal von Holzkohlstückchen umringt, sie hatten auf Parzelle V fast alle Deckel, welcher bei den andern fehlte, keine war, wie in Hinterhausen, von Dachpfannen umstellt. Die Deckel passten nicht immer zur Urne, sie waren oft aus ganz anderem Thon und für die Urne zu gross; in solchem Falle war der Deckel einfach umgekehrt, mit dem Knopf nach unten, aufgelegt worden. Das Innere der Urnen war meist mit Knochenstücken erfüllt, einige enthielten aber nichts davon, und ist anzunehmen, dass in solchem Falle die Verbrennung so intensiv gewesen, dass die Knochen der Pulverisirung nahe kamen und deshalb in der später eingedrungenen Erde spurlos verschwanden. Mit den Knochentheilen zusammen fanden sich mehrere halb verbrannte Bogenfibeln und eine, wenn auch sichtlich glühend gewesene, von sehr guter Erhaltung; dann Nägel, 4—7 cm lang, fest an Knochentheilen haftend, und viele 1 cm lange Schräubchen, wie es scheint, mit grossen Rundköpfen, unter denen sich, wie es den Anschein hat, noch Reste des Stoffes zeigen, den zu befestigen sie gedient.

Zu diesen bisher angeführten Funden kam noch ganz unerwartet und vereinzelt der eines Tuffsteinsarges, auf den man schon bei 50 cm Tiefe auf Parzelle III stiess. Der Sarg war ebenfalls streng orientirt und äusserst roh aus einem Block von schlechtem Tuff der oberen Schichten des Brohlthales gearbeitet, er war im Lichten 192 cm lang, 60 breit und 34 tief, die Wandstärke betrug 12, die Dicke der Deckplatte 18 cm; diese war, ebenso wie der Sarg, nur nach dem Innern hin glatt gearbeitet, nach aussen aber völlig roh gelassen. Bei dem geringsten Versuch sie zu heben, brach sie unter den Händen in Stücke, ebenso später der Sarg. In demselben fand sich vom Skelett ausser einem Stück des Schädels keine Spur mehr vor, dagegen neben, oder etwas unter dessen rechter Schulter zwei Glasgefässe. Da die Arbeiten grundsätzlich stets bis auf die Sandschicht getrieben wurden, der Sarg diese aber nicht erreichte, so wurde nach dessen Entfernung tiefer gegraben und hierbei fand sich unter dem Sarge das Skelett eines Kindes.

Von den Beigaben aller dieser Gräber konnten die nach Andernach gekommenen Sachen nur theilweise vermerkt werden, es ergab namentlich Parzelle V davon eine grosse Menge in Thon, auch ziemlich viel in Glas und Bronze. Das Provinzial-Museum erlangte durch seine Arbeiten, Bruchstücke abgerechnet, 65 Gegenstände von Thon, 5 von Glas, 24 von Bronze und einen Halsschmuck in Steinen und Glas; die meisten Sachen kamen unbeschädigt zu Tage. Von diesen Gegenständen sind hervorzuheben: 1 Krug und 3 Urnen, weiss bemalt auf schwarzem Grunde, der Krug und 2 Urnen mit den Aufschriften Vivas, Felix und Inple versehen; eine Gesichtsurne 15 cm, ein Gesichtskrug 21 cm hoch; Schalen in terra sigillata von 31 cm bis zu 10 cm Durchmesser herab; ein Thonlämpchen mit dem Basrelief eines springenden Löwen, ein anderes in Gestalt eines Wildschweinchens, eine noch jetzt brauchbare Kinderrassel, oben Hirsch, unten Huhn u. s. w; sodann unter den Bronzen: 4 Bogenfibeln, eine davon aus stark vergoldetem Kupferblech, 3 Schnallen, eine davon mit Delphinenverzierung, 4 Bronzearmreifen, davon einer flach und ähnlich Fig. 14 auf Taf. IV Heft 80, die 3 andern aus Kupferdrath geflochten und von 7 cm Durchmesser; diese 4 Reife fanden sich am linken Vorderarm eines Skeletts auf Parzelle IV. Unter den wenigen, nur auf Parzelle III gefundenen Gläsern befindet sich eine Flasche von 21 cm Höhe und 9 cm Durchmesser, auf $^2/_3$ der Höhe fassartig gestaltet und mit Reifen versehen, dann eine 10 cm hohe feine Phiole aus zweierlei Glas in ausgezeichnet schönen Oxydfarben, der Fuss fehlt, sonst sehr gut erhalten. Die Flasche und eine 7 cm hohe Glastasse fanden sich im Tuffsarge. Der Halsschmuck umgab den Hals eines nur 60 cm tief liegenden Skeletts auf Parzelle VI und besteht aus auf dünnem Kupferdraht gereihten, also durchlochten, Zierrathen, darunter 18 länglich viereckige Plättchen aus braunem Chalcedon, das grösste 30. 15. 5 mm, das kleinste 13. 10. 4 mm, alle Ecken sind geschickt und kunstgerecht abgekantet, 2 schwere Perlen von elliptischem Querschnitt von weissbläulichem Chalcedon und verschiedene kleine Glasprismen und dunkelblaue Glaslinsen; diesem Allem war noch ein kleines milchweisses Glasanhängsel angefügt[1]).

Die Gegenstände waren den Leichen in örtlich verschiedener Art

1) Da die Sachen alle dem Provinzial-Museum überliefert wurden und Herr Professor Klein vielleicht geneigt sein wird, über dieselben gelegentlich Umfassenderes mitzutheilen, so mögen diese Andeutungen bis dahin genügen.

beigegeben, doch scheint man hauptsächlich zweierlei Gebräuchen gefolgt zu sein: sie standen meist zu Füssen der Skelette, öfter aber auch neben und unterhalb der rechten Schulter. Bei den Plattengräbern reichte das Skelett nie bis an das Sargende, es war vielmehr unter den Füssen jedesmal ein freier Raum für die Beigaben gelassen, in den der Holzsarg aber nicht hineinreichte, weil die Gefässe meist dicht an der Plattenwand standen; dieser freie Raum wurde indess nicht immer benutzt, wie es das Pultdachgrab auf Parzelle IV zeigte. Die Auswahl der Beigaben war jedenfalls vom Vermögensstand der Hinterbliebenen beeinflusst — die keramischen Sachen zeigen die roheste Handknetung bis zur feinen, hübschen Bemalung — aber ein herkömmlicher Brauch in der Gruppirung von Krug, Urne und Schale, das eine oder andere hie und da verdoppelt, war unverkennbar. Dabei scheint die Schale am meisten Bedeutung gehabt zu haben, sie wurde vorzugsweise in terra sigillata gewählt und in sie hinein diejenigen Dinge gelegt, welche man dem Verstorbenen in manchmal rührender Anhänglichkeit mitgeben wollte; in solchen Schalen standen und lagen öfter Glas- und Bronzesachen. Auch war sichtlich das Bestreben vorhanden gewesen, eine auch dem Auge wohlgefällige Anordnung und Auswahl zu treffen. Das beste Beispiel dafür lieferte das oberste, südliche Plattengrab auf Parzelle I. Die dasselbe bildenden Platten waren vom Kopfende an verschoben und eingestürzt, am Fussende aber standen sie noch gänzlich unverschoben und hier war das Grab nicht einmal ganz mit Erde ausgefüllt. Hier standen nun in seit Römerzeit ganz ungestörter Ordnung: ein rothbrauner Krug, eine schwarze Urne und eine rothe terra sigillata Schale, ganz in die Ecke gedrückt noch ein tiefgelbes Thränenkrügelchen; in der Schale lag das Bruchstück eines bronzenen Kinderlöffels. Manchmal indess waren die Schalen leer, oder sie enthielten Knochen von Thieren; so war die kleinste terra sigillata Schale von nur 8 cm innerer Weite gefüllt mit dem vollständigen Skelett eines Hahnes, wie anzunehmen, dieses auf's sauberste präparirt und in erstaunlicher Erhaltung.

Ausser diesen bis hieher erwähnten Gegenständen fanden sich gleich unter der vom Spaten oder Pflug bearbeiteten obersten Schicht, vor allem auf Parzelle V, viele Scherben römischer Thongefässe, manche darunter verziert, dann auch in auffallend geringer Tiefe mehrere unversehrte Krüge und Schalen; so kam ein 10 cm hoher Krug schon bei 30 cm, eine Schale mit hübscher Rosettenverzierung auf dem Grunde bei 40 cm Tiefe ganz unbeschädigt zum Vorschein. Unter den Scherben

fanden sich auf Parzelle V drei zusammengehörige Theile einer terra sigillata Schale, oberer Durchmesser 22,6cm, wahrscheinliche Höhe 12cm, deren Ornamentirung sich aus den Bruchstücken fast vollständig ergibt; die Schale ist durch wagerecht laufende Perlschnüre und senkrechte Spiralstäbchen in zwei übereinander liegende Reihen von Feldern eingetheilt, auf welchen Wald- und zwei Jagdscenen dargestellt sind. In der obern Reihe verfolgt der Hund einen Hasen, das Feld ist durch drei Kleevierblätter als Wiese oder Kleefeld bezeichnet; in der untern Reihe flieht ein von mehreren, wahrscheinlich vier, Hunden verfolgter Hirsch und ein noch angedeutetes kleineres Thier dem schützenden Walde zu. Dieser trennt in beiden Reihen die sich wiederholenden Scenen und ist durch ein bezeichnendes Symbol in regelmässiger Anhäufung als Tannenwald unverkennbar. Die Darstellung der Hunde und des Hirsches ist charakteristerisch und zeugt von sehr guter, fast moderner, Beobachtung, der Hase ist offenbar humoristisch wiedergegeben. Es mögen nun die vielen Scherben theilweise vom zerstörenden Pflug, oder vom Rajolen, herstammen, welches zwei Spaten oder 50cm tief erfolgt und bei der bekannten Zähigkeit der landwirthschaftlichen Gewohnheiten auch wohl viele Jahrhunderte lang so betrieben worden ist. Aber der Unternehmer fand in der obern Schicht nicht nur solche Scherben, sondern auch eine Menge von Münzen des vorigen Jahrhunderts und sogar zwei unbeschädigte gusseiserne Ofenplatten von etwa 60 auf 30cm, welche in sehr guter Ausführung biblische Scenen im Relief darstellen. Auf dem Platze ist also in alter Zeit Schutt abgelagert worden und zwar, abgesehen von den so eben erwähnten Gegenständen, römischer Schutt; dieser fand sich auch in auffallender Menge bei zwei Aufgrabungen neuester Zeit auf Feldern nahe beim Kloster und auf der südlichen Seite der dort beginnenden, am Wickelsmäuerchen vorbeiführenden Strasse: man stiess beim Rajolen auf altes, nicht römisches Mauerwerk, dessen Zwischenräume gänzlich mit Bruchstücken römischer Ziegel und Platten, viele mit Parallelfurchen, Scherben von Töpfen und von farbigem Estrich erfüllt waren. Die beiden Stellen liegen etwa 80 Schritte auseinander; den Substructionen konnte nicht weiter gefolgt werden; sie kommen hier indess öfter vor, ebenso wie der klassische Schutt, man ist daran gewöhnt. Eine Erklärung dieser örtlichen Besonderheit wird man in den vielfachen Verwüstungen zu suchen haben, denen der Ort ausgesetzt gewesen, vor allem aber in denen vom 30 jährigen Kriege, als den letzten; 1644 standen nur noch 60 Häuser und Hütten! Nach diesem schrecklichen

Kriege wird mit dem sich langsam wieder hebenden Wohlstand der Einwohner auch deren Bauthätigkeit wieder erwacht sein; man baute wieder auf, vielfach wohl nicht innerhalb der Grenzen des Zerstörten, erreichte mit den neuen Fundamenten den römischen Untergrund und brachte den Bauschutt auf geeignete ungeebnete, oder noch Erhöhung ertragende Stellen ausserhalb des Ortes. Ueberhaupt muss nach diesem Kriege ein Theil des Ortes mehrfach neu nivellirt worden sein, weil man, wie im Heft 80 schon erwähnt, bei den Wasserleitungsarbeiten die ganze Haupt- und Marktstrasse 2 Meter hoch mit Kies ausgefüllt fand, in der erstern Strasse auch unterhalb der jetzigen Strassendecke zwei frühere, über einander liegende, entdeckte.

Ueberblickt man nun das Gesammtvorkommen am Wickelsmäuerchen, so erscheint es wohl als zweifellos, dass man hier, wo auf dem bisher durchgrabenen kleinen Flächenraum von etwa 1800 qm weit über 100 Gräber der erwähnten verschiedenen Arten gefunden wurden, den eigentlichen römischen Volksbegräbnissplatz entdeckt hat; es ist eigentlich zum Verwundern, dass man einen solchen nicht längst vermuthet und vermisst hat. Denn die wenigen in Hinterhausen gefundenen Urnen und die Gräber der Fürstenbergstrasse sind wohl jedenfalls nur abgesonderte Grabstätten angesehener oder solcher Einwohner gewesen, deren Angehörige eine besondere der allgemeinen Grabstätte vorzogen. Für diese letztere war in derjenigen Ausdehnung, wie sie die Stärke der Besatzung und der Gesammteinwohnerschaft erforderte, in der schmalen Zuspitzung unserer Fläche zwischen Kastell und Apollinarisberg zu wenig Raum vorhanden, ebenso wenig nach Hinterhausen hin, wo sich, wie schon die dortige Wasserleitung zeigt, verstreute Niederlassungen befunden haben müssen; man wählte dafür also das freie Feld, die sich südöstlich nach Linz und Sinzig hin ausbreitende Flur, und in dieser eine dem Kastell nicht zu fern gelegene Stelle an der grossen, vom Ort kommenden und die Flur durchziehenden Strasse; es ist eigenthümlich, dass an derselben Strasse zwischen Wickelsmäuerchen und dem Ort auch unser Gemeindekirchhof liegt.

Diese südöstlich am Gräberfeld vorbeiführende Strasse hat den bezeichnenden Namen „die alte Strasse“, sie ist die Fortsetzung des Hauptstrassenzuges des Ortes, der Fürstenberg-, Bach- und Hauptstrasse bis zum Kloster hin (siehe Plan Heft 80, Tafel III) und führt von Wickelsmäuerchen aus in fast gerader Richtung, oberhalb Kripp vorüber, bis zum Ufer der Ahr, auf deren Jenseite sie wieder beginnt und, weniger benutzt und im Stand gehalten wie auf der Remagener Flur,

unter demselben Namen durch die Sinziger Flur zieht und unterhalb Niederbreisig in die Köln-Coblenzer Provinzialstrasse mündet. Sie ist die Sehne des grossen Bogens der letztern, welcher am Kloster beginnt und über Sinzig nach Niederbreisig geht, und lässt das nahe Sinzig gänzlich unbeachtet. Schon hiernach lässt sich vermuthen, dass man mit der Strasse auf dem kürzesten Wege nach Andernach - Coblenz bleiben wollte, und zwar aus militärischen Gründen; auch bezeichnet Herr von Veith diese „alte Strasse" als Theil der die Rheinebene durchziehenden römischen Heerstrasse. Wie Herr Prof. Klein nach Aussagen Kripper Einwohner feststellte, zeigen sich bei niedrigem Stande der Ahr da, wo die Strasse auf sie trifft, im Wasser die Köpfe von Pfählen; die Strasse hat also in alter Zeit den Fluss mittelst Holzbrücke überschritten. Ein 84jähriger Einwohner von Kripp (Tempel) sagt aus, von den Pfählen habe er in seiner Jugend zwar nichts gesehen, wohl aber auf der Kripper Seite der Ahr an dieser Stelle eine Mauerung von schweren Steinblöcken, er erinnere sich derselben deshalb ganz genau, weil sich bei seinem Fischen die Fische immer unter diese Blöcke „verkrochen" hätten. Es ist kein Grund, an der Aussage des alten Mannes zu zweifeln und deshalb anzunehmen, dass für die alte Strasse über die Ahr eine Holzbrücke gebaut und diese mit steinernen Brückenköpfen oder Widerlagern versehen war[1]). Auf der

---

1) Der sehr niedrige Wasserstand der Ahr gestattete mir am 30. August 1886 des Herrn Professor Klein Entdeckung dieser ehemaligen Ahrbrücke einer genauen Untersuchung an Ort und Stelle zu unterwerfen, bei welcher ich von mehreren Einwohnern von Kripp, worunter auch der Bezirksvorsteher, Herr Rick, begleitet wurde. Dicht vor dem Flusse macht die „alte Strasse" eine etwas überraschende Abschwenkung von ihrer Hauptrichtung oder eine Curve links rheinwärts und erreicht mit dieser das Wasser; schon mehrfach hatte ich an dieser Stelle vergeblich nach Brückenspuren gesucht. Als wir jetzt aber, unter Nichtbrücksichtigung der Curve, das Strombett etwas höher aufwärts und zwar in der Verlängerung der Hauptstrassenrichtung in's Auge fassten, erhielten wir bald Aufschluss. Hier zeigten sich mitten im Flusse auf geringem Bereiche verstreut eine Menge stark herausragender schwerer Basaltsteine, so weit das Auge auf- und abwärts reichte den Anblick des gleichförmigen Flusskieses auffallend unterbrechend. Meine Begleiter erklärten, es könnten diese Steine noch nicht lange Zeit so zu Tage liegen, in früheren Jahren habe man davon nichts gesehen, es habe sich aber die Ahr seit ihrer Regulirung an dieser Stelle verlegt, sie habe hier ihren Lauf geändert und ihre Krümmungrn und Buchten verloren, und infolge dieser Wandlungen werde das ehemals diese Steine überdeckende Erdreich weggeschwemmt worden sein. Zwischen diesen Basalten nun

hier in Betracht kommenden Strecke dieser Strasse sind auch schon früher an drei Stellen Gräber aufgedeckt worden. Die erste liegt etwa 30 Schritte östlich vom Ausgangspunkt der Strasse am Kloster und auf deren südlichem Ufer. Auf eine gewisse Länge ist sie hier gegen die höher liegenden Felder hin mit einer niedrigen Mauer eingefasst, von der man Ende der fünfziger Jahre behufs Grundentnahme eine Strecke wegbrach. Dabei nun kam eine Reihe von Skeletten zum Vorschein; sie lagen in trocken gemauerten Bruchsteinsärgen oder vielmehr Kanälen dicht neben einander, welche rechtwinkelig zur Strasse standen (also nicht orientirt) und bis in die Ufermauer hineinreichten; in

---

fanden wir die Köpfe von sechs Pfählen, in zwei parallelen Linien von 4 m Abstand quer zur Flussrichtung geordnet; der Abstand von Pfahl zu Pfahl innerhalb der Pfahlreihe beträgt in zwei Fällen ungefähr 1 m, in andern bedeutend mehr, aber die Zwischenpfähle waren eben nicht sichtbar, man wird 1 m als richtig annehmen dürfen. Da nun an dieser Stelle im Flussgeschiebe des Rheines oder im Ahrdelta ein Basaltvorkommen ganz undenkbar ist, so ist es ganz unzweifelhaft, dass man in diesen verstreuten, die Pfahlköpfe umliegenden, Basalten die Trümmer eines Bauwerkes und zwar die des Brückenkopfes auf der rechten — Sinziger — Flussseite vor sich hat. Der andere Brückenkopf auf der linken — Kripper — Seite aber liegt jetzt in einer Wiese (schon bei 20—30 cm Tiefe trafen wir auf das Mauerwerk) und bildet in dieser ein etwa $1\frac{1}{2}$ m hohes, grasüberwachsenes Ufer, an welches sich auf- und abwärts der frühere Uferrand der Ahr anschliesst. Diese Stelle heisst, wie meine Begleiter angaben, von jeher „am Mäuerchen", sie ist augenscheinlich auch Ursache der Strassencurve: man hat die alte Strasse nach Zerfall, oder Zerstörung, der Brücke in einer Biegung an diesem Brückenkopf vorbei zum Wasser geführt; dasselbe wiederholt sich auf der andern Seite, eine Curve im entgegengesetzten Sinne führt die Strasse wieder in die Hauptrichtungslinie. Das „Mäuerchen" auch ist es, an welchem der alte Tempel in seiner Jugend gefischt hat, aber die Ahr fliesst nicht mehr, wie ehedem, zwischen den Brückenköpfen durch, sondern östlicher, so dass sich jetzt ein Brückenkopf im festen Lande, der andere mitten im Ahrbett befindet; denkt man sich die Brücke wieder aufgebaut, so würde sie jetzt auf $^2/_3$ ihrer Länge über festes Land führen. Der Abstand der Brückenköpfe von einander oder die freie Durchlassweite der Brücke hat nicht unter 45 Meter betragen; die Brücke wird eingeleisig und aus Holzbalken gebaut gewesen sein, welche zwischen den Brückenköpfen durch Holzjoche gestützt waren.

Es gelang einen der Pfähle, welcher anscheinend nicht so tief wie die andern eingerammt war, herauszuziehen; dieser Pfahlrest ist 140 cm lang, oben auf 27 cm Dicke vierseitig, aber nicht scharfkantig, beschlagen und nach unten auf 90 cm Länge sorgfältig rund zugespitzt; das Eichenholz hat die für solche Fälle gewöhnliche Schwärze und nach innen zunehmende Härte; der Pfahl wurde dem Provinzial-Museum zugesandt.

den Gräbern fand sich weiter nichts vor. Eine zweite Stelle liegt Wickelsmäuerchen gerade gegenüber auf der andern Seite der alten Strasse; als hier Herr Müller im Jahre 1879 sein einsam in der Flur stehendes Haus erbaute, grub er drei Graburnen aus, welche mit je 4 römischen Dachpfannen umstellt waren. Die dritte Stelle endlich befindet sich an derselben Seite der Strasse wie Wickelsmäuerchen, aber einen guten Büchsenschuss weiter nach der Ahr hin; es fand sich dort vor einigen Jahren dicht am Rande der Strasse ein Plattengrab mit Beigaben. Diese beiden letztern Vorkommen machen es sehr wahrscheinlich, sowohl, dass die bisherigen Aufschlüsse die östliche Grenze des Gräberfeldes noch nicht erreichten, wie auch, dass dasselbe sich über beide Seiten der Strasse hin ausdehnt. Das aber festzustellen und über die Lage der Dinge am Wickelsmäuerchen überhaupt eine umfassende Vorstellung zu gewinnen, wird bei der charakteristischen Zerstreutheit der Gräber und mancherlei lokaler Ungunst nur nach und nach durch spätere Zusammenfassung sich ergänzender Erfahrungen gelingen, bis dahin aber viele Zeit und nachhaltiges, auch örtliches, Interesse für den Gegenstand erfordern. Von andern hiesigen Funden ist noch Folgendes nachzuholen:

Ein keulenartiges kleines Anhängsel aus Goldblech, 29 mm lang, und ein Sculpturfragment aus Jurakalk, 28 cm hoch und ebenso breit, welches auf leicht concaver, auf der einen Seite noch mit kräftiger Randleiste versehenen, Fläche das Hochrelief einer männlichen Figur zeigt; Kopf und Füsse fehlen, der Oberkörper ist nackt und von guter Plastik, der Unterkörper trägt ein Gewand von trefflichem Faltenwurf; beide Gegenstände fanden sich beim Bau der Caracciola'schen Weinhandlung (Heft 80, Taf. III f) und sind in Händen der Frau Wittwe Caracciola. Ein weiterer Fund geschah beim Bau des Gouwe'schen Hauses auf der Coblenzerstrasse (Verlängerung der Hauptstrasse über das Neuthor hinaus) und schräg gegenüber der Mündung der Fahrgasse (Heft 80, Taf. III, 17), wo man bei der Fundamentirung in 2 m Tiefe auf 5 „Brunnen" oder rund gemauerte Schachte von 0,90—1,20 m innerm Durchmesser aus Bruchstein traf, sodann auch auf ein Bassin aus Bruchstein, 3 m breit, 2 m tief, innen vertrasst, es geht noch in den Nachbarhof hinein und ist nur theilweise weggebrochen worden. Nach den Brunnen zu schliessen, muss die Stelle früher sumpfig gewesen sein; das Gebäude über den Brunnen, für welches man so kostspielige Anlagen machte, hat weiter nicht die geringste Spur hinterlassen. Innerhalb des Bereiches dieser Brunnen fand sich — und zwar

3 m unter dem Boden — eine anscheinend reich gestaltet gewesene römische Bronzelampe, welche derart durch und durch in Malachit und Kupferlasur, letztere schön krystallisirt, umgewandelt ist, dass man sie als Stufe ansprechen muss (Besitzer Herr Gronert). Ferner möge noch eine zweihenkelige Amphora von 20 cm Höhe und 21 cm Durchmesser erwähnt werden; man grub sie 1864 beim Bau des Klosters aus, sie ist von dichter, fein geglätteter Masse, nicht ornamentirt und im Besitz des Herrn Bürgermeisters v. Lassaulx.

Bemerkenswerther jedoch als die vorerwähnten Gegenstände ist die Entdeckung eines römischen Reliefs, welches über dem Thüreingang eines in Fachwerk gebauten Hauses, des „alten Bergerschen", in der Milchgasse (Heft 80, Taf. III, 10) zum Vorschein kam, als der jetzige Besitzer des Hauses, Stellmacher Bender, im Frühjahr 1886 den Lehmverputz ausbesserte; er stiess oberhalb der Thür auf einen, nur wenig mit Lehm überputzten, verzierten Stein und stellte ihn frei; der Stein wurde von Schreiber dieses angekauft und herausgenommen. Es ist eine 12 cm dicke Platte aus Jurakalk, 49 cm hoch, 28 cm breit, auf drei Seiten noch die ursprüngliche Begrenzung zeigend, auf der linken Langseite aber augenscheinlich und in roher Weise von einer Fortsetzung abgetrennt; in gleicher Art scheint auch die Rückseite auf die Dicke der Fachwand gebracht worden zu sein; bei dieser Operation wahrscheinlich brach der Stein in der Mitte quer durch, glücklicherweise so, dass es dem Bildwerk nur wenig Schaden brachte. Die Bildfläche zeigt in concav gehöhlter Cassette in stark erhabener Arbeit einen nackten, geflügelten Knaben mit gelocktem Haar: Cupido den senkrecht an die Wand der Nische gelehnten schlaffen Bogen mit beiden Händen zu neuer Spannung ergreifend (anderer, vielleicht besserer, Deutung soll durch diese indess nicht vorgegriffen werden); Höhe der Figur und des Bogens 43 cm. Die volle, gedrungene Gestalt des Knaben ist von weicher, trefflicher Modellirung, der schalkhaft zur Schulter geneigte Lockenkopf wendet das Gesicht voll dem Beschauer zu; leider ist es beschädigt, auch hat die Prüderie der Milchgasse an einem andern Orte eine Verstümmelung vorgenommen und ist der linke Arm der Figur verletzt; alle diese Unvollkommenheiten aber beeinträchtigen den Gesammteindruck des Bildnisses nur in geringem Maasse. Weder der jetzige Eigenthümer des Hauses, noch im Orte lebende frühere haben von der Existenz des Reliefs etwas gewusst, obgleich dasselbe nur von dünner Lehmkruste überzogen war; es wird aber sicher in oder nahe bei den Hausfundamenten ausgegraben sein und bestätigt dann auf's

neue die hohe örtliche Bedeutung der Umgebung der kath. Pfarrkirche in Bezug auf unsere römische Vorzeit (Heft 80, S. 172).

Neben diesen Ergebnissen im Orte selbst sind noch zwei ausserhalb desselben, aber noch auf dem Gemeindebanne, geschehene von Interesse. Die Stelle der einen liegt in der Sohle des zur Apollinariskirche hinabgehenden Thales, in welchem, nahe derselben, der Welschborn, unsere treffliche Bergquelle, und der von den Römern benutzte, jetzt vertrocknete, Eulenborn liegen (Heft 80, S. 161 und 177). Als die gräflich von Fürstenberg'sche Verwaltung vor einiger Zeit hier oberhalb des Welschborn die Thalsohle mit einem tiefen Graben durchschnitt, um für die Kirche mehr Wasser zu erlangen, stiess man in einer Tiefe von 3 m auf einen Baumstamm, welcher horizontal in den Graben hineinragte und deshalb mit Aexten zertrümmert wurde; dabei fanden die Arbeiter den Stamm im Innern ausgehöhlt und gruben denselben nun, weil sie Schätze darin vermutheten, vollends aus. Es zeigte sich der Stamm auf der ganzen Länge sargartig ausgehöhlt und innen verkohlt; für den Kopf des Skeletts war durch eine Erhöhung ein Pfühl gelassen; durch einen Längenschnitt war von dem Stamm von oben bis unten eine Schicht in Bohlendicke abgetrennt und auf die Höhlung als Deckel gelegt; im Innern fand sich nichts. Noch ehe man im Orte von der Sache erfuhr, war der Stamm zerschlagen; die Nachricht darüber verdanke ich dem Inspektor der Apollinaris-Gesellschaft in Neuenahr, Herrn E. Steinkamm, welcher die Arbeiten geleitet hat. Der zweite Fund geschah „auf Brüchen", eine Stelle oberhalb der Apollinariskirche.

Ueber diese etwa 50 m über dem Rheinpegel liegende Kirche hinaus erhebt sich das Gebirge noch um etwa 100 m und bildet oben einen Theil der von Coblenz aus bis zum Siebengebirge den Rhein in fast gleicher Höhe begleitenden Hochebene. Auf dieser Höhe und etwa $^1/_2$ km südwestlich der Kirche heisst eine Stelle im Walde „auf Brüchen"; die Bezeichnung rührt wahrscheinlich von der sumpfigen Natur der Oertlichkeit her. Hier findet sich ein bedeutendes Lager der als „Quarzite" bekannten Geröllblöcke, welche rechts- und linksrheinisch von der Gegend von Dattenberg und der Ahr aus, wo sie zu Tage liegen und die erwähnte Höhenlage einnehmen, sich in geneigter Ebene nach der Nordsee hinabziehen, so dass sie bei Ruhrort schon 33 m unter der Oberfläche lagern [1]). Die Blöcke liegen „auf Brüchen" zahl-

---

1) Man sehe Verhandl. des naturhist. Vereins d. Rheinlande und Westph., 39. Jahrgang, 2. Hälfte 1882, Sitzungsber. Seite 141.

reich zu Tage, zwischen ihnen ist der Wald aufgewachsen; gräbt man den Waldboden etwa 2 Fuss tief weg, so trifft man die Blöcke massenhaft und oft in Meter dicken Klumpen an. Ein Unternehmer ist seit zwei Jahren mit Ausbeutung des Vorkommens beschäftigt, die schweren Blöcke werden gesprengt und dann den niederrheinischen Hüttenwerken zugeführt, welche sie bei ihrem bis zu 98 % betragenden Gehalt an Kieselerde beim Bessemerprozess verwenden.

Innerhalb des Bereiches dieser Quarzitblöcke fanden sich im vorigen Jahre merkwürdigerweise römische Thongefässe und zwar bis jetzt 2 Henkelkrüge und 3 Näpfe oder Schalen. Diese letzteren sind sämmtlich bei der Aufdeckung zertrümmert und ihre Scherben in den Schuttmassen vergraben worden; die Arbeiter sagen übereinstimmend aus, die Schalen seien mit Thierbildern und Aehnlichem verziert gewesen; die beiden Krüge blieben ganz erhalten und zwar verdanken sie dies dem Umstande, dass sie in den Schalen lagen und man auf sie frühzeitig aufmerksam wurde. Es sind zwei ganz gleiche Krüge gewöhnlicher Form, mit engem Halse, 18 cm hoch und 12 cm dick.

Die Sachen fanden sich in 3 muldenartigen Vertiefungen auf und neben den Blöcken (nicht etwa unter denselben, wie man hier erzählt hat), um die Schalen herum lag jedesmal Holzkohle. Man wird also annehmen dürfen, dass die Geschirre römischen Arbeitern bei der Bereitung ihres Mahles gedient haben und dass letztere zwischen den Quarzitblöcken irgend eine Aufgabe zu erfüllen hatten. Diese wird wohl darin bestanden haben, Thon zu fördern, welcher dicht unter den Blöcken in Menge vorkommt und von dem erwähnten Unternehmer auch jetzt gleichzeitig mit den Blöcken ausgebeutet wird[1]).

1) Der Zufall gestattet, noch einen neuesten hiesigen Fund anzuführen: Der zur Zeit (October 1886) am unteren Ende des Ortes arbeitende Rheinbagger förderte eine Anzahl von Hellebarden, Streitäxten und Aehnlichem zu Tage, dann aber auch einen bronzenen Schlüssel, 10 cm langer Hohlschlüssel mit gezacktem Bart und eigenthümlich geformtem Griffe.

Reuleaux.

6. Die Römische Wasserleitung im Dome zu Cöln. Fundbericht.

Hierzu Tafel IV.

Bei Fortnahme des mittelalterlichen Plattenbodens im südlichen Querschiffe des Cölner Domes behufs Neubeplattung, stiessen die Arbeiter am 15. October 1886 in unmittelbarer Nähe des im Grundrisse mit *A* bezeichneten Dompfeilers auf zwei aus Tuffsteinquadern konstruirte Mauern von 26 cm Dicke, die in einem Abstande von 64 cm parallel laufend, sich auf ca. 3 Meter Länge vom Pfeiler *A* ab nach Nord-Osten erstreckten. Weitere Nachgrabungen ergaben, dass diese beiden Tuffsteinmauern die Wangen einer Steintreppe waren, die mittelst 10 Stufen bis zu einer Tiefe von 2,45 m unter den Plattenboden der Domkirche herabführte. Auf die Länge mn. von 1,580 m war die Treppenanlage mit einem 25 cm starken Gewölbe von Tuffsteinquadern überdeckt gewesen, dessen Widerlager an der nördlichen Wange sich noch deutlich erkennen liess.

Wie auf beigefügter Aufnahme-Zeichnung Fig. 1. 2. 3 im Grundriss, Querschnitt und Längenschnitt angedeutet, befinden sich im Anschlusse an die südliche Treppenwange spärliche Reste von römischem Gussmauerwerk, dem als spätere Anlage eine bis auf wenige Spuren zerstörte Mauer aus Säulenbasalten hinzugefügt ist. Diese Reste römischen Gussmauerwerks haben einem grösseren Bauwerke angehört, dessen Aussenfläche nach einem Halbmesser von ca. 15 Metern gekrümmt war. An die Aussenseite dieses Rundbaus unmittelbar anlehnend, musste den beiden Tuffsteinwangen eine gleiche Krümmung gegeben werden. Dass diese Krümmung der Wände keine unbeabsichtigte und zufällige ist, ergiebt sich aus der radialen Stellung der 10 Treppenstufen.

Der mit geringer Sorgfalt und durch Drachenfelser Trachyt-Stücke hergestellte Anschluss der Wangenmauern an das Fundament des Dom-

Pfeilers *A*, und die unregelmässige Verzahnung der Tuffsteinmauern weist auf eine gewaltsame Zerstörung des sich nach Süd-Westen weiter erstreckenden unterirdischen gewölbten Ganges von 2 Meter Höhe und 64 cm lichter Breite hin, der augenscheinlich bei den Arbeiten zur Fundamentirung des Pfeilers *A* dem Neubau hat weichen müssen[1]).

Bei genauer Aufmessung der neun radial gestellten Treppenstufen aus Tuffsteinquadern, von denen jede aus zwei Stücken mit wechselnder Fuge besteht, ergab sich für jede Stufe die gleiche Steigung von 20 cm bei 19 cm Auftritt. Obgleich die weichen Tuffsteinstufen durch langdauernde Benutzung in der Mitte sehr stark abgenutzt sind, so liess sich doch feststellen, dass die Stirnseiten der Stufen nach einer Curve von 2 bis 3 cm Durchbiegung gekrümmt sind, wie auf der Grundriss-Zeichnung Fig. 1 angedeutet ist. Die zehnte und unterste Stufe *G* mit gradliniger Stirnfläche besteht aus einem grossen Säulenbasalte, der seiner grossen Härte ungeachtet werkseitig bearbeitet ist, und in das Quadermauerwerk der Treppenwangen tief einbindend, das solide Fundament bildet, auf dem die aus weichem Tuffstein gefertigten neun oberen Stufen der Treppe ein sicheres Auflager finden.

Bei der Sorgfalt, mit welcher die Treppenanlage ausgeführt ist und bei der sauberen Bearbeitung der Tuffsteinquadern, erscheint die schlechte Beschaffenheit des Mörtels von geringer Härte und ohne Beimischung von Ziegelmehl auffällig. Ob das Mauerwerk bei den vielfachen Veränderungen, welchen dieser Theil des römischen Cölns in den späteren Jahrhunderten unterworfen gewesen ist, zeitweise den Einwirkungen des Tagewassers ausgesetzt gewesen, und hierdurch der Mörtel erweicht ist, lässt sich nicht mehr feststellen.

Nachdem die Treppe nebst Wangenmauern bis zur untersten Basaltstufe freigelegt war, fand sich bei den weiteren Nachgrabungen und zwar in einer Entfernung von 80 cm westlich von der untersten Basaltstufe in der Tiefe von 2,25 m unter dem Plattenboden der Domkirche bei *B* ein allseitig sauber bearbeiteter Tuffsteinquader von 47 cm Länge, 28 cm. Höhe und 21 cm Dicke in ursprünglicher Lage in den

---

1) Nach Gosvinus Gymnich „Observationes" will ein saccellanus subdecani Dr. Johann Guttruth „beim Legen des Pfeilers am Altare Mariae Magdalenae, dieses Loch im Grund offen gesehen haben, welches man in der Erde hat gefunden, und rundum gemauert ist. Es sei pro tempore viel hierüber gesagt, dass es vor Christi Geburt soll gemacht sein bis auf Trier; ja bei Poppelsdorf habe man dasselbige Loch in der Erde gefunden."

Schutt eingebettet, auf dessen Oberfläche eine 80 mm breite und 81 mm tiefe unten gerundete Rinne eingearbeitet ist, in welche ein Tförmig gestaltetes Bleirohr *B* von 68 mm innerem und 75 mm äusserem Durchmesser, mithin von $3\frac{1}{2}$ mm Wandstärke eingefügt war. Der längere Schenkel des Tförmgen Rohrstückes (39 cm lang) erwies sich als das gewaltsam abgetrennte Bruchstück eines von Süd-Osten nach Nord-Westen durch den Treppenbau geführten längeren Rohrstranges, dessen Bruchenden beiderseitig aus den Tuffsteinmauern der Treppenwangen einige Centimeter herausragten.

Der kürzere, 17 cm lange und unter rechtem Winkel nach Nord-Osten von dem Haupt-Rohrstrange abgezweigte Rohransatz von gleichfalls 68 mm lichter Weite, zeigte am Ende ähnliche Spuren der gewaltsamen Abtrennung.

Durch sorgfältiges Aneinanderpassen der Bruchenden des von der längeren Bleirohrleitung abgetrennten Stückes wurde unzweifelhaft festgestellt, dass der kürzere 17 cm lange Schenkel des Tförmigen Rohrstückes in der gezeichneten Lage nach Osten abzweigte, obgleich die hier befindliche massive Treppe, in der sich nirgends eine Oeffnung für die Fortführung der östlichen Zweigleitung vorfand, zuerst Zweifel über die richtige Lage des Tförmigen Rohrstückes anregte.

Durch diesen interessanten Fund wurde der Zweck der Treppenanlage als Zugang zum Leitungsrohre der römischen Wasserleitung und zwar zu einem Punkte, wo eine Hauptableitung abgezweigt war, genau bestimmt.

Um über Richtung, Gefälle und Construction der von Norden nach Süden den Cölner Dom durchschneidenden Bleirohrleitung genaue Kenntniss zu erlangen, liess der unterzeichnete Dombaumeister die Aufgrabungen südlich vom Treppenbau in einer Ausdehnung von 5 Metern und bis zur Tiefe von $2\frac{1}{2}$ Metern fortführen. Die Arbeiter legten hierbei in einer Tiefe von 2 m unter dem Plattenboden der Kirche die aus Tuffsteinquadern bestehende Abdeckung *C* eines kleinen Kanals von 13 cm Höhe und 10 cm Breite (s. Detail) frei, in den des Bleirohr der Hauptleitung, allseitig von festgestampftem Lehm umgeben, eingebettet ist. Die Seitenwände des Canals bilden längliche Tuffsteinstücke von 13 cm Breite und Höhe, die auf einer 16 cm dicken Quaderschicht aus Tuffstein als Bodenplatte der Kanalanlage ruhen.

Dieser Schutzkanal für die Bleirohrleitung ist mit Kalkmörtel ge-

mauert, und hat sorgfältig verstrichene Fugen, ohne Verputz im Inneren.

Nach Beseitigung der Deckplatten und nach vorsichtiger Entfernung der das Bleirohr umgebenden Lehmhülle wurde der Rohrstrang auf die Länge von 5 Metern freigelegt und genau untersucht. Sowohl die Oberfläche der Rohre, wie auch die mit Zinn sorgfältig gelöthete Längs- und Quernaht, welche letztere auf der Südseite bei *d* in Entfernung von 2,95 m vom tiefsten Punkte *B* aufgefunden ist, zeigten eine so vollkommene Erhaltung und Dichtigkeit, dass das Bleirohr ohne jede Reparatur noch heute zur Wasserleitung benutzt werden könnte. Die chemische Untersuchung des zur Löthung verwendeten Zinns ergab eine Beimischung von 8 % Zink.

Construction, Gefälleverhältnisse und Richtung der im südlichen Seitenschiffe aufgefundenen Bleirohrleitung.

Die mit einem Gefälle von ca. 2 cm auf den laufenden Meter von Süden her kommende Bleirohr-Hauptleitung von 68 mm lichter Weite ereicht vor der Zugangstreppe bei *B* den tiefsten Punkt, und steigt von hier, nachdem die ursprünglich südliche Richtung durch eine Curve kurz vor der Treppe in eine nordwestliche verändert, unmittelbar und mit gleichem Gefälle wieder an, so dass das östliche Ansatzrohr genau im tiefsten Punkte *B* der Leitung angefügt ist. Wie bei neueren gusseisernen Wasserleitungen am tiefsten Punkte stets ein Ablassventil angebracht wird, welches durch ein Einsteigeloch von der Strasse aus zugänglich gemacht wird, um den sich hier sammelnden Schmutz und Sand von Zeit zu Zeit durch Oeffnung des Ablassventils zu entfernen, so scheint auch der östliche Rohransatz der römischen Wasserleitung, welcher auf 17 cm erhalten ist, innerhalb der Grenzen des gewölbten Ganges kurz vor dem Auflagersteine bei *B* mit einem Ablasshahne versehen gewesen zu sein, zu dessen Oeffnung und Regulirung es an diesem Hauptpunkte der Wasserleitung eines ständigen Zugangs bedurfte.

Wie vorstehend erwähnt, hat sich an den Treppenstufen und Treppenwangen keine Oeffnung gefunden, durch welche eine Fortleitung des Rohrstranges in östlicher Richtung hätte geschehen können. Möglich wäre es daher auch, dass an den östlichen Rohransatz unmittelbar ein Krümmer mit einem Steigrohre angeschlossen gewesen ist, welches das

Wasser zu Tage geführt hat, um oberirdisch einen Laufbrunnen zu speisen. Für letztere Anordnung spricht die solide Fundamentirung des Tförmigen Rohrstückes durch Einfügung in die Rinne eines Tuffsteinquaders, da das bleierne Steigrohr mit seinem ganzen Gewichte auf das Hauptleitungsrohr gedrückt haben würde, und eine solide Unterstützung desselben an diesem Punkte daher nothwendig erschien.

Die Construction der Bleirohre betreffend, bleibt zu bemerken, dass die hier aufgefundenen Wasserleitungsrohre, von denen ein Stück von 2 Meter Länge mit Quernaht vor dem Zuwerfen der Ausschachtung auf Wunsch des Vorstandes des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande herausgeschnitten ist, dieselbe Herstellungsweise zeigt, wie das an der Ostseite des Domes in dem unteren römischen Wasserbecken im Jahre 1866 aufgefundene Bleirohr von 2″ lichter Weite (Jahrbücher LIII 202). Auch die in Rom und Pompeji zahlreich ausgegrabenen Bleirohre von den verschiedensten Weiten und Dicken der Wandungen sind in ähnlicher Weise hergestellt.

Die Bleidicke der im südlichen Querschiffe des Cölner Domes aufgefundenen Rohrleitung von 68 mm lichter Weite beträgt nur $3\frac{1}{2}$ mm und sind die zur Herstellung der Rohre verwendeten Bleiplatten von ca. 3 Meter Länge bei 21 cm Breite über einen runden Kern gebogen, dann die Langseiten an den Kanten beiderseitig dünn geschabt und mit 13 mm Ueberdeckung mittelst einer stark vorstehenden Naht mit Zinn so sorgfältig und stark verlöthet, dass an keiner Stelle des Bleirohrs, sowohl in den Längs- wie Quernähten, eine Trennung aufgefunden werden konnte. Diese fertigen Rohrstücke von ca. 3 Meter Länge sind dann in gleicher Weise durch Abschaben der Ränder an den Rohrenden auf 13 mm Breite in einander geschoben und mittelst einer besonders kräftigen Verlöthung wahrscheinlich erst an Ort und Stelle, wie aus der minder sorgfältigen Arbeit an den Quernähten erkenntlich, mit einander verbunden.

Bei Untersuchung der inneren Wandungen der Bleirohrleitung fand sich ein nur dünner Anflug von Kalksinter, dagegen eine die Wandungen allseitig bedeckende stärkere Lehmkruste, die jedoch erst nach theilweiser Zerstörung der Leitungsrohre durch Tagwasser hineingeschlemmt zu sein scheint.

Der Lauf des nördlich von der Treppenanlage belegenen Theiles der Hauptleitung ist durch die Pfeilerbauten wahrscheinlich unterbrochen, auch wird ein Gleiches bei den Fundamentarbeiten zum Süd-

portale in Bezug auf den südlichen Rohrstrang geschehen sein. Zu hoffen bleibt, dass bei der demnächst erfolgenden Abtragung des Domhofes vor dem Südportale um ca. 1 Meter, die römische Wasserleitung wieder freigelegt werden wird und liesse sich dann die Richtung, welche dieselbe nach Süden nimmt, mit den Angaben wie solche auf einer dem Werke von F. Kreuter beigefügten „Abbildung der Stadt Cöllen zur Zeit des Kaisers Carls des Grossen und des Erzbischofs Hildebold aus dem Jahre 782 von J. W. Laporterie“ sich eingetragen finden, vergleichen.

Sonstige Funde an Münzen und Inschriften, welche für die Zeit der Anlage der römischen Wasserleitung einen sicheren Anhalt bieten würden, sind bei den Ausgrabungen im südlichen Querschiffe des Domes nicht gemacht und ist diess erklärlich, da der gewachsene Boden durch die Pfeilerbauten, wie durch zahlreiche später angelegte Grabgewölbe und Einzelgräber bis zu der aufgegrabenen Tiefe von ca. $2^1/_2$ Meter unter der Fussbodenplattung der Domkirche durchwühlt und vielfach mit Bauschutt vermischt ist.

Die durch die vorstehend beschriebenen Ausgrabungen festgestellte Thatsache, dass die römische Wasserleitung den Cölner Dom in der Richtung von Süden nach Norden in beträchtlicher Länge durchschneidet und bei Fundamentirung der Dompfeiler mehrfach freigelegt und theilweise ausgebrochen ist, um für die Pfeilerfundamente Platz zu machen, giebt über den Ursprung der Domsage, welche den Bau des Römerkanals mit dem Bau des Domes von Conrad von Hochstaden in Verbindung bringt, einen neuen und sicheren Anhalt.

Ein Nachweis, dass die Stelle des Zugangs zur römischen Wasserleitung bei der Anlage der mittelalterlichen Plattung des Cölner Domes noch genau bekannt war, zeigte die Einfügung eines Geschränks von Drachenfelser Trachit in die mittelalterliche Bodenplattung, welches in schräger Richtung dem Laufe der Wangenmauern der Treppe folgend, die Fugentheilung der Plattung durchschnitt, sowie auch die Anbringung eines durch seine Grösse auffälligen achteckigen Trachyt-Decksteins genau über dem Punkte, wo das Tförmige Rohrstück *B* am Fusse der Treppe aufgefunden ist.

Bezüglich der im Volksmunde erhaltenen Sage über einen unter dem Dome ausmündenden und von Trier kommenden Römerkanal schreibt Gelenius im Jahre 1645 Cap. VII Seite 254 in genauer Ueber-

einstimmung mit dem Ergebnisse der jeszt erfolgten Aufgrabungen Folgendes:

„...... non procul ab altaribus S. M. Magdalenae et S. Nicolai in pauimento videbis ostiolum obliq·; lapidibus occlusum nec recta in orientem versum, oblongum veluti sepulchrum, aut aditum ad subterraneam cellam. Id quis crederet? dicunt esse aditus ad Canalem Romani Aquae-ductus, alij dicunt aditum paulo remotiorem, ad Aquaeductum tamen, qui merito inter mundi mira et miraculi instar habetur, si eius conditionem recte aestimamus.....“

Wie in einer vorstehenden Anmerkung bereits erwähnt, erzählt auch Gosvinus Gymnich vicarius in dem Manuscripte betitelt: „Observationes et annotationes diversorum gestorum in Metropol. eccl. Col. etc.“ (Mitgetheilt von Herrn Wilh. Scheben unter dem 26. Februar 1867 in der Kölnischen Volkszeitung) von einem Augenzeugen, der bei Fundamentirung des Dompfeilers *A* anwesend gewesen sei, und dasselbe Loch im Grund offen gesehen habe, welches 1574 der Dompropst Graf von Wittgenstein im Dome zwischen dem Altare Mariae Magdalenae und dem rechten Pfeiler habe öffnen, bis auf 8 Fuss Tiefe ausgraben, und demnächst wieder zuwerfen lassen.

Wünschenswerth bliebe es, da auch jetzt der Zugang zur römischen Wasserleitung im Dome hat wieder abgedeckt werden müssen, wenn der aditus ad Canalem Romani Aquae-ductus durch eine kurze Inschrift in dem neuen Plattenboden der Domkirche dauernd bezeichnet werden könnte.

Cöln, den 5. November 1886.

Voigtel, Dombaumeister.

7. Römische Niederlassungen an der Ahr.

Die vor dem Jahre 1100 urkundlich vorkommenden Namen der an der Ahr gelegenen Ortschaften zeigen uns noch heute an, von welchen Volksstämmen diese Orte benannt und also auch höchst wahrscheinlich gegründet worden sind. Remagen (zuerst genannt auf der Peutinger'schen Tafel und bei Amm. Marc. XVI, 3.: „Rigomagus", mit dem Zusatz: „oppidum"), Sinzig (zuerst erwähnt als „Sentiacum palatium" in einer Urkunde König Pippins vom Jahre 762), Kirchdaun („Dune", zuerst im J. 1140), Gimmigen (Gimiche 854) sind celtische Orte; in den beiden erst genannten hatten die Römer Kastelle. Oberhalb Remagen und Sinzig charakterisiren sich die Orte Bodendorf (893: „Budendorpht"), und namentlich Heimersheim (1173), Wadenheim (so: 992) und Bachem (Bacheim) als fränkische Orte. Dann kommt Ahrweiler (893: Arwilre) mit der echt allemannischen Endung „weiler" und um dasselbe herum die ebenfalls auf allemannischen Ursprung hinweisenden Orte auf „hoven": Hemmingishoven = Hemmessem, Geroldeshoven (später Girretzheim, ein jetzt ausgegangener Ort auf der rechten Seite der Ahr ca. 8 Minuten oberhalb Bachem)[1]), Waldpretishoven = Walporzheim (falsche Verhochdeutschung!), Gisenhova (schon 856, ein jetzt verschwundener Ort, welcher 5 Minuten oberhalb Ahrweiler rechts von der jetzigen Strasse lag), Lantershoven, Ringhoven = Ringen, Benghoven = Bengen u. s. w. Auch das eine Stunde nw. von Ahrweiler gelegene Holzweiler, ferner Carweiler, $^3/_4$ Stunden nnö. von Ahrweiler, sowie das 2 Stunden südlich liegende Blassenwilare = Blasweiler sind natürlich allemannischen Ursprunges. — Eine Stunde oberhalb Ahrweiler liegt an der Ahr das Dorf Dernau, welches 893 „degeranavale" genannt wird. Der Name ist nach E. Foerstemann[2]) wohl

---

1) Die betreffende Flur heisst jetzt: „Jihnze".

2) Der aber (Beyer in M. U. I. folgend) den Namen fälschlich auf eine Flur bei Kesslingen bezieht.

aus dem keltischen „tegarn“ = sehr gross, und „aval“ (deutsch?) = Auel, Ackerland zusammengesetzt, und bezeichnet also zunächst nicht eine Niederlassung, sondern einen grossen Auel, eine Bedeutung, die für das verhältnissmässig grosse und weite Thal bei Dernau (bis nach Rech hin) recht passend erscheint. Noch weiter hinauf an der Ahr wollen wir hier die Ortsnamen nicht verfolgen: wir würden auch da nur deutsche oder — vereinzelt — keltische Namen finden. Jedenfalls gibt es — abgesehen etwa von Sentiacum — keinen Ort an der Ahr, der durch seinen Namen auf einen römischen Ursprung hinweist. Auch die hier vorkommenden Flurnamen liefern keinen Grund zur Annahme, dass ein solcher römischer Ort an der Ahr je gestanden hätte.

2. Ob es aber im Ahrthale oberhalb Sinzig römische Villen, Höfe gegeben habe, ist eine andere Frage; dass dieselbe zu bejahen ist, werden wir zeigen. — Zunächst bemerken wir, dass der Flurname Plenzer (sprich: Plänzer) sich wiederholt an der Ahr für fruchtbare, sonnige, am Thalrande gelegene, also an das Gebirge anstossende Parzellen findet: so bei Heimersheim, bei Bachem[1]) (auf dem rechten Ahrufer bei Ahrweiler), oberhalb Ahrweiler hinter dem Keller des Ahrweiler Winzervereins, endlich auch bei Dernau hinter dem Keller des dortigen Winzervereins und den unten zu besprechenden römischen Ruinen. „Plenzer“ ist ohne Frage das lateinische „plantarium“; dieses bedeutet bei Plinius (h. n. 13, 4, 8; 16, 33, 60; 17, 20, 34) einen Baumgarten, konnte aber auch einen Gemüsegarten bezeichnen, wie aus Juvenal 13, 123 hervorgeht, wo „plantares horti“ = olera steht[2]). In lateinischen Urkunden des Mittelalters erscheint dasselbe Wort mit verschiedenen Abänderungen. Bei uns aber, im westlichen Deutschland, kommt das Wort urkundlich fast nur in der deutschen Form „plenzere“ „plencere“ bisweilen noch ohne Lautverschiebung „plentere“, „planteiz“ vor. Beispiele aus dem 13. Jahrh. findet man in Lac. U. II, p. 11 (Wolsdorf); M. U. II, 388 (Issenheim in Rheinhessen); II, 443 (Detzem, Ldkrs. Trier); III, 805 (Riveris b. Trier); III, 810 (Keimt a. d. Mosel); III, 1007 (Carden a. d. Mosel). An allen diesen Stellen bedeutet das Wort

1) Man sagt zwar dort jetzt — und so steht auch im Kataster — „im Blenzen“, aber im J. 1608 schrieb und sprach man noch „im Plenzert“. Diese Flur steigt aus dem Thale einen sanften Hügel hinan.

2) Bei Daniel II, 41 steht plantarium in der Vulgata = ῥίζα (LXX), Wurzel, eine Bedeutung, die ich in keinem Wörterbuch angegeben finde. Auch Augustin (sermo ad Ezechielis c. 34) hat „plantarium“, wo die Vulgata „germen“ übersetzt.

einen Weingarten, und zwar einen von Alters bestehenden: einmal erscheint ein auf Neubruchland angelegter als Gegensatz. — Wo also ein solcher „Plenzer“ vorkommt, ist es sehr wahrscheinlich, dass wir es mit einem durch einen Römer angelegten (Baum-, Gemüse- oder Wein-) Garten zu thun haben, wiewohl es hin und wieder vorgekommen sein mag, dass das Wort auch noch in nachrömischer Zeit als Appellativname gebraucht wurde; dies wird aber selten der Fall gewesen sein, da man genug deutsche Ausdrücke für den betreffenden Begriff hatte. Dass der Dernauer Plenzer zu einer römischen Villa gehörte, das ist uns ad oculos durch die dortigen Ausgrabungen demonstrirt worden. Der Ahrweiler Plenzer liegt, wie gesagt, hinter dem Gebäude des Ahrweiler Winzervereins. Die hinteren Theile dieses Gebäudes auf den Berg zu stehen zum Teil an der Stelle, wo der 1812 unter der Franzosenherrschaft höchst unnöthiger Weise zerstörte „Thurm bei Ahrweiler“ sich befand, dessen Besitzer der geborne Schenk des Kölner Erzstiftes war und in dem Stande der Grafen den ersten Rang einnahm; urkundlich wird der Thurm zuerst im J. 1200 genannt. Im Volke hiess dieser Thurm der „kaute Thurm“, welcher Name auch im Kataster steht. Das Wort „kaute“, auch „kaut“, „kau“, bisweilen „ku“ kommt auch sonst im Rheinlande mehrfach vor[1]), und zwar regelmässig in Verbindung mit hohen oder hochgelegenen Gegenständen. Eine hinreichende Erklärung des Wortes liegt meines Wissens noch nicht vor, und dies spricht wenigstens für das hohe Alter der Bezeichnung und also auch unseres Thurmes. Sollte er oder einer seiner Vorgänger vielleicht einmal als römische „specula“ gedient haben? Genug, zwischen diesem „kauten Thurm“, oder der Stelle, wo er gestanden, dehnt sich der Ahrweiler „Plenzer“ aus bis an den dahinter liegenden „Thurmberg“.

3. Wo möglich noch sicherere Beweise für römische Niederlassungen im Ahrthale bilden die hier gefundenen Reste von wenigstens 4 römischen Wasserleitungen. Alle diese Leitungen liegen auf der Nordseite des Thales, sie münden an solchen Stellen, wo zugleich ein nördliches Seitenthal seinen Ausgang in das Ahrthal hat. Von der letzteren

---

1) Sollte man nicht an „cautus“ oder „cautio“ denken dürfen? Jedenfalls steckt in dem Worte der Begriff einer Ausschaustelle. Hängt vielleicht auch die „bunte Kuh“ damit zusammen? Das „bunt“ könnte von pons herkommen; die Stelle liegt gegenüber einer uralten Brücke. Auf der bunten Kuh sind römische Münzen gefunden worden.

Regel zeigt sich eine Ausnahme: vor etwa 30 Jahren existirten in der „Domley" oberhalb Walporzheim ungefähr 15 Fuss über der Thalsohle die jetzt verschwundenen Reste einer Leitung, welche ursprünglich ihren Anfang muss genommen haben in dem oberhalb der „bunten Kuh" mündenden vom „Altenwegshofe" herkommenden „Teufenbach", und die dann um den Felsen an der bunten Kuh — derselbe war vor dem Bau der Ahrstrasse, also vor etwas mehr als 50 Jahren nicht so schroff wie heute — wird herum gegangen sein. An der Mündung des Teufenbach selbst ist nämlich das Thal der Ahr zu enge, als dass man dort einen Hof hätte bauen können; dagegen lud hierzu gewiss ein die unterhalb der bunten Kuh in der Nähe des jetzigen Walporzheim sich bedeutend erbreiternde Thalsohle, welche aber dort an kein wasserführendes nördliches Seitenthal anstiess. Aus dem Teufenbach wurde daher das Wasser hierher geleitet. Ueber diesen Kanal wird mir von zuverlässiger Seite mitgetheilt, dass sein Durchschnitt nur etwa einen Quadratfuss und also seine Breite im Lichten ca. 4 Zoll betragen habe. Diese geringe Breite, die wir bei allen hier gefundenen Kanälen antreffen, weist darauf hin, dass diese Leitungen das Wasser eben nur grösseren Höfen zuführen sollten. Wo nun aber der Hof im Walporzheimer Thal gelegen hat, ist nicht zu ermitteln. Möglich ist es, dass die römischen Ziegel, welche neulich (Juni 1886) bei der Fundamentirung des Walporzheimer Bahnhofes zu Tage kamen, von jenem Gebäude herrührten, und dass an derselben Stelle oder nahe dabei der in den Jahren 882 u. 893 (M. U. I, 126 u. 179) erwähnte Ort Willolfesdal gelegen hat.

Noch weniger lässt sich sagen von einem zweiten Kanal, der aus Thonröhren bestand, und aus den Weinbergen im „Schloht"[1]) (nördlich von Ahrweiler und östlich von der Adenbach) herabkam. Auch seine Reste, die vor 30 Jahren noch zu sehen waren, sind heute verschwunden. Eine Quelle, aus welcher derselbe das Wasser herabführte, ist nicht mehr nachweisbar. Der Hof, zu dem er führte, muss rechts vor dem Adenbachsthor unmittelbar bei Ahrweiler gelegen haben. Vielleicht war an derselben Stelle später der Sitz der 1228 und 1247 (M. U. III, 288 u. 692) erwähnten Ritter „de Adinbach". Als Flurname kommt dieses Adin-

---

1) Hängt vielleicht dieser Name mit der Wasserleitung zusammen? Es ist altfries. slat = mhd. slât, slôt = nhd. Schlot (Graben, auch Kamin). Zu Dernau heisst eine Flur, aus welcher die dort gefundene Leitung etwa ihren Ursprung hat nehmen können, „im Schlot".

bach bereits 893 vor. Es ist auffallend, dass die betreffende Villa nicht aus dem Adenbach selbst das Wasser verwerthete. Oder wurde dieses vielleicht für eine links vom Adenbachsthor gelegene Villa verwendet? Die dort etwas hoch gelegenen Weingärten deuten möglicher Weise auf den Schutt einer solchen hin.

Unterhalb des Adenbaches etwa 8 Minuten weiter mündet die ebenfalls ein Bächlein enthaltende „Ellichschlucht" in das Ahrthal. Geht man diese Schlucht 8 Minuten hinauf, so hat man links eine Halde, welche das „Stummericher Loch" genannt wird; der Berg selbst heisst dort „der Stummerich". In diesem „Loch" fand Herr Leopold Kreuzberg im Herbste 1885 in einer Tiefe von 50 cm einen 150 cm langen Rest einer römischen Wasserleitung, deren lichte Breite 14 und deren Höhe 18 cm betrug. Dieselbe war aus Betonguss hergestellt und mit rothem Thon umgeben; unten zeigte die Rinne die bekannte Sinterschicht, welche auf dem rothen Thon lag. Das Gusswerk bestand aus einer weisslichen, kleine Ziegelstückchen enthaltenden Masse. Der obere Deckstein fehlte, und war also schon früher einmal als brauchbares Material weggenommen worden. Mehr unterhalb der genannten Fundstelle ist vor Jahren ein anderes Stück desselben Kanals gefunden worden, und wird noch heute der dabei gefundene Deckstein von dem betreffenden Finder benutzt.

Endlich wurde vor einigen Jahren zu Dernau etwa 100 Meter westlich von den im vorigen aufgedeckten römischen Mauerresten im Keller der Wittwe Paetz ein Stück einer aus Gusswerk bestehenden römischen Wasserleitung gefunden, und zwar war dabei auch der Deckstein erhalten.

4. Wie schon bemerkt, haben zweifelsohne alle jene Wasserleitungen zu römischen Villen geführt. Diese lagen sämmtlich auf dem linken nördlichen Ufer der Ahr, am Fusse des Waldgebirges, durch welches sie vor rauhen Winden geschützt waren[1]). Freilich, als hier die Flur besetzt war, da hat man sich auf dem südlichen Ufer angesiedelt, und sind daher die Villen, deren einstiges Dasein durch die „Plenzer" bei Bachem und bei Heimersheim erwiesen ist, jedenfalls später gegründet worden, als die bei Ahrweiler und Dernau angezeigten. Zweifellos hat es auch römische Höfe gegeben in der Thalebene bei Hemmessem und Wadenheim bis nach Heppingen hin. Jedoch sind

1) Vgl. die ähnliche Bemerkung bei „J. Naeher, die römischen Bauanlagen in den Zehntlanden badischen Antheiles" Jahrbücher d. V. f. A. Heft 79, p. 65.

mir keine ganz sicheren Spuren von solchen bekannt geworden. Wahrscheinlich ist es aber, dass eine Wasserleitung, deren Reste vor etwa 20 Jahren noch rechts von dem Wege Bengen—Kirchdaun, 20 Minuten von dem ersteren Orte, gefunden wurden, in das Seitenthal der Ahr zwischen Gimmigen und Heppingen zu einer römischen Villa herabführte. Oder ist Gimmigen = Gimiche (Lac. arch. II, 82, a. 854) eben diese Villa? Hat etwa jener Gimo, dessen Sohn Bellanco dem Hercules und dem Genius loci unterhalb Remagen einen Denkstein setzte (cf. Brambach, C. I. Rh. N. 641) als Besitzer jenem Gimich den Namen gegeben?

5. Von einer der römischen Villen, derjenigen bei Dernau nämlich, sind nun im März 1885, als der dortige Winzerverein an der betreffenden Stelle behufs Anlage eines Kellers und Vereinslocals den Boden ausschachtete, ähnliche Reste zu Tage getreten. Leider ist es den Bemühungen unseres „Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande", dessen Vicepräsident Herr Prof. J. Klein alsbald zur Stelle war, nicht gelungen, durch das Angebot einer Vergütung den Winzerverein zur Erhaltung jener Reste zu vermögen. Jedoch hat das Bonner Prvinzial-Museum eine genaue Zeichnung jener Reste anfertigen lassen, die der nachfolgenden Beschreibung zu Grunde gelegt wurde. Das Ganze war wesentlich eine Badeanlage und bestand aus zwei rechteckigen, aneinander stossenden Gebäuden. Das eine Rechteck lag mit der einen seiner 9 m langen Seiten nach Norden (ein wenig nach Westen) und dem Gebirge zu; die andere wendet sich nach Süden, oder genauer nach SSO. Die beiden nach Osten und Westen gelegenen Seiten haben eine Länge von 5,81 m. Die Mauern bestehen im ganzen Hause aus Bruchsteinen. Die Westmauer hat eine Dicke von 0,40 m; die nur in sehr geringen Resten erhaltene Ostmauer ist 0,2 m dick; die Stärke der Nord- und der Südmauer beträgt 0,31 m. Die Mauern gehen sämmtlich 1,65 m tief in den Boden, wobei wir den Estrich nicht zu diesem rechnen. Das ganze Innere des Rechtecks ist durch eine 0,4 m dicke westöstliche Langmauer in zwei Hälften getheilt, wovon die eine nördliche Hälfte im Lichten 2,3 m und die andere 2,5 m breit ist. Von der ersteren ist durch eine 0,3 m dicke nordsüdliche Mauer ein 2,6 m langer Raum abgetrennt; diese Mauer hat am nördlichen Ende über dem Boden eine 0,75 m breite Lücke, in welcher sich jedenfalls eine Thüre befand. Dieser Raum zeigte einen 0,2 m dicken Estrich, der aus einer aus frischgelöschtem Kalk und Sand gefertigten Mörtelmasse bestand, in welche kleine römischer Ziegel eingestreut sind. Unter

diesem Raume befindet sich ein Hypocaustum. Der genannte Estrich ist nämlich ein schwebender Boden, eine „suspensura“, er ist getragen von 0,18 m dicken, aus aufeinandergelegten, kreisrunden Ziegelscheiben bestehenden Säulchen; dieselben stehen mit einer vierkantigen Ziegelscheibe als Fuss auf einem dem gewachsenen Boden aufgetragenen 0,1 m dicken Estrich; oben liegen einem solchen Säulchen 3 immer grösser werdende quadratische Platten auf, welche also ein Kapitäl bilden; auf den 4 obersten Kapitälplatten von 4 benachbarten Säulchen ruht dann eine 0,58 m im Geviert haltende Platte, welche den Estrich des Zimmers trägt (in der Mitte jeder obersten Kapitälplatte treffen je 4 Tragplatten zusammen); jedes Säulchen ist ohne die viereckigen Platten 0,53 m, mit denselben 0,8 m hoch. Unter dem in Rede stehenden kleinen Raume (2,3 m × 2,6 m) gab es 25 Säulchen. Hinter dem Hypocaustum nach Norden hin war ein gemauerter, 1,1 m breiter und 1,45 m hoher, oben halbkreisförmiger Gang zu sehen, welcher sich 1,5 m weit hinter der Mauer erstreckte. Derselbe bildete das „praefurnium“, die Feuerstätte. Als Brandmaterial hat man Holzkohlen verwandt, da im anderen Falle die Säulchen des Hypocaustum nicht so russfrei hätten sein können, wie sie in der That waren. Der Bogen des genannten Ganges ragte noch 0,45 m über dem Estrich des Zimmers hervor. Vielleicht befand sich in derselben Höhe mit dem Estrich in dem Gange eine verschiebbare Platte, so dass man einerseits die heisse Luft direkt in das Zimmer konnte eintreten lassen, andererseits auch in der Lage war, auf einer solchen Platte in einem Kessel Wasser heiss zu machen. Aber die heisse Luft wurde auch durch ein System von auf- und nebeneinander gestellten Kachelröhren in den Wänden weiter geleitet, und so wurden also die Wände ebenfalls erwärmt. Die einzelnen (vierkantigen) Kacheln (tubuli) hatten eine Höhe von 0,240 m, eine Dicke von 0,11 m, eine Breite von 0,255 m und eine Wandstärke von 0,015 m. Oben und unten waren dieselben offen, an den schmalen Seiten zeigten sie viereckige Oeffnungen von 6 cm Höhe und 4 cm Breite. Die Kacheln waren (Naeher a. a. O. p. 71) mit der Mauer durch eiserne Klammern befestigt, welche aber in Dernau nicht bemerkt worden sind; nach vorne hatten dieselben liniirte Einfurchungen, damit der Stuck besser halten konnte. In dem hier besprochenen Zimmer enthielt die westliche Wand noch eine Anzahl solcher Kacheln; allem Anscheine nach war auch die Südwand mit Kacheln versehen gewesen. Das Zimmer hat wahrscheinlich einen „alveus“, eine Badewanne enthalten, in welcher man ein heisses Bad nahm. In der Ruine freilich war von einer solchen

Wanne, wie auch von anderen Utensilien nichts mehr zu sehen: dieselben sind vielleicht zum Theil von den dereinstigen Besitzern bei ihrer Flucht vor den Franken mitgenommen oder vergraben worden, zum Theil sind sie diesen oder späteren Besitzern in die Hände gefallen. In der Westwand war eine Nische zu sehen, in welche sich der Badende beim Abtrocknen niedersetzen konnte. Noch ist zu erwähnen, dass die nördliche Wand in der untern Ecke links auf dem dort erhaltenen Stuck 0,63 m über dem Boden eine Anzahl von grünen und rothen Linien zeigte, oberhalb deren dieselbe intensiv roth bemalt war. Von Figuren war auf dem kleinen Rest nichts zu sehen.

Oestlich neben dem eben beschriebenen Badezimmer lag ein 5,4 m langer Raum, die Breite, von Norden nach Süden, betrug wieder nur 2,3 m. Sein Boden, der nur aus festgestampftem Lehm bestand und unter welchem kein Hypocaustum sich verbreitete, lag 0,3 m tiefer, als der Boden des Nachbarraumes. Die Ostmauer war gänzlich verschwunden, vielleicht befand sich in demselben die Eingangsthüre zu dem Badehause. Dieser Raum mag das Aus- und Ankleidezimmer gewesen sein. In denselben tritt an der linken Seite von Norden her ein im Boden ausgemauerter Kanal ein, der im Lichten 0,2 m tief und ebenso breit ist. Da dieser Kanal jedenfalls mit Ziegelplatten bedeckt gewesen ist, so ist vorauszusetzen, dass das ganze Zimmer ursprünglich einen solchen Belag gehabt hat.

Die vordere, südliche Hälfte des Rechteckes, welches wir hier beschreiben, war ebenfalls durch eine nordsüdliche Mauer von 0,4 m Dicke in zwei Zimmer abgetheilt; beide haben eine Länge von je 3,9 m und eine Tiefe von nur 2,5 m. Auch zeigen beide einen Estrich von derselben Dicke und Beschaffenheit, wie das zuerst beschriebene kleinste Zimmer des Hauses. In der eben genannten Zwischenmauer muss eine Verbindungsthür gewesen sein. Das westliche dieser Zimmer — auch hier fehlt das Hypocaustum — enthielt an der Westseite das im Lichten 2,3 m lange, 1,6 m breite und 0,8 m tiefe Bassin für das kalte Wasserbad. Die Seitenwände und der Boden des Bassins hatten einen Belag von Ziegelplatten. In der nordöstlichen Ecke war zum Hinabsteigen in das Bassin und auch zum Niedersitzen eine nach dem Innern des Bassins zu kreisrunde Treppe von einer Stufe aus Ziegelplatten angebracht. Der oben erwähnte Kanal trat aus dem nordöstlichen Zimmer in das jetzt in Rede stehende Zimmer unter einer beide Zimmer verbindenden Thüre ein, bog sich dann in einem stumpfen Winkel unter dem Estrich nach dem Bassin zu und versah so dieses mit Wasser. An der

südlichen Seite war das Bassin mit einem bleiernen Abflussrohr versehen, welches das Wasser wieder in einen dasselbe abführenden Kanal leitete, der noch 8,5 m weit südlich aufgefunden wurde. Seine Sohle lag beim Austritt aus dem Bassin in gleichem Niveau mit dessen Sohle; am südlichen Ende lag die Sohle 0,3 m tiefer; der Fall betrug also hier 35 auf 1000.

Das südöstliche Zimmer, welches, wie schon bemerkt, 3,9 m × 2,5 m gross war, ist wieder mit einem Hypocaustum versehen ganz ähnlich demjenigen des zuerst beschriebenen Zimmers. Es waren in demselben 40 Säulchen vorhanden. Dieses Hypocaustum erhielt seine heisse Luft jedenfalls vermittels „Dohlen" (Naeher a. a. O. p. 71) aus dem ersterwähnten. Vielleicht wurden auch noch bronzene Kohlenbecken (besonders für das „laconicum") zu Hülfe genommen. Alle Wände des Zimmers, mit Ausnahme derjenigen der westlichen Wand, waren mit Kacheln ausgefüllt, welche die heisse Luft zur Höhe führten. Das Zimmer diente als „sudatorium" = (trockenes) Schwitzbad. In seiner nordöstlichen Ecke war noch ein besonderer kleiner Raum von 1,4 m × 0,7 m lichter Weite durch Ziegelmauern abgetrennt: die westliche war von aussen wiederum mit Kachelröhren bedeckt, und reichte gewiss dereinst bis an die Decke des Zimmers, die südliche dagegen, welche keine Kacheln enthielt, ist wenigstens zum Theil jedenfalls so niedrig gewesen, dass man in den eingeschlossenen Raum hereinsteigen konnte. Wozu diente dieser Raum, in welchem offenbar sich eine ganz besondere Hitze entwickelte. Wir zweifeln nicht, dass er ein laconicum war, in welchem das Schwitzen auf's äusserste gesteigert wurde. — Wir bemerken noch, dass sich von dem „sudatorium" ein kleiner Rest der östlichen Mauer fand, welcher zeigte, dass diese Mauer nur 0,2 m breit war.

6. In den beschriebenen 4 Zimmern des nördlichen Rechtecks sind alle wesentlichen Theile eines römischen Badehauses enthalten. An dasselbe stiess nun aber südlich noch ein zweites Rechteck so an, dass die Ostmauer dieses etwas östlicher lag als diejenige des andern. Die Westmauer setzt 3,45 m von der Südwestecke des nördlichen Rechtecks an, und hat eine Länge von 12 m; sie ist 0,6 m dick, also $1^1/_2$mal so dick als die stärkste der anderen Mauern. Sollte dieser Umstand nicht die auch sonst naheliegende Vermuthung kräftigen, dass wir es hier mit einem Anbau zu thun haben, der gefertigt wurde, als man die Gewalt der regnerischen Weststürme in unseren Gegenden aus der Erfahrung kennen gelernt hatte? — Dieses südliche Rechteck — dasselbe hatte kein Hypocaustum — ist durch 2 westöstliche Zwischenmauern,

welche ebenso wie die südliche Grenzmauer 0,4 m dick waren, in drei Räume eingetheilt. Der mittlere und der südlichste hatten einen 0,2 m dicken Estrich ähnlich dem der drei Räume des nördlichen Rechtecks. Bei diesen beiden Räumen war die östliche Grenze nicht mehr zu bestimmen. Der Boden des mittleren Zimmers, welches im Lichten von Norden nach Süden 4,2 m lang war, lag auch in derselben Höhe wie derjenige des nördlichen Rechtecks; derjenige des südlichsten dagegen lag 0,8 m tiefer, vielleicht schon deswegen, weil das ganze Terrain nach dieser Seite, wo ja auch der Kanal abfloss, sich senkte. Der nördlichste Raum lag aber ebenfalls 0,8 m tiefer; derselbe hatte auch keine östliche Grenzmauer mehr; aber es fand sich an der Ostseite eine schräg ansteigende Mauerbank, welche sowohl auf der Schräge als auch auf der oberen Platte 5 cm dick mit Fugenputz versehen war. Auf dem festgestampften Boden war daher dieser Raum von Westen nach Osten 4,5 m breit, oben aber in der Höhe der Mauerplatte und des Estrichs der anstossenden Zimmer betrug die Breite 4,75 m. Vielleicht stand die eigentliche östliche Grenzmauer des Raumes noch einige Meter weiter. Von Norden nach Süden betrug die lichte Weite dieses Raumes 4,2 m, die des südlichsten betrug nur 2,1 m. Wozu diese 3 Räume des südlichen Rechtecks dienten, möchte schwer zu bestimmen sein. War etwa der nördlichste von ihnen zu einem grösseren kalten Bad, etwa für die Sclaven, bestimmt! Dasselbe hätte das Wasser durch eine Seitenlinie des oben erwähnten Kanals erhalten können. Der südlichste Raum könnte als Wohnung eines das Badehaus bedienenden Sclaven gedient haben, oder waren vielleicht hier Bedürfnissanstalten, deren Inhalt durch den nahen Kanal fortgeschwemmt wurden! Der mittlere höher gelegene Raum diente wohl der Herrschaft selber zu irgend einem Zwecke.

7. In den beschriebenen Dernauer Ruinen wurden, soweit mir bekannt ist, 3 Kupfermünzen gefunden: eine, auf welcher die Inschriften fast gänzlich durch Rost zerstört waren, die aber noch schwach das Bild des Trajan zeigte; die beiden anderen waren gut erhalten und gehörten den Kaisern Constantius II. und Valentinianus an.

Ausserdem wurden, südlich und in der Nähe des südlichen Rechteckes, mehrere kleinere und grössere Bruchstücke von Inschriftsteinen gefunden, welche uns wahrscheinlich die Namen zweier dereinstigen Bewohner der Villa und der Frau eines von diesen melden. Das Material der Steine scheint von Niedermendig zu stammen. Dieselben haben als Grabmonumente gedient; denn wenn auch das Ge-

setz die Beisetzung von Leichen innerhalb der Häuser verbot, so wurde dasselbe doch nachweislich vielfach und gewiss namentlich in solchen einsamen Höfen übertreten. Möglicherweise waren auch nur die Aschenurnen verbrannter Leichen beigegeben. Der eine Stein ist 13 cm dick und etwa 50 cm hoch und breit, die Buchstaben haben eine Höhe von 7 cm. Oben fehlt nur wenig an dem Monumente. Wie viel an der rechten Seite abgebrochen ist, kann nicht festgestellt werden. Links und unten ist der Stein vollständig erhalten.

I L I
SIBI·
PRIMIA
CAMVL
CONIVGI

Wir lesen: . . . ibi (?) sibi [et] Primia[e] Camul[ae] congugi [fec(it)].

Von einem zweiten Steine fanden sich drei zusammengehörige Stücke vor. In ihrer Vereinigung bilden sie einen Rest, der etwa

C | VLIO
PEI | EGRIN O
| O I

44 cm breit, 36 cm hoch und $15^1/_2$ cm dick ist. Die Buchstaben haben eine Höhe von 8 cm. Der C. Julius Peregrinus, dem der Stein gesetzt ist, hat einen zu gewöhnlichen Namen, als dass sich über ihn etwas muthmassen liesse, zumal ausser diesem Namen von der Inschrift kein lesbarer Buchstabe erhalten ist. — Zu diesem Reste gehören vielleicht zwei kleinere Steinstücke.

Die Inschrift der Primia scheint dem ersten Jahrhundert anzugehören; die andere ist wohl nicht viel jüngeren Datums.

8. Das Dernauer Balneum bildete natürlich einen Theil eines grösseren von einer Mauer umgebenen Hofes. Die herrschaftliche Wohnung lag wahrscheinlich etwas höher und nördlicher, näher dem Gebirge zu. Die Wohnung der Sclaven und die Oekononomiegebäude mögen tiefer und südlicher gestanden haben. Als man im Jahre 1869 das Portal der etwa 100 Schritt südwestlich von der Ruine gelegenen Kirche neu fundamentirte, fand man etwa 12 Fuss unter dem jetzigen Strassenniveau die Reste eines anderen Portales. Gehörte dies vielleicht der Umfassungsmauer unseres Hofes an?

Die Villa mag bei dem Einfalle der Franken im Jahre 388 zerstört worden sein. Die Strasse zwischen der Ruine und der Kirche heisst heute die Brandesgasse, das Volk spricht aber, trotz der hier allgemein üblichen Verweichlichung der harten Consonanten mehr „Prantesgasse". Möglich ist es, dass dieser Name noch eine Erinnerung an die Zerstörung enthält. Reste von verkohltem Holz wurden in dem südlichen Rechtecke gefunden. Das nördliche Rechteck scheint nicht sofort auch zerstört worden zu sein. In dem nordwestlichen, kleinen Raume desselben fanden sich eine Anzahl Thierknochen und Stücke von Hirschgeweihen: ein Franke mag den Raum eine Zeitlang benutzt haben, um in der aus dem praefurnium aufsteigenden Bogennische seinen Wildbraten zu schmoren.

Ahrweiler. P. Joerres.

---

8. Wie gross war ein römisches Winterlager für 2 Legionen?

Die Alterthumsforschung am Niederrhein hat sich vielfach mit der Ermittelung der dort gelegenen römischen Winterlager beschäftigt. Ungeachtet die Lage derselben im Allgemeinen bekannt ist, gelang es bis jetzt nicht, den Plan auch nur eines derselben festzustellen.

Die Hauptschuld dieses mangelhaften Resultates trägt zweifellos die Unkenntniss der Grössenverhältnisse, welche durchweg weit überschätzt worden sind. Soll daher die Forschung im Terrain eine sichere Grundlage erhalten, so ist zunächst deren Richtigstellung dringend erforderlich. Die Mittel, welche dafür zu Gebote stehen, sind freilich nur unvollständig, dennoch soll die Lösung der Aufgabe versucht werden.

Winterlager (Castra hiberna-Hiberna) waren die Zwingburgen, von welchen die Römer die eroberten Provinzen beherrschten. Wenn sie auch den dort stationirten Legionen als Winterquartiere dienten, so waren sie doch in ihrer Haupteigenschaft Festungen und mussten den Anforderungen, welche man an diese stellt, entsprechen, ebenso wie die Castelle, welche man auch Hiberna nannte, wenn sie nur einer Kohorte oder Ala als Winterlager dienten.

Einen eigentlichen scharfen Unterschied zwischen Winterlager und castellum giebt es überhaupt nicht. Caesar nennt beispielsweise Aduatuca, welches er im Herbste des 5. Jahres des gallischen Krieges als castra hiberna für 15 Kohorten anlegte, in dem darauf folgenden 6. Jahre auch castellum.

Ursprünglich scheint die Singularform castrum die allgemeine Bezeichnung für jeden festen Platz, gross oder klein, gewesen zu sein. Man findet jedoch castrum in den wenigen Fällen, wo römische Schriftsteller dieses Wort gebrauchen, niemals als alleinstehenden Begriff, sondern nur in Verbindung mit einem Beinamen bei geschichtlichen Erwähnungen (Cornelius Nepos Alcibiades 9). Wahrscheinlich kam der Singularis in seinem alten Sinne ausser Gebrauch, als der Pluralis die

Bedeutung eines befestigten Lagers erhielt. Nicht römische, sondern mittelalterliche Schriftsteller gebrauchen den Singularis castrum als Bezeichnung eines grössern Platzes, um ihn von dem kleineren castellum zu unterscheiden.

Selbstverständlich mussten die Römer den Umfang ihrer Winterlager der Zahl der Truppen, welche dieselben aufnehmen sollten, anpassen. Eine Mittheilung über die Grössenverhältnisse derselben haben wir von keinem römischen Schriftsteller. Wir besitzen jedoch die ziemlich genaue Beschreibung der Feldlager durch Polybius und Hyginus, wodurch wir auch für die Beurtheilung der Winterlager einen Anhalt gewinnen.

Polybius lebte von 208—127 v. Chr. Hyginus wird von Marquardt in das 3. Jahrhundert n. Chr versetzt. Sie lebten also in ganz verschiedenen Zeiten, in welchen die Organisation der römischen Heere sehr verschieden war.

Polybius giebt uns die Lagerordnung für ein consularisches Heer von 2 Legionen. Die Legion bestand damals ganz aus römischen Bürgern, die Reiterei gehörte dem Ritterstande an. Die Legion hatte an Fusstruppen:

10	Manipeln	triarii à	60	Mann	= 600	Mann
10	„	principes à	120	„	= 1200	„
10	„	hastati à	120	„	= 1200	„
					Sa. 3000	Mann.

Dazu treten noch die velites, deren Stärke Polybius nicht ausdrücklich angiebt, welche jedoch ebenfalls 1200 Mann betragen haben mag. Bei der Feststellung der Grössenverhältnisse des Lagers kommen sie nicht in Betracht, da sie ausserhalb den Sicherheitsdienst versahen und auch gewöhnlich ausserhalb lagerten. Die Reiterei der Legion bestand aus:

10 turmen à 30 Mann = 300 Mann.

Ausserdem gehörten zu jeder Legion in engem Verbande damit die socii, deren Infanterie ebenso stark und deren Kavallerie doppelt so stark, wie diejenige der Legion war. Die ganze Stärke der im Polybianischen Lager in der Regel untergebrachten Truppen betrug 12 000 Mann Infanterie und 1800 Reiter. 2400 Mann Velites lagerten ausserhalb.

Das Lager zerfiel in 2 Hauptabtheilungen, in die vordere (pars antica) und in die hintere (pars postica). In der vorderen Abtheilung lagerten die beiden Legionen durch einen 50 Fuss breiten Weg von einander geschieden.

An jeder Seite des Weges und parallel mit der Richtung desselben fanden die 10 Turmen Reiter ihren Platz. Jede Turme erhielt 100 Fuss Front; zwischen der 5. und 6. Turme war ein Weg von 50 Fuss Breite, via quintana, so dass sie im Lager eine Front von 1050 Fuss einnahmen. Die Tiefe der Lagerung betrug 100 Fuss. Unmittelbar hinter den Reitern lagerte mit gleicher Frontlänge die Infanterie, die Triarii mit 50 Fuss, die Principes und Hastati mit 100 Fuss Tiefe. Darauf folgten die socii in derselben Weise, zuerst die Reiterei, darauf das Fussvolk. Die socii befanden sich jedoch nicht in ihrer ganzen Stärke in der pars antica, indem aus ihnen ein Elitecorps, die Extraordinarii abgesondert wurden, welche in der pars postica ihr Lager erhielten.

Nach den genauen Angaben des Polybius betrug die Tiefe der Lagerung mit Hinzurechnung von 5 Zwischenwegen von je 50 Fuss Breite für die sämmtlichen Bestandtheile einer Legion 850 Fuss, daher für beide Legionen einschliesslich des zwischen ihnen liegenden 50 Fuss breiten Weges 1750 Fuss. Der Durchschnitt von Wall zu Wall, da das Truppenlager auf jeder Seite 200 Fuss davon entfernt blieb, 2150 Fuss = 636 m.

An die pars antica schloss sich, durch einen 100 Fuss breiten Weg getrennt, die pars postica, in welcher das Hauptquartier, bestehend aus dem praetorium, dem forum und dem quaestorium mit den Verpflegungseinrichtungen ihren Platz fanden. Ausserdem lagerten dort die Extraordinarii der Bundestruppen, aus welchen man noch eine besondere Elite, die Selecti, ausschied, welche die Dienste der Stabswache bei dem Consul und Quästor versahen. Erforderlichen Falles erhielten in der pars postica auch die velites ihr Lager.

Polybius macht für die Breite der pars postica keine Zahlenangabe, da er jedoch mittheilt, dass das ganze Lager genau quadratisch[1]) war, muss dieselbe 800 Fuss betragen haben, indem die Breite der pars antica, in der Front der lagernden Truppen gemessen, 1250 Fuss betrug und ein 100 Fuss breiter Weg die pars antica von der pars postica trennte. Das ganze Lager bildete also ein Quadrat von 636 m Seitenlänge = 40,4 Hektaren. Dieser Flächeninhalt ist als ein Maximalmass

1) Polyb. 6, 31. 10. Joseph. de bello jud. 3, 5. 1. In dem Buche: De re militari opera ex recens. Scrivarii, Lugd. Bat. MDCXXXIII p. 440 lautet die Stelle: Haec, quum ita se habeant, universa quidem castrorum forma est quadrata aequilatera.

anzusehen, welches sich verringerte, sobald die socii nicht in ihrer ganzen Stärke bei dem Heere sich befanden.

Dennoch aber ist der Lagerraum für die Unterbringung einer Truppenzahl von 12000 Mann Infanterie und 1800 Reiter nach unseren Begriffen überreichlich hoch gemessen. Wir würden auf demselben Raum ein volles Armeekorps, bestehend aus 25 000 Mann Infanterie, 19 Batterien und dem sämmtlichen Train in weiter Lagerung mit aller Bequemlichkeit unterbringen. Heinrich Nissen kommt in seiner Untersuchung des römischen Lagers (vergl. das Templum, Berlin 1869, Cap. II) zu folgenden Ergebnissen. Er nennt die Darstellung des Polybios meisterhaft und sagt, dass trotz mancher Ergänzung, welche die Beschreibung des Polybios erfahren, über eine Hauptfrage, die Grösse des Lagers, gänzliche Unklarheit herrsche. „Polybios beschreibe nur den Theil des Lagers näher, in welchem die römischen Bürgertruppen liegen. Nach der Bestimmung der Einzelheiten in diesem Stücke lassen sich die fehlenden Seitenstücke, in denen die Bundesgenossen lagen, durch Analogie ergänzen. Das römische Lager bildet ein Quadrat, zwischen dem Wall und den Zeltreihen bleibt an allen 4 Seiten ein Raum von 200′. Das Lager zerfällt in 2 Haupttheile, in dem einen lagert das Gros des Heeres, in dem andern der Feldherr mit einer Elitetruppe. Nimmt man den Osten als die Fort-, den Westen als die Rückseite, so ist die Ausdehnung von Ost nach West die Länge, die von Süd nach Nord die Breite des Lagers. Oestlich vom Praetorium und 50′ entfernt wird eine Parallele von N. nach S. gezogen. Dies ist der Kardo maximus, 100′ breit, die Via principalis. Den Kardo trifft unter rechtem Winkel der von W. nach O. laufende Decumanus maximus, 50′ breit; er theilt das Lager in 2 Hälften, deren jede von einer Legion und einer Ala Bundesgenossen eingenommen wird. Die Legion enthält in der Normalstärke 300 Reiter, 600 Triarier, 1200 Principes, 1200 Hastati[1]), die Ala 600 Reiter und 10 Cohorten Fussvolk, jede (einschliesslich von 120 Velites) 420 Mann stark“. Nissen erhält für die Lagerbreite folgendes Ergebniss, welches mit unserer Annahme übereinstimmt:

---

1) Ausserdem gehörten dazu 1200 Velites, dieselben kommen jedoch, ebenso wie Velites der Bundesgenossen, bei der Berechnung des Lagerraumes nicht in Betracht, da sie ausserhalb lagerten.

Intervallum	200'
Bundesgenossen Fussvolk .	350'
„ Reiterei .	100'
Decumanus	50'
Hastati	100'
Principes	100'
Decumanus	50'
Triarier	50'
Reiter	50'
	1050'

Beides wiederholt, den Decumanus maximus eingerechnet, giebt im Ganzen 2150'. Der Umfang des republikanischen Lagers beträgt also 8600' (40,4 Hect.), genau das auch von uns errechnete Maass.

Bald nach Polybius vollzogen sich in der römischen Heeresverfassung tief greifende Veränderungen.

Die Bewohner der civitates foederatae, welche in der früheren Zeit die Bundestruppen zu stellen hatten, erhielten allmählich das Bürgerrecht, welches sie zu dem Dienste in den Legionen berechtigte. Aus der Miliz-Armee entstand das stehende Heer, wozu die Bundestruppen der später unterworfenen Provinzen nicht mehr in gleich engem Verbande, wie es früher der Fall war, standen, dagegen vermehrte sich die Zahl der Legionen. Die Legion zählte, nachdem bereits Marius drei Manipel zu einer Cohorte vereinigt hatte, 10 Cohorten Fusstruppen, welche in der ersten Kaiserzeit noch ausschliesslich aus römischen Bürgern bestanden, zuletzt aber Geworbene, aus allen Klassen der Römer und Provinzialen in ihre Reihen aufnahmen. Die Stärke der Cohorten war verschieden. Anfänglich betrug sie 360, später wuchs sie bis zu 600 Mann, sodass die Stärke der Legionsinfanterie vom 1. bis zum 3. Jahrhundert zwischen 3600 und 6000 Mann geschwankt hat. Die Reiterei der Legion rekrutirte sich schon vor Cäsar nicht mehr aus dem Ritterstande, sondern bestand aus geworbenen auxiliarii, und ihre Stärke betrug allerhöchstens eine Ala von 400 Reitern, sehr oft weit weniger, denn bei einer Cäsarischen Legion waren in der Regel nur 200 Reiter.

Ausserdem hatte die Legion eine Anzahl auxiliarii, welche aber nur für den Krieg geworben wurden und in Stelle der bei der Umformirung beseitigten Velites den Dienst der leichten Infanterie versahen. Es waren balearische Schleuderer, kretensische Bogenschützen,

numidisches oder germanisches Fussvolk. Die Stärke derselben mag höchstens 2 Cohorten betragen haben, zuweilen fehlten sie auch ganz. Zu dem Friedenbestand der Legion gehörten sie nicht.

Die Legion bezog demnach gerade in der ersten Kaiserzeit das Lager mit einer weit geringern Truppenzahl, als dieses in der Zeit des Polybius der Fall war, besonders gross war der Unterschied bei der Reiterei. Selbstverständlich müsste schon aus diesem Grunde der Umfang eines Lagers kleiner werden, er reduzirte sich jedoch durch den geringeren Lagerraum, welcher dem einzelnen Soldaten in späterer Zeit angewiesen wurde, noch um ein Bedeutendes. Während Polybius für eine Manipel von 120 Mann einen Lagerraum von 100 Fuss Quadrat und ebensoviel für eine Turme von 30 Reitern berechnet, so dass der Fusssoldat $83^1/_3$ Quadratfuss und der Reiter $333^1/_3$ Quadratfuss erhielt, lagert Hyginus die Cohorte gleichgültig ob sie 480 oder 600 Mann stark war auf einen Raum von 120 Fuss Front und 180 Fuss Tiefe, sodass der Soldat bei der geringeren Stärke der Cohorte einen Lagerraum von 45 und bei der höheren von 36 Quadratfuss hatte. Für eine Ala von 400 Reitern kann man den Raum von 2 Cohorten berechnen, so dass ein jeder Reiter nur einen Raum von c. 90 Quadratfuss erhielt. Der grosse Raum, welcher von Polybius für jeden Mann berechnet wird, erklärt sich daraus, dass der Legionssoldat als Bürger Roms breit und bequem lagern sollte, für den Reiter kommt ausserdem in Betracht, dass er als römischer Ritter 2 Pferde und einen Reitknecht hatte.

In dem Lager, welches Hyginus beschreibt, waren 3 Legionen untergebracht, es bildete kein Quadrat, sondern ein Rechteck, dessen kurze Seite $^2/_3$ der langen betrug. Zunächst stellte er die Lage durch den decumanus maximus und den cardo maximus fest, welche sich in einem Punkte, gruma genannt, wo das Massinstrument aufgestellt wurde, rechtwinklig schnitten. Die kurze Seite legte er parallel dem Cardo, die lange parallel dem Decumanus. Die Mitte des Lagers, zwischen der via principalis, welche in der Richtung des Cardo geführt war, und der damit parallelen via quintana nahm das praetorium mit dem forum ein und hiess latera praetorii. Der vordere Theil, die Front des Lagers, war die praetentura, der hintere Theil, wo sich das quaestorium befand, die retentura. Die Fusstruppen lagerten dem Wall entlang, von diesem durch die 60 Fuss breite via sagularis getrennt, die Reiterei in dem inneren Raum der praetentura. Von der Mitte des praetorium durchschnitt in der Richtung des Decumanus die via praetoria die praetentura, dieselbe halbirend, und führte durch die

porta praetoria in das Freie. Diesem gegenüber lag die porta decumana. Durch je ein Thor porta principalis dextra und porta principalis sinistra gelangte man ausserdem auf jeder Langseite von der via principalis in das Freie. Bei einem grossen Lager gab es noch zwei andere Seitenthore in der Richtung der via quintana.

Die Berechnung des Raumes für ein Lager von 2 Legionen jede à 10 Cohorten und 1 Ala stellt sich nun wie folgt: Jede Cohorte brauchte einen Lagerraum von 120 Fuss Front und 180 Fuss Tiefe, das giebt, wenn man den römischen Fuss zu 29,6 cm berechnet, für 20 Cohorten einen Lagerraum von 3,8 Hektaren.

1 Ala braucht soviel wie 2 Cohorten; nicht ganz $^1/_8$ Hektare, sodass der Lagerraum für 2 Legionen mit 2 vollen Alen Kavallerie einschliesslich des Raumes für die 60 Fuss breite via praetoria, die 40 Fuss breite via principalis und die ebenso breite via quintana zu 5 Hektaren zu veranschlagen ist. Rechnet man den gleichen Raum für das praetorium, forum und quaestorium, was über die Wahrscheinlichkeit hinaus hoch gegriffen ist, so erhält man 10 Hektaren für den gesammten inneren Lagerraum. Hierzu treten noch $3^1/_2$ Hektare für den Wall und den 60 Fuss breiten Weg, welcher denselben von dem Truppenlager trennt, so dass das gesammte Areal eines Lagers für 2 Legionen $13^1/_2$ Hektaren betragen konnte. Das ist aber ein Maximalmass. Für die Zeit Cäsars müsste man das Areal unbedingt geringer veranschlagen, da damals die Cohorte in der Regel nur eine Stärke von 360 Köpfen hatte, auch der Legion niemals eine volle Ala, sondern nur die Hälfte derselben, 200 Reiter, zugetheilt war.

10 Hektaren würden für 7200 Mann und 400 Reiter, welche 2 Cäsarische Legionen zählten, völlig ausgereicht haben. Damit stehen auch die Ausführungen Rüstows in Uebereinstimmung (Heerwesen, C. Julius Caesar, Rüstow, Seite 73 bis 79).

Ein von ihm nach den Angaben des Hyginus construirtes Lager von 5 Legionen hatte nur ein Areal von 26—27 Hektaren. Die Thatsache, dass ein Cäsarisches Lager an der Aisne für 8 Legionen, dessen Aufnahme nach den hinterlassenen Spuren Napoleon III. veranlasste, bei 658 m und 655 m Seitenlänge auch nur ein Areal von 43 Hektaren hatte, spricht dafür, dass schon zu Cäsars Zeit den Truppen der Lagerraum nach den Angaben des Hyginus zugewiesen war.

Wie dieses auch Nissen angiebt, hatte ein Lager Hygins, welches 20000 Mann Fussvolk und 2400 Reiter enthielt, eine Länge von 2400′ und eine Breite von 1600 Fuss. Nissen und Rüstow, welcher die cä-

sarischen Stärkeverhältnisse[1]) der Legionen zu Grunde legt, stimmen im Allgemeinen überein. Diese Uebereinstimmung hat für mich um so grössern Werth, als ich erst nach Vollendung meiner Arbeit durch Herrn Geh.-Rath Schaaffhausen auf die Abhandlung von Nissen aufmerksam gemacht worden bin.

Eine feste Schablone für ihre Lager hatten die Römer zweifellos nicht. Polybius und Hyginus beabsichtigten auch sicher nicht, eine solche zu überliefern, sondern sie weisen nur die Regeln der Lagervermessung an einem bestimmten Beispiele nach. Im Grunde genommen wenden unsere militärwissenschaftliche Schulbücher das nämliche Verfahren an. Der Schüler soll an einem bestimmten Beispiele nur die Methode kennen lernen, ohne in irgend einer Weise eine bindende Vorschrift zu erhalten. Der römische Heerführer bestimmte, wie dieses auch jetzt geschieht, die Grösse des Lagers nach der Zahl seiner Truppen und passte die Form der Oertlichkeit an. Die Mittheilung des Vegetius, 1, 23: interdum autem quadrata, interdum trigona, interdum semi rotunda, prout loci qualitas aut necessitas postulaverit, castra facienda sunt, weist dieses ausdrücklich nach.

Wenn auch die von Polybius und Hyginus beschriebenen Lager in ihrer Grösse nicht auffallend verschieden sind, indem das Lager des Polybius ein Quadrat von 2150r' darstellt, während das Lager des Hyginus 2400r' × 1600r' misst, so ist der Unterschied im Areal immerhin nicht unbedeutend, indem das eine 40,4 Hektaren, das andere etwas über 33 Hektaren Flächeninhalt hat. Eine annähernde Uebereinstimmung könnte aber doch nur auf einem Zufall beruhen, da in dem grösseren Lager des Polybius 12000 Mann Fussvolk und 1800 Reiter, dagegen in dem kleineren des Hyginus 20000 Mann Fussvolk und 2400 Reiter untergebracht werden sollen.

Als Curiosum will ich mittheilen, dass Rüstow für die Berechnung eines römischen Lagers zu Cäsars Zeit eine Formel aufgestellt hat, durch welche er aus der Zahl der Legionscohorten die Seitenlänge des Lagers findet. Er nennt die Zahl der Cohorten a und findet die Seite des quadratischen Lagers annähernd richtig aus der Formel $S = 100\sqrt{6a}$. Bei einem Rechteck findet er die kurze resp. Frontseite aus der Formel $F = 200\sqrt{a}$ und die lange Seite durch $l = {}^{3}/_{2} f$. Bei Aufstellung dieser Formeln ist auf die sämmtlichen Lagerpassen und Plätze Rücksicht

1) 5 Legionen mit 18000 Legionären, 1800 Mann Hülfstruppen zu Fuss und 1000 Mann Reiterei.

genommen, ebenso auf diejenige Zahl Hülfstruppen (auxiliarii), welche gewöhnlich zu dem engen Verbande der Cäsarischen Legion gehörte. Das Lager für 2 Legionen hat nach seiner Formel $10^1/_2$ Hektare, das für 1 Legion 5—6 Hektare. Aber auch diese errechneten Masse bezeichnet Rüstow als grösste. Die Verringerung derselben hält er für möglich, sobald kein Train oder nur ein unbedeutender mitgeführt wird.

Bis jetzt ist freilich nur von den Verhältnissen eines Feld- oder Marschlagers die Rede gewesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch waren die Einrichtungen der Winterlager durchaus ähnlich, nur, dass sie für längere Dauer dienen sollten, und daher solider hergestellt waren. Die Erdwälle erhielten ein stärkeres Profil mit Flankirungsthürmen und Zinnenbrustwehren aus Holz, oder eine in Mauerwerk ausgeführte permanente Umfassung. Das Prätorium, welches bei einem provisorischen nur für einen Winter bezogenen Lager höchst wahrscheinlich durch eine Pallisadirung abgesondert war, erhielt bei einem Dauerlager vielleicht den Abschluss durch eine Mauerumfassung. General von Veith (vetera castra und seine Umgebung) theilt mit, dass Professor Fiedler ein Mauerviereck von 200 m Länge und 100 m Breite am Thalrande des Fürstenbergs ausgegraben habe. Wahrscheinlich haben wir in demselben den Abschluss zu sehen, welcher das Prätorium und die Wohnungen der höheren Offiziere umgab. Sehr zu bedauern ist es, dass General von Veith dieses Mauerviereck, das einzige positive Resultat der zu Vetera vorgenommenen Ausgrabungen, nicht auf dem seiner Schrift beigefügten Plane eingezeichnet hat. Er würde dadurch der Alterthumswissenschaft einen grösseren Dienst geleistet haben, als durch den Aufbau einer Umfassung, welche über 60 Hektaren umschliesst, von der sich im Terrain auch nicht die geringste Spur findet. Die Wohnungen der höheren Offiziere mussten ihrem Range gemäss für einen dauernden Aufenthalt gebaut und eingerichtet werden. Für die Verpflegung der Truppen mussten in einem festen Winterlager Magazine angelegt werden. Die Truppen konnten nicht in Zelten lagern, sondern mussten Holz- oder Fachwerkbaracken erhalten. Das Alles konnte aber auf die Grössenverhältnisse eines Winterlagers keinen besonders massgebenden Einfluss ausüben, denn wenn dies einen etwas grösseren Raum verlangte, so fiel andererseits die Unterbringung des sehr zahlreichen Marschtrains fort, welchen Rüstow mit 520 Pferden für jede Cäsarische Legion berechnet. Ausserdem wurde auch bei der Unterbringung der Mannschaften in den Baracken wahrscheinlich eine Raumersparniss erzielt, da die Armaturstücke an den Wänden der

Baracken befestigt werden konnten. Die Römer hatten auch alle Ursache ihren Winterlagern keine grössere Ausdehnung zu geben, als unbedingt nothwendig war. Sie waren Festungen, deren Walllinien in der Länge beschränkt werden mussten, damit sie mit einer kleinen Besatzung vertheidigt werden konnten, wenn die Legionen sie verlassen hatten.

Nur dann müssten wir für ein Winterlager einen grösseren Umfang als für das entsprechende Marschlager annehmen, wenn irgend durch Quellen nachzuweisen wäre, dass sich in dem Winterlager eine grössere Truppenzahl als in dem Marschlager befunden hätte. Nach den überkommenen Nachrichten war dieses aber keineswegs der Fall.

Als Cäsar (Caes. bell. gall. V, 47—51) erfuhr, dass das Winterlager seines Legaten Cicero von den Nerviern und Eburonen bedroht war, brach er sofort mit der Legion, welche sich bei ihm im Winterlager zu Samarabriva befand, zum Entsatz auf, während eine zweite Legion aus einem anderen Winterlager sich unterwegs mit ihm vereinte. Die Stärke beider Legionen giebt Cäsar zu 7000 Mann an, worunter 400 Reiter, woraus hervorgeht, dass ihm andere Truppen nicht zur Verfügung standen, sich daher nicht im Winterlager befunden hatten.

Auch aus der Beschreibung des Legionsaufstandes bei dem Tode des Augustus erfahren wir, dass in den Winterlagern Niedergermaniens nur Legionstruppen waren, denn Germanicus zieht in Erwägung, die Bundesgenossen aufzubieten, um damit den Gehorsam der beiden Legionen, welche sich in civitate Ubiorum im Winterlager befanden, zu erzwingen. Aber das Bedenken, damit den Bürgerkrieg zu eröffnen, hielt ihn von dieser Massregel ab (Tac. ann. 1, 36). Erst als es ihm am Schlusse des Jahres 14 gelungen war, diese beide Legionen ohne Anwendung von Gewalt zum Gehorsam zurückzuführen, vereinigte er mit ihnen in dem darauffolgenden Frühjahr die socii und auxiliarii in einer Stärke von 26 Cohorten und 8 Alen und zog mit ihnen den Rhein hinunter nach Vetera, worauf auch die beiden dort stehenden Legionen zum Gehorsam zurückkehrten.

Allein schon der Umstand, dass wir in Niedergermanien noch besondere Winterlager für die Reiterei antreffen, (so befand sich ein solches für 1 Ala in Asciburgum, welches im Bataverkrieg zerstört wurde), zeigt, dass die Reiterei nicht ihren gewöhnlichen Platz in dem Legionslager hatte. Höchstens können sich dort wenige Turmen für die Verwendung im Sicherheits-, Ordonnanz- und Fouragir-Dienst befunden haben. Bei dem Ausbruch des Bataverkrieges befanden sich

in Vetera 5000 Mann, welche zum grössten Theile aus jungen Soldaten bestanden. Ungeachtet der numerischen Schwäche der Besatzung und dem von Tacitus besonders betonten mangelhaften Zustande der Werke widerstanden sie den heftigen Angriffen der Deutschen und unterlagen erst dem Hunger. Bei einer sehr grossen Ausdehnung der Umfassung wäre der lange Widerstand unmöglich gewesen.

Wie kommt es nun, dass man dennoch dem Winterlager wiederholt einen weit grösseren Umfang, als nach der Zahl der dort untergebrachten Truppen möglich ist, zumisst, dass man dem Winterlager von Köln eine Ausdehnung von 51 bis 52 Hektaren, dem Winterlager Vetera ebenfalls für 2 Legionen eine von 69 Hektaren und dem zu Bonn für 1 Legion eine von 25 Hektaren giebt?[1]) Diese Ueberschreitung des Masses um mehr als das Vierfache liegt offenbar in der fast überall festgewurzelten Ansicht, dass an der Stelle von Köln sich das von Tacitus erwähnte Winterlager für 2 Legionen in civitate Ubiorum befand, und man in dem Umfang des römischen Köln unter Berücksichtigung einer späteren Erweiterung den Anhalt für die Beurtheilung der Grössenverhältnisse habe.

So stellt, um das Winterlager mit dem römischen Köln in Uebereinstimmung zu bringen, General v. Veith den Umfang desselben demjenigen eines Polybianischen Feldlagers gleich. Abgesehen davon, dass keine Berechtigung vorliegt, die Verhältnisse desselben auf ein Lager der Kaiserzeit zu übertragen, hatte dasselbe gar nicht den Inhalt von 51—52 Hektaren, sondern nach seinen Normalabmessungen nur von 40,4 Hektaren.

Wie bekannt war das Polybianische Feldlager ein Quadrat von 636 m Seitenlänge. Dagegen führt uns General von Veith das Kölner Winterlager als ein Rechteck vor, dessen eine Seite er in der Rheinfront des römischen Kölns erkannt und sie mit 800 m in Rechnung setzt, obgleich die Länge in Wirklichkeit annähernd über 850 m betrug, wovon man sich auch aus seiner eigenen Zeichnung überzeugen kann, während er der andern Seite 636 m giebt und dieses Mass die normale Breite des Polybianischen Lagers nennt, obgleich es die maximale Seitenlänge ausdrückt.

Auf diese Weise erhält er den Inhalt von 51—52 Hektaren.

Man wird durch diese Ausführungen des General v. Veith um so mehr überrascht, da er an anderer Stelle (Vetera castra und seine

1) von Veith, Das römische Köln, Winckelmanns-Programm 1885, S. 14.

Umgebungen S. 6) den Umfang von 69 Hectaren, welchen er Vetera zuertheilt, durch die Behauptung motivirt, dass ein Winterlager den 5fachen Umfang des entsprechenden Feldlagers hatte.

Für das Bonner Winterlager, welches für 1 Legion eingerichtet war, wird, wie erwähnt, die Grösse von 25 Hektaren beansprucht. Ungeachtet der in Bonn für die Ausgrabungen reichlich verwendeten Mittel ist die Feststellung der Umfassung bis jetzt nicht gelungen. Zum wenigsten ist nichts darüber bekannt geworden [1]).

Wenn nun aber ein römisches Winterlager für 2 Legionen, wie nachgewiesen ist, höchstens einen Umfang von $13^1/_2$ Hektaren haben konnte, wahrscheinlich aber nur zwischen 10 und 12 Hektaren hatte, so müsste die Ansicht schwinden, dass das römische Köln zuerst ein Winterlager für 2 Legionen war, welches nach der landläufigen Ansicht erst bei seiner Erhebung zur Colonie im Jahre 50 von den Legionen verlassen wurde, worauf die Veteranen-Colonie ihren Einzug hielt und der ubischen Bevölkerung, welche bis dahin auf dem sogenannten Inselrevier zwischen dem Winterlager und dem Rhein vegetirte, nun ebenfalls Wohnsitze innerhalb des Lagers angewiesen wurden.

Nach den nur von Tacitus überkommenen Nachrichten war Köln bereits im Jahre 69 bei dem Ausbruch des Bataverkrieges eine reiche und blühende Stadt.

---

1) Die Grösse des Bonner Castrums ist durch die bisherigen Grabungen genau festgestellt. Herr General von Veith macht uns darüber folgende Mittheilung: Das Bonner Lager misst nach Länge und Breite von Thor zu Thor 500 m, das giebt 25 ha Flächenraum, wie die Bonner Uebersichtskarte des Gen. von Veith im 82. Heft der Jahrbücher, und künftige Pläne nach dem Cataster specieller erweisen werden.

Das Bonner Winterlager war für eine Legion von 5 bis 6000 Mann erbaut, das Cölner, Mainzer, Vetera für je zwei Legionen. Das Cölner Lager hat nach dem Winckelmanns-Programm von 1885, S. 14 bei 800 m Länge 636 m Breite, das sind 50 bis 51 ha, die doppelte Fläche des Bonner Lagers.

Polybius giebt nach Nissen, Dreysen, Masquelez als Standlager-Raum für 2 Legionen 2150 pedes = 636 m Seitenlänge = 40 ha, 20 ha für eine Legion. Dieser Flächenraum vergrösserte sich nach Nissen S. 25 seines „Templum“ durch die Bundesgenossen, resp. Hülfstruppen.

Caesars befestigte Marschlager beschränken den Lagerraum wesentlich. Durch Nachgrabungen Kaiser Napoleon's III. ergab Caesars Lager an der Aisne 41 ha für 8 Legionen, Gergovia 35 ha für 6 Legionen, Compiegne 24 ha für 4 Legionen etc., überall 5 bis 6 ha pro Legion, ca. 1 ha für 1000 Mann, ca. 10 qm pro Mann. Die Redaction.

Einen so raschen Aufschwung hätte Köln nicht nehmen können, wenn es noch im Jahre 50 ein kleines Legionslager war. An der Stelle von Köln hat aber niemals das Winterlager in civitate Ubiorum gestanden; es wurde in seinem ersten Anfang als Stadt gegründet und das Winterlager befand sich 3 Kilomoter südlich davon zu Alteburg. Die höchst interessanten Spuren einer römischen Vergangenheit, welche dort im Jahre 1873 gelegentlich des Baues einer Bierbrauerei zum Vorschein gekommen sind, deren bis jetzt unterbliebene Veröffentlichung demnächst erfolgen wird, sprechen für seine Bedeutung, und lassen schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit darauf schliessen, dass dort der Ort zu suchen ist.

Wolf,
General-Major.

9. Die ältesten Bautheile der Münsterkirche zu Essen.

Hierzu Tafel 5 und 6.

Wir besitzen in Deutschland nur eine äusserst geringe Zahl kirchlicher Monumentalbauten aus dem 9. und 10. Jahrhundert, und diese sind grösstentheils nur in Ueberresten erhalten. Je mehr nun die wenigen Zeugen damaliger Bauthätigkeit unsere Beachtung verdienen, desto mehr muss gerade die Münsterkirche zu Essen vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus gewürdigt werden. Denn unter den Bautheilen verschiedenster Art, aus welchen diese Kirche zusammengesetzt ist, befindet sich sowohl das ohne Zweifel interessanteste und originellste deutsche Bauwerk des 10. Jahrhunderts in fast noch vollständiger Erhaltung, als auch von einer in vieler Beziehung sehr eigenthümlichen Basilika des 9. Jahrhunderts ein umfangreicher Ueberrest, den wir ebenfalls zu den hervorragendsten seiner Art zu zählen berechtigt sind.

Auf den zuletzt genannten Bautheil, welcher in Bezug auf Alter und Charakter bisher noch ganz unbekannt war, haben wir zuerst in Nr. 11 des 32. Jahrganges des Korrespondenzblattes des Gesammtvereins der Geschichts- und Alterthumsvereine aufmerksam gemacht und ebendaselbst auch den Westbau eingehender besprochen; und zwar sowohl seine Entstehungszeit, als in die zweite Hälfte des 10. oder höchstens in den Anfang des 11. Jahrhunderts fallend, festzustellen gesucht, als auch — abweichend von der bisher allgemein herrschenden Ansicht — auf seine hohe Originalität und seine Unabhängigkeit von dem Centralbau Karls des Grossen zu Aachen hingewiesen.

Da es jedoch damals nicht gut zu ermöglichen war, unsere Ausführungen mit Illustrationen zu versehen und die bez. Abbildungen in der „Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst", Band I, sowie

in Försters „Kunstdenkmale“ in vielfacher Hinsicht ungenau sind und über die Gestaltung der ursprünglichen Essener Basilika gar keinen Aufschluss geben, so haben wir auf Taf. V die Kirche im Grundriss dargestellt, und zwar so, dass die verschiedenen Bauperioden durch verschiedene Schraffirungen erkennbar sind. Bevor dieselben einer Erläuterung unterzogen werden, mögen hier die auf die ältere Baugeschichte der Essener Stiftskirche bezüglichen geschichtlichen Daten vorangeschickt werden.

Der h. Altfried, vierter Bischof von Hildesheim, erbaute im 9. Jahrhundert auf seinem väterlichen Gute zu Essen ein Kloster und eine Kirche. Das erstere bestand zweifellos schon in den Jahren 858 bis 863, die letztere jedenfalls vor 873 (oder 874)[1]).

In einer Urkunde aus dem Jahre 947 geschieht eines Brandes Erwähnung, welcher die Klosterkirche, anscheinend kurze Zeit vorher, zerstört hatte.

In dem Kalendarium eines dem Essener Stift entstammenden Missales sind zwei wichtige, aber für die Baugeschichte der Essener Kirche bisher noch nicht verwerthete Notizen eingetragen, und zwar unter dem 6. Oktober: „dedicatio oratorii in porticu s. iohannis baptistae“ und unter dem 5. Januar: „dedicatio cryptae“. Diese Eintragungen stammen, dem Charakter der Schriftzüge nach, aus den letzten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts[2]).

Im östlichen, erweiterten Theil der Krypta ist über einem Wandpfeiler eine Urkunde des Inhalts eingemeisselt, dass dies „Oratorium“ im Jahre 1051 vom Erzbischof Hermann (von Köln) auf Bitten seiner Schwester, der Aebtissin Theophanu, geweiht sei.

In einem der Essener Aebtissinnen-Kataloge, welche aber nicht als sehr zuverlässige Urkunden bezeichnet werden können, wird berichtet, dass unter der Regierung der Elisabeth von Nassau, welche im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts regierte, die Stiftskirche zu Essen sowohl wie die Filialkirchen zu Rellinghausen und Stoppenberg erneuert worden sind.

Im Jahre 1275 wurde dann die Kirche nochmals durch einen Brand zum grössten Theil zerstört.

---

1) In der erwähnten Abhandlung im Korrespondenzbl. des Gesammtvereins sind in Anm. 47 die Jahre 873 und 874 aus Versehen mit einander verwechselt worden.

2) Harless, Archiv f. d. Gesch. d. Niederrheins VI, 3. Die ältesten Necrologien und Namenverzeichnisse des Stifts Essen.

Betrachten wir nun zunächst die Bautheile, welche unseres Erachtens dem ersten Altfriedischen Bau angehören. Es sind dies die mit halbkreisrunden Nischen versehenen Langwände der Seitenschiffe, soweit sie auf unserer Zeichnung schwarz dargestellt sind. Bei Untersuchung dieser Nischen erschien es uns von Anfang an sehr merkwürdig, dass an jeder Seite die drei westlichen derselben, obwohl unten in derselben Horizontale und in derselben Breite wie die übrigen beginnend, um ca. 25 cm höher hinaufragen. Eine genauere Untersuchung ergab dann ferner den überraschenden Umstand, dass gleichfalls an jeder Seite, und zwar zwischen der dritten und vierten Nische ein grösserer Zwischenraum sich befindet als zwischen den übrigen Nischen, und zwar derart, dass sich hier je eine Pfeilervorlage von der Breite rekonstruiren lässt, wie sie dem Bauwerke in Bezug auf seine übrigen Verhältnisse angemessen ist und wie sie z. B. noch jetzt am östlichen Querschiff vorkommen[1]). An beiden Seiten bilden also die drei westlichen Nischen eine von den übrigen gesonderte Gruppe. Die mittlere der drei südlichen Nischen ist zudem durch Anlage eines kleinen Fensters ausgezeichnet, welches an keiner anderen Nische vorkommt, aber an der entsprechenden Stelle der Nordseite wohl nur deshalb fehlt, weil hier wohl schon damals ein Flügel des Kreuzganges sich anlehnte. Man kann nun unseres Erachtens die erwähnten Umstände nicht anders erklären, als durch die Annahme, dass die westlichen Nischen zu einem ehemaligen westlichen Querschiff bez. einer Vorhalle gehörten und zwar derart, wie dies auf Taf. V gezeichnet ist[2]).

---

1) Grosse Genauigkeit in den Maassen darf man hier natürlich nicht voraussetzen, da diese bei damaligen Kirchen selten vorkommt. (Ein Beispiel grösster Unregelmässigkeit des Grundrisses in Bezug auf Maasse und Verhältnisse bietet z. B. die im 10. Jahrhundert erbaute Kirche zu Gernrode.)

2) Bei einer vollständigen Rekonstruktion dieses Theils wären nur noch die wenigen, auf der Tafel durch entsprechende Schraffirung kenntlich gemachten Bautheile des 10. und 13. bez. 14. Jahrhunderts, soweit sie in das rekonstruirte Mauerwerk des 9. Jahrhunderts eingreifen, zu entfernen und das letztere an diesen Stellen zu ergänzen.

Unter den Kunstschätzen der Stiftskirche zu Essen befindet sich ein Evangeliar aus der 1. Hälfte des 9. oder höchstens aus dem Ende des 8. Jahrhunderts mit Verzierungen in merowingisch-irischem Stil (Abbildungen der Ornamente und Beschreibung in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins Bd. VII. Nachträgliche Notiz in Westd. Zeitschr. für Gesch. und Kunst 1884, 4.). Den Schriftzügen dieses Evangeliars, welches, wie wir a. a. O. nicht ohne Grund ange-

Eine ähnliche Grundrissbildung im Westen, wie sie hier von uns angenommen ist, kommt z. B. vor bei der im 10. Jahrhundert erbauten Kirche zu Gernrode (der Westchor ist ein wohl aus dem 12. Jahrhundert stammender Anbau). Auch der vom h. Altfried erbaute Dom zu Hildesheim scheint eine ähnliche westliche Vorhalle gehabt zu haben, wie seine Essener Kirche. Die Einhard-Basilika zu Michelstadt besass ebenfalls einen dreitheiligen westlichen Vorbau. Derselbe war jedoch nach den neuesten Untersuchungen Adamys etwas anders gestaltet, als man früher angenommen hatte.

Beim späteren Umbau der Kirche zur gothischen Hallenkirche, bez. der Eintheilung der Langschiffe für die neuen Gewölbjoche und der Errichtung der Wandsäulen hat man für die westlichen der letzteren die Stellen der älteren Pfeiler beibehalten, so dass die Form der beiden an den Westbau anschliessenden Joche der gothischen Seitenschiffe eine quadratische, die der anderen eine oblonge ist. Die Nischen wurden theils zugemauert[1]), theils durch Anlage einer Thüre an der Nordseite und den Einbau zweier gothischen Nischen an der Südseite zerstört. Es lassen sich aber, abgesehen von dem westlichen Querschiff, an jeder Langseite noch eine grössere Anzahl, im südlichen Seitenschiff wenigstens noch sechs, im nördlichen sogar noch zehn solcher Nischen nachweisen. Ihre Zahl betrug ehemals anscheinend dreizehn an jeder Seite. Diese Nischen haben eine Umrahmung von halbkreisrunden Blendbögen, welche von schwach vortretenden Pilastern mit geschmiegten Basen und Rundstab-Kämpfern getragen werden. Die Wandpfeiler und Umrahmungen, sowie der obere halbkuppelförmige Schluss der Nischen bestehen aus Tuff, die Kämpfer aus Kalkstein, das übrige Mauerwerk aus gewöhnlichem Kohlensandstein; alles in ziemlich sorgfältiger Ausführung.

Diese mit Nischen gezierten Langwände glauben wir also als Ueberreste der Altfriedischen Basilika bezeichnen zu dürfen. Denn zunächst widerspricht ihre architektonische Form nicht unserer Zeitstellung. Durch runde oder rechteckige Nischen belebte Wandflächen,

---

nommen haben, vom h. Altfried dem Essener Stift geschenkt worden, ist die Uncial- und Minuskelschrift unter dem Grundriss der Altfriedischen Basilika auf Tafel V nachgebildet; die Majuskelformen der Unterschrift auf Tafel VI sind dem auf S. 108 erwähnten Missale des 10. Jahrhunderts entnommen, welches früher ebenfalls dem Stifte Essen gehörig, jetzt in der Landesbibliothek zu Düsseldorf aufbewahrt wird.

1) In letzter Zeit sind einige wieder offen gelegt worden.

ein der römischen Kunst entlehntes Motiv, kommen im altchristlichen Centralbau sehr häufig vor. Auch in Deutschland findet man bei altchristlichen und romanischen, besonders noch bei frühromanischen Bauwerken derartige Nischenbildungen, und zwar hier nicht allein bei runden und polygonen Centralbauten z. B. dem Oktogon zu Mettlach, und den Ueberresten der ältesten Kirche des h. Gereon zu Köln sondern auch an Langschiffen, so in St. Stephan (dem sogenannten alten Dom) zu Regensburg, in der Kapelle der Ludgeriden (östl. Theil der Krypta der Stiftskirche) zu Werden und der höchst merkwürdigen, nach unserer Ansicht noch dem 10. Jahrhundert angehörigen St. Lucienkirche daselbst; ferner in der Wipertikapelle zu Quedlinburg, in der Bartholomäuskapelle zu Paderborn, im Chor und Westbau der Kirche zu Hersfeld, in der Kapelle zu Helmstädt, sowie im Westbau und in den Langwänden der Krypta zu Essen und zahlreichen anderen frühromanischen Krypten[1]).

Unter den grösseren, basilikalen Bauwerken des 9. Jahrhunderts ist freilich nur die Kastorkirche in Koblenz mit Nischen in den Langwänden versehen. Diese sind aber viel flacher gebildet als die Nischen in Essen. Der westliche Theil der Stiftskirche zu Werden, welche, ebenso wie im wesentlichen der Grundriss der vorgenannten Kirche, nach der Ansicht Dehio's noch dem 9. Jahrhundert angehört[2]), befolgt in den Seitenschiffen ein anderes konstruktives System, bei welchem eine Aneinanderreihung von Nischen nicht stattfinden konnte. Die Einhard-Basiliken zu Michelstadt und Seligenstadt hatten einfache schmucklose Seitenwände. Wenn nun auch unter den wenigen Basiliken des 9. Jahrhunderts — und von den genannten können nur die Kirche zu Michelstadt und die geringen Reste zu Seligenstadt mit vollster Sicherheit jener Zeit zugesprochen werden — sich keine befindet, welche in den Langwänden mit der Essener Basilika ganz übereinstimmt, so war doch, wie aus den oben genannten Beispielen hervorgeht, sowohl in den vorhergehenden als in den nachfolgenden Jahrhunderten jener Nischenschmuck ein so beliebter und so vielfach angewendeter, dass man wohl kaum

1) Die Halbkuppeln, welche die Ueberwölbung der Nischen bilden, waren, wenigstens schon vor ihrer Vermauerung im 13. Jahrhundert, mit Muscheln in weisser Zeichnung auf dunkelrothem Grunde bemalt. Da in der altchristlichen Architektur und Kleinkunst derartige Halbkuppeln ungemein häufig mit Muscheln plastisch oder malerisch verziert waren, so möchten wir die erwähnte Malerei für eine (wenn auch vielleicht übermalte) Arbeit des 9. Jahrhunderts halten.

2) Dehio und von Betzold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. SS. 165, 192.

gegründete Zweifel gegen die angegebene Zeitstellung jener Essener Bautheile hegen dürfte. Entscheidend für unsere Annahme ist aber erst der Umstand, dass die Essener Basilika, zu welcher jene mit Nischen gezierten Langwände gehörten, wie oben nachgewiesen, ein vor dem jetzigen Westbau der Kirche gelegenes Querschiff besass. An dieser Stelle war also zweifellos der ursprüngliche Abschluss jener Basilika. Da nun der jetzige westliche Theil der Kirche, der in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts erbaute Westchor mit den Seitenschiffen, wie sich dies auch aus anderen Gründen, besonders aus seiner eigenen Gestaltung ergibt, nur ein Anbau, eine westliche Erweiterung der Kirche ist, so muss nothwendigerweise jene Basilika zu deren Erweiterung er diente, aus früherer Zeit stammen. Die von Altfried, nach dem urkundlichen Material anscheinend mit viel Aufwand von Zeit und Sorgfalt aufgeführte Kirche war ohne Zweifel ebenso wie der Altfriedische Dom zu Hildesheim kein Holz-, sondern ein Steinbau. Der Kirchenbrand, welcher um das Jahr 947 stattfand, wird sich daher nur auf die Bedachung der Kirche erstreckt haben, mit welcher dann gleichzeitig höchstens einzelne, aber nicht alle Mauertheile, am wenigsten die unteren Theile der Langwände zerstört oder eingestürzt sein werden. Man dürfte daher wohl kaum fehlgreifen, wenn man jene mit Nischen versehene Langwände als Ueberreste der Basilika des h. Altfried betrachtet.

Es scheint, dass die seitlichen Räume des westlichen Querschiffs ehemals in gleicher Höhe wie der mittlere Theil derselben mit flacher Decke versehen waren. Es befinden sich nämlich an der nordwestlichen Ecke des südlichen und an der südwestlichen Ecke des nördlichen Theils dieses Querschiffes die Ueberreste von je einem Pilaster mit rohem, wie es scheint, korinthisirendem Kapitäl. Diese Kapitäle, deren Fronten gegenwärtig vermauert und deren Seiten nur noch zum Theil erkennbar sind, liegen ungefähr in gleicher Höhe mit dem Scheitel des Gurtbogens, an welche sich die Halbkuppel des Westchores anlehnt, und werden ehemals wahrscheinlich keine Gurtbögen, sondern Balken getragen haben.

Wie das Stützsystem der Langwände des Mittelschiffs der Altfriedischen Basilika gewesen sei, wird zur Zeit kaum zu entscheiden sein. Bei einer vor längerer Zeit ausgeführten Rohrlegung sollen im Fussboden der Kirche keinerlei ältere Fundamente an der Stelle der ehemaligen Langwände des Mittelschiffs vorgefunden sein. Wenn nun damals genau beobachtet bez. uns recht berichtet worden ist, so möchte

man wohl annehmen, dass jene Fundamente bei der Jahrhunderte hindurch stattgefundenen Benutzung der Kirche als Begräbnissstätte ganz oder zum Theil fortgeräumt seien, um für die Gräber Platz zu gewinnen, an anderer Stelle aber durch die neuen Fundamente des gothischen Baues ersetzt bez. ummantelt worden seien. Jedenfalls ist wohl die Annahme nicht ganz unberechtigt, dass das besonders in den sächsischen Ländern beliebte Stützsystem, d. h. der Wechsel von Säulen und Pfeilern schon in Essen bestanden habe. Durch ein Paar mächtige Pfeiler wäre dann das Mittelschiff in zwei annähernd quadratische Theile zerlegt, während als Zwischenstützen entweder je eine Säule (wie in Gernrode) oder wahrscheinlicher je zwei Säulen (wie in den ältesten Kirchen zu Hildesheim, vielleicht auch schon im dortigen Altfriedischen Dom) gedient hätten. Auch würde bei dieser Annahme eine gewisse Uebereinstimmung der Stützen des Mittelschiffs mit den Nischen der Abseiten sich ergeben, indem dann auf jedes Interkolumnium der Stützen entweder zwei, oder drei Nischen der Seitenwände fielen.

Das Querschiff, welches sich den beschriebenen Langwänden östlich anschliesst, ist ebenfalls ein sehr merkwürdiger Bautheil, und zwar vor allem, weil seine nördliche und südliche Abschlusswand nach innen dreiseitig gestaltet ist, eine Form, für welche unseres Wissens kein Analogon vorhanden ist. In jeder dieser Wände befindet sich in der Mitte eine Thüre und in den schrägen Seiten je eine Nische. Was den oberen Theil betrifft, so ist es sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht mehr mit Sicherheit nachzuweisen, dass hier in der Mitte, über den genannten Thüren, je ein Fenster sich befand. Jedenfalls waren hier aber in den schrägen Seiten, ebenso wie unten, halbkreisförmige Nischen angebracht. Als das Querschiff später mit Gewölben versehen wurde, hat man den halbkuppelförmigen Abschluss dieser Nischen tiefer gelegt und darunter rundbogige Fenster (wohl an Stelle anderer, höhergelegener) eingebaut. Die unteren Nischen wurden bei Anlage eines Laufganges bez. einer denselben tragenden Bogenarchitektur schmaler und niedriger gestaltet. Die äusseren Seiten der nördlichen und südlichen Querschiffswand waren in ihrer oberen Hälfte mit (wahrscheinlich drei) Blendbögen geziert, welche von vorspringenden Mauerstreifen mit Rundstab-Kämpfern getragen wurden.

An den östlichen Umfassungswänden der beiden Querschiffsflügel befand sich ebenfalls je ein derartiger Blendbogen, und zwar an der süd- bez. nordöstlichen Ecke.

Die Ostseiten des Querschiffs fanden, wie man, obwohl hier keine

eingehenden Untersuchungen stattgefunden haben, anzunehmen berechtigt sein dürfte, wohl in gewöhnlicher Weise in drei Absiden ihren Abschluss.

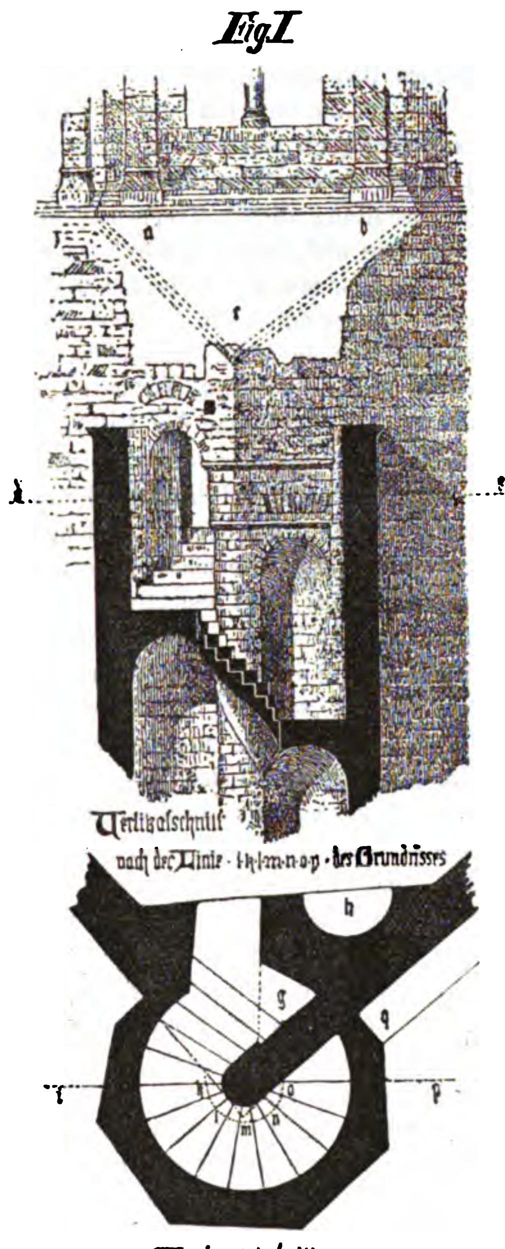
Dass das östliche Querschiff ebenfalls der Altfriedischen Basilika angehöre, möchten wir zwar nicht als ganz zweifellos, doch wohl als sehr wahrscheinlich hinstellen. Seine Grundrissdisposition, einschliesslich der geringen nördlichen und südlichen Ausladung hat, von dem dreiseitigen Schluss an den Giebelseiten abgesehen, eine auffallende Aehnlichkeit mit den Querschiffen der erwähnten Kirchen des 9. Jahrhunderts zu Michelstadt und Koblenz, sowie auch noch mit der im 10. Jahrhundert erbauten Kirche zu Gernrode; ja der Grundriss der ganzen Essener Basilika, wie sie sich auf Taf. V in den am dunkelsten gezeichneten Theilen ergibt, stimmt (wenn auch selbstverständlich nicht in allen) so doch in wesentlichen Punkten mit den Grundrissen jener Kirchen überein. Wegen ihrer ausserordentlich reichen Nischenverzierung und dem dreiseitigen Schluss des Querschiffes müsste aber der Essener Basilika in künstlerischer Hinsicht ein gewisser Vorrang vor den genannten Kirchen zuerkannt werden.

Nachdem die um das Jahr 947 abgebrannte Altfriedische Basilika zunächst wieder hergestellt sein wird, hat sich dieselbe, anscheinend schon bald, wie so manche andere Stiftskirche, beim Aufblühen der klösterlichen Stiftung als zu klein erwiesen. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts wird nämlich, wie oben erwähnt, von der Weihe eines Oratoriums im Portikus des h. Johannes des Täufers und der Weihe einer Krypta berichtet. Während die letztere, abgesehen von späteren Veränderungen bez. Umbauten, mit dem westlichen Theil der Unterkirche identisch sein wird, möchten wir nicht ohne Grund annehmen, dass unter jenem Oratorium der Westchor mit seinen Emporen zu verstehen sei[1]).

Der Westbau ist der künstlerisch bedeutendste Theil der Kirche. Derselbe besteht aus drei Theilen, je von rechteckiger Grundform. Die beiden seitlichen, die Haupteingänge enthaltend, bildeten die Vorhallen der Kirche an Stelle der älteren Altfriedischen Vorhalle, welche in Folge des Erweiterungsbaues zum eigentlichen westlichen Querschiff geworden war. Der mittlere rechteckige Theil des Westbaues umfasst den aus drei Seiten des Sechsecks konstruirten Westchor und die Emporen und wird von einem rechteckigen, oben in ein unregelmässiges

1) Wir haben diese Ansicht etwas näher zu begründen versucht im Korr.-Bl. d. G.-V. a. a. O. S. 87.

Fig. I



Horizontalschnitt
nach der Linie d-e · des Aufrisses.

Achteck übergehenden, von zwei Treppenthürmen flankirten Glockenthurm bekrönt. Diesen durch seine Originalität und künstlerische Bedeutung hervorragenden Bau eingehender zu beschreiben, würde hier zu weit führen[1]). Nur auf die merkwürdigen Treppenthürme möchten wir noch besonders aufmerksam machen, da ihre höchst eigenartige Anlage und Konstruktion bisher kaum beachtet worden ist; und doch ist es gerade die Gestaltung dieser Treppenaufgänge, welche die Originalität des Westbaues nicht wenig erhöht! Die Stiegen sind nämlich so gelegt, dass ihre Spindeln in die beiden westlichen Ecken des mittleren Theils des Westbaues fallen. (In dem unteren Horizontalschnitt (s. Taf. V) ist dies zwar nur ungefähr, im oberen, wo sich die nördliche und südliche, besonders die westliche Wand mit bedeutendem Absatz nach innen verjüngt, aber genau der Fall.) Durch diese Lage wurde zunächst erreicht, dass die Wendeltreppen zu allen Theilen des Westbaues (Chor, Emporen, Thurm und Seitenschiffen) sehr leichte und bequeme Zugänge bilden, ohne dass irgendwo ein längerer Verbindungsgang nothwendig geworden wäre. Die höchst eigenartige Konstruktion dieser Thürme ist besonders aus Fig. I ersichtlich, welche die nordwestliche Ecke des vorletzten Geschosses des Glockenthurmes im Grund- und Aufriss darstellt. (Bei q ist hier der oben erwähnte Mauerabsatz angedeutet, um welchen sich die Westwand verjüngt hat.) Die Spindel ist oben durch Bögen, welche zu einander in rechtem Winkel liegen, mit den Hauptumfassungswänden des genannten Geschosses verbunden, so dass der Horizontaldurchschnitt dieser Etage in der Höhe des über jenen Bögen aufgeführten Mauerwerks genau ein Rechteck bildet. Auf der Ecke oberhalb der Spindel (bei c in Fig. I) ist nun ein Stein mit einem Gesimsfragment erhalten, welcher nach Form und Lage den Beweis liefert, dass das Rechteck in's obere achteckige Geschoss des Glockenthurms ehemals mittels ansteigender, dreiseitiger Flächen übergeleitet worden war (siehe a b c in Fig. I), wie dies noch jetzt, wenn auch in restaurirtem Zustande, an den beiden östlichen Ecken des Glockenthurms der Fall ist. (Die überwölbte Nische bei g soll zweifellos eine Entlastung des unter ihr befindlichen Theils des Treppengewölbes bezwecken.) Nach reiflichen Erwägungen und wiederholten Untersuchungen möchten wir es daher als ganz unzweifelhaft hinstellen, dass die ganze Thurmanlage, von aussen gesehen, derart gestaltet war, wie sie in der Zeichnung Taf. VI an einer Seite rekon-

1) Es sei auch in dieser Hinsicht auf die Abhandlung im Korr.-Bl. verwiesen.

struirt worden ist[1]). Die Wendeltreppen erscheinen also hier dem Hauptbau auf das engste, man möchte fast sagen, organisch verbunden! So originell die Konstruktion dieser Treppenaufgänge nun auch sein mag[2]), so ergab sich bei ihr doch ein Uebelstand. Die Bedachung der Thürme wurde nämlich keine regelmässige, da die Spitzen der Zeltdächer nicht, oder wenigstens nicht gut, in die Achse der Spindeln gelegt werden konnten. Um aber die Dächer so gestalten zu können, dass sie nicht zu sehr von der Form einer regelmässigen Pyramide abwichen, d. h. nicht von zu unschöner Wirkung wurden, hat man die Umfassungsmauern der Treppenthürme unregelmässig gestaltet. Sie sind nämlich dort am schmalsten, wo sie sich dem Hauptbau anschliessen und besitzen umgekehrt in der Diagonale dieses (rechteckigen) Baues ihre grösste Stärke, so dass also im Horizontalschnitt die äusseren Begrenzungslinien der Umfassungsmauern der Treppenthürme, d. h. die Polygone mit ihren inneren Grenzlinien, den Kreisen nicht konzentrisch sind[3]).

Später, nach dem Brand von 1275, hat man, wie es scheint, die oberen achteckigen Theile der Stiegenthürme, welche bei dem Brand der Dächer vielleicht theilweise zerstört oder schadhaft geworden waren, durch einen Aufbau in runder Grundrissform erneuert und erhöht[4]).

---

1) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass in gewisser Entfernung unter dem Dachgesims ein den Mauerkörper umziehendes Plattengesims angebracht war (auch ohne dass man hier Eckpilaster voraussetzt). Ein derartiges Glied kommt nämlich an den älteren Theilen des Münsters zu Essen sehr häufig vor, so ausser am Hauptthurm des Westbaus an einem vor der Südseite des Querschiffs gelegenen, romanischen Annexbau, sowie auch an dem südlichen Querschiffsflügel der Altfriedischen Basilika.

2) Bei anderen älteren deutschen Bauwerken sind derartige Treppenaufgänge entweder dem Hauptbau nur angebaut, oder aus seiner Mauermasse ausgespart ohne nach aussen irgendwie hervorzutreten (letzteres z. B. an dem ebenfalls gegen Ende des 10. oder spätestens in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts erbauten Westchor der Stiftskirche zu Mittelzell auf Reichenau).

3) Bei unserer Rekonstruktion des oberen, nicht mehr erhaltenen (vor einigen Jahrzehnten in den Formen des Hauptthurmes umgestalteten) Geschosses der Treppenthürme sind die Verhältnisse bez. die Mauerstärken der unteren Geschosse als massgebend zu Grunde gelegt.

4) Polygone Treppenthürme, welche oben in die runde Form übergehen, kommen bez. kamen bei älteren deutschen Bauwerken ausser in Essen unseres Wissens nur noch vor bei St. Michael in Hildesheim, am Westbau von St. Pan-

Auch scheinen damals sämmtliche Dächer, entsprechend der veränderten Geschmacksrichtung, die schlankere Form erhalten zu haben, welche der Hauptthurm noch gegenwärtig besitzt. Aber wie die Treppenthürme, so wird auch wohl ursprünglich der Glockenthurm seinem Styl und seiner Entstehungszeit entsprechend in einem Dache geringerer Steigung seinen Abschluss gefunden haben.

Die originelle geistreiche Komposition des Westbaues lässt auf einen begabten und sehr erfahrenen Baumeister schliessen, der zweifellos in Italien und wohl wahrscheinlich in Oberitalien seine Ausbildung erhalten hatte. Denn gewisse Kapitälformen, besonders das Würfelkapitäl, welches hier als erstes bekanntes Beispiel bei einem deutschen Bauwerk auftritt, könnte man, wenn man dasselbe nicht etwa, und zwar ohne genügenden Grund, für eine spätere Hinzufügung halten wollte, wohl auf den Einfluss lombardischer Bauweise zurückführen.

Gleichzeitig mit dem Westbau, also gegen Mitte des 10. Jahrhunderts, wurde die Krypta erbaut. Diese Anlage mit dem über ihr errichteten Chor hatte zur Folge, dass der Grundriss der Kirche aus der älteren Form der crux commissa in die jüngere der crux immissa überging; eine Neuerung, welche hier, wie vielfach anderwärts, anscheinend aus dem praktischen Bedürfniss, bez. dem Wunsch einen besonderen, erweiterten Raum für den Chor[1]) und zugleich eine Krypta zu besitzen, hervorgegangen war[2]). Die Umfassungsmauern dieses neuen Chores[3]) überragten um ungefähr zwei Meter die Höhe, in welcher, den vorhandenen Spuren nach, ehemals die flachen Decken der Seitenarme des östlichen und westlichen Querschiffs der Altfriedischen Basilika abschlossen. Auch liegt die Sohle der Thüre, welche aus dem vorletzten Geschoss des Westbaues auf den Dachfussboden führt, ungefähr ebenso hoch, als anscheinend ehemals die Mauern jenes neuen Ostchores emporragten. Da aber diese Thürsohle doch wohl die Höhe

---

taleon in Köln und dem Ostchor der dortigen, vor einigen Dezennien leider abgebrochenen Mauritiuskirche. Auch diese Aufsätze können, wenn nicht sämmtlich, so doch wohl zum Theil, als spätere Hinzufügungen betrachtet werden.

1) Statt dieses Chores ist auf Taf. V die unter ihm befindliche Krypta gezeichnet.

2) Vgl. über derartige Neuerungen: Dehio und von Betzold, a. a. O. I, SS. 157, 158.

3) Dieselben sind jetzt in ihren oberen Theilen bis auf einige Ueberreste der mit Rundbogenblenden umzogenen Fenster abgetragen.

bezeichnet, welche die Kirchendecke bei Anlage des Westbaues entweder schon besass oder noch erhalten sollte, so wäre wohl die Annahme berechtigt, dass vor oder nach Ausführung des westlichen und östlichen Erweiterungsbaues auch das Mittelschiff bez. die Decke der Altfriedischen Basilika erhöht worden sei. Der Grund einer derartigen Veränderung könnte dann darin gefunden werden, dass man damals beabsichtigte, entweder auch über den Seitenschiffen Emporen anzulegen, oder nur das Höhenverhältniss des Mittelschiffs mit der neuen Längenausdehnung der Kirche wieder in ein angemessenes Verhältniss zu bringen.

Schon gleichzeitig mit dem mittleren Theil des östlichen Querschiffes scheinen auch seine Seitenarme eine Erweiterung nach Osten erfahren zu haben; denn dort, wo die beiden Nebenchöre mit dem Hauptchor zusammenstossen, ist das Mauerwerk in Verband gehalten. Trotzdem sind, wie es scheint, die kleinen in die Mauern eingelassenen Nebenabsiden zugleich mit den Mauern der südl. und nördl. Aussenseite bei einer späteren Veränderung dieser Bautheile angelegt; aber doch wiederum früher als die Laufgänge, welche vom Hauptchor aus an den Wänden der Nebenchöre vorbeiführten bezw. an der Südseite noch gegenwärtig vorbeiführen. (Beim gothischen Umbau der Kirche hat man diese Gänge über den mit Nischen versehenen Langwänden der Altfriedischen Basilika zum Westbau weiter geführt, während die neuen gothischen Langwände nach aussen theils vorgebaut, theils über einer Nischenarchitektur übergekragt worden sind.)

Der östliche Theil[1]) der Krypta ist wiederum als eine Erweiterung des älteren westlichen Theiles der Gruftkirche aufzufassen. Er wurde im Jahre 1551 geweiht. Mit den Nebenchören ist er mittels je eines Zuganges verbunden; um ihn aber mit dem älteren westlichen Theil der Krypta in Verbindung zu setzen, musste dieser entsprechend verändert, mindestens seine östliche Umfassungsmauer durchbrochen werden. Aus der eigenthümlichen Form der übriggebliebenen Mauerpfeiler möchte man fast schliessen, dass die Absis nach Art Ravennatischer Chöre von aussen eine polygone Form gehabt habe[2]). Anderer-

---

1) Derselbe ist auf Taf. V nicht mehr gezeichnet. Eine Abbildung der ganzen Krypta befindet sich bei v. Quast und Otte „Zeitschr. für chr. Arch. und Kunst" I und in Försters „Baudenkmale" VI.

2) Ob diese Pfeiler, welche z. Z. noch nicht näher untersucht sind, Mauerreste des 10. Jahrhunderts enthalten, würde erst bei Entfernung des Putzes

seits mag die Annahme nicht weniger berechtigt sein, dass man den bei der Durchbrechung der Absis übrig gebliebenen Mauermassen bei ihrem Umbau schon deshalb keine rechteckige Grundform gegeben habe, um einen freieren Durchblick und bequemeren Zugang von den Seiteneingängen zum Hauptaltar der Krypta zu erhalten, sowie um das an der südöstlichen Seite des südlichen und der nordöstlichen Seite des nördlichen Pfeilers befindliche Gewölbequadrat bez. die in denselben angebrachten, die Unter- und Oberkirche verbindenden Lichtöffnungen möglichst gross gestalten zu können.

Querschiff und Chor wurden später mit romanischen Gratgewölben versehen. Die letzteren werden von Rundsäulen und an der Vierung zudem von kleinen eingelegten Verstärkungspfeilern getragen.

Von diesen Gewölben, welche spätestens von der nach einem Aebtissinnenkatalog im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts stattgefundenen Erneuerung der Kirche herrühren, ist das südliche noch unversehrt erhalten, das östliche erst in letzter Zeit erneuert. Das Gewölbe der Vierung stürzte im 15. Jahrhundert ein und wurde damals durch ein solches in gothischen Formen ersetzt; dasjenige des nördlichen Querarmes aber abgebrochen, als beim gothischen Umbau der Kirche dieser Theil des Querschiffes zugleich mit dem nördlichen Seitenchor nach Norden hin zu dem sogenannten Gräfinnen-Chor erweitert wurde. Da das Podium dieses Chores in seiner ganzen Ausdehnung die Höhe des über der Krypta befindlichen Hauptchores erhielt, so musste durch diese Veränderung der nördliche Eingang zur Krypta fortfallen. Derselbe wurde aber später als Zugang wieder benutzt zu einem rechteckigen, mit einem Tonnengewölbe überdeckten Raum, welcher, wahrscheinlich zu Aufbewahrungszwecken, im Jahre 1761 unter jenem Gräfinnenthor angelegt worden war.

Der Umbau der Kirche zur gothischen Hallenkirche wurde nach dem Brand von 1275 begonnen, in mehreren Bauperioden weitergeführt und im 14. Jahrhundert vollendet. Dieser Bau bildet gegenwärtig den grössten Theil der Kirche und zeichnet sich, obwohl seine Formen nur sehr einfach gebildet sind, doch durch schöne Raumverhältnisse sehr vortheilhaft aus. Diese haben sich aber gewissermassen von selbst ergeben, und zwar dadurch, dass ein enger Anschluss sowohl an den

---

ersichtlich werden. Wir haben dieselben auf Taf. V schraffirt als in ihrer ganzen Ausdehnung dem 11. Jahrhundert angehörig.

bereits vorhandenen Grundriss als an die im Westen und Osten der Kirche noch erhaltenen älteren Bautheile stattgefunden hat.

Wohl wenige Kirchen umfassen so viele verschiedenartige Bautheile in so interessanter Zusammensetzung wie das Münster zu Essen. Hier ist, der Kreuzgang einbegriffen, jede mittelalterliche Stylperiode vom 9. bis zum 15. Jahrhundert vertreten. Aber gerade durch die Art und Weise, wie die Anschlüsse neuer Theile an ältere stattgefunden bez. die letzteren bei Um- und Erweiterungsbauten wieder benutzt worden sind, erhält jeder, auch der an und für sich unbedeutende Bautheil seinen Werth in Bezug auf das Ganze. Von höherer, selbstständiger kunstgeschichtlicher Bedeutung ist freilich nur die Altfriedische Basilika und der Westbau; die erstere wegen ihres hohen Alters und ihrer reichen Nischenbildung, der letztere besonders wegen seiner Originalität und seiner geistreichen Zusammensetzung verschiedenartiger Elemente.

Essen im Juni 1886. Georg Humann.

---

10. Studien zur altwestfälischen Malerei.

I.

Im Jahre 1881 gelang es mir[1]), den Maler einer belangreichen Gruppe altdeutscher Bilder in dem Geseker-Bürger Gert van Lon nachzuweisen. Ohne zu wiederholen, was damals bezüglich seiner Stilweise und seines Verhaltens gegenüber den zeitgenössischen Kunstströmungen vorgetragen ist, beschränke ich mich hier zur Orientirung der Leser auf die Notiz, dass Gert zu den Jahren 1505, 1512, 1521 in den Geschichtsquellen vorkommt und von Geseke aus viele schöne Aufträge für die Städte und Ortschaften der Umgegend bis ins Lippe'sche und nach Corvei hin ausführte; sein Schaffen schliesst indess mit dem letztgenannten Jahre nicht ab; denn schwerlich gibt es von einem anderen Maler Westfalens einen so weitschichtigen Nachlass von Werken, wie von diesem Künstler einer Kleinstadt; es trägt doch ein seither verkanntes Werk Gert's offenkundige Anzeichen eines nicht unerheblich jüngern Alters. Nachträglich haben sich nämlich noch mehrere Werke von ihm gefunden, und diese sollen hier in Kürze vorgeführt, beziehentlich nachgetragen werden. Gelegentlich ist dabei von andern niederdeutschen Kunstgenossen die Rede, was um so willkommener sein möchte, als sich einzelne von ihnen entweder der Publication oder doch der Würdigung seither entzogen.

Die Anzeichen des jüngern Alters tragen mehrere Flügelgemälde eines Altares der Wiesenkirche zu Soest; zwei grosse Klappen verschliessen in einer Retable drei fast lebensgrosse Bildsäulen von

1) In der Zeitschrift für bildende Kunst S. 297—304. Der Aufsatz wurde abgedruckt in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde (Münster 1882) XL, II, 120 ff. und übersetzt im Journal des beaux-arts et de la litterature 1881 Nr. 17. Dort sind Beziehungen Gert's zu dem gleichnamigen Burgmännergeschlecht in Rüthen bestritten: merkwürdig ist jedoch, dass dieses 1316 und 1496 einen „Gert van Lon" kennt (Fahne, Westphäl. Geschlechter 1858, S. 284); oder sollte der zuletzt genannte mit unserm Meister verwechselt sein, der damals wahrscheinlich schon seine Kunst selbständig ausübte?

Holz, Maria mit dem Kinde in einem Rosenkranze und als Seitenfiguren Agatha mit einem Buche und einer Brust in der Zange, sowie Antonius den Einsiedler mit rother Mütze, Krummstab, Buch, unter ihm den Drachen, neben ihm das Schwein. Das dritte sehr schmale und lange Gemälde dient als Klappe der Predella, worin man einst angeblich als Brustbilder den Herrn und sechs Apostel erblickte — letztere hätten dann, wie sich herausstellen wird, den Bildcyclus der Klappe vervollständigt.

Eine eingehende und ikonographische Schilderung des ganzen Altarwerkes, zumal seiner Bilder und Gemälde liegt hier weniger in meiner Absicht, als eine stilistische Untersuchung der Tafelbilder auf ihre Werkstätte und Zeitstellung. Eine Beschreibung ist nämlich schon anderswo geliefert[1]) und dabei eine ganz oder theilweise irrige Bestimmung des Malers herausgekommen, insofern die Gemälde auf beiden Seiten der drei Flügel, die Hauptpersonen wie die Staffage, die Zierarchitekturen wie die Hintergründe — ohne Unterschied — dem Heinrich Aldegrever zugesprochen wurden.

Wie ich sogleich zur Klärung der Frage voranschicken will, rühren die Gemälde von zwei Händen, einer alten, d. h. jener Gerts, und einer neumodigen, die ich nicht bestimmen kann. Die Aussenbilder der grossen Flügel, die Marien- und wahrscheinlich auch die Hauptfiguren der Innenbilder, die Bilder der Predellaklappe bis auf die Zierarchitekturen gehören meines Erachtens Gert von Lon an[2]), nur macht er darin fast durchgehends Concessionen an die Forderungen und Wandlungen eines (neuen) Kunstlebens, womit er nicht aufgewachsen war. Auch hier vermissen wir bewegte Scenen, auch hier wiederholt sich: „möglichst wenige Figuren und statuarische Haltung". Auf die Vorderseite der Predella kommen drei Darstellungen wie jene der Innenseite jedes Mal in einem oben abgerundeten Felde: zunächst links Mariä Begrüssung durch den Engel, in der Mitte die Geburt: Maria, Joseph und das von einem Engel gehaltene Kind, endlich rechts die hh. Dreikönige, unter ihnen ein Mohr. Die Hauptpersonen erscheinen als Brustbilder — ebenso und noch schlichter, nämlich gepaart, folgen auf der Innenseite Johannes der Evangelist mit dem Kelche,

---

1) Im Repertorium für Kunstwissenschaft Jahrg. VII, 276 ff., mit dem Dreikönigsbilde in Lichtdruck, dem Kopfe eines Hirten aus dem Bilde der Anbetung und kleinen Details in Holzschnitt.

2) Vgl. meine Artikel: „Die to Rings und die spätern Maler Westfalens" in Prüfer's Archiv für kirchliche Kunst (1885) IX, 82.

Matthaeus mit dem Schwerte, — mitten Petrus und Paulus mit den üblichen Attributen, rechts Andreas mit Buch und Balken und Jakobus mit der Keule. Auf den beiden Seitenflügeln figuriren aussen links Maria mit dem Kinde, rechts (wieder) Antonius und Agatha. Die Geburt des Herrn inwendig auf dem linken Flügel durchweht allerdings ein dramatischer Hauch und eine lyrische Stimmung: indem Engel mit dem Kinde hanthieren — allein Maria kniet und Joseph steht daneben mit dem Stocke und der Kerze. Auch das andere Innenbild, die Anbetung der Könige (einer wieder mit dunkeler Carnation) entbehrt der lebendigen Gruppirung nicht — doch Maria sitzt mit dem Kinde fast ebenso theilnahmslos in der Haltung, wie im Gesichtsausdrucke.

Abgesehen von Schlitzärmeln und Kragen bestehen die Wandlungen darin, dass die drei Einzelheiligen im Aeussern der Hauptflügel eine schlankere Gestalt annehmen, dass bei der Epiphanie die Könige und Joseph sowie die Predellafiguren nach einem grössern Wechsel in Form und Ausdruck streben, als wir bei Gert gewohnt sind. Höchst wahrscheinlich sollte oder wollte er nun von Dürer's Holzschnitten und Stichen profitiren, die der damaligen Kunst so gewaltig imponirten, dass Maler und Bildner (zumal Hans Brüggeman zu Schleswig) ihnen gewisse Darstellungen oder Figuren gern abschauten. Bei Gert wollen sich die Antlitze verjüngen und individualisiren, die viereckigen Kopfcontouren[1]) ins Längliche und Ovale spielen — daher wird das Auge lebendiger die Nase gebogener, der Bart wechselvoller. Auch bei Maria gewahrt man ein ovaleres Antlitz und dennoch kaum mehr Leben; sogar unterschiedliche Gesichter der Heiligen können das Stiere und Gutmüthige nicht ganz ablegen. Was Anlage und Färbung betrifft, wird die enge Verwandtschaft der Mariengestalt[2]) aussen auf

---

1) Dieselben erinnern, wie ich hier meinem frühern Aufsatze über Gert nachtragen will, mit den breiten Augenliedern, den kurzen Kinnen, und besonders in der Vorderansicht an den Meister des Cappenberger Triptychons, der wieder mit den Dünweggen zu Dortmund (1521) Fühlung hatte, (vergl. Scheibler in der Zeitschr. für bildende Kunst XVIII, 59 ff.) — sie sind beide auch Zeitgenossen Gerts, nur anscheinend früher gestorben. Den Werken Dünwegges möchte ich mit ziemlicher Sicherheit anschliessen: die beiden jetzt gemeinsam umrahmten Flügel zu Stockhausen an der Ruhr (124:90 cm): Christi Geburt und die Epiphanie, aussen Christus im Oelgarten und die Dornenkrönung.

2) Sie kam doch auch dem Mitarbeiter des Repertoriums VII, 271 zu alterthümlich vor, um sie ohne Entschuldigung einem Aldegrever zuzuschreiben. „In einem Punkte, so äussert er, scheinen ihm (Aldegrever) die Typen seiner west-

einem Hauptflügel mit dem gleichartigen Bilde zu Münster (Museum) jedem Laien einleuchten. Gert's Gesichtsausdruck lässt sich nicht verkennen bei der Agatha, und auf der Aussenseite der Predella bei einer Marienfigur und bei einem der h. Dreikönige.

Wie zu Soest kehren auf den erklärten Bildern des Meisters das weniger gezeichnete als modellirte Jesukind sowie die Engel in lichtbläulichen Kleidern wieder; ferner die steif gebrochenen Falten der weiten Kleider, die Cimelien und Prachtgewänder sorglichster Ausführung, die schön gemusterten und saftig gefärbten Thonfliesse. Die Landschaft mit verschwommener Fern- und Stadtsicht auf dem Dreikönigsbilde zu Soest (oben rechts) den h. Joseph (als Wandersmann) mit Mantel und Kaputze oder mit Stab und Kerze, die Engelgruppe der Luft im Bilde der Anbetung treffen wir gleichförmig auch auf mehreren Stücken eines Cyclus, die wir demnächst betrachten.

Von ganz anderm Schlage d. h. von anderer Hand sind die decorativen Hintergründe, die nahenden Hirten bei der Anbetung, — diese

---

fälischen Umgebung (?) allzusehr beeinflusst und von einer künstlichen Idealisirung der Frauengesichter abgehalten zu haben. Maria erscheint uns wie eine behäbige westfälische (?) Patrizierfrau, der es nicht gegeben ist, ihre Seelenvorgänge durch das Gesicht zu verrathen. Auch bei Agatha ist das der Fall." — Die Maria hat für ihn (a. a. O. S. 270) noch ein ganz besonderes Interesse: „denn an ihr finden wir in der mehr grau gehaltenen Malerei einen Uebergang (!) zum Kupferstich, in welchem Aldegrever später (erst?) so Herrliches geleistet hat." Nun, das Obergewand ist lichtblau, in den Falten dunkeler, gerade wie zu Münster; Gert hat doch mit Vorliebe für Kleider die Farbenscala von Lichtblau zum Helldunkel und Gelbgrauen, allerdings je nach den Personen (Maria, Jesus, Petrus, Engel u. s. w.) und sicher ohne einen Nebengedanken an den Kupferstich erschöpft; die Belege dafür enthält sein Bildcyclus im Clemenshospitale zu Münster. Hatte das „Graue" im Gemälde damals Beziehung zu dem Stiche, wie kam es, dass im 15. und 16. Jahrhunderte „Grau in Grau" der Tafelmalerei des Niederrheins und der Niederlande geläufig, Oberdeutschland dagegen fremd war? (vgl. Scheibler im Repertorium für Kunstwissenschaft VII, 52). Aldegrever hat überdiess nach Sandrart, Teutsche Akademie (1774) III, 2, 235 seine Vorlagen für den Kupferstich gemeinlich mit der Feder ausgearbeitet. — S. 271 verweist der Mitarbeiter, um die Vorzüge der Flügelgemälde und das Verdienst ihres Malers herauszustreichen, auf die vorangehenden Ausläufer der »Kölnischen Schule« mit ihren manierirten und bis zur Widerlichkeit" versüsslichten Gestalten, die auch in Soest manch Denkmal gesetzt und dabei in handwerksmässiger Oberflächlichkeit das Möglichste geleistet hätten" (!!) . . . Man kennt sonst wohl eine sehr fruchtbare Soester Malerschule hohen Alters, aber kein Bild der Kölner Schule in Soest.

elastischen Gestalten mit lebensfrischen Antlitzen, — mehr oder weniger auch die Köpfe der Könige auf den beiden grossen Innenbildern. Den Bildern des Predellablattes ist schon ein Grund in Grau-Braun-Lilla gegeben — verschwunden der Goldgrund, die goldene oder weisse Luft der Fenster, überhaupt die helle Luftstimmung, das gothische Bei- und Architekturwerk; die Architekturen erheben sich im reichen und schweren Drechslerstyle der Renaissance, ebenso die Ziersäulchen hinter den Aussendarstellungen der Predella. Den Zierbau des Dreikönigsbildes verschönert oben eine Guirlande, gehalten von zwei Engelchen, und diese sind nackt. Als Ziermuster in der Guirlande an den Säulchen und Möbeln wurden kräftige, breite Blätter, stellenweise auch Menschenköpfe gewählt — noch keine Arabeske, kein Walzwerk, geschweige denn die Groteske. Kurzum dies Repertoir der Ornamentik war Gert (früher) unbekannt und erscheint hier, wie ich gerne einräume, als Ausfluss einer Kunstweise, die er sich beim besten Willen nicht mehr aneignen konnte; sie mochte im Figürlichen probirt werden, im Decorativen konnte der altdeutsche Meister die Stile gewiss nicht aus der Schublade verabfolgen, wie heute ein Architekt.

Von wessen Hand rühren denn diese Neuerungen, und wer hat dem Gert überhaupt den Wandel des Stiles eingegeben und erleichtert? War es ein Soester, ein Westfale oder gar ein auswärtiger Maler?

Um diese Fragen zu erledigen, bedarf es einer Datirung des Bildes — wir versetzen es gegen das Jahr 1530; denn ein Stilumschlag, wie bei dem betagten Meister Gert, vollzog sich (nach 1521) gewiss nur Schritt für Schritt, also nach Verlauf von Jahren; verträgt sich der vereinzelte Gebrauch der Kleiderschlitze mit den ersten zwanziger Jahren, so schlägt das breit entfaltete Renaissance-Werk entschieden zu Gunsten der späteren aus; stand doch der ältere Ludger to Ring zu Münster noch 1537/38 mit einem ansehnlichen Tafelbilde halb in der Renaissance, halb auf traditionellem Boden[1]). Damit verlängert sich auch der Lebensfaden Gert's bis gegen 1530.

Wo stand nun einem Maler jene neue Formenwelt zur Verfügung, wie sie im Soester Bilde vor uns aufgeht? Zu Geseke, am Wohnorte Gert's gewiss nicht; wenn dort noch eine Malerei erwacht, so schliesst sie nicht mehr an Gert an; in Soest war, wie man bereits merkt jetzt gerade Ebbe; sonst hätte man für unser Bild nicht einen oder zwei auswärtige Meister gesucht; ein Jörgen Marschalck de meler

1) Prüfer's Archiv f. kirchl. Kunst IX, 181.

scheint hier das Jahr 1525 [1]) nicht weit überlebt zu haben; der reiche Boden der Malerei treibt erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts (bis 1605) wieder einige Nachblüthen [2]).

Ich muss gestehen, mehrere Umstände lassen mich an Aldegrever's Beihülfe denken: die Renaissance-Ornamente, das Bildnissartige und die Körperlängen gewisser Figuren (zumal der Hirten), die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse. Weilte er anfänglich in der Vaterstadt Paderborn, so war er Nachbar des Geseker Altmeisters; hielt er sich schon in Soest auf, so begegneten sich beider Wege auch hier; zu Soest stellt Aldegrever ja einen Klappaltar des grossen Franken in der Petrikirche auf [3]), also vor'm oder spätestens im Todesjahre Dürers 1528, als unser Altarwerk im Werden war. Harmonirten beide Meister, so sah sich der ältere im gewissen Maasse auf die Kunst des jüngeren, dieser auf die Kundschaft des älteren angewiesen, der ihm vielleicht den Weg nach Soest gebahnt hat. Schwerlich kann Aldegrever bereits als Anhänger der Reformation aus der Fremde heimgekehrt sein [4]), wie man vorgibt; denn seine erwähnte Aufstellung eines Dürer'schen Altares erfolgte unzweifelhaft noch ganz im Sinne des alten Glaubens und erst seit 1529 brechen in Soest die reformatorischen Bewegungen hervor, woran der Künstler bald energischen Antheil nimmt [5]).

Andere Bedenken wiegen schwerer: Hat Aldegrever den Gert bei diesem Altarwerke unterstützt, warum gab er dann später diesen Malzweig so gut wie völlig wieder auf [6]); ferner passen, wenn sie über-

---

1) Nach dem Stadt-Archiv IX, 103 hat er es anscheinend zu Wohlstand gebracht: er erstand zu Soest von Thonies Kleingarn 1501 2/3. in Gegenwart Johans des Plattenschlägers ein Haus und zwei Höfchen am grossen Teiche und veräusserte das Anwesen 1525 29./3. an die Stadt. War auch jener Heinrich von Soest, welcher 1520 mit seiner Frau zu Köln ein Haus verkauft (J. J. Merlo, Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler 1852, S. 119) Maler und zum leichteren Absatze seiner Werke dorthin verzogen?

2) Weiteres in Prüfer's Archiv f. kirchl. Kunst X, 21. Ein Johan von Soest ist 1587 zu Köln von der Malerzunft in den Rath gewählt, ein Philipp von Soest um dieselbe Zeit Kunstgenosse der dortigen Maler. Merlo, Nachrichten S. 558, Fortsetzung I, 202.

3) Gehrken in der Zeitschr. f. Geschichte und Alterthumskunde IV, 150.

4) Gehrken das. IV, 150.

5) H. Kampschulte, Einführung des Protestantismus in Westfalen 1866, S. 59, 53.

6) Ausser dem bezeichneten Gemälde zu Prag existirt von ihm kein einziges Kirchenbild. L. Scheibler in d. Westdeutschen Zeitschr. II, 304, Woermann, Gesch. der Malerei II, 502.

haupt Monogramme sind, zwei Zeichen über dem Paulusbilde des Predellablattes weder zusammen, noch einzeln ebensowenig auf seinen als Gert's Namen, im ersteren Gebrauche auch ebensowenig auf seinen üblichen als auf seinen Familiennamen „Trippenmeker". Und doch ist das zweite Zeichen auf den letzteren bezogen, ohne den Nachweis, ob Aldegrever sich je desselben bedient hat. Er versah vielmehr seine ersten Ornamente von 1527[1]), also bevor er Soester Bürger war, gleich mit seinem bekannten Monogramme, das mit den Zeichen des Soester Bildes Nichts gemein hat. An der Gewandung bemerkt man die schweren (naturalistischen) Brüche Gert's[2]) und zwar ohne jene Augen oder rundlichen Tiefen, die Aldegrever sonst liebt. Was endlich Sandrart ihm an Tafelmalerei in Soest zuschreibt, entspricht unserm Bilde nicht und wird von ihm selbst auch als unverbürgt ausgegeben.

Von Soest richtet sich unser Auge nur mehr auf Münster und Dortmund; zu Recklinghausen, Essen, Coesfeld und Paderborn ist die Malerei entweder verblüht, oder noch nicht angepflanzt, jene zu Osnabrück noch zu wenig aufgeklärt. Aehnlich wie Soest ist Dortmund gegen 1530 ohne Kunstmaler und zwei Mal[3]) auf auswärtige Bilder hingewiesen, konnte also gewiss nicht mehr reformirend auf Soest einwirken.

Zu Münster, wo erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts eine

---

1) Bartsch, Peintre-graveur. Nouvelle Edition VIII, 429, W. Schmidt in Meyer's Allgem. Künstler-Lexicon I, 249. Vgl. Licktwark im Jahrbuche d. königl. Preuss. Kunstsammlungen (1884) IV, 89. Damit fällt auch die sonderbare Aeusserung im Repertorium VII, 292, Aldegrever habe erst nach Dürers 1528 erfolgtem Tode sein Monogramm (das eingeschaltete AG) geführt und bis dahin die Anfangsbuchstaben seines Familiennamens benutzt. Bartsch notirt VIII, 428 eine Vignette schon von 1522 (!), jene in Obernetter's Aldegrever B. 5, 2.

2) Im Repertorium VII, 271 heisst es: „Insbesondere muss die durchaus naturwahre und weit über Dürer hinausgehende Behandlung der Gewandung überraschen."

3) Ueber das 1523 bezogene Rosenkranzbild äussert sich das Chronicon Dominicanorum Tremon. der Königl. Bibliothek zu Berlin: (1523) Eodem anno tabula rosarii facta per M. Wilhelmum de Arborch civem Colon. 23 annorum et constat 70 flor. Hildegardus Colon. eam pinxit sub expensis conventus. Sanctificata et dedicata est a Bernhardo (de Saxonia), suffraganeo Monasteriense, dum hic ad hospitium receptus fuisset de Colonia veniente (!). Die Künstlerrollen zu Köln enthalten im 17. Jahrhunderte noch Maler mit dem Namen „Dortmund" oder „von Dortmund". Merlo, Nachrichten S. 559 f. Vgl. S. 129 Note 4.

namhafte Tafelmalerei in's Leben tritt[1]), erhärtete, trotz einer gewissen Gegenströmung von Soest der niederländische Realismus so sehr, dass die Maler[2]) zumal der älteren Zeit noch zaudernder der Renaissance nachgaben, wie Gert van Lon — letzterer hat also schwerlich die helfende Hand von dort erwartet.

Wir müssen nunmehr unsere Zuflucht nehmen zu den Barock-Nachbetern der Alt-Eyck'schen Schule, von welcher Westfalen in den Jahren 1510—1530 eine Serie von Kirchenbildern, bunt und ungleich wie eine Marktwaare, überkam. Die vorzüglichsten Stücke sind die Altarflügel der Petrikirche zu Soest, das Sassenberger Triptychon[3]) (1517) und die grosse Kreuzabnahme aus Werne zu Münster (Museum Nr. 84, 87), die Flügel des Hochaltares zu Rhynern und das bildreiche Altarwerk zu Dorsten[4]), welches laut einem Schreiben des verstorbenen Professors Evelt 1520 20./5. vom Kölner Weihbischofe Theodorus (episc. Cyrenensis) zu Ehren der Heiligen Agatha und Johannes des Täufers consecrirt ist. Im Decorativen gern der Renaissance zugethan, schöpften diese Maler gerade wie für die gleichartigen Werke am Niederrhein entweder aus dem Borne der van Eycks, wie er in der Schule zu Löwen (Brüssel) nachsickerte, oder — die Frage ist noch nicht entschieden — sie lehnten sich mehr an die Vlamen, namentlich an den Frühstil des Bles[5]).

1) Vgl. meinen Kreis Warendorf 1886 S. 148.

2) Prüfer's Archiv VII, 84; IX, 81, 85.

3) Beschrieben in meinem Kreis Warendorf S. 60, 61.

4) Mittel- oder handwerksmässig sind zwei Tafeln zu Altlünen, die Altarflügel zu Vreden, jene der Marienkirche und ein Cyclus der Katharinenkirche zu Osnabrück, die Flügel der Petrikirche zu Dortmund, eine Tafel zu Cappenberg, zwei Stücke (Barbara und Katharina) zu Caldenhof bei Hamm, der Doppelflügel zu Schwerte (1523) und die Flügel in der Altstädter Kirche zu Bielefeld. Vgl. Waagen, deutsches Kunstblatt 1850 S. 308, Lübke, Mittelalt. Kunst in Westfalen 1853, S. 364. Scheibler's briefliche und gedruckte Angaben in der Westdeutschen Zeitschrift II, 303.

5) Vgl. Woermann a. a. O. II, 496 f. zählt auch hierher die Tafel des Rosenkranzes zu Dortmund vom Kölner Meister Hildegard, vgl. vorher S. 128 und meine Kunstgesch. Beziehungen zwischen dem Reinlande und Westfalen 1873, S. 22, 50 (Bonner Jahrbücher H. LIII). Während Herr Dr. Fr. Schlie für die Dorstener Flügel in einem Briefe auf die Schule von Löwen recurrirt, welche in einem der grossen Meister der van Eyck'schen Periode, und keinem geringeren als Dierick Bouts ihre Wurzeln, ja ihre treibende Kraft hat, findet Scheibler a. a. O. II, 303 und brieflich mehr Beziehungen zu den gleichzeitigen Vlamen,

Sie sassen wohl weniger mehr in Westfalen, als am Niederrhein und in den Niederlanden[1]). Nicht unmöglich wäre es, dass sich ein Vertreter dieser Malweise, wandernd in Soest oder Geseke aufgehalten, dem Gert dictirt oder gewisse Theile des Soester Werkes abgenommen, und dabei den Ziermustern des neuen Stiles einen möglichst weiten Spielraum ausbedungen hätte; dann hüllt sich dessen Name vorerst noch in's Dunkel.

Des Oefteren ist ein Kunstwerk unter verschiedenen Händen entstanden; die Art und Weise, wie sich das am Soester Altare zutrug, gewährt die lehrreichsten Blicke auf die Macht veränderter Zeit- und Kunstanschauungen, auf die Vorgänge in der Seele des alten Malers Gert. Er soll und will die stets gebrauchten Stilformen, ich möchte sagen, die Jugendideale, die ihm heilig, theuer und ruhmreich geworden, verlassen oder doch mit Motiven durchdringen und verquicken, die nachgerade Mode geworden waren; dass er den Versuch nicht scheute, ist selbst ein Merkmal der Zeit; für die architektonischen und andern Ornamente, die ihm voraussichtlich misslangen, zieht er eine junge, fähige Kraft heran, und für gewisse Partien des Figürlichen schaut er zugleich auf Dürers Vorbilder. Man verlangte in der alten Kunststadt mehr, als die Heimath zu leisten vermochte, sonst hätte man Dürer keinen Auftrag ertheilt. Nun, der alte und der junge Meister haben unser Bild einträchtig zu Stande gebracht, denn weder Gerts noch des Genossen Antheil sieht aus wie ein einfaches Vervollständigen oder Beendigen dessen, was der andere begründet oder begonnen hatte. Gert hat sich namentlich das Figürliche vorbehalten und, wie es auch

---

namentlich zu dem, was er im Anschlusse an Waagen den Frühstil des Bles nennt. Vgl. Woermann II, 523.

1) So jener Hildegard zu Köln; Scholten bringt in den „Auszügen aus den Baurechnungen der St. Victors-Kirche zu Xanten, Berlin 1852, S. VIII eine Notiz, welche „ebenfalls einem wahrscheinlich unbekannten Namen gilt und sich auf ein tüchtiges Kunstwerk bezieht“: Anno 1553 pictae sunt tabulae altaris B. Mariae virginis per Rudolphum de Antverpen, condictum Loesen, existente magistro fabricae, Everardo Maess. Vielleicht um diese Zeit gelangte eine Tafel des Hochaltares von Antwerpen an das Schwesternhaus zu Ahlen, wie schon 1461 von Brügge eine prächtige Glasmalerei an die Pfarrkirche zu Unna. Vgl. meine Kunstgesch. Beziehungen S. 18, 47. — Waren die Maler Kars(t)ken aus dem Gelderlande und Reynardt von Wesel, welche in der Wiedertäufer-Bewegung zu Münster eine Rolle spielten, hier bereits durch ihre Kunst eingeführt? Vgl. Prüfer's Archiv IX, 75.

gewandelt und gemodelt wurde, überall scheint noch das Charakteristische oder vielmehr das Typische seiner ehemaligen Formengebung hindurch. Worin beide Hände sich namentlich begegneten, worin die beiderseitigen Antheile einheitlich zusammenfliessen — das ist die tiefe, kräftige Farbe.

Aelter ist eine Serie von Gemälden im Clemenshospitale zu Münster; das Figürliche bewegt sich durchaus noch im eigentlichen Formenkanon Gert's. Vierzehn an der Zahl wanderten sie wahrscheinlich auf Geheiss des Churfürsten Clemens August von Baiern aus einem seiner anderweitigen Bisthümer, etwa aus dem (Kölnischen) Sauerlande hierher als Schmuck seiner fürstlichen Krankenstiftung. Für eine solche Provenienz sprechen keine Acten, vielmehr gewisse Umstände, wie dass bis jetzt vom Geseker Meister in der Münster'schen Diöcese keine (Andachts-)Bilder des ursprünglichen Standorts an's Licht kamen, sodann kehrt in unserer Serie von einem Löwen gehalten ein oblong getheilter Schild dreimal auf der Rücklehne des Bettes im Bilde der Verkündigung und einmal beim Einzuge des Herrn in Jerusalem über dem Stadtthore wieder. Von den Inhabern dieses Abzeichens kommen die altmünsterländischen Geschlechter Wüllen und Walegarden sowenig in Betracht, wie die unansehnlichen von Thünen und Ulfersen, sondern jedenfalls nur die Diöcesangenossen der beiden letzteren, die Bredenol, Elspe und Plettenberg. Diese wohnten in der Kölner Erzdiöcese westfälischen Antheils und am Ersten räth man auf die Plettenbergs, welche im Herzogthum Westfalen an Würden und Besitzungen langehin fast alle Geschlechter überragten. Dass, wie wir sehen werden, in einem Gemälde der Geburt Christi eine schwarz gekleidete Nonne (Benedictinerin) mit der Kerze die Stelle Josephs vertritt, deutet vielleicht auf den ursprünglichen Fundort hin.

Die Bilder hangen links und rechts auf einem Gange des Westflügels in einer willkürlichen Folge der Scenen aus dem Leben des Herrn, das sie wiederspiegeln. Auch richtig geordnet lässt sich noch manche Lücke erkennen und darum auf einen vormals weit umfassenderen Cyclus schliessen, als diese vierzehn Stücke darstellen:

1. Die Vermählung Marias und Josephs inmitten zweier Zeugen — Joseph, wie im Soester Bilde, im (rothen) Gürtelrocke und blauem Mantel mit einer Kaputze.

2. Marias Begrüssung durch den Engel in einem nicht überladenen, mit gothischen Möbeln staffirtem Gemache; an dem Bette die erwähnten Wappen.

3. Begegnung Marias und Elisabeths in einer Landschaft vor einem Hausthore.

4. Christi Geburt: Maria empfängt von einer Frau die Wochensuppe im Bette, neben diesem steht ein Tisch mit Hausgeräth, dahinter eine schwarz gekleidete Frau (Nonne) mit der Kerze, vorn badet die Wehemutter (Zeloni?) den Kleinen.

5. Anbetung des Kindes, das strahlend zwischen den Eltern liegt, von welchen Joseph wie zu Soest Stab und Kerze führt; hinter ihnen Ochs und Esel, über ihnen schauen zwei Personen (Hirten) durch ein Kuppelfenster, einer mit dem Stabe in röthlichem Mantel und blauer Kaputze, einer als lockiger Jüngling in grünlichem Rocke, — oben schweben zwei Engel mit dem Gloria . . .

6. Darbringung im Tempel, wobei Joseph die beiden Tauben im Korbe trägt; oben in einem Bilde mit Kleeblattschlusse Moses und neben ihm zwei Männer, einer mit dem Buche und einer mit dem Stabe.

7. Einzug des Herrn in Jerusalem mit zahlreichem Gefolge; über dem Thore das bezeichnete Wappen.

8. Christus betet am felsigen Oelberge vor einem Kelche mit der h. Hostie[1]) und hinter ihm stürzen die Kriegsknechte durch ein hölzernes Gartenthor, indess die Jünger im Vordergrunde schlafen.

9. Christi Verhöhnung: eine Gruppe von sechs Personen in einem Gemache, dessen Fenster einfache Glasbilder zieren.

10. Christus erscheint den Jüngern.

11. Christi Himmelfahrt im Angesichte der betroffenen Jünger und der Mutter.

12. Vor einem grünen Teppiche mit Granatmustern krönen Gottvater und der Sohn die h. Maria — darüber schweben die Taube und zwei Engelpaare, deren eines musicirt, während das andere ein Buch aufhält.

13. Die Herabkunft des h. Geistes.

14. Christus mit dem Nimbus des Lilien-Schwertes sitzt auf zwei Regenbögen zwischen Maria und Johannes zu Gericht; unten rechts werden die (nackten) Seelen vom Teufel und seiner Frau in den Höllen-

1) Wie auf einem Bilde der Schule Dierick Bout's im Germanischen Museum zu Nürnberg No. 25.

rachen gerissen, links von Petrus in's Himmelsthor geleitet. — Anordnung und Einzelheiten wie in einem grossen Holzschnitte des Schedelschen Chronicon (Nürnberg) 1493.

Die Bilder hatten ursprünglich offenbar Nichts mit sogenannten Stationen gemein; denn, wie die Lücken der Serie beweisen, machen sie heute nur zufällig die Zahl 14 aus und Stationen waren zu Gert's Zeit wohl noch nicht in Gebrauch. Am Ersten sind sie als Füllungen von Chorstühlen oder von Brüstungen einer Orgelbühne oder eines Nonnenchors gemalt und angebracht worden. Wie Blumen waren die Gemälde dem vielleicht nicht ungefärbten Möbelgerüste eingereiht, erinnere ich mich recht, in einer Kirche zu Geseke, dem Wohnorte unseres Malers; und noch heute muthet uns ihre gleichartige Verwendung sehr an in der Pfarrkirche zu Werl. Es unterbrechen hier die Orgelbrüstung[1]) gegen alle drei Schiffe oben abgerundete Gemälde mit Heiligenbildern und Unterschriften — nach dem Südschiffe die Heiligen Laurentius, Norbertus und Walburga, nach dem Nordschiffe Augustinus, Stephanus und Cäcilia, in der Brüstung nach dem Hauptschiffe nur vier: Petrus, Johannes der Täufer und der Evangelist und St. Michael — an allen Seiten in Brustbildern. Die anderen (Mittel-)Bilder der letzteren und längeren Brüstung wichen wahrscheinlich einem später angebrachten Erker. Das mehr architektonisch als decorativ behandelte Möbel, die Färbung der noch gut gezeichneten Gemälde sprechen für eine Entstehung der ganzen Serie im Beginne des dreissigjährigen Krieges.

Die Bilder des Clemenshospitals nehmen sich keineswegs als Theilreste eines Altarwerkes aus: es sind sämmtlich Einzeltafeln von gleicher Grösse, je mit abgeschlossener Darstellung ohne Spuren irgendwelcher Verkürzung oder Verstümmelung; ihre Maasse betragen 85 cm in der Höhe und 65 cm in der Breite; zweifellos war ihr vollständiger Cyclus

---

1) In alter Zeit schmückten sie die Orgel selbst: man stösst zum J. 1440 auf folgende Posten in den Rechnungen der St. Victors-Kirche zu Xanten (bei Scholten, a. a. O. S. 30): Item magistro Henrico pictori pro pictura ad organa et ad sepulchrum s. Victoris et ad flores seu pinnacula super chorum et cellarium XI flor. Ren. incl. II flor. Ren. datis pro panno linneo ad januas organorum. Auch die Verschlusstafeln der Orgel in der Franziskanerkirche zu Urbino zeigten Einzelheilige des Franziskanerordens, die theils Rafael, theils seinem Vater zugeschrieben wurden. Passavant, Rafael von Urbino 1839 I, 23.

ebenso grossartig als Bildschmuck einer Kirche oder eines Klosters, denn als Schöpfung eines Meisters der Kleinstadt.

Sie theilen mit Gert's anderen Kirchenbildern die ruhige Handlung und schlichte Composition, die saubern Costüme und die gothischen Interieurs; ein gothisches Blattgeränke bogenartig verflochten umfasst oben die häuslichen wie die landschaftlichen Scenen, verschiedene Muster herrschen in den Bodenfliessen, rundbogige Fenster in den Architekturen — die Farbengebung ist hier weit weniger brillant, wie sonst; überall wurde am Golde gespart, statt der goldenen eine weisse Luft für die Fenster gewählt, oder es beliebte die natürliche Landschaft, die sich gerne als felsiges Gebirge erhebt und als bläuliches Flussthal mit fern aufdämmernden Gebäulichkeiten oder Städten senkt. War dem Meister die Bevorzugung der Landschaft durch Sparsamkeitsrücksichten geboten, — so scheint es —, dann mangelt auch ein stichhaltiger Grund, die Münsterischen Tafeln in seine gereifteren Jahre zu verlegen — allerdings sprechen anscheinend dafür einige Figürchen, sowohl aus der Frauen-, als aus der Männerwelt, die nämlich mit eleganter Kopfcontour und freundlichem Gesichtsausdrucke angenehm contrastiren gegen die stereotypen Gestalten der Hauptpersonen.

Gert's eigenste Malweise ohne anderweitige Zuthaten erschliesst uns ein Altarblatt der alten Pfarrkirche zu Hörste bei Lippstadt.

Es hat unzweifelhaft um 1700 dem jetzigen Hochaltar Platz gemacht, welcher in Stein hoch aufwipfelt mit seinen Baugliederungen, Bildsäulen und dem Hauptbilde in Relief, nämlich dem Abendmahle des Herrn und der Jünger. Es theilte das Loos so vieler Altwerke, nämlich, falls sie nicht gar zertrümmert oder vertilgt wurden, vor neumodigen oder „schönern" Anschaffungen in die Winkel oder Verliesse zu rücken und der Vergessenheit und Beschädigung anheimzufallen; im Thurme hinter der Orgel steht es, der Flügel baar und in der Bildfläche so arg mitgenommen, dass stellenweise der Holzgrund nackt hervorsieht und die Leinwand mit der Bemalung abblättert. Als Malgrund dient Kreide auf Leinwand, hie und da anscheinend auch Kreide allein auf kernigen Eichenstücken. Die Bildfläche hat die erheblichen Maasse von 2 m Länge und 1,26 m Höhe. Den Rahmen bedecken Gold sowie graue und rothe Farben.

Die einfachen und statuarischen Bilder sind: mitten die Kreuzigung des Herrn, Maria, Johannes, Magdalena und schwebende Engel mit Kelchen auf Goldgrund — und daneben auf der einen Seite Anna

selbdritt, auf der andern der h. Martinus als Kirchenpatron — diese in Architekturen, durch deren Fenster goldene Luft dringt. Bei allen Unbilden, die dem Werke widerfahren sind, bewahrt es noch mehrfach die feinsten Einzelheiten, zumal die gothischen Blattdecorationen sowie einen Farbenglanz von höchster Schönheit; und es macht den Eindruck, als sei es in den rüstigsten Tagen des Meisters vollbracht.

J. B. Nordhoff.

II. Meister Eisenhuth.

IV.

Ich kann noch eine kleine Nachlese[1]) zu Eisenhuths Werken halten; es handelt sich leider nicht mehr um plastische Metallarbeiten, sondern um drei schöne Proben des Kupferstichs oder des Metallschnittes. Das grösste Stück ist durch die Inschrift beglaubigt und auch ohne diese auf den Urheber leicht zurückzuführen, — das in Kupfer gestochene Portrait des gelehrten und berühmten Juristen Ludolf Schrader[2]) an der Brandenburgischen Universität Frankfurt, eines Braunschweigers von Geburt. Viereckig, 25,5 cm hoch und 17 cm breit bietet es in einem stumpfen Ovale von vertikaler Lage dessen Brustbild, darunter in einem horizontalen und schlankeren Medaillon, welches mittelst Nägel einem viereckigen Zier-Rahmen aufgeheftet erscheint, die Inschrift: D:(ominus) Ludolphus Schraderus | Brunsvicensis, I(uris) C(onsul)tus, eques auratus, Caesarei, | Electoralis Brandeburgici, totiusq(ue) domus Brandeb:(urgicae) | & aliorum praeterea ducum, principum atque statuum | S. R. Imperij consiliarius, Iuridicae facultatis in Acade|mia Francofordiana ad Oderam quondam praeses or|dinarius, & antecessor primari(us): pie in CHRISTO | obiit, in patria octava die Iulij, Anno Domini, | 1589. aetatis vero 59. Ant$_o$(nius) Eise(n)hot F(ecit).

Schrader schaut halb zur Seite, trägt weisse Hals- und Aermelkrausen, einen kostbaren, vorn nicht geschlossenen Mantel mit Pelzbesatz, in der nervigen, geäderten Hand die Handschuhe, um den Hals und auf der Brust die doppelte Amtskette, auf den hohen Schultern

---

1) Vgl. Artikel I: Jahrbb. H. LXVII, 137 ff., Artikel II: Jahrbb. H. LXX, 113 ff., Artikel III: Jahrbb. LXXVII, 142 ff.

2) Es wurde jüngst in Paderborn entdeckt (vgl. Kunst-Chronik 1885/86 S. 437) und an die Dresdener Sammlung verkauft.

sitzt das schon ergraute, kurz geschorene Haupt mit vollem Barte und länglichem Antlitze, feiner kurzer Nase und hoher, doppeltgewölbter Stirn, indess die kleinen Augen Fassung und Scharfsinn aussprechen. In Absicht auf die Charakteristik ist es das Muster eines Bildnisses, ebenbürtig den hervorragenden Farbenportraits jener Zeit. Falls Eisenhuth auch die Zeichnung entwarf, haben wir einen neuen Beleg für des Meisters Begabung als Maler. Ganz reich, in Inhalt und Formen ihm eigen, erweist sich die schöne Umrahmung an den vier Seiten: in einem leichten, nicht vorlauten Gerüste von baulichen Gliedern, Walzwerk, Masken, Hermen und deren Zuthaten ruhen drei Paare von allegorischen Gestalten, grosse Weibsbilder, gekennzeichnet durch Haltung, Inschriften und Embleme und doch wieder ganz wechselvoll in Auffassung und Anordnung: unten die Eruditio und Liberalitas nackt, gelagert bei ihren Symbolen mit erhobenem Oberkörper, — dann an den untern Zwickelseiten des Bildnisses, gleich jenen mit dem Rücken nach aussen gekehrt, die Spes mit dem Anker und Ruder und die Charitas, welche zwei nackte Knäblein beschenkt oder säugt, ganz bekleidet und sitzend, und oben die Fides mit dem Crucifix, und die Justitia mit der Wage; diese liegen mit dem Oberkörper einwärts, bereits auf dem Oberrande des Bildovals, getrennt durch das persönliche Wappen des Löwenrachen, halbnackt, so dass die Brüste und jedesmal ein Unterbein unverhüllt bleiben. Aussen neben ihnen stehen zwei nackte Putti mit Schwingen und den Attributen des Kreuzes hier und des Schwertes dort. Es sind zwei mächtige, ernste Weibsgestalten, ganz in der Empfindung und Art des grossen Florentiners. Die obersten Zwickel füllen Palm- und Blüthenzweige, ferner Schalen mit Früchten und Blumen. Die Vorliebe für Allegorien, die langen Körper, die wohlgenährten Buben, deren auffallend kurzen Unterbeine, die hochentblössten Stirnen der Weibsbilder, die Gewand-Lage und -Knitterung, die geschickte Raumbenutzung und das Ornamentale — Alles das sind Merkmale, die wir an den bedeutenderen (Renaissance-)Werken des Meisters längst gewohnt sind.

Wie schon die Inschrift anzeigt, ist der Stich erst nach dem Tode des Verbildlichten, also nach 1589 entstanden, und hätte Eisenhuth selbst das Bild oder die Zeichnung nach dem Leben gefertigt, so müsste er dem Gelehrten irgendwo nahe getreten sein und zwar selbstverständlich nach seiner Heimkehr aus Italien, also in den Jahren 1585[1])

---

1) Artikel III, S. 150.

bis 1589. Nun wohnte Schrader auch wieder zu Braunschweig[1]) und arbeitete Eisenhuth als Wanderkünstler, zumal in Franken (Nürnberg), Hessen und Westfalen, — als solcher oblag er vorzugsweise dem Portrait und Kupferstich und widmete 1588 dem Paderborner Bischofe Dietrich von Fürstenberg (1585—1618) vermuthlich die erste Probe seiner Befähigung in einem schönen Kelche; 1589 datirt die erste Frucht seiner Sesshaftigkeit in Westfalen oder vielmehr in der Vaterstadt Warburg[2]); nunmehr mochte er hier eine seiner Kunst und seinem Fortkommen angemessene Zukunft voraussehen.

Er brauchte also Schrader's Bildniss nicht durch Andere, etwa den damals in Braunschweig beliebten Portraitmaler Ludger to Ring[3]) zu beziehen, er konnte Schrader dort, oder wenn diesen Geschäfte an die Höfe oder zu Buchdruckereien Mitteldeutschlands riefen, aufsuchen und antreffen. Er verkehrte in dieser Zeit ja mehrfach, auch später noch anscheinend freundschaftlich mit Protestanten[4]), als er bereits Unterthan und Künstler des glaubensstrengen Bischofs Fürstenberg war.

Feststeht, dass die beiden Landsleute sich nicht mehr in Italien begegnet sind; denn 1552 als Schrader in Bologna privatim die Rechte docirte[5]), ward Anton Eisenhuths Name noch nicht gehört[6]).

Nun gut — genau nach Eisenhuths Kupferstiche wurde fast zwei Jahrzehnte hernach ein Holzschnitt mit den Lebens- und Todesdaten in 4$^{0.}$ hergestellt, nämlich für Schraders Consiliorum sive Responsorum volumen I, Leipzig 1607/9[7]), nur erheblich vereinfacht in der Umrahmung und abgeändert im Costüme; die Pelzverbrämung wich Stickereien und das Wappen schob sich oben in die Bildfläche, die Umrahmung beschränkte sich auf einige Ornamente und an den vier Aussenzwickeln auf schwere Putti, welche laut Inschriften die Justitia — Fama — Eruditio — Liberalitas wiedergeben. An dem späten Datum

1) Jöchers Gelehrten-Lexikon IV, 344.

2) So gedeutet gelangt doch am Ende die Unterschrift seines Stiches der Ketzerei: Primitiae artis Antonii Eisenhoit datae Warbergae Paderbornensium 1589 zu ihrem Rechte. Vgl. Art. III, S. 150.

3) Vgl. meine Angaben in Prüfer's (Berliner) Archiv für christl. Kunst (1885) IX, 83.

4) Urk. von 1601 13/4 in Art. III, S. 144.

5) Vgl. Jöcher a. a. O.

6) Art. I S. 140.

7) Vgl. R. Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft (1880) I, 529.

und der ungelenken Ornamentik ersieht man, dass Eisenhuth mit dem Formschnitte Nichts mehr zu thun hatte. Den Band II von 1609 schmückt nochmals des Verfassers Portrait in ähnlich grossem Holzschnitte, aber hier mit derselben Wendung, demselben Ketten- und Pelzschmucke und demselben länglichen Gesichtstypus wie im Kupferstiche; nur fehlen Inschrift und allegorischer Bildbesatz; doch haften daran als vier äussere (Zwickel) Zierden Cartouchen mit Fruchtornamenten.

An beiden Stellen kommt zu dem Portrait ein Lobgedicht auf die Naturtreue des Bildes und damit wie von selbst auf die Geschicklichkeit der Künstler, ohne dass, wie in der Regel, diese benannt werden:

Schraderi picta quisquis sub imagine vultus
Conspiciet vigiles, quas habuit, faces;
Sic oculus (!), sic ille manus, sic ora gerebat,
Gloria Romulei Scaevula juris, ait;
Non male spectator, sentis, bone; corporis ast hic
Artificum tibi dat dextra modo effigiem.
Discupis (!) ingenij varias cognoscere dotes,
Erudient doctae pulpita docta scholae ...

In der Auffassung des Portraits und dem feinen, glitschernden Stiche erreicht von den Zeitgenossen wohl am Ersten unsern Eisenhuth der Leidener Kupferstecher Bartholomaeus Dolendo[1]) (geb. um 1560) und wie jener[2]), arbeitete auch dieser[3]) nach Bartholomaeus Spranger. — Eisenhuths Technik des Stiches hat also in den Niederlanden ebenso ihres Gleichen, wie jene der Bildnerei (Utrecht). Was Meister, wie diese, in den Portraits versprachen und leisteten, hält vollauf die Probe aus mit den viel gepriesenen Franzosen-Kupfern unter Ludwig XIV.; an Leben, Kraft und Charakteristik ziehen letztere offenbar den Kürzeren.

Dass damals die grössten Künstler fern von allem Specialisiren ihre Hand auch dem Gewerbe ebenso zuwandten, wie grossen Problemen, mögen uns folgende Erbtheile Eisenhuths beweisen. Das 1600 zu Paderborn von Matthaeus Pontanus gedruckte Buch in kl. 8°: L. Ruben, Liber de falsis prophetis et lupis rapacibus[4]) führt eine 37 mm

1) Man vgl. das Portrait des Em. van Meteren in dessen Belgische ofte Nederlantsche Historie. Delf 1599. fol.

2) Art. III, S. 151.

3) Nagler, Monogrammisten I, Nr. 1757.

4) Vgl. meine Denkwürdigk. aus d. Münster. Humanismus. Mit e. Anlage

breite und 50mm hohe Titelvignette: darin die stehenden Heiligen Petrus und Paulus ein Wappen haltend, im Wappen gekreuzte Schlüssel, Schwert und Krummstab, auf demselben die Inful. Das ist nach der Gewandung und der Glätte des Stiches wiederum ein Werk Eisenhuths, der damals längst im Dienste des dortigen Bischofs stand. Welchen Antheil der Meister wie der Bischof an der Paderborner Presse und Officin nahmen, ergibt sich auch aus der Betrachtung des dritten Stückes von Eisenhuth; das ist ein Metallschnitt.

Von des Jesuiten J. Pontanus Progymnasmata, welche zu Ingolstadt in 8° erschienen, steckt ein mir vorliegendes Exemplar des vol. III P. I von 1592 in Deckeln mit Schweinsleder und mit Ornamenten des 16. Jahrhunderts. Diese sind eingeprägt und eingerollt, an den Rändern schmal und einförmig mit allegorischen Gestalten z. B Fides, Spes, Justitia unter steifen Laubbaldachinen; von den drei Feldchen der Füllung sind die schmalern oben und unten vorn gar nicht, hinten mit Fileten bedruckt, die in ihrer Schwere den Laubbaldachinen gleichen; das grössere in der Mitte schmückt dagegen ein Stempel, dessen edle und schwungvolle Composition sofort gegen die benachbarten Ornamente absticht. Bei 4½cm Breite und 7cm Höhe repräsentirt er das Wappen des Bischofs Dietrich und (darüber) wie als Helmschmuck die Mitra, neben dieser das Paderborner Kreuz und die beiden Fürstenberger Reiherfedern mit den beiden Querbalken. Die Umkleidung machen an den Seiten Flügel von Walzwerk, sodann in krauser Anlage geometrische Ornamente, an den untern Ecken links und rechts je ein Bouquet von Früchten und Blüthen. Weist der Stempel auf einen gewandten Formschneider, so gemahnen die Bouquets und die schlanke Form der Mitra und Reiherfedern, die Entfaltung des bischöflichen Wappens an andere Werke Eisenhuths, zumal an sein Bücherzeichen für die bischöfliche Bibliothek; die Renaissance-Ornamente nun stehen in Auswahl und Anordnung den besten nicht nach, die er gestochen oder getrieben hat.

Das in Ingolstadt gedruckte Buch ist also zu Paderborn eingebunden, sogar laut Inschrift hier 1594 verkauft; es war somit unzweifelhaft durch die Ingolstädter Jesuiten, deren Orden der Verfasser angehörte, an die Paderborner gelangt, denen der Bischof hier 1585 das Gymnasium übergeben hatte; der Buchbinder aber, welcher einen Zier-

---

über d. früh. Press- u. Bücherwesen Westfalens 1874, S. 207 und meine Nachlese dazu in der Zeitschr. f. Gesch. u. Alterthumskunde. (Münster) XLIII, 1, 124 ff.

stempel mit dem bischöflichen Wappen gebrauchte, stand ohne Frage in Beziehung zur (Paderborner) Jesuitenschule; — es ist daher wohl schon jener Matthaeus Pontanus, welcher hier 1597 die erste Presse zunächst behufs Restauration des katholischen Glaubens aufrichtete. Der Buchbinder (Drucker) ist dann gewiss auch ein Anverwandter oder Bruder des Verfassers der Progymnasmata; die Verbindung von Ingolstadt und Paderborn, die Gemeinsamkeit des Hausnamens Pontanus deuten geradwegs darauf hin; dann stammt auch der Paderborner Drucker[1]) aus Böhmen und zwar aus Bruck[2]).

Der Einband und gewisse äussere Merkmale eines alten Buches führen also auf so lehrreiche Ergebnisse, wie die Verbindungen der Jesuiten im Süden und Norden, weiterhin auf gewisse Massnahmen im Restaurationswerke eines westfälischen Bischofs. Und dieser Bischof fördert und pflegt zugleich die Literatur und nicht weniger die Künste durch allerhand tüchtige Kräfte, selbst solche des Auslandes. Die namhaftesten sind die Westfalen Eisenhuth, der Bildhauer Heinrich Gröninger (Grunniger); von seinen Malern war Gerdt Stroedtmann aus Höxter[3]) und Nicolaus de Liemacher gen. Roose aus Gent[4]). Gegenüber der eigenartigen Cultur des protestantischen Holland entfaltete sich damals in Belgien in Kunstwerken und Schriften epochemachend das katholische Leben — und der Heerd Antwerpen leuchtete weithin in die katholischen Reviere Deutschlands (Würzburg). Aehnliches in seinem westfälichen Fürstenthum in's Leben zu rufen, hatte offenbar der Bischof Fürstenberg von Paderborn im Auge; thatsächlich zeigen sich damals in der Paderborner Geschichte allerlei Parallelen zu den kirchlichen und künstlerischen Erscheinungen in Belgien.

Noch ein Wort über einzelne Manieren Eisenhuths[5]): die kurzen Unterbeine seiner Figuren hat er unzweifelhaft Aldegrever entlehnt, in dessen Stichen sie sofort auffallen. Mit diesem theilt er auch die langen

---

1) Vgl. meine Denkwürdigkeiten a. a. O. und meine Nachlese a. a. O. XLI, 151 ff.; erst 1674 wurde den hiesigen Buchbindern ein Amt verliehen und das Meisterstück abgefordert das. XXXIX I, 180 f.

2) Vgl. Ribadeneira, Bibliotheca Scriptorum S. J. 1676, p. 382.

3) Nach Brand's Abschriften ist Meister Gerdt Stroedtmann, Maler aus Höxter, auf Caution, die er durch seine beiden Bürgen gethan, dass er seine Qualification vorbringen wolle, 1592 zum Bürger aufgenommen und mit seinem Söhnlein Heinrich, dem spätern Maler in Arnsberg, beeidet.

4) Belege in Prüfer's Archiv f. kirchl. Kunst 1886, Nr. 5.

5) Vgl. Artikel III, 150 ff.

Körper und die geäugelten Gewand-Falten und -Brüche, nur sind jene im Hinblicke auf die Formenwelt der italienischen Spätrenaissance, diese gewiss im Anschlusse an Dürer's Blätter veredelt und die Brüche deshalb weniger schattirt. Der Warburger Meister hat also von Jugend auf die Kupfer des Soester Landsmannes studirt und als gereifter Künstler von den so gewonnenen Jugendeindrücken Mehreres verwerthet, Anderes, wie das Blattornament, gänzlich verworfen. Beiden Meistern ist ein sinnlicher Zug gemein —, und beide bezeugen auch eine merkwürdige Uebereinstimmung in der Wahl und Uebung ihrer Kunstzweige.

J. B. Nordhoff.

---

12. Alte Wandmalereien in der Münsterkirche zu Essen.

Bereits vor längerer Zeit wurden aus Anlass der Restaurations-Arbeiten am Ostchor der Münsterkirche zu Essen höchst interessante und mit einer gewissen Vollendung ausgeführte Malereien an einem Gewölbe-Viereck des 12. Jahrhunderts aufgedeckt[1]). Dieselben gaben in vier, den Feldern des Kreuzgewölbes entsprechenden, Darstellungen die Hauptscenen aus dem Martyrium der hh. Cosmas und Damianus, der im ganzen Mittelalter hochverehrten Patrone der Stadt und des Stifts Essen, wieder. Nicht minder interessante, ja durch den Umstand höhern Alters noch merkwürdigere, Funde an Wandmalereien sind bei der Herstellung des Westchors, eines ältern Theils der Kirche, im Jahre 1883 gemacht worden, während gleichzeitig nach Osten hin schöne gothische Bilder zum Vorschein kamen. Ueber diese Funde zu berichten ist der Zweck dieser Zeilen.

Architektonisch gliedert sich das Westchor der Essener Münsterkirche zweifach. Den Haupttheil bildet die über drei Seiten des Sechsecks bis zur Höhe des Mittelschiffs der Kirche aufgeführte, auf drei mächtigen Rundbogen ruhende Concha[2]). Daran schliessen sich in geringerer Höhe die Theile des obern Umgangs (— der untere, mit dem Flur der Kirche in einer Ebene liegende Theil des Westchors bleibt hier ausser Betracht —), in welchem je zwei Gurtbogen auf jeder der hinteren Ecken das Halbsechseck gegen die im Viereck angelegten Umfassungsmauern abstützen. So wird durch diese vier Gurtbogen der ganze Umgang in 5 Theile zerlegt, von welchen der geradezu nach

1) Vergl. Heilermann: Cosmas und Damianus, Alte Wandmalereien in der Münsterkirche zu Essen. Jahrb. LXXIII 1882, S. 89 und Taf. V.

2) Vergl. die Zeichnungen bei v. Quast, Zeitschrift für christl. Kunst und Archäologie. Bd. I (vergl. jedoch dazu die berichtigenden Bemerkungen von G. Humann im „Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine" 1884. Nr. 11.)

Westen gerichtete einen ziemlich quadratischen Raum bildet. Der übrige Raum des Umganges zerfällt nach Nord und Süd in je 2 kleinere dreieckige Theile, indem die äusseren Ecken der Umfassungsmauern zu Gunsten der vorgelegten Treppenthürmchen abgeschrägt sind.

I. Wie die vorhandenen kümmerlichen Reste beweisen, waren alle diese Räume reich ausgemalt. Der Haupttheil, die Halbkuppel, hatte selbstverständlich auch die grossartigste Behandlung seitens des Malers erfahren, da sie die grösste Malfläche darbietet und auch von der Kirche her unbehindert in ihrer Ganzheit überschaut werden kann. Die Frage, was hier dargestellt gewesen, lässt sich wenigstens vorderhand schwer beantworten. Der ganze südliche Theil der Halbkuppel hat kaum noch eine Spur von Malerei. Das Uebriggebliebene befindet sich im westlichen Theil über dem mittlern Bogen. Hieran anschliessend sind weitere Reste im nördlichen Theile ersichtlich und in ziemlicher Entfernung ein letzter Rest mehr nach Osten.

Von der Hauptfigur nun inmitte der Halbkuppel sieht man nur noch den Theil von den Füssen bis zu den Knieen innerhalb des entsprechenden Stückes der das ganze Bild ursprünglich umziehenden Mandorla. Zu den Füssen derselben entsteigt der Erde eine männliche Gestalt (Halbfigur), mit ausgebreiteten Armen, mit jedem Arm einen Thürflügel wie von einer vorher über ihr geschlossenen Gruft zurückwerfend und das Antlitz der Hauptfigur flehentlich zuwendend. Die ganze Darstellung hat der Maler durch eine Mauer eingeschlossen, die der Kreislinie der Concha folgt, und rechts und links eine Thüre zeigt. Die Hauptfigur hat ein bis auf die Knöchel reichendes Gewand (ein Theil des Obergewandes ist ebenfalls noch erkennbar), die Füsse mit Sandalen versehen. An dem unmittelbar unter der Darstellung sich hinziehenden Bogenrand steht eine in Römischen Grossbuchstaben gehaltene sehr lückenhafte Inschrift, deren Ergänzung bis jetzt nicht gelungen ist.

In dem Zwickel der Kuppel zwischen dem eben erwähnten und dem nach Nord gelegenen Bogen erblickt man eine in Flammen liegende, um den Hals gekettete Figur mit entstelltem Gesicht und aufgesperrtem Rachen, den Blick der eben beschriebenen Hauptdarstellung zukehrend. Rückwärts dahinter sind die Spuren einer mit Feuerhaken versehenen Teufelsgestalt zu erkennen.

Weiter nach Norden vorschreitend finden wir die Reste eines

Baumes und zweier dabei stehenden Figuren, von denen eine weiblich, die mit ziemlicher Sicherheit auf Adam und Eva schliessen lassen.

Nach einem bedeutenden Zwischenraum, in welchem von der alten Malerei nichts mehr übrig, wird mehr nach Osten der Oberkörper und rechte Arm einer Christusfigur ersichtlich, kennbar sowohl an den Gesichtszügen als an dem gekreuzten Nimbus. Das Antlitz ist nach Westen, wie auf die letzterwähnten Figuren, gerichtet.

II. Von den erwähnten dreieckigen Theilen des Umgangs waren die beiden vorderen sowohl an den (höher liegenden) Gewölben als an den von den folgenden dreieckigen Räumen trennenden Wandflächen mit Engelsgestalten in sehr geschickter Benutzung des Raumes belebt. Zu erkennen ist noch folgendes.

1) Eine Engelsfigur, die das Gewölbe des nordöstlichen Dreiecks füllt.

2) In demselben Theile zu Seiten einer kleinen Bogenstellung, welche die Wand über dem nach Westen gelegenen kleinern Gurtbogen durchbricht, ein Engel mit kurz geschürztem Gewand, der einen mit Reisestab versehenen Jüngling an der Hand führt — also wohl Raphael mit Tobias.

3) Dem gegenüber an der andern Seite obiger Bogenstellung eine knieende Mannesgestalt von älterem Gesichtsausdruck, die Hände zum Gebet aufrecht haltend, den Kopf einem rückwärts stehenden Engel zuwendend. Letzterer hält mit der Geberde eines Redenden ein Spruchband, auf welchem bei den früheren Besichtigungen folgende Lesung ziemlich deutlich zu ermitteln war:

egēc
svs
sv(m)
vt
do
ce
rem
te

egressus sum ut docerem te . . . „Ich bin ausgegangen, damit ich dich belehre“. Daniel 9, 22.

Dadurch ist dieser Engel hinreichend als der dem Propheten Daniel erscheinende Gabriel gekennzeichnet.

4) Unterhalb des vorhin erwähnten Raphael ist der Zwickel über dem Gurtbogen rechts vom Beschauer mit dem grössern Brustbild

einer männlichen Figur ausgefüllt, die ein nach oben gerichtetes Schwert in der Linken hält.

Wenden wir uns zu dem entsprechenden dreieckigen Raum nach Süden, so zeigen sich hier ebenfalls neben der obern kleinern Bogenstellung der westlichen Abschlusswand

5) zwei Engelsgestalten, von denen die eine (links) nicht näher zu bestimmen, während die andere auf einer Leiter stehend vor einem schlafenden Manne deutlich genug an das Gesicht Jakobs von der Himmelsleiter erinnert.

Soviel steht hiernach fest, dass die oberen Partieen dieser äusseren (östlichen) Räume des Umgangs der Darstellung von Engelgeschichten gewidmet war.

Die beiden oben besprochenen, wie gesagt, dreieckigen Theile des Umgangs haben, ebenso wie der westlich hinter der Kuppel gelegene viereckige Raum ihr Gewölbe in der Höhe der grossen Rundbogen, welche die Kuppel tragen. Zwischen ihnen und dem gedachten Viereck ergeben sich 2 weitere dreieckige Räume (der eine nördlich, der andere südlich) mit niedrigerer Wölbung und entsprechend niedrigeren Bogenöffnungen, welche diese Wölbung tragen. Dieser Bogen sind vier, zwei öffnen sich zu den vorhin beschriebenen östlichen Theilen des Umgangs, die beiden anderen führen in den viereckigen Raum. Ueber diesen Bogen erhebt sich eine Mauer bis zur Höhe der erwähnten höher gelegenen Gewölbe. Diese vier Mauern sind in dem oberen Theil allemal durch kleine Bogenstellungen durchbrochen, deren zwei äussere bereits erwähnt wurden. So wird das mehrgedachte Viereck zu einem für sich abgeschlossenen Raum gestaltet, für den, so scheint es, der Maler auch wieder eine besondere Gruppe von Darstellungen gewählt hat. Doch ist hier am wenigsten übrig. Das Einzige, was denn auch die eben ausgesprochene Vermuthung hervorgerufen hat, sind an der nördlichen Wand neben der Bogenstellung die Figuren zweier Krieger, die, wie es scheint, von anderen angegriffen werden. Ausserdem zeigt der Scheitel des dortigen Kreuzgewölbes Reste einer vielstrahligen Rosette von reichem Farbenwechsel, worin, wie auch an andern Spuren der alten Bemalung in diesem Raum, die Anwendung vergoldeter Messingplättchen eine sehr wirksame Rolle spielt.

Kommen wir nun zu den bereits erwähnten niedrigeren Gewölbdreiecken, welche jenem viereckigen Raum nach Nord und Süd sich anschliessen und reichere Ausbeute bieten. Wie sie baulich zu einander in Beziehung stehen, so scheint es, hat auch der Maler in der

Ausschmückung diese Beziehung festhalten wollen, indem er eine eigne Gedankenreihe in beiden zur Darstellung brachte. Doch wollen wir in dieser Hinsicht, wie auch in Betreff des ganzen Westchores einer zuverlässigen Deutung, die wir von kundigerer Feder erhoffen, nicht vorgreifen, sondern uns mit einem möglichst genauen Bericht über das Vorfindliche bescheiden. Das aber ist folgendes.

Die Gurtbogen, zwischen welche jedes der erwähnten Gewölbdreiecke eingespannt ist, waren durch runde Medaillons geschmückt, Jeder Bogen hatte deren 5, so dass die Gesammtzahl 20 bildet. In dem südöstlichen sind 3 Medaillons ganz, 2 theilweise erhalten. Der folgende Bogen, durch den man in das vorerwähnte Viereck eintritt, hat nur Reste von 3 aufzuweisen. Der gegenüberliegende Bogen, in der Nordseite des Vierecks, bietet 1 vollständig, von 2 anderen Reste. Im letzten (nordöstlichen) Bogen finden sich 2 Rundbilder vollständig, von den 3 übrigen nur Theile. — Was ist in diesen Medaillons dargestellt? Immer dieselbe — das scheint unzweifelhaft — lehrende Figur kehrt in denselben wieder mit 5 (vielleicht einmal bloss 4?) zuhörenden Personen. Die lehrende hat den Nimbus, aber ungekreuzt, und ältliche Gesichtszüge; die Zuhörer sind stets ohne Nimbus, also keine Heiligen. An Christus und die Apostel ist demnach nicht zu denken. Das Spruchband, welches die lehrende Figur allemal mit der einen Hand hält, würde erwünschten Aufschluss geben. Allein nur an vereinzelten Stellen ist höchstens zu erkennen, dass Buchstaben da gewesen sind. Es muss noch beigefügt werden, dass ein Medaillon, und zwar in dem ersten Bogen nach Süden, insofern von dem Obigen abweicht, als hier die lehrende Person an der Hinterseite eines mit zwei Thieren bespannten Wagens steht, in welchem eine Person sitzt, der erstere mittels einer Schale Wasser aufs Haupt giesst. Das weist wohl auf Philippus und den Kämmerer der äthiopischen Königin hin.

Die einzige zwischen je 2 dieser Bogen liegende schräge Wandfläche (nach Nordwest und Südwest) hat der Baumeister zu einer Nische gestaltet, die dem Maler zu grösseren Darstellungen willkommen war. Beide hat er, wie auch das grosse Bild der Concha, beliebt, wie eine Stadt mit Mauer und Thoren zu versehen, deren Lauf er ohne Bedenken den Linien der Nische anbequemte. In der südlichen Nische sind Spuren eines langen Tisches bemerkbar, an welchem nur drei Personen Platz genommen haben. In der Ecke oberhalb der Nische, für den Beschauer links, sieht man den Rest eines Schiffes mit einem Ruderer, vor dem Schiff im Wasser ein Netz. — In der nördlichen

Nische bieten sich zur Rechten des Beschauers dem Auge 5 männliche, durch den Nimbus als Heilige gekennzeichnete Figuren dar, von denen eine bartlos. Die Haltung aller ist aufrecht, Antlitz etwas aufwärts wie mit Aufmerksamkeit dem Mittelpunkt des Ganzen zugewendet. Dieser Mittelpunkt fehlt leider, und hat allem Anschein nach die Verankerung den letzten Anhaltspunkte ihn zu errathen, zerstört. Man sieht hieraus, wie wünschenswerth es ist, dass bei der Restauration eines merkwürdigen Gebäudes die sorgfältigste Untersuchung jeglicher andern Arbeit vorangehe. — Von einer zweiten Figurengruppe, die ohne Zweifel zur Linken des Beschauers den Raum füllte, sind kaum noch Farbenreste übrig. Am Gewölbe ist links die untere Hälfte einer Figur (Engel?) in gewandter Zeichnung und schönem Faltenwurf des weissen Gewandes ersichtlich. Rechts in dem entsprechenden Gewölbzwickel steht noch eine männliche Gestalt, bärtig, mit ernstem Gesichtszug, ein Spruchband haltend, das folgende Lesung in Römischer Grossschrift bietet. Die Druckbuchstaben geben das noch Vorhandene, die Cursiv-Schrift meine Ergänzung:

(*nisi*)
V (*i*)
D (*e*)
RO
IN
M (*a*)
N (*i*)
B (*us*)

Nisi videro in manibus — Anfang des ungläubigen Ausrufs des Apostels Thomas bei Joh. 20, 25: „Wenn ich nicht sehe in seinen Händen“ u. s. w. Vielleicht ist von dieser Figur aus ein Schluss auf das neben erwähnte anstossende grosse Gemälde nicht zu gewagt, denn es ist klar, dass diese Figur in Beziehung zu jenem Hauptbild stehen muss. Da nach dem Gesagten bei dieser Figur nur an den Apostel Thomas zu denken ist, so liegt die Vermuthung nahe, dass das Hauptbild in der Nische eben jene Erscheinung des auferstandenen Heilands zur Darstellung gebracht habe, bei welcher Thomas nicht zugegen war und bei deren Kunde er in jene Worte des Unglaubens ausbrach. Jene 5 Heiligenfiguren wären dann 5 Apostel, deren Zehnzahl auf der andern Seite des Mittelbildes ihre Ergänzung fand, während Thomas nebenan gestellt ist. Die Bartlosigkeit des einen tritt bekräftigend für diese Annahme ein, da bekanntlich Johannes allein unter den Aposteln traditionell ohne Bart dargestellt wird. (Diese Annahme liesse dann auch für die ersterwähnte Nische an eine Erscheinung des auferstandenen Erlösers denken und nach den obgemeldeten Spuren das Abendmahl mit den 2 Jüngern zu Emmaus vermuthen.) Auch an dem Gewölbe des nördlichen Dreiecks, nächst der Figur, die wir als Thomas angenommen haben, scheint eine Erscheinung des auferstandenen Hei-

lands dargestellt gewesen zu sein. Man sieht noch die Figur des Auferstandenen theilweise und eine kleine Gruppe zu seiner Linken. In der Nähe etwas weiter südlich an diesem Gewölbe steht noch eine Figur mit Spruchband, dessen Lesung bis jetzt nicht gelungen ist.

In dem grossen Rundbogen, der das Westchor mit dem nördlichen Seitenschiff verbindet, nach Osten ist noch in grossem Rund-Medaillon das Brustbild einer männlichen Figur mit Zinkenkrone vorhanden.

An dem Steinbalken zwischen der doppelten übereinander gestellten Säulenreihe des westlichen grossen Bogens finden sich 4 kleinere Rund-Medaillons mit weiblichen Brustbildern, zwei an der Vorder- und zwei an der Rückseite, für deren Deutung sich kein Anhaltspunkt findet. Das Mittelalter pflegte wohl die Tugenden als weibliche Figuren darzustellen.

Fragen wir nach der Entstehungszeit dieser Malereien, so weisen die charakteristische Behandlung der Gewandung, die vielfach an antike Vorbilder erinnert, die streng gehaltenen Gesichtszüge, die allenthalben vorkommende Umrahmung mit Städtemauern in frühromanischer Zeichnung, desgleichen die Ornament-Partien auf die frühromanische Kunst hin, und dürften dieselben somit dem XI., wenn nicht gar noch dem Schluss des X. Jahrhunderts angehören. Dazu stimmt, dass nach der jetzt wohl allgemeinen Annahme der Archäologen der Westchor in der ersten Hälfte des X. Jahrhunderts erbaut wurde, nachdem (jedenfalls vor dem 15. Januar 947 — urkundliches Datum! —) eine Feuersbrunst den ältern Bau verheert hatte.

III. An dem nordöstlichen Kreuzschiff-Pfeiler sind noch 4 gut erhaltene Bilder in ganzer Gestalt aufgedeckt worden, die freilich einer bedeutend spätern Zeit als die Malereien des Westchors angehören, und zwar wohl der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Nach dem Mittelschiff hin findet sich hier unter der in goldenen Lettern ausgeführten Ueberschrift: Salvator mundi ein sehr grosses Bild des Heilandes in reicher goldverbrämter Gewandung, ein Spruchband haltend des Inhalts: hic est panis qui de coelo descendit et qui manducat. . . . Die entsprechende Fläche des gegenüberstehenden Pfeilers schmückte ehedem das Bild der Gottesmutter (doch tiefer stehend) unter zierlichem Baldachin (von dem die Spitze noch vorhanden), wie das von der ganzen Darstellung allein übrige Spruchband beweist

durch die Stelle aus dem Magnificat: Beatam me dicent omnes generationes.

Der erstgenannte Pfeiler zeigt an der westlichen Fläche 3 über einander gestellte Bilder; zuoberst unter der Ueberschrift ppha = propheta eine sehr schöne jugendliche Königsfigur mit Spruchband, das den letzten Vers des 47. Psalms enthält: Hic est deus deus noster in eternum et in seculum seculi: ipse reget nos in secula: „Er ist Gott, unser Gott in Ewigkeit und zu aller Zeit; er wird uns leiten ewiglich." Darunter mit der Ueberschrift ambrosi(us) eine Bischofsgestalt mit den Zügen des Alters. Ihr Spruchband bietet die Lesung: Illa quae fuerunt in utero virginis sunt in hoc. Darunter endlich eine dritte Figur mit der Ueberschrift aug(ustinus), deren Spruchband verkündet: Tu es deus absconditus in hoc pane. Diese Inschriften geben der Annahme Raum, dass in der Nähe das sogenannte Sacramentshäuschen gestanden habe, von welchem die zierlichen spätgothischen Reste herrühren mögen, die man beim Umbau des anstossenden sogenannten Gräfinnen-Chors gefunden hat.

Auf der östlichen Seite desselben Pfeilers sieht man einige kümmerliche Reste eines Spruchbandes. Nach den ebenfalls vorhandenen Ueberschriften eusebius (oben) und paulus (unten) hatte der Maler hier die entsprechenden Figuren angebracht.

Die beiden weiter nach Osten einander gegenüberstehenden Pfeiler zeigen ebenfalls Ueberbleibsel von Figuren-Malerei. An dem nordöstlichen befand sich auf der nach West gekehrten Fläche, wie es scheint, das Bild des h. Laurentius; am südöstlichen deuten Spuren von Umrissen wohl auf den h. Stephanus hin.

Nehmen wir zu dem Erwähnten noch die vielen anderweitigen Spuren von Malerei, wie solche hin und wieder am Gewölbe, und zwar wohl aus späterer Zeit herrührend, vorkommen, so lässt sich denken, in wie reichem Schmuck der Farben die Essener Münsterkirche einst muss gestrahlt haben. Desgleichen ist hierdurch zu den vielen schon vorhandenen ein weiterer Beleg geboten von der Sorgfalt, mit welcher das Mittelalter seine Kirchen durch den ebenso anziehenden als belehrenden Schmuck der Bildmalerei zu beleben bedacht war.

Essen. W. Tönnissen.

II. Litteratur.

1. **Victor Gauchez topographie des voies Romaines de la Gaule-Belgique** in den Annales de l'Académie d'Archéologie de Belgique XXXVIII 3. Serie, tome VIII. Anvers, Bruxelles etc. 1882 mit 3 Karten.

Dem strebsamen Forschungseifer belgischer Archäologen verdanken wir das vorstehende umfassende Werk über Römerstrassen, über Belgien hinaus bis zur Seine und bis zum Rhein. Das Buch giebt 25 Strassen auf Grund des Itinerar und der Peutingerschen Tafel, mit ihren Stationen, Entfernungen, Funden und historischen Notizen, in Tabellen übersichtlich geordnet, ausserdem einige 50 Römerstrassen, sogenannter „zweiter Ordnung", ohne urkundlich römischen Nachweis, mit ihren wichtigsten Durchgangspunkten, Alles durch gute Karten erläutert, allerdings mit manchen Lücken und Fehlern zwischen Maas und Rhein.

Bezeichnend ist das Motto des Werkes „les voyages sont une des sources de l'histoire" (Chateaubriand), insofern schon Herodot, der Vater der Geschichte, die Länder bereiste, um deren Geschichte zu schreiben, was man sich heutzutage oft bequemer macht. Aber an Wege und Strassen knüpft sich oft die Geschichte der alten Völker, in Bezug auf ihre Wanderzüge, ihre Kämpfe, ja für ihre Kultur-Entwicklung durch Berührung mit den Nachbarn. Auf sochen Grundlagen lassen sich die Züge der Römer, die Züge der Franken seit Clodio von seinem castellum Dispargum her (Seite 368) über Tournay, Bavai bis zur Somme verfolgen. Manche Ortsangaben erscheinen uns freilich eigenthümlich, wenn beispielsweise ein tumulus bei Roermonde als monumentum und sepulcrum Drusi bezeichnet wird (Seite 36), während Mommsen diese castra scelerata im Weser-Gebiet sucht (V S. 27), Strabo VII, I die Oertlichkeit zwischen Rhein und Salas, wohl die heutige Yssel, im Auge hat, den Eltenberg, Cleve gegenüber.

Auch den belgischen Historikern geht es mit der wichtigen, denkwürdigen Nervierschlacht wie uns mit der Varusschlacht; immer wird neu gesucht. Jene Niederlage an der Sambre verlegt das vorliegenden Werk

Seite 422 jetzt wieder 15 km. unterhalb Maubeuge, wo Kaiser Napoleon sie schon annahm.

Aufmersamkeit verdient eine Karte dieses Werkes, welche die oft besprochenen Grenzlinien der beiden Belgica und der beiden Germania I und II giebt, ausserdem sogar die Grenzen der einzelnen Volksstämme, von denen die Vangionen freilich auf das Maienfeld des linken Moselufers versetzt werden, wo wir die Trevirer suchen. Schon wegen der Wanderungen sind zu scharfe Grenzen bedenklich; es werden zum Beispiel die Condrusen zwischen Maas und Ourthe eingezeichnet, während ihre Altäre an der Erft und Roer und in der Gegend von Brüssel gefunden wurden.

Auch der litterarische Kampf verschiedener Ansichten über die wichtigsten Römerstrassen hat in Belgien noch nicht zu festen Resultaten geführt, da van Dessels werthvolle Topographie des voies Romaines, Brüssel 1877 erschienen, die Strasse Reims-Köln Seite 9 mit uns über Chiny führt, und eine Richtung über Mezières entschieden bestreitet, welche Victor Gauchez Seite 164 annimmt.

Jedenfalls enthält aber das vorliegende Werk ein reiches Material für topographische Alterthumsforschungen, und verdient besondere Berücksichtigung in den betreffenden Kreisen.

von Veith.

2. Erwiderung auf die Abfertigung meines Aufsatzes: „Der Umfang des ältesten römischen Köln" (Westdeutsche Zeitung IV, I) im „Korrespondenzblatt zur Westdeutschen Zeitung" 1886, S. 72 ff.[1]).

Wären die Gründe, welche mein betreffender Aufsatz für die Behauptung liefert, die Südseite der von den Resten der römischen Mauer bezeichneten Stadt könne unmöglich zum ältesten römischen Köln gehört haben, so hinfällig, wie sie in der Beurtheilung des von Veith'schen Programms dargestellt werden, so würde meine Aufstellung dem Vorwurf grosser Leichtfertigkeit nicht entgehen können. Glücklicherweise hat mich auch hiebei meine gewohnte Vorsicht nicht verlassen, der Aufsatz ist die Frucht langen, besonnenen Nachdenkens. Es würde nichts beweisen, dass Grabsteine im Süden der von der noch erhaltenen Mauer umschlossenen Stadt gefunden worden, wenn solche auch in anderen Theilen der römischen Stadt zu Tage getreten wären. Dass solche sich sonst nur vor der römischen Mauer, also nicht in der römischen Stadt, nachweisen lassen, scheint mir schwer in die Wagschale zu fallen. Und der Stein im Petersthurme war keineswegs als ein gewöhnlicher Baustein vermauert; man würde sonst die Schriftseite nach innen gedreht haben. Aber es handelt sich nicht bloss um Grab-

1) Die Redaktion des „Korrespondenzblattes" hat meiner rein sachlichen Vertheidigung die Aufnahme verweigert.

steinplatten. Ein Sarg mit Deckel wurde 1851 im Cäcilienspital ausgegraben. Wie sollte man dazu gekommen sein, diesen die weite Strecke von ausserhalb der Römischen Mauer hierher zu schaffen! Man pflegte solche Funde wohl in eine nahe Kirche zu bringen. In der Marienkirche, der man später den Namen im Kapitol angehängt, fanden sich die Reste zweier Sarkophage. Das Wahrscheinlichste ist, dass sie, wie manche Reste von Stuckwänden und Mosaiken, in dem dortigen Umgange oder in dessen nächster Umgebung gefunden worden. Wären sie jenseit der Hochpforte entdeckt worden, man würde sie in die nahe Jakobs- oder in die Georgskirche gebracht haben, oder wären sie weiter westlich zu Tage getreten, in eine dort benachbarte, nicht sie den weiten Weg bergauf geschleppt haben. Auch Särge und Sarkophage sind hier nahe vor der südlichen Mauer gefunden worden. Aber mehr als alles beweist die aufgegrabene Grabkammer. Wir können sie uns unmöglich in einen Keller verwandeln lassen. Wie für eine solche Annahme die Ausfugung (nach dem einzigen Zeugen waren auswärts die Fugen der mit sehr schön gehauenen kleinen Tuffsteinen glatt ausgemauerten und verputzten Mauer mit römischem Mörtel sehr sorgfältig bestrichen und gebügelt), die Nischen und die Zweitheilung sprechen sollen, ist mir nicht klar geworden. Nischen deuten doch an sich keineswegs auf Keller und ebensowenig die Zweitheilung, abgesehen davon, dass wir gar nicht wissen, wie viele Räume das zerstörte Gebäude ursprünglich gehabt hat. Nein, ein Keller nach neuerem Sprachgebrauche war es nicht; denn wenn man es „in einer Tiefe von acht bis neun Fuss" gefunden, so hatte sich eben der spätere Boden Kölns so viele Fuss, an andern Stellen weit mehr, über den des römischen erhöht, das Gebäude stand, was schon der äussere Verputz zeigt, an offener Strasse, wie die Grabmäler, die oft mehr als drei Meter unterhalb des jetzigen Bodens gefunden wurden. Die Behauptung des Gegners: „Der schwere Block mit der Inschrift und das Fragment der Pyramide mit Pinienschuppen weisen auf ein grosses Grabmonument, welches keinesfalls in jener Kammer aufgestellt war; diese Stücke sind hierher transportirt", streitet mit dem Fundbericht. Von einer kleinen, niedrigen Kammer kann keine Rede sein. Wie hoch die Mauern ursprünglich gewesen waren, wissen wir ebensowenig, als ob nicht der ganze zweite mit vier Mauern eingeschlossene Raum für Gräber bestimmt war. Die Räume des wohl in der ersten nachrömischen Zeit zerstörten Hauses waren Jahrhunderte lang mit Schutt und Erde bedeckt, ehe man auf dem neuen Boden weiter baute, ohne Ahnung der darunter liegenden Reste, wie an der Ostseite des Domes (Bonner Jahrb. LIII, 203, 210). Sollten die Grabmonumente hierher getragen worden sein, wie man im Mittelalter römische Alterthümer in die alten Thürme schaffte, so müsste dies bald nach der Zerstörung geschehen sein, für das Mittelalter ist sie ausgeschlossen. Die römischen Reste, wie sie hier sich fanden, müssen

schon bei der Zerstörung so gelegen oder gestanden haben. Der Bogen fand sich noch fest aufrecht. Seine Bestimmung ergibt sich eben, wie schon W. J. Braun gesehen und ausgeführt hat, aus dem, was man in seiner Nähe entdeckt. Einen stichhaltigen Grund wider die Annahme, es sei der Bogen eines columbariums gewesen, sehe ich nicht. Solcher Bogen mögen hier mehrere in gewissem Abstande hintereinander gestanden haben; den erhaltenen fand man etwas diesseits der Mitte der Breite des Gemaches. Aber wollte man auch darauf verzichten, diesen Bogen mit höchster Wahrscheinlichkeit einem columbarium zuzuweisen, der Grabstein, der aufrecht zwischen zwei Steinen stand, von denen der eine im Museum (II, 137) sich findet, und der Aufsatz eines Grabmonuments beweisen hinlänglich; sie lassen sich nicht wegschaffen von der Stelle, wo sie mit dem Bogen sich zur Zeit der Zerstörung gefunden. Je weniger Beweisstücke uns übrig geblieben, um so fester müssen wir uns an diese halten und sie nicht als unbequem beseitigen. Und wenn aus diesen sich ergibt, dass das älteste römische Köln nicht so weit nach Süden gereicht haben kann, so darf es doch kaum als täuschender Zufall betrachtet werden, dass wir noch eine geschichtliche Andeutung eines Südthores der Stadt bei Cäcilien haben. Schwerlich wird es gelingen, noch „in älteren Werken topographische Notizen“ zu finden; die gegebene sollte man nicht ohne Weiteres abweisen.

Wenn nach Mertz die ganze Mauer zu gleicher Zeit gebaut worden wäre und diese nach der neu erschienenen Inschrift des Pfaffenthores schon unter Gallien bestanden hätte, so würde dadurch freilich die Möglichkeit meiner Annahme ausgeschlossen. Aber ich bezweifle beides. Von Veith hat mir Mörtelproben gezeigt, die an verschiedenen Orten aus dem unteren Theile der Mauer genommen worden; diese bewiesen mir unwiderleglich, dass der ganze Bau nicht zu derselben Zeit erfolgt sein könne. Mertz ist überzeugt, dass die Thürme gleichzeitig mit den Mauern entstanden sind, was freilich an sich wahrscheinlich, aber gerade dadurch wird sein früher Mauerbau geschädigt, dem man nur dadurch nothdürftig zu Hülfe kommt, dass man die Thürme später setzt. Dass die Inschrift, welche den Namen des Gallienus enthält, aus römischer Zeit stammt, halte ich für unmöglich; unter Postumus hätte man diesen Namen nicht auf dem Thore stehen lassen, sondern hätte ihn derb ausgehauen. Jetzt aber sind die Buchstaben, welche den Namen jenes römischen Kaisers beginnen, deutlich zu lesen, während von dem übrigen Theile der Inschrift (wie könnte sie gelautet haben!) nichts zu erkennen ist. Was ich von der äusseren Geschichte der zweiten Inschrift weiss, habe ich im Museumskatalog gesagt; sie bleibt mir ein Räthsel, dessen Lösung vielleicht die Zeit bringt. Dass die Beweisgründe meiner Annahme, das älteste römische Köln sei nicht so weit nach Süden gegangen, widerlegt seien, kann ich nicht einräumen, vielmehr steht mir die Grabkammer unter dem früheren Umgange zur Marienkirche unerschütter-

lich fest, und dafür bedarf es keiner neuen Ausgrabungen. Auch würde eine „erneute Nachgrabung" wohl sobald nicht erfolgen können, da der Neubau von 1849, der sich über der römischen Stätte erhebt, ein schweres Hinderniss bildet.

Köln den 27. April 1886. H. Düntzer.

3. M. Siebourg, De Sulevis Campestribus Fatis. Diss. inaug. Bonn 1886.

Der Mütter- oder Matronenkultus ist in diesen Jahrbüchern so oft Gegenstand der Besprechung gewesen, dass es angebracht erscheint, die Leser der Jahrbücher auf obige Abhandlung, die auf jenen vielbesprochenen Kult Bezug hat, aufmerksam zu machen.

Im ersten Theil stellt der Verfasser die inschriftlichen Denkmäler 1. der Suleviae, 2. der Campestres, 3. der Fati bezw. Fatae zusammen. Ein appendix zu Nr. 1 umfasst die Inschriften der Dea Sulis[1]); ein zweiter die der Silvanae. Den Inschriften sind kurze erläuternde Anmerkungen beigefügt, die besonders denen, welche mit der römischen Epigraphik weniger vertraut sind, zu Statten kommen werden, sonst aber wenig neues bieten. Den zweiten kürzeren Theil der Arbeit bildet eine knappe enarratio monumentorum.

Die Inschriften der Suleviae, dea Sulis und Campestres sind, soviel ich sehe, vollständig gesammelt. Bei den Inschriften der Silvanae[2]) sind übersehen CIL III, 4304: Ulpia Candida Silvanis v. l. m., 4534: Silvanis silvestrib(us)... und CIL V 817: Calybe Silvanis v. s. l. m. Auch die Inschriften der Fatae sind nicht vollständig beisammen. So fehlt z. B. ein in Sablet (bei Vaison) gefundenes Relief, auf welchem 3 Frauengestalten dargestellt sind, mit der Inschrift

FATIS
CORNELIVS//FIL.[3])

In der Auffassung der Suleviae[4]) und Campestres weicht der Verf. von der

1) Die Form des Nominativs ist nicht ganz sicher; vielleicht lautete sie Dea Sul. Auf der Alzeier Inschrift (jetzt im Mainzer Museum, Katalog Nr. 84 = Bonner Jahrb. 53 p. 142) steht nicht, wie Becker angiebt, DEA·SVLI, sondern DEA·SVL.

2) Es ist durchaus nicht sicher, dass diese Gottheiten immer als weiblich aufgefasst werden müssen. Nichts hindert auch Silvani anzunehmen. Auf dem Stein CIL III 4534 sind nach Mommsen's Angabe vier Silvani in Relief dargestellt, „quorum unus nudus".

3) Fl. Vallentin, le culte des Matrae dans la cité des Voconces p. 21. (cfr. Rev. des Sociétés sav. 1875 I, p. 170.)

4) Dies die einzig richtige Form. Formen wie Sulefiae, Sulfae, Silviae, Sylphae etc. (Fiedler Gripswalder Matronensteine p. 12) gehören in das Reich der Fabel.

herkömmlichen Ansicht ab. Die Campestres galten in der Regel bis jetzt als Göttinnen der Feldflur, die Suleviae (von silva) als Waldgottheiten. Herbeigeführt wurde die Auffassung hauptsächlich durch die stadtrömische Inschrift CIL VI 768: „Sulevis et Campestribus" etc. Der Verf. macht, wie ich glaube mit Recht, geltend, dass die Ableitung von campus, welches nach römischem Sprachgebrauch speciell das militärische Uebungsfeld ist, den Campestres vielmehr einen militärischen Charakter zuweist[1]). Dazu kommt der Umstand, dass fast alle der den Campestres geweihten Steine von Soldaten herrühren. Als militärische Gottheiten im Sinne des Mars, der bekanntlich auch mit dem Beinamen campester erscheint[2]), darf man sie deshalb noch nicht fassen. Sie bleiben vielmehr dem Charakter der Matres oder Matronae durchaus treu. Diese sind schützende Gottheiten überhaupt. Ihr Schutz und ihre Fürsorge erstreckt sich auf die verschiedensten Gebiete: als Schützerinnen der Kreuzwege werden sie unter den Namen Biviae, Triviae, Quadriviae verehrt, als Beschützerinnen der Soldaten im Lager und im Felde erhalten sie den Beinamen Campestres, den sie dann gleichsam als selbstständigen Namen weiterführen. Denn nur so erklärt sich, dass auf den jüngst in Rom gefundenen Inschriften der equites singulares (s. Henzen im Bulletino 1885) die Campestres von den Matres gesondert erscheinen.

Die Suleviae hält der Verf. nach dem Vorgang von de Villefosse[3]) für eng verwandt mit der dea Sulis[4]) und mit einer Sulivia Idennica Minerva einer jetzt verlorenen Inschrift aus Nîmes[5]). Hinsichtlich der Etymologie verweist er auf Curtius' Grundzüge der Etym. p. 551, der griech. Σείρ céλας Σελήνη mit lat. serenus sol, goth. savil, irisch suil (d. h. Auge), Genetiv: sula[6]) zusammenstellt. Danach wären Suleviae = tuentes. Die heikle Frage nach dem Verhältniss der Suleviae, dea Sulis, Sulivia zu einander lässt der Verf. unerörtert.

Mit den Fati und Fatae beschäftigt sich der Verf. am Schluss auf einer knappen Seite. Auch sie d. h. die Fatae femineae setzt er, wie die meisten vor ihm, in innige Beziehung zu den Müttern. Ein zwingender Beweis hierfür ist m. E. nicht erbracht. Schon die ausdrückliche Schei-

1) Es ist bezeichnend, dass Georges in den älteren Auflagen seines Lexikons die Campestres schlechtweg als „Kampfgottheiten" hinstellt, in der neuesten Aufl. dagegen die Campestres der Inschriften 1855. 1794 bei Orelli als „Kampfgottheiten" von den Campestres der Inschriften 2101. 2102, in denen er „Göttinnen des Blachfeldes" sieht, scheidet.

2) Vergl. Preller röm. Mythologie. 3. Aufl. I p. 351.

3) Comptes-rendus de l'acad. des inscr. 4. Serie. Bd. XII p. 344 ff.

4) CIL VII, 39 ff.

5) Orelli 2501.

6) Zeuss, Gramm. celt.² p. 250.

dung von männlichen Fati und weiblichen Fatae spricht gegen jene Annahme[1]).

Auf weitere Einzelheiten der Arbeit einzugehen, würde zu weit führen. Um noch eines kurz zu erwähnen: auf S. 30 scheint der Verf. Hübner beizupflichten, dass der Kölner Matronenstein Bramb. 407 wegen seiner Schriftzüge dem Zeitalter des Claudius angehöre (gesetzt ist der Stein von einem Tib. Claudius Taticenus). Solchen Ansätzen gegenüber dürfte doch ein wenig Skepsis sehr angebracht sein.

Bonn a. Rh. M. Ihm.

4. L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. 1. Theil, 2. Lief. Braunschweig 1886.

Diese Fortsetzung des trefflichen Werkes bringt eine Darstellung der Kleidung und vorab der Schmuckgeräthe der merovingischen Zeit, mit zahlreichen Abbildungen.

Auf den ersten Blättern der Lieferung erfahren wir, dass die heutige Schafscheere das Model der ersten Scheere war und dass man, statt das Rasirmesser der Römer und des scandinavischen Nordens zu gebrauchen die Haare mit einem Zängelchen auszog. Das Rothfärben der Haare der Alamannen, Gothen, Vandalen mag ein Rest des Bemalens mit rother Farbe sein, das in vorgeschichtlicher Zeit so allgemein verbreitet war und in der Schminke noch fortbesteht. Hüte, ein Abzeichen vornehmen Standes, kommen auf der Trajansäule, in den dänischen Baumsärgen, auf den Externsteinen, in alten Handschriften vor. Ein sächsisches Heer unter König Otto war nur mit Strohhüten bekleidet. Karl der Grosse trägt auf den beiden Musivbildern des Laterans eine mitraförmige Mütze. Otto I. trug bei der Krönung in Aachen noch die alte fränkische Kleidung, byzantinische Mode verbreitete sich erst während und nach den Kreuzzügen. Haupttheile der Kleidung waren Hemd, Rock und Pelzwamms, Rheno, welches Karl der Grosse im Winter aus Zobel und Otterpelz trug. Der Mantel, sagum, pallium war in der Zeit der Merovinger noch allgemeine Volkstracht. Die Gunna war ein halbrunder kurzer Mantel aus Pelz oder Wolle, früh in Friesland und Jüttland getragen, er wurde in einem Baumsarg in Schleswig gefunden und erhielt sich in Frankreich bis in's Mittelalter. In einem Capitulare von 808 bestimmte Karl der Grosse den Preis der verschiedenen Mäntel. Die Nadelspangen zeigen uns eine heimische Industrie, die sich aus der Tradition der römischen Technik schon im Anfang des 5. Jahrhunderts entwickelte. Spangen aus den Gräbern von Charnay, Nordendorf u. A. zeigen spätrömische Form. Hosen waren nie ein Bestandtheil der römischen Tracht, sie wurden erst unter den Kaisern von den nordischen Völkern aufgenommen.

1) Nach Petron 42. 71. 77 sprach das Volk „malus fatus“, „fatus meus“.

In einer theodosianischen Verordnung wurden die braccae verboten. Zahlreiche bildliche Darstellungen zeigen den Gebrauch der Beinkleider bei den Germanen. Für die rheinischen Stämme beweisen es römische Denksteine des Mainzer Museums. Nach Lucanus trugen die rheinischen Vangionen weite, den sarmatischen ähnliche Hosen. Sidonius schildert kurze, das Knie freilassende Hosen im 5. Jahrh. Einhard beschreibt eine dreifache Bedeckung der Beine, die leinenen Unterhosen, das Beinkleid und die Wadenstrümpfe. Eigenthümlich sind die langen Schuhbänder, die vom Knöchel aufwärts bis zum Knie kreuzweis umgelegt wurden. Oft hängen seitwärts vom Knie an der Wade herab aus Erz, Silber oder Eisen reich ornamentirte Beschläge. Der Schuh entstand aus einem einzigen Stücke Fell oder Leder, welches in bestimmter Form ausgeschnitten war, und sowohl über die Ferse als über den Fussrücken zusammengezogen wurde. Während der germanische Bundschuh aus einem einzigen Leder besteht, ist der römische calceus aus 2 oder 3 Theilen zusammengesetzt, der starken Sohle, dem eigentlichen Schuh und der eingelegten Sohle. Das Schuhwerk auf altpersischen Sculpturen stimmt mit dem germanischen Bundschuh genau überein. Die Gürtel der heutigen Tyroler erinnern an die der Franken und Burgunder; die aufgesetzten Zierplatten aus stärkerem Leder entsprechen den metallenen Gürtelbeschlägen bei diesen. Bei beiden findet sich auch die Tasche unter der Schnalle, in der Cochet einmal 5 fränkische Goldmünzen fand. Der Gürtel Childerichs war mit Gold beschlagen und mit Edelsteinen besetzt. Die fränkische Gürtelschnalle ist in der römischen vorgebildet, aber die Beschläge sind länger und das Ornament verschieden. Auf 8 Tafeln werden ornamentirte Schnallen in reichster Mannigfaltigkeit dargestellt und geben von der Kunstweise dieser Zeit ein vollständiges Bild. Für die Tracht der Frauen sind Ueberlieferungen und Grabfunde sparsamer vorhanden. Auf dem Diptychon von Halberstadt fällt das mit einem Bande zusammengehaltene Haar den Rücken hinab oder ist auf dem Scheitel in einen Knoten geschürzt oder über die Stirne aufgebauscht. Auch darf man das Einflechten des Haares zu langen mit farbigen Bändern durchwickelten Zöpfen für altgermanische Volkstracht halten. Vielleicht ist das Einflechten und Aufbinden der Haare ein die Frau von der Jungfrau unterscheidendes Merkmal. Das bajuvarische Gesetz unterscheidet durch die Nestnadel die Frau von der Jungfrau. Die Vitta vornehmer Jungfrauen war von Purpur mit Gold und Edelsteinen besetzt. In Grabhügeln Süddeutschlands war das ganze Hinterhaupt mit einem Kranze von Nadeln umgeben, kostbare Ziernadeln fränkischer Gegenden waren wohl wie noch am Niederrhein quer durch die Flechten gesteckt. Grosse Abwechslung bietet die Grösse und Form der Ohrringe. Hier findet sich oft noch spätrömische Technik. Die vielfarbigen Perlen der merovingischen Zeit mögen von Venedig her sich verbreitet haben, wo sie heute wieder gefertigt werden; sie sind aber als

Erzeugnisse eines sehr alten, ursprünglich nicht europäischen Kunstgewerbes zu betrachten. Die Perlen erscheinen als Trommeln, Würfel, Scheiben und Kugeln. Auch geschliffene Amethyste, Glasperlen, Bernsteinstücke, Krystalle und Seemuscheln erscheinen oft als Halsschmuck. Auch Goldscheibchen und gehenkelte Bracheaten dienen dazu. Die in den Hügelgräbern so häufigen Halsringe sind in Merovingergräbern kaum nachzuweisen, sie finden sich nur in den reichsten Gräbern und scheinen Frauenschmuck zu sein. Armringe sind vorwiegend aus Erz oder Silber, selten aus Gold oder Glas. Auch giebt es Armbänder aus Glas- und Bernsteinperlen. Die lex Salica kennt den Armring übereinstimmend mit den Grabfunden nur als Frauenschmuck. Doch wurden sie in der Sage auch von edlen Kriegern getragen und dienten als Geld. Für Geringe sind Reifen oder Drähte mit und ohne Platte. Schon das westgothische Gesetz erwähnt die Verlobungsringe. Die Ringe wurden wie heute meist am 4. Finger getragen, weil man, wie Isidor erzählt, glaubte, dieser sei durch eine besondere Blutader mit dem Herzen verbunden. Der auf Taf. XIV, Fig. 10 abgebildete Bronzering hat in der Inschrift eine gewisse Aehnlichkeit mit einem vom Berichterstatter bekannt gemachten fränkischen Goldring aus Andernach, vergl. Congrès de Stockholm 1876, p. 646. Was die Frauenkleidung betrifft, so scheint das Hemd, wie Weinhold aus dem Worte schliesst, germanischen Ursprungs. Tacitus bezeichnet es als ärmellos, auf der Säule des Antonin hat es Aermel. Auf einem Denkmale des Mainzer Museums aus römischer Zeit erkennt man ein eng anschliessendes Kleid des Oberkörpers. Die Zeugreste in den Gräbern sind Leinwand oder Wolle, glatt, geköpert oder gemustert. Frauen und Töchter der Könige webten und stickten. Tacitus erwähnt die buntfarbigen oder gestreiften Mäntel der Batavier und hebt die Vorliebe der Germanen für bunte Farben hervor. Nach den gesta Francorum galt die schwarze Farbe schon im 6. Jahrh. als Zeichen der Trauer. Vielleicht ist der von Worsaae abgebildete alte isländische Webstuhl eine Ueberlieferung ferner Vorzeit. Einzelne Webergeräthe lieferten die Gräber von Oberflacht. Spinnwirtel hat man nicht selten mit Perlen verwechselt. Zwischen dem 5. und 9. Jahrhundert entwickelt sich ein hochachtenswerther Kunststil in der Metallarbeit der Gewandspangen mit Umbildung vereinzelter Formen und Ornamentmotive der Römer. Auf den Tafeln XVI—XVIII und in zahlreichen in den Text aufgenommenen Bildern werden die mannigfaltigsten Formen der Fibula, dieser bezeichnendsten Eigenthümlichkeit der merovingischen Gräberfunde dargestellt. Ursprünglich war die Fibula eine einfache Heftnadel. In der Römerzeit verschwindet zum Theil die ursprünglich sichtbare Verbindung der Nadel mit dem sie tragenden Bügel. In der spätrömischen Zeit kommt eine sehr verwickelte Konstruktion vor, bei der die Schraube auftritt. Die germanischen Völker bringen an der Fibula ihre nationale Verzierungsweise an. Die Gewandnadeln sind spangenförmig, scheibenförmig

oder stellen Thiergestalten dar. Die erste trägt schon der römische Kaiser auf dem Diptychon von Halberstadt. Diese Schmuckstücke merovingischer Zeit zeigen eine so überraschende Mannigfaltigkeit der Verzierung am Rhein, in Frankreich und England, dass es bis jetzt unmöglich ist, eine bestimmte Zeitfolge dieser Entwicklung festzustellen. Diese Zierweise kann nicht als gallicanische bezeichnet werden, denn sie findet sich keineswegs im eigentlichen Gallien, sondern in Belgien, dem Rheinland, Burgund und England. Die begleitenden Münzen können zur Zeitstellung dienen. Die Ausschmückung von Gold- und Bronzegeräthen durch aufgehefteten Bernstein, Elfenbein, Korallen und farbigen Kitt reicht in eine frühe Zeit hinauf, das eingeschmolzene bunte Email gelangt in der Zeit der römischen Kaiser zu allgemeiner Verwendung, das Einlegen geschliffener Edelsteine wie bunter Glasflüsse ist ein eigenthümliches Kennzeichen des römischen und byzantinischen Handelsverkehrs seit dem 5. Jahrh. Dieser farbige Schmuck wurde nicht nur für Ringe und Spangen, sondern auch für Gürtel und Waffen und Pferdezaum verwendet. Geschmackvoll sind auf Silberspangen die blauschwarzen Ornamente aus Schwefelsilber, bei denen das Zickzack vorherrscht. Die flache Form der Scheibenfiebel, die für das Festhalten eines irgend starken Gewandstoffes ungeeignet ist, diente nur als Zierstück. In den geschickt aufgelötheten Zellen für die Edelsteine, in den Filigranornamenten, in den Silbereinlagen der eisernen Nadelscheibe zeigt sich eine vielseitige Kenntniss der Metallarbeit. Die massenweise Zusammenstellung farbiger Edelsteine entsprach der barbarisirenden Richtung der Kunst mehr als die Steinschneidekunst der klassischen Zeit. Der schon im frühen Alterthum bekannte, noch zu römischer Zeit ausgeführte Zellenschmelz ist in sehr wenigen Denkmälern diesseits der Alpen erhalten, wogegen das Einsetzen von Edelsteinen oder farbigen Glasstücken hauptsächlich durch die Byzantiner im Westen heimisch wurde. Die durch eingeschlagene Stempel oder Prägung verzierten Silberscheiben wie die Gewandnadeln von Eisen mit Einlagen von Gold, Silber und Erz sind für einheimische Kunst zu halten, die sich an gleichartige Metallarbeit der Römer anschliesst. Die Tauschirarbeit findet sich vorzugsweise bei den Burgundern, Franken und Alamannen. Die krummschnäbeligen Vogelköpfe zahlreicher Spangen dieser Zeit können nur auf einen Habicht oder Falken bezogen werden und sind wohl Zeugnisse der Vorliebe der Germanen für die Falkenjagd, welche Griechen und Römern unbekannt war und schon in der lex Salica Erwähnung findet. Mit Unrecht hat sie Hehn den Kelten zugeschrieben. Die in den Gräbern seit dem 5. und 6. Jahrh. erscheinende Gürteltasche erhält sich durch das ganze Mittelalter als ein wesentlicher Theil der Tracht. In den Justinianischen Gesetzen wird der Taschendieb schon als ein Beutelschneider, Crumeniseca bezeichnet.

Der reiche Inhalt auch dieser Lieferung lässt erkennen, dass wir in dem vollendeten Werke des zu einer so umfassenden Arbeit hoch befähigten Verfassers eine unübertroffene Darstellung der deutschen archäologischen Wissenschaft besitzen werden.

Schaaffhausen.

5. Die Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Kreises Warendorf. Im Auftrage der Commission zur Erforschung der provinzialen Kunst- und Geschichtsdenkmäler bearbeitet von Dr. J. B. Nordhoff, Professor an der königl. Akademie zu Münster. Münster i. W. Commissionsverlag der Coppenrath'schen Buch- und Kunsthandlung 1886.

Zum Bau des deutschen Denkmälerverzeichnisses, welches Behörden und Kunstforscher mit gleicher Spannung ersehnen, wird allmälig Stein auf Stein herbeigetragen. Stets zu bedauern bleibt, dass nicht das deutsche Reich, dass auch nicht sämmtliche Staaten desselben in einheitlichem Vorgehen diese Aufgabe auf sich genommen haben. In Westfalen gebühren Verantwortlichkeit und Ruhm dem Vereine für Wissenschaft und Kunst und dem unermüdlich im Dienste desselben thätigen Professor Nordhoff.

Mit dem Zerreissen eines so recht der Einheitlichkeit bedürftigen Werkes macht sich auch sofort die bekannte berechtigte Eigenthümlichkeit jedes Landestheilchens geltend, und so lassen denn die seit meinem letzten in diesen Blättern gegebenen Bericht veröffentlichten Denkmäler-Verzeichnisse an Buntscheckigkeit in Bezug auf Titel, Format und Ausstattung, auf Anordnung, principielle Verschiedenheiten und Charakter nichts zu wünschen übrig. So will ich nicht verschweigen, dass ich von andern Grundsätzen für die Inventarisation ausgehe als der Verfasser des vorliegenden Werkes; aber das hindert nicht die vollkommene Anerkennung des Geleisteten, und Derjenige, der weiss, wie mühsam eine solche Arbeit ist, zu der sich die körperliche Energie eines Wanderburschen mit der Sesshaftigkeit eines Stubengelehrten verbinden muss, ist den Wenigen dankbar, die an einer der allernothwendigsten Aufgaben mitzuwirken bereit und fähig sind.

Das vorliegende Stück, die Fortsetzung des 1880 in gleicher Weise und von demselben Verfasser herausgegebenen Kreises: Hamm[1]), tritt uns in reicher Ausstattung entgegen, auf gross Quart, in einer Herstellungsweise, welche der Coppenrath'schen Buchhandlung alle Ehre macht. Die Abbildungen, welche dem Werke beigegeben sind, bekunden einen bedeutenden Fortschritt gegen die des Kreises Hamm. Es sind zum grössten Theil Holzschnitte; wenige Zinkographien sind gewagt, dagegen zwei Farbentafeln, und eine Reihe von Lichtdrucken (über ein Achtel der gesammten Abbildungs-

1) Vgl. Besprechung in Rhein. Jahrb. Heft 69, 83 f.

zahl). Zeigen auch diese Lichtdrucke — für den Laien jedenfalls das angenehmste, für den Unternehmer das kostspieligste Abbildungs-Verfahren — nicht immer Alles, was wir zu sehen wünschen, so liegt dies wohl hauptsächlich an der ungünstigen Beleuchtung der Gegenstände selbst, und ein Kenner solcher Schwierigkeiten wird jedenfalls weit anerkennender über die Leistungen urtheilen, als derjenige Leser, welcher nur den photographischen Apparat im Atelier arbeiten sah.

Die Abbildungen sind darum ziemlich zahlreich, weil sie sich (abgesehen von einigen zu dem vorausgeschickten Capitel, Denkmäler der vorchristlichen Zeit, gehörigen) 89 an der Zahl, auf nur 17 Orte vertheilen, welche in dem Kreise Beschreibung gefunden haben. Diese geringe Zahl der behandelten Ortschaften ist eigentlich, da wir gerne annehmen, dass der Verfasser, dem von ihm selbst aufgestellten Grundsatz getreu, jeden einzelnen Ort des Kreises genau durchforscht hat, ein überraschend geringes Ergebniss. Denn da Nordhoff in den namhaft gemachten Orten auch unscheinbareren Werken Beachtung schenkte, scheint auch nicht einmal ein kleiner der Aufzeichnung würdiger Gegenstand in anderen Orten sich gefunden zu haben.

Die kirchlichen Bauwerke, welche uns vorgeführt werden, zeigen durchschnittlich die auch anderwärts vielfach wahrnehmbaren Erscheinungen. Der Thurm (durchgehends auf der Westseite) ist von der romanischen Anlage des 12. oder 13. Jahrhunderts der Hauptsache nach erhalten; das Uebrige in spätgothischer Gestalt von Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts. Dann folgen Umgestaltungen des 17. Jahrhunderts, meist in Folge von Beschädigungen in den Kriegen und Bränden; zuletzt nüchterne und zum Theil barbarische Wiederherstellungen in neueren Zeiten. Eigenthümlich dem ganzen Westfalen, so dem vorliegenden Kreise, sind Einfachheit bei edlen Verhältnissen, gediegene Ausführung, frühzeitige Kenntniss der Wölbung und geringe Neigung zu Zierformen in den Einzelheiten. Grössere Bauten mit dreischiffigem Langhaus befinden sich in Warendorf, Sassenberg, Everswinkel, Freckenhorst; mit zweischiffigem in Marienfeld; einschiffig sind die neue Kirche in Warendorf, die Kirche zu Vinnenberg, Ostbevern, Eine, Hoetmar, Greffen. Neu sind die Kirchen zu Füchtorf, Belen, Milte (diese mit altem Thurm), Westkirchen, Ostenfelde und Harsewinkel. Es haben auch die untergegangenen Kirchen in dem Werke Beschreibung und unter Umständen auch Abbildungen erhalten, wie die zu Belen, eine der zierlicheren einheitlich romanischen.

Weitaus am bedeutendsten treten uns die Kirchen von Freckenhorst und Marienfeld entgegen. Die Kirche des Jungfrauenstiftes Freckenhorst, eine romanische Pfeilerbasilika mit hohem geraden Chor (Cistercienser-Einfluss) über einer Krypta, in den Ostwänden mit Apsiden (auch diese aussen rechteckig geschlossen), in den Winkeln des Chores mit zwei viereckigen Thürmen, im Westen mit einem mächtigen Hauptthurm zwischen zwei Rund-

thürmen, an allen Theilen mit Gewölben, an wenigen mit Steinmetz-Verzierungen, erhebt sich als ein Bau, malerisch in den Gesammtformen und Thürmen, und mächtig in einfacher Grösse. Die gothischen und glücklicherweise auch die nachmittelalterlichen Veränderungen sind verhältnissmässig gering. Die kreuzförmige Pfeilerbasilika von Marienfeld, im geraden Chorschluss und in dem statt grösserer Thurmanlagen dem Dache aufgesetzten Thürmchen den Cistercienserbau verrathend, erhält ihren eigenthümlichen Charakter durch die Länge des Osttheiles, welcher das Kreuzhaus bis in die Mitte rücken lässt, den dreischiffigen Chor, dessen Nebenschiffe, als Umgang auch hinter dem Chor herumgehend, noch nach Osten sich rechts und links in je einer Schluss-Kapelle fortsetzen, während in der Mitte die Sacristei noch weiter heraustritt. Den zweischiffigen Langhausbau gleicht aussen ein das fehlende Südschiff ersetzender Kreuzgang aus. Der Bau ist im Kern der Uebergangszeit angehörend, daher auch einiger Schmuck innen an Säulen und aussen an Friesen der Lisenen; in der Hochgothik erfolgte die seine jetzige Haupterscheinung gebende Erweiterung. Dies setzt Nordhoff sehr gut, klar und dabei kurz auseinander, während Abbildungen (die besten des Werkes) den Gang im Gesammtbau, wie in den Einzelformen veranschaulichen.

Innerhalb der Kirchen lehrt uns Nordhoff manches Werthvolle neu oder genauer kennen. Ungemein zierlich ist das spätgothische Sacramentshäuschen in Everswinkel, als sechseckiger Pfeiler mit reichstem Schmuck der vortretenden Baldachine gestaltet, zwischen deren Bögen und Fialen die Spitze einem Thurmhelm gleich emporsteigt; der gleichzeitige Sacramentschrein in Marienfeld ist im Sinne reicher Stein-Vertäfelung gedacht mit einer Reihe oben abschiessender Bögen und Fialen, und über dem Schrein in der Mitte höher aufschiessendem Fialenwerk. Die Orgel in Ostbevern, aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, ist werthvoll in ihrer Erhaltung durch das durchbrochen geschnitzte Rankenwerk der Füllungen. Durch schönes Mobiliar und einheitliche Barockausstattung an Orgel, Kanzel und Altar ausgezeichnet ist die Kirche in Marienfeld. Dort auch ein kunstvoller Altar des 16. Jahrhunderts. Ein prächtiger um die Mitte des 17. Jahrhunderts, doch noch in reinen Spätrenaissance-Formen aufgebauter Hochaltar steigt zu Freckenhorst in zwei Geschossen mit Reliefs und Figuren zwischen Säulenarchitektur auf. Er ist durch einen guten Lichtdruck wiedergegeben, wie auch der romanische Taufstein, welcher nicht nur der interressanteste des Kreises, sondern einer der interessantesten in ganz Deutschland ist. Das Bild zeigt die ganz antikisirende Basis des mächtigen runden Troges, die merkwürdige Löwenreihe im Sockel, in welcher Nordhof nur schmückende, nicht sinnbildliche Bedeutung sieht; über der Schriftgürtung die oberen Flachbogenarcaden mit den alterthümlichen Reliefs, welche „die jüngere Politur verrathen“ und den oberen Rand mit dem

Palmettenfriess recht anschaulich. Die denkwürdigsten Steinsculpturen enthält die Kirche von Vinnenberg in drei Reliefplatten, von denen namentlich zwei, kurz nach der Mitte des 16. Jahrhunderts angefertigt, uns durch technische Meisterschaft anziehen. In drei Reihen zu drei Feldern angeordnet zeigen sie in ihren Bogenumrahmungen eine so reizende Mischung von Gothik und Renaissance, wie sie uns in den französischen Schlossbauten etwas älterer Zeit anmuthet; in den Feldern Scenen aus der Johanneslegende, beziehungsweise die Messe Gregors zwischen gruppirten Heiligengestalten. Inhalt der Darstellungen und Naturwahrheit einzelner Gestalten fesseln uns, wie auch die liebevolle Durchbildung. Die schönsten Grabmäler des Kreises bieten uns Freckenhorst mit dem der Kirchen-Stifterin, hl. Geva, aus dem 12. Jahrhundert, welches die älteste deutsche Grabschrift enthält: „Ai Got minne Gerboden de dit bilethe scop alle dele“; Marienfeld in mehreren ebenfalls romanischen Platten (auch einer trapezförmigen von 1202). Gefässe, Geräthe und andere Werke der Kleinkunst treffen wir in dem Kreise weniger kunstvolle an, als in anderen, da gar viel in den Stürmen des 16. und 17. Jahrhunderts vernichtet ist. Das Bedeutendste scheinen hier wiederum zu Freckenhorst zwei romanische bronzene Thürhalter; ebendort ein prächtiger Buchdeckel mit zierlicher Arbeit von Goldfiligran mit eingeordneten Fassetten und einem in der Mitte eingefügten, wohl der Ottonenzeit angehörigen (dies dem Lichtdruck nach, Nordhoff schreibt nur: älteren) Elfenbeinrelief des segnenden Heilandes. Handschriften mit kunstvoll verzierten Anfangsbuchstaben finden sich mehrfach, und sind treffliche aus Büchern von Füchtorf, Westkirchen, Greffen, Milte, Vinnenberg, Freckenhorst, Harsewinkel und Ostenfelde in geschmackvollen, wenngleich etwas modern anmuthenden Farbendrucken auf einer Tafel zusammengestellt. Von Gemälden sind die hervorragendsten ein Dreiflügelbild in der Kaplanei zu Warendorf aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, welches heimische Kunst unter niederländischen und niederrheinischen Einflüssen bekundet, sowie die in der Freckenhorster Dechanei aufbewahrten drei Tafeln mit der Gefangennehmung und Geisselung Christi und der Maria unter den Aposteln, hervorragend durch das Streben nach schönen Bewegungen und Anschaulichkeit und durch schönen rührenden Ausdruck, wohl Werke des Conrad von Soest um 1404 (des Schöpfers des grossen nach Münster gekommenen Warendorfer Altargemäldes). Durch schöne textile Arbeiten, ein Messgewand und ein Grabtuch tritt Harsewinkel vor; viele Paramente hat Freckenhorst. Auch die eigenthümlichen in Westfalen mit dem 14. Jahrhundert bekannten Hungertücher (Vorhänge mit den Leidensdarstellungen, welche in der Fastenzeit vor den Chor gehängt wurden) werden, freilich erst Arbeiten vom Beginn des 17. Jahrhunderts, zu Warendorf, Everswinkel und Freckenhorst bewahrt. Aus gleicher Zeit die seidenen metallbestickten Reliquienhüllen zu Vinnenberg

„eine Nachgeburt des opus anglicanum“. Die älteste Glocke des Kreises, die zu Harsewinkel, trägt die Jahreszahl 1354, während wir (wie auch anderwärts) erstaunt sind über den Aufschwung der Glockengiesserei zwischen 1470 und 1490.

Gegen die Kirchen und ihren Besitz treten die nichtkirchlichen Bauten und Ausstattungsgegenstände weit zurück. Viel hat uns Nordhoff von zerstörten Schlössern und entfremdeten Besitzthümern zu berichten. Um so mehr freut uns, von dem Schloss Vornholz bei Ostenfelde mit seiner schönen Ausstattung zu lesen, von der Loburg bei Ostbevern, zu erfahren wie Levin Schücking seine an Stelle eines alten Burghofes belegene Villa bei Sassenberg mit ihren reizenden Barockfiguren im Garten gepflegt hat; wir folgen gerne dem kundigen Verfasser auf das Warendorfer Rathhaus und lassen uns die prächtigen Pokale weisen, wir begleiten ihn in die Sammlungen kunstfreundlicher Bürgersfamilien, besonders der Rive und Zuhorn in Warendorf und Ruthmann in Freckenhorst. Wir lassen uns auch bescheidene und beschränkte Kunstleistungen wohl gefallen, wie die mancherlei eigenthümlichen Andachtsbildchen auf weissem Pergament in und um Warendorf und die ebendort einst gefertigten Wachsbilder, weil sie uns die im 18. Jahrhundert sich schüchtern wieder hervorwagende Volkskunst erkennen und anerkennen lassen.

Aus den hier gegebenen Andeutungen des wichtigsten Inhaltes sehen wir, welche Fülle des Stoffes uns auch in diesem kleinen Kreise entgegentritt, und wie die Entdeckung und Veröffentlichung deutscher Denkmäler auch minder berühmter Orte und gefeierter Kunstperioden über den Forschungen in fremden Ländern nicht vernachlässigt werden darf. In der schönen, dem Verfasser eigenen lebendigen Sprachweise führt er uns in seine Heimath ein; liebevoll und ohne für einen einzelnen Stil auf Kosten eines andern Vorurtheile zu haben, macht er es wie der wahre Forscher, der „das Grosse gesehen und das Kleine betrachtet.“ Er weiss den Dingen das Werthvolle und Charakterische abzusehen, in das künstlerische Empfinden einzudringen, die literarischen Nachweise geschickt in Verbindung mit den Werken zu bringen, und so ist dies Werk ein höchst schätzenswerther Beitrag zur Inventarisation Deutschlands.

Unbeschadet aller Anerkennung, die wir der Arbeit zollen, dürfen wir nicht verschweigen, dass wir mit der Form, in welche der Verfasser die vielen Einzelmittheilungen gegossen hat, nicht ganz einverstanden sind. Bei der Wichtigkeit dieser Frage mögen hier einige Bemerkungen darüber gestattet sein.

Denn alle die grossen und kleinen Schätze, welche Nordhoff für uns gehoben hat, giebt er nicht in einer so systematischen Reihenfolge, wie es nach meinem Bericht den Anschein erwecken könnte. Einem Leser, der das Buch in Kürze auf einen ihm wichtigen Punkt hin durchnehmen will,

ist es nicht so leicht gemacht. Nur einen ungefähren Weg verfolgt der Verfasser: Ortsgeschichte, städtische und bürgerliche Kunst, Burgen, Kirchen und ihre Denkmäler, bisweilen auch umgekehrt. Nicht nach einem bestimmten System, sondern wechselnd und bald dem Lokal bald der Zeit nachgehend, gerne den einstigen Werken auch ausserhalb des Kreises in die Ferne folgend, so giebt er uns die vielen Gegenstände aneinandergereiht, jedem Leser überlassend, in welcher Weise er den Stoff für seine Zwecke und Studien gleichsam durchsieben will.

Darin steckt ein Reiz, darin auch eine Gefahr. Der Verfasser hat offenbar den Wunsch, Gleichmässigkeit und dadurch vielleicht entstehende Trockenheit zu vermeiden und verschiedenartigsten Lesern die Schönheit seiner Heimath zu erschliessen. Er geht darin nach meiner Auffassung zu weit. Es ist schwierig, über diesen Punkt mit ihm zu rechten, denn der Berichterstatter steht hierin auf einem von dem Verfasser des vorliegenden Werkes verschiedenen Standpunkt. Vor fünf Jahren kennzeichnete Nordhoff in dieser Zeitschrift seinen Standpunkt deutlich in dem Bericht über die Herausgabe der Baudenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbaden [1]). Er wollte, dass nicht nur gesammelt, sondern „Kunstströmungen nach Landschaften und Kunstzweigen aufgehellt, ihre culturgeschichtlichen Grundlagen blossgelegt werden". Sehr schön, man verlange nur nicht zu viel auf einmal. Nach meiner und mancher Anderer Meinung sind wir noch nicht so weit, die Ergebnisse der deutschen Kunst zu schildern, ehe wir nicht genug gesammelt haben. Wenn eine Strömung aufgehellt werden soll, so muss, um des Verfassers Bild anzunehmen, jeder Punkt des Ufers klar und leicht findbar sein. Es müssen zunächst in Deutschland möglichst übersichtliche und klare Verzeichnisse angelegt werden, wirkliche Nachschlagebücher, in welchen die Behörden bei Gelegenheit von Wiederherstellungen oder Wünschen nach Beseitigung von Denkmälern (durch Abbruch, Verkauf etc.) sofort Ort, Gegenstand, Alter, Zustand und Werth des Gegenstandes erkennen; ebenso die Studirenden und Freunde der deutschen Kunstgeschichte jeglicher Art. Das ist die erste Forderung; eine andere Aufgabe ist es, ein Bild der Landschaft nach ihrem culturgeschichtlichen Wesen hin zu skizziren. Will der Verfasser eines solchen Denkmäler-Verzeichniss Beides vereinigen (wie es ein Mann, wie Nordhoff in der That zu leisten im Stande ist), um so dankenswerther, doch möge er stets jenem Wunsch nach Uebersichtlichkeit gerecht werden. Er möge, welches System, welche Reihenfolge er auch immer als richtig erkannt hat, diese energisch festhalten, sei es dass er das Oertliche zum Princip erhebt oder das Geschichtliche, oder den Zusammenhang der Technik. Festigkeit in diesem Sinne würde ein Buch nicht langweilig, sondern leichter geniessbar machen. Indem der Verfasser mehr allgemein

---

1) Heft 71, S. 137 f.

Culturgeschichtliches geben will, als hier zu geben ist, sieht er sich genöthigt, allgemeine Sätze einzuschalten, wie gelegentlich der im Warendorfer Rathhaus aufbewahrten Gilden-Abzeichen: „die Gilden rühmten sich später ihrer Zeichen, Siegel und Heiligenpatrone, und wohl alle boten fremden Standesgenossen auf der Wanderung ihren Willkomm“, oder: „Die (Warendorfer) Schmiede halfen auch mit der Drehscheibe, dem Punzen und Hammer dem Gusse nach und erhoben damit die grösseren Geschirre und Gefässe in das Reich des Formschönen.“ Abgesehen von der Anfechtbarkeit dieses Satzes bringt er weder eine besondere Eigenthümlichkeit von Warendorf, noch des Kreises oder der Provinz. Ebenso bringt der Verfasser gelegentlich der Kirche von Marienfeld einen längeren, an sich interessanten Excurs über die Entartung der deutschen Kunst im Barock und dann im Roccoco, „dem allerdings zu Marienfeld wenig zu schaffen blieb“. Wozu dann? Ich führe diese Sätze nicht an, wie etwa ein übelwollender Kritiker die mühsame und dankenswerthe Arbeit eines Fachgenossen herabsetzen will, sondern, um den Verfasser für künftige Denkmälerverzeichnisse und Alle, die gleiche Ziele verfolgen, zu bitten, nicht bei einer einzelnen Ortsmonographie allzusehr Culturgeschichte auf Kosten der Uebersichtlichkeit schreiben zu wollen, sondern Geduld zu haben, bis die ganze in geschichtlicher Entwickelung und Cultur zusammenhängende Landschaft (hier: Westfalens) vervollständigt ist. Sonst muss es Lücken, Unklarheiten und Wiederholungen geben. Zur weiteren Begründung sei gestattet, anzudeuten, wie verschlungen der Weg ist, den der Verfasser seine Leser führt. Gleich in Warendorf ist die Reihenfolge diese: Stadtsiegel; Münzen, die zu W. geprägt wurden, mit Nachrichten aus dem Leben von Warendorfer Stempelschneidern; Münzgeräthe aus W., die sich aber jetzt in Münster befinden. Rathhaus in W., darin: Fahne, Schränke, Oelbild, wieder ein Schrank; Pokale. Ein Botenstock aus W., einmal vom Verfasser in Münster in einer Althandlung gesehen. Wohnhäuser in W. Gildenwesen, allgemein gehalten; Gildenabzeichen im Rathhaus. Metallgeräthe in Privatbesitz in W., nach auswärts gekommene. Mittheilungen über einen Warendorfer Glockengiesser und einen dortigen Orgelbauer. Töpferarbeiten etc. etc. Es sind in der That eine Reihe von Fäden, die wohlgesponnen nebeneinander herlaufen sollen, sich schliesslich aber für den Leser verwirren, eben in Folge des Wunsches, ein culturgeschichtliches Bild zu geben, gewissermassen: Warendorfs Kunstleben in vergangenen Zeiten. Derselben Neigung des Verfassers entstammen auch die zusammenfassenden vorausgehenden Artikel: Die urthümlichen und römischen Wege, die Landwehren und Wallhecken, die Erdburgen und Alterthümer vorchristlicher Zeit, welche Artikel entweder bei jedem zugehörigen Orte Aufnahme finden oder für ganz Westfalen zusammengefasst werden müssen.

Aus gleichen Gründen nimmt der Verfasser auch jegliches Kunstwerk

auf, welches aus einem der Orte seines Kreises stammend, irgendwo andershin gekommen ist: Er stellt dieses in jener Kritik über Lotz's Wiesbaden 1881 als nothwendig hin, dass die Denkmäler, welche zur Zeit ihren natürlichen Fundort verwechselt haben, doch an ihrem einstigen Aufbewahrungsort zu berücksichtigen sind, wie die noch vorfindlichen. Er bedauert dass z. B. dies nicht von Lotz bei den Glasmalereien geschehen ist, welche von Dausenau an die St. Florinskirche zu Coblenz gekommen sind. „Wenn aber einst der Bearbeiter der Kunstdenkmäler von Coblenz nach den Grundsätzen, welche für die Baudenkmäler des Regierungsbezirkes Wiesbaden maassgebend wurden, die fremdartigen Denkmäler ausscheiden sollte, so werden die werthvollen Glasmalereien keinen Raum in der örtlichen Denkmälerkunde finden und dann leicht für die allgemeine, wie für die specielle Kunstgeschichte verloren gehen.“ Nun, ich kann den einstigen Kritiker darüber beruhigen, dass der „Bearbeiter der Kunstdenkmäler von Coblenz“ den Fenstern bei der Beschreibung der Florinskirche Raum gegönnt hat. Ich halte es für ganz richtig, dass in einem Inventar von am Ort befindlichen Denkmälern bei Dausenau nur angegeben ist, dass die Fenster einst vorhanden aber nach Coblenz und Nassau gekommen sind, und dass sie bei Coblenz da aufgeführt werden, wo sie sich jetzt befinden. Man male sich aus, welche Verwirrung entstehen würde, wenn z. B. Gemälde jedesmal da beschrieben werden sollten, wo sie einst ihren „natürlichen Fundort“ hatten, über den sich dann oft noch sehr streiten liesse, während der Kunstforscher sie doch da zu suchen hat, wo sie sich wirklich finden. Da der Verfasser seinem Grundsatz getreu alle Gegenstände, welche in Münster und sonst ausserhalb des Kreises Warendorf bewahrt werden, nun an der Stelle ihres natürlichen Fundortes eingehend beschreibt, wie wird es der einstige Bearbeiter von Münster machen (als welchen wir Prof. Nordhoff erwarten und erhoffen), wenn er an die mancherlei Gemälde und anderen Werke kommt, welche schon in Warendorf, Marienfeld etc. breiten Raum gefunden haben? Wird er dann jene Beschreibung wörtlich abschreiben, oder die Werke einfach fortlassen? Ich fürchte das letztere, denn z. B. einen Schlüssel, der sich in der Sammlung des Herrn Rive in Warendorf befindet, habe ich nicht dort, sondern in der Beschreibung des verschwundenen Schlosses zu Sassenburg gefunden, weil er daher stammt. Gegenstände müssen aber an ihrem jetzigen Ort beschrieben, an ihrem früheren nur erwähnt werden; Solche nicht mehr vorfindliche Gegenstände müssen sogar auch äusserlich gekennzeichnet werden[1]). Das Gleiche gilt von den verschwundenen und zerstörten Baulichkeiten. Hier ist in der That jede Mittheilung schätzenswerth, und Nordhoff hat in trefflicher Weise auch der

1) Der Berichterstatter hat dafür die zu diesem Zwecke aufgesparte eckige Klammer als bestes Ausdrucksmittel gefunden.

Denkmälerkunde der Vergangenheit Rechnung getragen, eifrig die Nachrichten und früheren Abbildungen sammelnd, ergänzend und zusammenstellend zu einem Bilde. Nur bitten wir ihn ebenfallls in der Folge bei seinen Beschreibungen (unter Umständen auch hier äusserlich durch eckige Klammern oder andere Schriftart, oder sonst ein Hülfsmittel) deutlich das ganz oder theilweise Vorhandene von dem gänzlich Verschwundenen zu unterscheiden.

Die in den vorigen Zeilen gemachten Ausstellungen treffen den Inhalt des Werkes selbst nicht, und ihnen Berücksichtigung zu schenken ist gar nicht schwer; verschiedenste Wege giebt es hierzu. An künftige solche Arbeiten desselben und anderer Verfasser richtet sich also der ausgesprochene Wunsch, nicht kritische Mäkelei an mühsam vollendeter Arbeit soll es sein. In welcher Gestalt auch eine derartige, mehr Mühen, als Lohn in sich schliessende Arbeit uns geboten wird, wir nehmen sie gern und mit Dank entgegen.

Ja, wenn auch vielleicht nicht jede solche derartige Veröffentlichung nach allen Richtungen hin das Höchste leistet, was die Kunstgeschichte zu erwarten berechtigt ist, sind doch nach meiner Meinung so abweisende und zurückschreckende Beurtheilungen, wie sie vor einiger Zeit ein ganzer Verein einem Verfasser gegenüber öffentlich ausgesprochen hat, wie sie Nordhoff selbst 1881 dem Werke über den Reg.-Bez. Wiesbaden zu Theil werden liess, nicht dankenswerth. Der Deutsche steht in ausgesprochenem Gegensatz zu dem Sprichwort: Clericus clericum non decimat; aber es ist doch zu bedenken, dass der gemeinsame Gegner, den Alle zunächst zu bekämpfen haben, der Indifferentismus ist, die Gleichgültigkeit selbst der gebildeten Laienwelt gegen die heimischen Kunstschätze einer Zeit welche nicht gerade zufällig Mode ist. Ich halte es unter den augenblicklichen Umständen für weit besser, wenn alle Kunstdenkmäler erst einmal an das Licht gezogen werden, vielleicht auch zu Widersprüchen, genaueren Untersuchungen und weiteren Veröffentlichungen anregen, als wenn sie der Vergessenheit und der Vernichtung anheimfallen. Auch umgekehrt kann nur das Schriftwort gelten: Wenige nur sind auserwählt, aber Viele berufen.

Dr. Paul Lehfeldt.

III. Berichte.

1. Bericht der historischen Kommission bei der Königl. bayr. Akademie der Wissenschaften.

München im November 1886. In den Tagen vom 1.—4. Oktober wurde die 27. Plenarversammlung der historischen Kommission abgehalten.

Da die Kommission in Leopold von Ranke ihren ersten langjährigen Vorstand verloren hat, musste sie die Wahl eines neuen Vorstandes vornehmen. Die Wahl fiel auf Heinrich von Sybel. Auf Grund dieser Wahl haben Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent den wirklichen Geheimen Oberregierungsrath von Sybel in Berlin zum Vorstand der historischen Kommission allergnädigst zu ernennen geruht.

Während im vorigen Jahre eine grössere Anzahl von Publikationen der Kommission erfolgen konnte, sind in diesem Jahre bei dem Zusammentreffen verschiedener hinderlicher Umstände verhältnismässig wenige in den Buchhandel gekommen. Neu erschienen sind:

1. Allgemeine deutsche Biographie. Lieferung 107—116.
2. Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. XXVI. Heft 1 und 2.

Jedoch ergaben die Berichte, wie sie im Laufe der Verhandlungen erstattet wurden, dass fast bei allen Unternehmungen die Arbeiten in ununterbrochenem Fortgange sind, so dass für die nächste Zeit wieder zahlreichere Publikationen zu erwarten stehen. Die Nachforschungen in den Archiven und Bibliotheken sind stetig fortgesetzt worden, und die Kommission hat immer aufs neue mit dem wärmsten Danke die Gefälligkeit anzuerkennen, mit welcher alle ihre Arbeiten von den Vorständen der in- und ausländischen Archive und Bibliotheken unterstützt werden.

Von den deutschen Reichstagsakten ist der neunte Band, welcher die Jahre 1427—1431 umfasst, so weit im Drucke vorgeschritten, dass fast nur noch die Register fehlen. Der Herausgeber ist Oberbibliothekar Dr. Kerler in Würzburg und auser ihm ist hauptsächlich der Leiter des Unternehmens Professor Weizsäcker betheiligt. Das Manuscript des sechsten Bandes, des dritten und letzten aus der Zeit König Ruprechts, ging bereits ebenfalls in die Druckerei ab. Er ist in der Hauptsache die gemeinsame

Arbeit von Professor E. Bernheim, Dr. L. Quidde und Professor Weizsäcker, gleich dem fünften, bei welchem im vorigen Jahresberichte der Name Professor Bernheims durch Zufall weggeblieben ist. Die Hauptarbeit des Sammelns im vergangenen Jahre galt der letzten Zeit Kaiser Sigmunds und der Regierung König Albrechts II., welche den 10. und 11. Band füllen sollen. Damit waren Dr. Quidde, Dr. Jung und Dr. Schellhass in Frankfurt a/M. beschäftigt. Die Fertigstellung dieser Bände wird möglichst beschleunigt werden. — Schon seit längerer Zeit war es wünschenswerth erschienen, um die Herausgabe der so überaus wichtigen Reichstagsakten unter der Regierung Kaiser Karls V. nicht zu lange zu verzögern, diese in einer besonderen Serie bearbeiten zu lassen, ohne deshalb die Arbeiten für die früheren Partien zu unterbrechen. Da die äusseren Schwierigkeiten, welche bisher die Ausführung hinderten, nun beseitigt scheinen, wurde beschlossen, die Bearbeitung dieser neuen Serie unverzüglich in Angriff zu nehmen. Die Oberleitung des ganzen Unternehmens wird nach wie vor in der Hand des Geheimrath von Sybel liegen; die Direktion der Arbeiten für die neue Serie ist Professor von Kluckhohn übertragen worden.

Was die Ausgabe der deutschen Städtechroniken betrifft, so sind die Arbeiten für die niederrheinisch-westfälischen Chroniken unter der Leitung des Professor Lamprecht in Bonn fortgesetzt worden. Mit den Chroniken von Dortmund waren Professor Franck in Bonn als Germanist und Dr. Hansen, jetzt am Coblenzer Staatsarchiv, als Historiker beschäftigt. Die Chronik von Kerkhörde (1405—1466) liegt druckfertig vor und wird zum erstenmal in dem zunächst erscheinenden Chronikenband bekannt gemacht werden. Die Bearbeitung der Chronik von Westhoff aus dem 16. Jahrhundert durch Dr. Hansen ist weit fortgeschritten. Nahezu druckfertig ist die Reimchronik von Wierstraat über die Belagerung von Neuss i. J. 1474, welche zuerst von E. von Grote 1855 herausgegeben, nun von Dr. Ulrich in Hannover und Professor Franck neu bearbeitet worden ist. Für die Chroniken von Soest ist Dr. Jostes in Münster thätig gewesen. Vollendet liegen in neuer Bearbeitung die Schriften des sogenannten Daniel von Soest vor, dessen satirisches Zeitgedicht zuerst durch F. von Schmitz 1848 bekannt gemacht wurde. Es bleibt noch zurück die Chronik von Bartholomaeus von der Lake, worin die Soester Fehde 1444—1447 ausführlich beschrieben wird; wenn diese Chronik auch schon in der Quellensammlung von Seibertz abgedruckt ist, sieht sie doch gleichfalls einer neuen Bearbeitung entgegen. Der Herausgeber der grossen Sammlung der Städtechroniken, Professor Hegel stellt für das nächste Jahr die Bereicherung derselben durch zwei neue Bände in Aussicht.

Schon vor längerer Zeit war der Druck des sechsten Bandes der von der Kommission herausgegebenen älteren Hanserecesse begonnen worden,

musste aber wegen dienstlicher Behinderungen des Bearbeiters, Stadtarchivar Dr. Koppmann unterbrochen werden und hat leider auch im verflosssenen Jahre nicht wieder aufgenommen werden können. Auch die Arbeiten für die Wittelsbachischen Korrespendenzen sind nur wenig fortgeschritten, da die Bearbeiter der einzelnen Abtheilungen, die Professoren von Bezold, von Druffel und Stieve durch andere Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen waren.

Dagegen ist die Sammlung der vaticanischen Akten zur deutschen Geschichte in der Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern von Oberbibliothekar Dr. Riezler unter Beihilfe des Archivpraktikanten Dr. Jochner nahezu druckfertig hergestellt worden. Der Druck wird vielleicht durch eine neue archivalische Reise nach Rom, die sich als nothwendig herausstellen könnte, noch etwas verzögert werden, doch ist jedenfalls die Publikation der Sammlung nahe bevorstehend.

Die von dem Sekretär der hiesigen Hof- und Staatsbibliotkek Dr. H. Simonsfeld bearbeitete Sammlung von Urkunden zur Geschichte der deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen und des deutschen Kaufhauses in Venedig, deren Herausgabe die Kommission durch einen Druckzuschuss unterstützt, wird demnächst in den Buchhandel kommen.

Die Vollendung der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland sucht die Kommission möglichst bald herbeizuführen. Mit der Geschichte der Kriegswissenschaft ist Oberstlieutenant Dr. M. Jähns in Berlin unablässig beschäftigt und es besteht die Aussicht, dass diese Abtheilung des Unternehmens, wie die Geschichte der Medizin, bearbeitet vom Geheimen Medizinalrath Professor A. Hirsch in Berlin, in naher Zeit an das Licht treten werden. Die Kommission ist nach wie vor bemüht, für die Fortsetzung der in Folge des Todes Stintzings leider unvollendet gebliebenen Geschichte der Rechtswissenschaft einen hervorragenden Gelehrten zu gewinnen, wie auch die Bearbeitung der beiden sonst noch ausstehenden Abtheilungen, der Geschichte der Geologie und der Geschichte der Physik, nach Möglichkeit zu beschleunigen.

Für die Jahrbücher des deutschen Reichs sind neue Bereicherungen in der nächsten Zeit zu erwarten. Professor Meyer von Knonau in Zürich, welcher die Bearbeitung der Jahrbücher K. Heinrichs IV. und K. Heinrichs V. übernommen hat, hofft den Druck des ersten Bandes der Geschichte Heinrichs IV. im Sommer 1887 beginnen lassen zu können, und Geheimer Hofrath Winkelmann in Heidelberg wird den ersten Band seiner Geschichte K. Friedrichs II. in kurzer Frist zum Abschluss bringen. Professor Oelsner in Frankfurt a. M. hat die von ihm übernommene Revision der die Anfänge des Karolingischen Hauses betreffenden Arbeit des verstorbenen H. E. Bonnell so weit vollendet, dass der Druck der neuen Ausgabe im nächsten Jahre wird erfolgen können. Auch die Revision des ersten Bandes

der Geschichte Karls des Grossen, welcher nach dem Tode S. Abels sich Professor Simson in Freiburg i. Br. unterzogen hat, geht dem Abschluss entgegen. Professor Dümmler ist damit beschäftigt, die neue Bearbeitung seiner Geschichte des ostfränkischen Reichs druckfertig herzustellen; der erste Bande derselben wird in zwei handlichere Bände zerlegt werden.

Die Allgemeine deutsche Biographie, redigirt von Klosterpropst Freiherr von Liliencron und Professor von Wegele, ist im verflossenen Jahre um den 22. und 23. Band bereichert, auch vom 24. Band bereits eine Lieferung ausgegeben worden. Die regelmässige Fortführung dieses Unternehmens, welches sich der allgemeinsten Anerkennung erfreut, ist völlig gesichert.

Die bisher von der Kommission herausgegebene Zeitschrift: Forschungen zur deutschen Geschichte hat leider ihren langjährigen Hauptredakteur verloren. Georg Waitz, der das Unternehmen angeregt hatte und sich von Anfang an mit der grössten Sorgfalt der Hauptredaktion unterzog, hat den 26. Band noch beginnen, aber nicht mehr abschliessen können. Professor Dümmler übernahm bei dem unvollendet von Waitz hinterlassenen 2. Hefte die Hauptredaktion und wird diese auch für das dritte Heft beibehalten und so den 26. Band zum Abschluss bringen. Damit werden die Forschungen zur deutschen Geschichte aus dem Kreise der Publikationen der Kommission ausscheiden, doch besteht begründete Hoffnung, dass diese überall geschätzte Zeitschrift anderweitig in unveränderter Haltung und Tendenz fortgesetzt werden wird.

---

2. Die Anthropologen-Versammlung in Stettin vom 10. bis 15. August 1886.

Die von etwa 150 Theilnehmern besuchte Versammlung, zu der von Ausländern Hildebrand, Evans, Wankel, Hampel, Tolmatschew u. A. erschienen waren, wurde am 10. August Vorm. 9 Uhr im grossen Saale des Concerthauses durch den Vorsitzenden, Geh. Rath Virchow, mit folgender Rede eröffnet: Die Anthropologie ist keine officielle Wissenschaft, aber sie erfreut sich der Mitwirkung aller Gebildeten, auch der Frauen. Die an der Spitze dieser Forschung stehenden Männer müssen ihr treu bleiben. Diese Wissenschaft hat einen internationalen Anfang gehabt. Von den Gründern sind schon Viele abgerufen, Nilsson, Hildebrand, Keller, Desor,

Broca, Worsaae. Wir in Deutschland haben klein angefangen, aber wir haben die Gesammtheit aller Landestheile aufgerufen und überall neue Herde der Forschung gegründet. Hier befinden wir uns an einer alten Stätte. Pommern ist schon früh durch seine Beziehungen zu dem Norden ein Mittelpunkt menschlicher Thätigkeit geworden. Von den Ostseeküsten aus haben die Wickinger ihre Fahrten gemacht. Pommerns Sammlungen sind zurückgeblieben gegen die Bedeutung der Funde in dieser Provinz. Bei so langgestreckter Lage derselben fehlt die Verbindung, es fehlt in Stettin eine Universität, der Greifswalder Verein hat Manches entführt. Virchow ruft als Sohn der Provinz den Patriotismus seiner Landleute auf, das Material zu sammeln für ein Archiv der Urzeit. Das alte Pommern, ging bis an die Oder und Weichsel, es reichte von der Ostsee bis zur Warthe und Netze. Seit dem 9. Jahrhundert sind die Pommern mit Dänen und Normannen in Berührung. Seit 1026 giebt es Herzoge von Pommern seit 1124 predigte Bischof Otto von Bamberg hier das Christenthum. Der Name Stettins bleibt dunkel. Vor den Wenden wohnten hier die Rugier. Die Slaven wanderten in drei Heereszügen ein. Die Wenden besetzten die Lausitz, die Wilzen wohnten bis an die Spree und Havel und bis nach Holstein. Die Pommern hingen mit den Polen zusammen und waren von den Czechen verschieden. Diese gelangten mitten durch die Serben hindurch, von denen sie sprachlich und physisch verschieden sind, nach Böhmen und sind schon im 7. Jahrhundert geeinigt. Wilzen und Serben, gegen welche die sächsischen Kaiser kämpften, haben es nie zu einer Staatenbildung gebracht. Die Slaven schoben sich neben einander vor, ihre Reihen wurden durch nachrückende Züge immer durchbrochen. Das slavische Volk war nicht so einheitlich, wie es sich heute fühlt. Das alte Pommern ist ein urblondes Land, Vorpommern und Mecklenburg sind das viel weniger. Sitzt hier noch die altgermanische Bevölkerung? Oder sind es Niedersachsen, die das Land der von den Carolingern bekriegten Slaven besetzten? Meitzens Karte der Verbreitung des niedersächsischen Hauses stimmt mit den Schulerhebungen, auch die Sprachtafeln decken sich mit den Farbenkarten. Als Otto nach Pommern zog, bestand noch der Urwald, Ugger, der zwölf Tagereisen lang und vielleicht eine Grenze war. Diese Silva wird im 13. Jahrhundert als Wüste, desertum, bezeichnet. Hier sitzen die meisten Blonden an der Rega und Persante. Um Stettin wohnen bis ins 15. Jahrhundert Colonisten. In Pomerellen, das die Grundlage von Westpreussen wurde, war der Grenzwall noch im letzten Jahrhundert erhalten. Die Cistercienserklöster wurden von Dänemark aus bevölkert, die Praemonstratenser liessen Bauern aus Friesland kommen. Die Anlage der Dörfer, des Hauses, die Nationaltracht entsprechen oft der Besiedelung durch Niedersachsen. Auch Richtung und Breite der Hufen der Feldflur sind zu beachten. Es giebt fränkische und flämische Hufe, die ersten führte Carl der Grosse ein, zumal auf den colo-

nisirten Flächen, sie heissen auch Königshufe oder Waldhufe. Hagengüter sind die, deren Namen mit hagen endigt, sie sind niedersächsisch. Deutsche Dörfer tragen indessen oft slavische Namen und umgekehrt. Vor den Slaven sassen in Pommern bis zur Völkerwanderung Deutsche, Burgundionen Heruler, Rugier, Gothen. Vor den Slaven gab es nur Leichenbrand, ein Moorleichenfund aus dieser Zeit wäre wichtig. Aus der Steinzeit giebt es Gräber mit Bestattung, wie das von Blumenhagen. Wie viele giebt es in Pommern? Von der Weichsel bis zur Elbe finden sich den Germanen ähnliche Langköpfe in den Gräbern, jedenfalls sind es Arier. An paläolithischen Geräthen fehlt es im Lande. Eine Karte über die Verbreitung der Feuersteine wäre wichtig, Rügen verdankt vielleicht seine Bedeutung nur dem hier häufigen Feuerstein. Ob die Bronzen mehr von Griechenland oder von Italien eingeführt wurden, bleibt ungewiss. Ihre Quelle scheinen die Donaugegenden, von wo sie auch nach Schlesien kamen. Auf dem rechten Oderufer kann ein Handelsweg gewesen sein. Vineta entstand aus Jumneta, Jumne war die nordische Bezeichnung für Julin, das jetzige Wollin. Hier ist ein Pfahlbau aufgedeckt. Julin war noch im 13. Jahrhundert die grösste Handelsstadt des Nordens, wohin die Händler vom Schwarzen Meere kamen. Auf dem Silberberg bei Julin sind arabische Münzen gefunden. Der Goldfund von Vettersfelde, die Kaurismuscheln in Schweden, wo das alte Birka aufgefunden ist, sind Beweise für den alten Handel. Unsere Cultur führt zur Vernichtung der Urrassen, weil sie ihnen keine Mittel zu einer selbstständigen Weiterentwickelung bietet. Das war früher anders. Der alte Import weckte die Selbstthätigkeit der jungen Völker und die aus den Culturländern gebrachten Krankheiten, Aussatz und Elephantiasis, waren weniger zerstörend als die unseren.

Hierauf fand die Begrüssung des Congresses durch den Oberpräsidialrath v. Bülow statt. Herr Oberbürgermeister Giesebrecht dankt dafür, dass die Gesellschaft diese Stadt gewählt, und wünscht, dass sie reiche Frucht ernte. Der Geschäftsführer, Gymnasial-Director Lemcke, gedenkt der Männer, die für die Pommersche Alterthumsforschung gewirkt haben, zunächst des Oberpräsidenten Sack, der den Verein für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde begründet hat. Er nennt Hagenow, Lud. Giesebrecht und Hering und rühmt die Verdienste Bayers um das Provinzialmuseum in Stralsund. Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde hat als Festschrift den Mitgliedern des Congresses zwei Abhandlungen aus den Baltischen Studien, J. XXXVI, Hexenwesen und Zauberei in Pommern, von U. Jahn, und die Burgwälle des Randowthales, von H. Schumann, überreicht. Nun erstattet der General-Secretär Ranke den Jahresbericht. Er zählt zuerst die Arbeiten über Urgeschichte auf und bemerkt, dass die den Scandinaven gewöhnlich zugeschriebene Eintheilung derselben in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit gleichzeitig in Deutschland gebraucht worden sei. Er nennt

Voss und Stimming's Alterthümer aus der Mark Brandenburg, Frl. Mestorfs vorgeschichtliche Alterthümer Schleswig-Holsteins und Lindenschmits Handbuch der Archäologie, ferner Arbeiten von Schwarz, Virchow, Olshausen, Wankel und Schaaffhausen. Bastian beabsichtigt systematische Veröffentlichungen aus dem ethnologischen Museum, das durch den Ankauf der Nachtigalschen Sammlungen bereichert ist. Eine wichtige Untersuchung bezeichnet er als eine fast unbeschriebene Tafel, es ist die Frage der Acclimatisation. Virchow hat schon in der Naturforscher-Versammlung zu Strassburg diese Frage zur Sprache gebracht, sie wird auch die bevorstehende Berliner Versammlung beschäftigen, sie ist in diesem Augenblick für uns Deutsche wichtig, da wir im Begriffe sind, in entfernten Ländern Colonien anzulegen. In den bisherigen Berichten von Bastian, Fritsch, Thiersch herrschen Widersprüche. Im Hinblick auf die grossartigen deutschen Unternehmungen zur Erforschung und zur Besitzergreifung fremder Länder sagt Ranke, wir ständen im Morgenglanze einer neuen Zeit. Jetzt gab Weissmann den Kassenbericht. Die Einnahme pro 1885/86 beträgt 13 402 Mk. 49 Pf. Die Jahresbeiträge wurden von 2143 Mitgliedern entrichtet. Es bleibt ein Kassenbestand von 808 Mk. 57 Pf. Für das kommende Jahr bleibt die Summe von 7108 Mk. 57 Pf. verfügbar.

Nach einer Pause von zwei Stunden wurden um 2 Uhr die Vorträge fortgesetzt. Herr Nagel hatte ein Skelett aus dem neolithischen Gräberfeld bei Rössen an der Saale unfern Merseburg ausgestellt. Die Todten liegen $1^1/_2$ m tief im Thonboden. Die Schädel sind dolichocephal. Hals- und Armringe sind aus Marmor, einer aus Elchhorn, in den Gräbern liegen Feuersteinmesser, Steinbeile und Thongefässe mit Henkel. Virchow spricht darüber. Hierauf schildert Dr. Grempler einen seltenen Fund aus dem römischen Alterthum, der im April d. J. in der Nähe von Breslau bei Sacrau in einer Sandgrube gemacht wurde. Es ist ein zusammenlegbarer Vierfuss aus Bronze, der, wie vorstehende Stutzen zeigen, ein Mischgefäss getragen hat. Die vier Stangen sind mit Panthern verziert und tragen oben vier weibliche Büsten. Zweimal findet sich die Aufschrift NVM. AUG. Zugleich fanden sich verzierte Goldbleche, eine silberne Scheere, Spiralringe, eine Pincette, eine Schale aus Onyx, Spielsteinchen. Das Ornament einer goldenen Schale hat archaischen Charakter. Die regellose Lage der Gegenstände lässt vermuthen, dass hier kein Grab war, sondern der Hausrath eines vornehmen Mannes vielleicht als Beute geborgen wurde. Auch ein Fabrikstempel findet sich am Vierfuss. Hildebrand bezweifelt den nordischen Ursprung einiger Gegenstände, Tischler weist eine Fibel dem Ende des 3. Jahrhunderts zu. Ein Bronzekessel scheint ihm jünger als die von Pompeji. Sollte die Aufschrift nicht beweisen, dass der Vierfuss einmal dem Kaiser Numerianus gehörte? Dr. Behla sprach dann über das Elch und sein Vorkommen. Nach Schluss der Sitzung fuhr ein Theil der Mitglieder nach

Kückenmühle zur Besichtigung der Anstalten für Geistesschwache und Epileptische. Um 6 Uhr fand im Saale des Concerthauses unter zahlreicher Betheiligung das Festessen statt. Die Genüsse der Tafel wurden durch die üblichen Toaste und durch ausgezeichneten Quartettgesang unterbrochen. Die Dichter und Componisten der Lieder waren Pommern. Herr Ober-Reg.-Rath von Puttkamer brachte das Hoch auf den Kaiser, Bürgermeister Giesebrecht das auf die Anthropologische Gesellschaft aus. Virchow liess die Provinz Pommern leben.

Am Mittwoch den 11. August besuchten die Anthropologen von 8 bis 10 Uhr unter Führung des Herrn Dr. Lemcke das Museum der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, von dem ein übersichtlicher Katalog den Mitgliedern eingehändigt wurde. Das Museum befindet sich im Thurme des alten Schlosses. Hier errichtete 1346 Barnim III. auf Kosten der Stettiner ein Steinhaus nebst Kapelle, die vom Pommern-Apostel Otto von Bamberg geweiht war. In der vom verstorbenen Conservator Knorren geordneten Sammlung befinden sich zahlreiche Steingeräthe und Urnen, ein Torffund, der den gleichzeitigen Gebrauch von Steinbeil, Paalstab und Eisen beweist, die schöne Halsschnur aus Silberketten von Speck, reiche Funde von Hacksilber und Wendenpfennigen. Um 10 Uhr begannen die Vorträge. Zuerst sprach Dr. Jahn über heidnische Reste im heutigen Volksleben der Pommern. Alle noch vielfach verbreiteten abergläubischen Vorstellungen gehören dem germanischen Alterthum an. Dies erklärt sich, wenn man erwägt, dass hier vor der Völkerwanderung Germanen gewohnt haben und die spätere slavische Einwanderung darin wenig geändert hat. Der Tod ist ein ernster ruhiger Mann, der mit den Bauern sich in ein Gespräch einlässt, Krankheiten werden durch böse Geister hervorgebracht, auch die Cholera ist ein dämonisches Wesen. Die unruhige See sucht man durch Schmeichelworte zu besänftigen. Noch findet sich der Glaube an Riesen oder Hünen, die Schutz suchen bei den Bauern vor den sie verfolgenden Göttern, an Zwerge oder Ulken, die sich unsichtbar machen können, und sich in Käfer verwandeln. Sie spielen dem Landmann allen möglichen Schabernak, sie verhindern das Buttern. Die Elben, deren Weiber menschliche Form annehmen, sind in Hinterpommern Hausgeister. Wenn ein Kind vor der Taufe stirbt, so wird es ein wilder Alb. Die Seele verlässt den Leib in Gestalt einer Maus, eines Vogels, eines feurigen Hauchs. Man kennt Kobolde, Wassergeister und den Vampyr. Alle diese Vorstellungen sind dem slavischen Aberglauben fremd. Schwartz bestätigt diese Ansicht. Es komme mehrfach vor, dass nach einer Eroberung durch Fremde das Volksleben der alten Bevölkerung wieder erscheine. So habe im heutigen Griechenland die türkische Herrschaft wenig Einfluss geübt. Echt deutsch seien die Vorstellungen vom wilden Jäger, von der weissen Frau. Es würde von Interesse sein, einen geographisch-mythologischen Atlas zu entwerfen,

ehe der Volksglaube ganz verblasst sei. Virchow sagt, es gebe Beispiele für einen schnellen Wechsel in dieser Beziehung. Die wendischen Gegenden im Schweriner Kreise seien vollständig germanisirt. Im Amte Blüchow in Hannover sei zu Anfang des Jahrhunderts noch wendisch gesprochen worden, in Pomerellen seien deutsche Geschlechter in polnische umgewandelt worden. Auffallend sei die geringe Zahl slavischer Grabfelder in Pommern.

Der Vorsitzende berichtet dann über die Untersuchung der deutschen Schädelformen und die Herstellung einer prähistorischen Karte, Schaaffhausen über die Beiträge zum Anthropologischen Katalog und über die von der englischen Regierung angeordnete Statistik von Bengalen. Sodann spricht er über den grossen Zeh des Menschen, über dessen Länge beim Europäer und bei rohen Rassen verschiedene Angaben gemacht werden. Bei allen berühmten griechischen Statuen ist der grosse Zeh kleiner als der zweite, so beim Apollo von Belvedere, bei der Diana von Versailles, der mediceischen Venus, dem Laokoon, den Dioscuren, dem Discuswerfer u. A. Harrison irrt desshalb, wenn er glaubt, diese Bildung sei den heutigen Künstlern nicht von Griechenland, sondern von Italien zugekommen, indem die Etrusker schon den Fuss so bildeten und die heutigen Italiener ihn so besässen. Auch an ägyptischen Statuen findet man den zweiten Zeh länger als den ersten. An dem Fuss der Wilden sind auch der dritte, vierte und fünfte Zeh kräftiger gebildet als beim Europäer, bei dem die Fussbekleidung diese Zehen wohl oft verkümmert und desshalb den grossen Zeh, auf den sie weniger Einfluss übte, verhältnissmässig verlängert hat. Es ist auffallend, dass an den Statuen der Griechen, die doch die Sandale trugen, auch der kleine Zeh verkümmert ist. So findet es sich aber auch an ägyptischen Mumien. Der bei den verschiedenen Rassen ungleiche Gebrauch des Fusses muss diese Unterschiede erklären. Hierauf spricht Krause über mikronesische Schädel. Die Mikronesier sind kein originaler Typus, sondern ein Mischvolk aus Polynesiern und Papuanern. Auf den mikronesischen Inseln war eine melanesische Urbevölkerung vorhanden, die durch von Westen einwandernde malayische Stämme überzogen worden ist, deren Nachkommen als Polynesier bekannt sind. Diese Einwanderer haben auf den nördlichen Inseln der Südsee festen Fuss gefasst, während die Bevölkerung der südlichen ihnen Widerstand geleistet hat. Tischler beschreibt die Technik des Millefiori-Emails. Es wurden farbige Glasstäbe neben einander gelegt und zusammengeschmolzen, dann ausgezogen oder man überrollte einen Glasfaden mit andersfarbigen Flüssen. Die alte Glaskunst ist noch nicht wieder erreicht. Aus Millefioristäbchen machte man auch Perlen. Im Stettiner Museum sind grosse Perlen mit vier Gesichtern, deren Kopf einen Turban trägt, aus Ledebuhr in Pommern. Diese Kunst wird mit Unrecht als gallo-römisch bezeichnet, sie reicht von Frankreich bis Ungarn; sie findet sich an Gegenständen der La Tène-Zeit,

die zuerst eine Weltkultur brachte. Sie findet sich als Furchenschmelz auf Halsringen von Bronce. Auf zwei Fibeln von Demmin sind emaillirte Kugeln und ein Kreuz, das charakteristisch für die la Tène-Zeit ist. Das Blut-Email kommt auch auf Eisen vor, z. B. auf Nagelköpfen. Das Email der Römer war weit verbreitet. Nachmittags fand eine Fahrt auf der Oder statt. Bei der Rückfahrt erglänzten zahlreiche Villen und Fabrikgebäude in bengalischem Feuer.

Am Donnerstag den 12. August wurde von 8 bis 10 Uhr das Pommer'sche Museum besucht und um $10^1/_2$ Uhr die letzte Sitzung eröffnet Zuerst fand die Neuwahl des Vorstandes statt. Virchow wurde zum ersten Vorsitzenden, Schaaffhausen und Waldeyer zu Stellvertretern gewählt und Nürnberg als Ort der nächsten Versammlung bestimmt. Den ersten Vortrag hielt Lemcke über die Vorgeschichte Pommerns. Dieselbe ist mit einem romantischen Zauber umkleidet, erst das 12. Jahrhundert bringt zuverlässige Kunde über das Land und seine Bewohner. Ueber das 10. und 11. Jahrhundert berichten die nordischen Sagamänner, die isländischen Geschichtsschreiber, ihre Nachrichten sind, wie die des Adam Saxo und Helmold, poetisch gefärbt. Streift man das dichterische Beiwerk ab, so bleibt noch Thatsächliches genug zurück, um ein anschauliches und zutreffendes Bild jener Zeiten zu zeichnen. Drei Orte sind es, welche das Interesse besonders für sich in Anspruch nehmen und zugleich in innigster Beziehung zu einander stehen: Jumme (Julin), Swöldr und Vineta. Bei der blühenden wendischen Handelsstadt Julin, dem heutigen Wollin an dem mittleren Oderarm Divenow, die von den nordischen Völkern Jom, Jum, Jumne, auch Jumneta genannt wird, befand sich eine Niederlassung dänischer Wickinger, die von Palmatoke, der sich mit seinem Könige entzweit und von Burrisleif den Gau Jum geschenkt erhalten hatte, im 10. Jahrhundert gegründete vielgerühmte Jomsburg, bei der ein Hafen gebaut war. Ihre Bewohner bildeten einen kleinen Raubstaat. Zu den wendischen Landesangehörigen und dem Landesherrn standen sie in friedlichem Verhältniss, aber ihre eigenen Landsleute, Dänen und Norweger, hatten von ihrem wilden Kriegsmuthe viel zu leiden. Strenge Gesetze herrschten in diesem Gemeinwesen, eine Art von Communismus. Kein Weib durfte die Burg betreten, die Männer durften dieselbe nur drei Tage verlassen. Der Heerführer war unbeschränkter Herr über Alles. Wilde Tapferkeit machte sie gefürchtet, aber auch Hinterlist verschmähten sie nicht. So verriethen sie im Jahre 1000 unter der Führung des schlauen Sigwald den König Olav Trygvason, den Freund der Christen beim Swöldr-Eiland an seine nordischen Feinde. Ihr fortgesetzter Kampf gegen das Christenthum, das schon längst in der dänischen Heimath obgesiegt, brachte ihnen den Untergang. Die Jomsburg wurde zweimal im Laufe des 11. Jahrhunderts von den dänischen Königen Magnus und Erich erobert und zerstört. Mit dem Falle Arcona's, 1168, hatte das

Heidenthum ein Ende. Der dichtende Volksmund liess in der Sage von Vineta die alte Jomsburg von Neuem erstehen. Diese mächtige Handelsstadt, so hiess es, hatte nicht ihres Gleichen auf der Welt, ihr Glanz und ihre Pracht liessen sich nicht beschreiben, sie hatte eherne Thore und Gärten auf den Dächern. Der Reichthum machte die Bewohner üppig und gottlos, da kam das göttliche Strafgericht. Ein Nordoststurm tobte sieben Jahre lang und tilgte die Stadt von der Erde. Bei Damerow, am Streckelberg auf der Insel Usedom, wo ein gewaltiges Steinriff die Schiffe gefährdet, soll sie gestanden haben. Die Gelehrten des 16. bis 18. Jahrhunderts untersuchten den Meeresgrund bei Damerow und wollten in dem Geröll des Steinriffs Strassen, Plätze und Fundamente erkennen. Aber ähnliche Steinriffe finden sich vielfach an diesen Küsten; keiner der zahlreichen von Damerow geholten und zum Molenbau in Swinemünde verwendeten Blöcke zeigte die geringste Spur einer Bearbeitung. Dann kam die Entdeckung Lappenbergs, dass der Name Vineta bei Helmold lediglich auf einem Schreibfehler beruhe, da andere Handschriften Juneta und Jumneta bieten. Zuletzt zeigte R. Klempin, dass die Jomsburg bei Wollin gelegen und wies die Entstehung aller an den Namen Vineta sich knüpfenden Irrungen nach. In diesem Namen flossen zusammen die geschichtliche Kunde von der Jomsburg, die Erinnerung an das wendische Handelsemporium Julin, die Zerstörung von Wisby, die im Volksglauben lebendige Erinnerung an die Sündfluth, der biblische Bericht von der Zerstörung grosser Städte wegen ihrer Sünden und das Gedächtniss an wirklich stattgehabte Zerstörungen der Küste bei Sturmfluthen. Aus Allem dem hat sich das Bild von Vineta zusammengesetzt, das noch in der Volksdichtung fortlebt. Dass Vineta und Jomsburg zusammen gehören, ist schon lange erkannt, aber man machte den Fehler, die letztere an die angebliche Stelle der ersteren zu verlegen, während das Umgekehrte der Fall ist. Vineta ist die sagenhaft verklärte Erinnerung an die Blüthe Julins und an den Ausgang der vorgeschichtlichen Zeit Pommerns. Hierauf zeigt Götze gebrannte stabförmige Thonstücke mit Nageleindrücken, die in einem Ziegelpackwerk bei Metz am Ufer der Seille in einer Tiefe von 5—7 m in grosser Zahl gefunden werden. Haben sie dazu gedient, den Wiesenboden fest zu machen, oder wurden sie zur Salzgewinnung gebraucht, da Salzquellen in der Nähe sind? Sie wurden schon 1770 als römisches Bauwerk beschrieben, jetzt will man sie der Steinzeit zuschreiben. Albrecht spricht über die ersten Säugethiere, und zeigt durch eine vergleichende Betrachtung des Säugethierskelets, dass dieselben einen walartigen Körper hatten. Schaaffhausen berichtet über vorgeschichtliche Menschenreste, zeigt aber vorher einige Photographieen der von Emil Brugsch am 1. Juni d. J. abgewickelten Mumie Rhamses II., des grossen Aegypter-Königs Sesostris der Bibel. Der Kopf des Sesostris ist lang und wenig hoch, er hat vorspringende Nase und liegende Stirn. Er ist weder äthiopisch, noch mongolisch,

noch jüdisch, er gleicht dem von Bory St. Vincent abgebildeten arabischen Typus der heutigen Beduinen. Trotz der Eintrocknung sind die Gesichtszüge des Sesostris deutlich erkennbar. Er legt dann die Schrift von A. del Castillo und M. Bárcena über ein bei Penon im Thale von Mexico in Kalktuff eingeschlossenes Skelet vor. Dasselbe ist in derselben Schicht mit quaternären Thierresten gefunden und enthält keine organische Substanz mehr. Weil zwischen Mensch und Thier in Amerika eine grosse Lücke ist, muss man den Menschen daselbst für eingewandert halten. Der Redner zeigt hierauf eine Photographie des im Herbst 1885 im Löss bei Brünn gefundenen Schädels, den ihm Prof. Makowski zugesendet hat. Der Schädel ist nicht prognath, aber als Merkmale niederer Bildung können bezeichnet werden: die schmale und kurze Stirn, die hochgehende Linea temporalis, der frühe Schluss der Schädelnähte, die Dicke der Schädelknochen, die oben verjüngten Nasenbeine, die zweiwurzeligen Prämolaren, die einfache Mastoidea, das Foramen in der Fossa olecrani. Zuletzt zeigt er das von Wankel bei Predmost in Mähren in einer $1^1/_2$ m mächtigen Schicht von Kohlen und bearbeiteten Mammuthknochen sowie Feuersteinmessern, 3 m unter der Oberfläche gefundene Stück eines menschlichen Unterkiefers. Wankel hält ihn für normal, er besitzt aber eine ganze Reihe niederer Merkmale. Nach seiner Bildung kann dieser Kiefer wohl der Mammuthzeit angehören. Wankel giebt hierauf eine genaue Schilderung der Fundstätte und sagt, dass er den Kiefer mit eigener Hand aus der bezeichneten Schicht hervorgezogen habe. Am Schlusse der Sitzung dankte der Vorsitzende, wiewohl noch grosse Genüsse in Aussicht ständen, der Stadt, den Behörden, dem Comité für alle Veranstaltungen, die den Congress zu einem so glänzenden gemacht hätten.

Um 2 Uhr fuhren die Anthropologen nach Blumenhagen und mit Wagen nach Hühnerwinkel, wo man nach Abschürfung des Bodens schwarze Thonscherben und zerspaltene Schweineknochen als Reste alter Ansiedelung fand, dann ging es weiter zu den Burgwällen bei Stolzenberg, in dessen Nähe ein schönes Hünengrab geöffnet war. Jahn schilderte die Aufgrabung. Unter einem Hügel, der aus Lehm und Feldsteinen bestand und in 4 F. Tiefe auf seiner Mitte eine Feuerstätte zeigte, lag ein mit drei mächtigen Granitblöcken bedecktes Steingrab. Die Grabkammer war durch acht Blöcke gebildet, deren Innenflächen glatt behauen waren. Sie waren 8 F. lang, 5 F. breit und 6,7 F. hoch. Die Zwischenräume zwischen den Blöcken waren sorgfältig mit kleinen Sandsteinplatten ohne Mörtel zugelegt. Auf dem Boden lag genau in der Mitte der Kammer ein Menschengerippe auf weissem Sande, mit dem Kopfe nach Norden. Der Schädel war aus einander gefallen, die Zähne sehr abgenutzt, die Beinknochen stark gebogen. Neben diesem Gerippe lag links noch ein zweites, von dem wenig erhalten blieb. Ueber den Boden zerstreut lagen Gefässscherben von dunkelgrüner Farbe mit rothen Punkten. Als das Grab besichtigt war, wurden ganz in der Nähe noch Aschenurnen

ausgegraben, deren mehrere unter einer gemeinsamen Decke von Feldsteinen standen. Bei der Rückfahrt fand in Pasewalk ein festliches Abendessen statt.

Andern Morgens 6 Uhr dampfte das Schiff Prinzessin Victoria mit etwa hundert Congressmitgliedern, Herren und Damen, bei schönstem Wetter an Swinemünde vorbei nach der Insel Rügen. Um $2^{1}/_{2}$ Uhr kam es vor Stubbenkammer an, wo Bote die Gesellschaft an's Land brachten. Der 133 m hohe Königsstuhl, der ein altes Steingrab sein soll, war bald erstiegen und entzückt blickten Alle unter schattigen Buchen über die weissen Klippen hinaus auf die See. Nach kurzer Rast eilten Einige in den Wald, um Gräber aufzudecken, Andere zogen es vor, die Aussicht zu geniessen, eine dort aufgestellte Sammlung schöner Steingeräthe zu betrachten und dann den kurzen Gang zum Herthasee und zur Herthaburg, einer alten Umwallung von 300 m Umfang zu machen. Erst beim fröhlichen Abendessen in dem einzigen grossen Gasthof fand man sich mit denen, die erfolglos durch den Wald gestreift, wieder zusammen. Am Sonnabend Morgens $6^{1}/_{2}$ Uhr ging es theils zu Fuss dem hohen Ufer entlang, theils zu Wagen nach Sassnitz, und von hier bei hochgehender See wieder auf das Schiff, das nun nach Göhren fuhr. Hier stellte man zwanzig Leute aus Mönchgut, Männer und Frauen, in ihrer bunten niedersächsischen Volkstracht den Anthropologen vor, welche die selbstgemachten Tuche der Kleider, die bunt gestreiften Unterröcke, die in Perlen gestickten Brustlatze, die schwarzen anschliessenden Hauben, aus denen eine gekräuselte Stirnlocke hervorsah, und die Bernsteinohrringe immer wieder betrachteten. Von hier fuhr das Schiff nach Lauterbach, wo bei der Landung fürstliche Wagen bereit standen, die Gäste nach Putbus zu fahren. Der Fürst Wilhelm Malte begrüsste an der Treppe des Gartensalons den Vorstand und nahm an der hier gedeckten Tafel Theil. Nach einer Anrede des Vorsitzenden brachte er ein Hoch auf die anthropologische Gesellschaft aus. Nach Schluss der Mahlzeit führte er selbst die Gesellschaft durch den herrlichen Park und das mit Kunstwerken aller Art gefüllte Schloss. Erst um $6^{3}/_{4}$ Uhr konnte die Abfahrt stattfinden. Nach 9 Uhr legte das Schiff in Stralsund an. Die Fahrt nach Rügen war um so lehrreicher, als Herr Baier wärend der Fahrt Hagenow's archäologische Karte von Rügen aufgelegt und den Anthropologen seine Festschrift: „Die Insel Rügen nach ihrer archäologischen Bedeutung" als Führer in die Hand gegeben hatte. Am Sonntag fand die Besichtigung des bereits 1859 gegründeten Provinzial-Museums für Neuvorpommern und Rügen statt. Die trefflich geordnete Sammlung ist reich an Steingeräthen der verschiedensten Form, aber arm an Bronzen und Eisen. Baier zählt auf Rügen nur 500 Metallfunde. Zwölf arabische Münzen sind aus der Zeit von 767—822. Zahlreich sind die silbernen Wendenpfennige; es fehlen nicht Funde von Hacksilber. Der Hiddensöer Goldfund wird in den Anfang des 11. Jahr-

hunderts gesetzt. Um 10 Uhr begrüssten Herr Bayer und Bürgermeister Francke die Gesellschaft, die mit Spenden des Rathskellers köstlich bewirthet wurde. Hierauf fand noch ein Rundgang durch die Kirchen statt, die von ihrem künstlerischen Schmucke mehr bewahrt haben, als es in Norddeutschland sonst der Fall ist. Ein Festmahl um 1 Uhr beschloss den Congress.

Schaaffhausen.

IV. Miscellen.

1. Antiquarische Beobachtungen im Ahrthale.

a. Erst nachträglich vernehme ich von einem zuverlässigen Zeugen, dass vor etwa 4 Jahren links von der Eisenbahn Ahrweiler-Remagen, bevor diese die Strasse Ahrthal-Gelsdorf durchschneidet, eigenthümliche Aschenbehälter gefunden worden sind. Diese Behälter bestanden aus je zwei auf einander gelegten halbcylindrischen Pfannen aus gelblich rothem Thon. Ein jeder der Behälter war ungefähr $1^1/_2$' lang, 1' breit und 9" hoch; die Pfannen waren 1" dick. An den Seiten waren die Behälter offen, und bildeten demnach einen kurzen Kanal. Es lagen ihrer mehrere unmittelbar aneinander; im Ganzen fanden sich 10—15 Stück und ausserdem viele Scherben. Die Behälter enthielten Asche und verbrannte Knochen.

b. Vor dem Ahrthore der Stadt Ahrweiler wurde in diesem Sommer behufs Anlage eines Kanals das Strassenpflaster etwa $2^1/_2$ m tief aufgebrochen. Dabei fand sich in der ganzen Länge der betreffenden Stelle, 15 cm unter dem heutigen Niveau eine 15—20 cm dicke Mörtelschicht und unter dieser aufgeschüttetes Gerölle mit Scherben. Zwei der letzteren setzten sich zusammen zu einem ganz gewöhnlichen Trinkgefässe aus grauem Thon, wie sie meines Wissens nur im Mittelalter und in neuerer Zeit gemacht werden. Irre ich also hierin nicht, so wäre der Beweis geliefert, dass man auch lange nach der Römerzeit noch Mörtel beim Strassenbau verwandt hat.

c. Es sind jetzt einige Jahre her, dass in dem Bett der Ahr, etwa 100 Schritt oberhalb der bei Ahrweiler befindlichen grösseren Brücke ein etwa 2' hoher und $1^1/_2$' dicker Stein ausgegraben wurde, aus dessen einer Langhälfte der Kopf eines Wassergottes ausgemeisselt ist. Die Stirne tritt ein wenig zurück, die Nase ist etwas klein und flach, dagegen erscheint die Oberlippe des ziemlich weit geöffneten Mundes dick, und auch das Kinn tritt stark hervor. Unter dem Munde zu beiden Seiten des Kinns sind je drei ziemlich breite Kiemenblätter an einem Halter angebracht. Auf jeder Wange bewegt sich nach dem bezüglichen Mundwinkel ein Fisch von der Länge des kräftigen Ohres. Ueber den kleinen Augen sieht man zwei

einander zugewandte kleinere Fische. — Der Auffinder des Steines hat denselben in eine Ecke des ersten Stockes seines neuen im Ellig bei Ahrweiler einsam stehenden Hauses einmauern lassen.

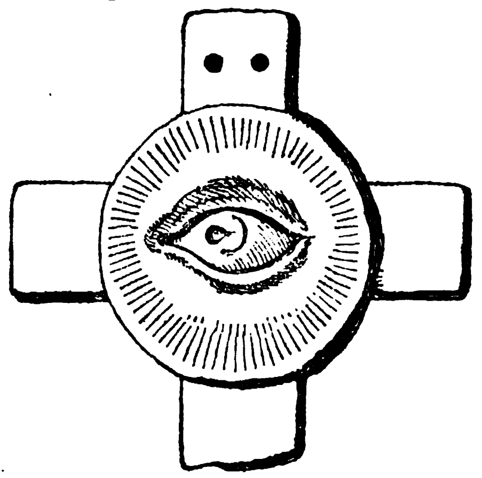
P. Joerres.

2. Archäologische Funde auf der Akropolis von Athen. Man schreibt der „F. Ztg." aus Athen: Die in nördlicher Richtung von den Propyläen der Athener Akropolis in neuester Zeit vorgenommenen Ausgrabungen haben sehr merkwürdige Ergebnisse zu Tage gefördert. Insgesammt wurden in den letzten Tagen 12 ziemlich grosse und wohlerhaltene Kupfergefässe, wie Weinbehälter, Trinkschalen, Mischgefässe und Trinkbecher ausgegraben. Der Weinbehälter ist 29 cm hoch und der Form nach kunstvoll gearbeitet. Alle diese Gegenstände wurden an einem und demselben Orte gefunden. Zudem wurde auch noch eine in Kupfer gearbeitete ziemlich gut erhaltene Statuette von 27 cm Höhe ausgegraben. Die Statuette stellt eine weibliche Figur dar, welche in ein Panzerhemd gehüllt ist, das Kleid bis zu den Füssen trägt, und dasselbe mit der an den Leib anliegenden linken Hand zurückhält, während die rechte vom Ellenbogen ab vorgestreckt ist. Die Statue ist die grösste der bisher auf der Akropolis ausgegrabenen Kupferstatuen und ihrer Ausführung nach ähnlich den im letzten Januar ausgegrabenen, der Epoche von Phidias angehörenden Marmorstatuen. In einer vor Kurzem auf der Akropolis aufgefundenen Marmorinschrift wird eines Kupferdepots (Chalkotheke) erwähnt, also eines besonderen Ortes, wo die kupfernen Gefässe und andere den Tempeln gehörige aus Kupfer verfertigte Gegenstände aufbewahrt wurden. Es fragt sich nun, ob die nordöstlich der Propyläen aufgedeckte Mauer dieser Chalkothek angehört und die ausgegrabenen Kupferobjekte von den daselbst aufbewahrten Kupfergegenständen herrühren, worüber erst die weiteren eingehenden Nachgrabungen sicheren Aufschluss geben werden. Allgemein nimmt man indess in archäologischen Kreisen Athens an, dass sich die Chalkothek zum Mindesten in der Nähe jenes Ortes befindet, wo die erwähnten zahlreichen Kupfergefässe aufgefunden wurden. Ueberdies wurde nordöstlich von den Propyläen ein Marmorbruchstück aufgefunden, auf welchem die Widmungsaufschrift: „Den korbtragenden Jungfrauen" — welche bei den Festen des Dionysios, der Demeter u. a. die Heiligthümer dieser Götter trugen — eingegraben ist. Die Namen der Jungfrauen fehlen zwar, aber jene der Archonten, unter welchen sie den Korb der Heiligthümer, und zwar des Dionysios und „der Mutter der Götter" getragen, finden sich auf dem Bruchstücke vor.

Bonner Zeit. 4. Dez. 1886. Morgenbl.

3. Römische Gräber in Bonn. Neben der Mehlem'schen Fabrik auf der Coblenzer Strasse wurden bei Errichtung eines Neubaus im April

dieses Jahres östlich von der Chaussée in einer Tiefe von etwa 5' römische Gräber aufgedeckt; unter 15 Aschengräbern war nur ein Begrabener. Die Wände und der Boden des 4 Fuss im Geviert messenden Grabraums waren hartgebrannt. Um die Urnen standen Lämpchen, Krüge, Schalen, Salbfläschchen. Ein weiss gelber Henkelkrug, $29^1/_2$ cm hoch und 20 cm breit war mit einer fein geschlämmten Thonerde gefüllt, die gebrannt eine schön rothe Farbe annahm. Herr Guillaume wird Versuche damit anstellen, um die Terra sigillata darzustellen. Schon Franz Keller hat 1876 seine Versuche mitgetheilt, die rothe römische Töpferwaare herzustellen, vgl. Jahrb. LX, S. 146. Er sagt, dass das Bestreichen mit einer Boraxlösung vor dem Brennen die schön glänzende rothe Farbe der Glasur erzeuge, während eine zufällige oder künstliche Beimischung von Ocker die rothe Farbe der gebrannten Thonmasse bedinge. Auch wies er darauf hin, dass ausser den Töpferöfen, die aufgefundenen Formen für Reliefgefässe die Herstellung derselben in den römischen Provinzen ausser Frage stellen. Eine 18 cm im Durchmesser grosse graue Schale hat als Marke in der Mitte einen kleinen menschlichen Fuss eingedrückt, die sich kreuzenden Linien darauf scheinen die Riemen der Sandale darzustellen. Auf einer rothen Scherbe stand der Stempel oFFEICIS, Officina Felicis. Geh.-R. Bücheler schätzt die Buchstaben als der frühen Kaiserzeit angehörig. Bis zum I stehen die Buchstaben auf dem Kopfe, die andern stehen gerade. Noch fanden sich 2 kleine 9 cm hohe Töpfchen mit weiter Oeffnung und 2 schwarze Aschenurnen mit längsgestreiften Bändern verziert, auch ein Thür- oder Webergewicht 7 cm breit 5 hoch, um dessen Mitte eine tiefe Rille läuft, sowie eine Grosserzmünze des Domitian, ein Armring und Beschlagstücke aus Bronce. Ein Haufen von Scherben sehr verschiedener Gefässe deutet wie jener mit Thon gefüllte Krug auf eine Töpferei. Zwischen diesen Scherben lag ein 60 mm



grosses Kreuz von gebranntem weissen Thon, auf dessen Mitte sich ein grosses, mit Strahlen umgebenes Auge befindet. Unzweifelhaft diente dies mit

2 Löchern versehene Anhängsel, welches hier in natürlicher Grösse abgebildet ist, gegen das Fascinum, zur Abwehr des bösen Blicks. Man suchte den Zauber abzuwehren durch Schreckbilder, wie das Medusenhaupt, durch Köpfe und Masken, durch den Phallus. Noch Constantin trug das Gorgoneion auf der Brust. Diesem Aberglauben lag der Gedanke zu Grunde, dass die Missgunst Anderer das reinste Glück eines Menschen zerstören kann. In dem Sinne, dem bösen Blicke zuvorzukommen, war auch das menschliche Auge ein Abwehrmittel. Es kommt als solches auf griechischen Gefässen und auf Ringen vor; vgl. O. Jahn, über den Aberglauben des bösen Blicks bei den Alten (Berichte über d. Verh. d. K. sächs. Gesellsch. d. W. 1885, S. 28). Das vorliegende Kreuz, dessen unterer Balken abgebrochen ist und länger gewesen sein kann, ist wohl für ein christliches zu halten. Dann hätten wir hier eine Vereinigung eines christlichen mit einem heidnischen Symbol, wie eine solche auch sonst und zumal in Glaubenssachen nachweisbar ist.

Schaaffhausen.

4. Römische Hufeisen. Im Erddamm der Seite 188 erwähnten Römerstrasse, welche die Coblenzer Strasse südlich von Bonn in 1,30 m Tiefe mit ihrem Basaltpflaster durchzieht, wurden im October dieses Jahres bei den wiederholten Ausgrabungen zum Anschluss der Grundstücke an die Wasserleitung, zwischen der Stein- und Kieslage jener Strasse, in 1,50 bis 2 m Tiefe sieben Hufeisen gefunden. Eines derselben gehörte einst einem Maulthier, die übrigen glichen auffallend unseren heutigen Artillerie-Hufeisen Nr. 3, 16 cm lang, 14 cm breit, mit 4 Nagellöchern in jedem Arm, die Hufnägel mit versenkten vierkantigen Köpfen, 2 cm hohen Stollen, aber im wichtigsten Unterschiede mit unseren 1 cm hohen, scharfkantigen Stangen-Hufeisen, in den Armen und vorne fast doppelt so breit als diese, plattenförmig, von $1/_2$ cm Stärke auf $1/_4$ cm nach der schmalen Innenfläche sich verjüngend, dadurch leichter im Gewicht, aber auch zweckmässiger den wunderbar elastischen Huf gegen den so häufig bei uns vorkommenden Druck des Eisens auf die Hufsohle schützend, was unsere Hufeisen trotz alles sogenannten Abrichtens nicht immer vermögen. Einige der gefundenen Hufeisen waren mit dicken Rostschichten überzogen, nur eines, welches mit drei andern zusammenlag, war fast rostfrei, grünlich schwarz, hellklingend und trug vorne unter dem Griff den doppelt eingeschlagenen Stempel [♀] (halbe natürliche Grösse). Der im Eisenfach sachkundige Dr. Gurlt erklärt, dass dies Hufeisen vielleicht zufällig beim Schmieden stahlartig geworden ist.

Die Frage in Betreff des römischen Hufbeschlages wird von Autoritäten vorläufig negirt, ist noch nicht endgültig entschieden, wenn auch das hiesige Provinzial-Museum, dem zwei der gefundenen Hufeisen übergeben sind, dergleichen ähnliche bereits besitzt. Wird indessen der römische Hufbe-

schlag bei den leichten Maulthieren anerkannt, so war derselbe bei schweren Zugpferden um so nothwendiger. Aber auch jede Reiterei würde auf den steinharten römischen Strassen, nach den Erfahrungen aller Zeiten, ohne Hufbeschlag ihre so wichtigen Pferdehufe, und dadurch ihre Pferde schnell ruinirt haben. von Veith.

5. Römische Rheinstrasse durch Bonn. Im 65. Heft unserer Jahrbücher S. 243 sagt Prof. aus'm Weerth, dass im Jahre 1875 beim Legen von Wasserleitungsröhren die Römerstrasse Coblenz-Köln auf der heutigen Coblenzerstrasse, ungefähr 3 Fuss unter deren Steinlage als ein schweres Pflaster von Basaltseinen gefunden wurde.

Im 59. Heft S. 32 giebt Gen. v. Veith die beim Bau der neuen Klinik am Theater im Jahre 1876 aufgedeckten Profile dieser Römerstrasse ohne jenes Basaltpflaster, unter Beifügung von Zeichnungen.

Im Frühjahr 1886 wurde die Römerstrasse in 9 Schachtbrunnen gefunden bei Anlage des Abzugskanals, der in 10 bis 12 m Tiefe unter der Coblenzerstrasse vom Eintritt der Weberstrasse bis zum Hôtel Kley am Alten Zoll gebaut wurde. Das Basaltpflaster dieser Strasse wurde von der Weberstrasse bis zur Vinea domini verfolgt, war aber weiterhin bis zum Coblenzer Thor durch die ehemaligen Festungsgräben zerstört.

An den Fundstellen lag die Kante der römischen Steinbahn 7 m von der östlichen Häuserreihe der Coblenzerstrasse entfernt. Diese nur theilweise erhaltene, äusserst fest zusammengefügte Fahrbahn, an der Weberstrasse nur 4 bis 5 Fuss breit, lag 1,30 m unter dem jetzigen Strassenpflaster, und bestand aus unregelmässigen, oben abgeflachten, unten oft keilförmig behauenen Basaltsteinen, 20 bis 30 cm hoch und breit. Die Ränder (margines) der Fahrbahn waren durch grössere Basaltsteine von 30 bis 40 cm Länge gebildet, und jene keilförmig eingesetzten Steine gaben der Oberfläche der Strasse eine Wölbung von ca. 15 cm Höhe.

An vielen Stellen war unter der römischen Basaltlage eine 10 cm dicke Schicht von Kies mit verwittertem Kalk erkennbar, in welche jene Steine eingebettet waren.

1 m unter dieser Basaltbahn, 2,50 m unter der jetzigen Strassenfläche lag eine 20 cm hohe Schicht von faustgrossen Rheinkieseln, mit Kies und Sand fest gemischt, als deutliche Grundlage des 6 m breiten, 1,20 mm hohen Römerdammes, von Steinen, Kies und Erde erbaut.

Unter jener Kiesschicht beginnt in 3 m Tiefe unter der jetzigen Strasse eine Erdschüttung und dann die Lehmschicht mit abwechselnden Kies- und Sandschichten des aufgeschwemmten Bodens.

Von der römischen Hauptstrasse ging beim Meterstein 27,4 westlich eine römische Nebenstrasse unter dem jetzigen Kessenicher Wege auf Kessenich, Friesdorf, Godesberg. Im August 1886 wurde an der Kessenicher und

Weberstrassen-Ecke (Tafel III der Anlagen) in 1 m Tiefe jene Nebenstrasse als eine 3,70 m breite, 20 cm starke Kiesschicht aufgedeckt, mit Ziegelschlag beschüttet. Die römische Hauptstrasse verfolgt dagegen ihre gerade Richtung unter der Coblenzerstrasse auf Godesberg, von zahlreichen Gräbern und Funden aus der Römerzeit begleitet. (Bonner Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden etc. 63, S. 1.)

von Veith.

6. **Römische Gräber in Biwer.** In Bezug auf die der Köln. Ztg. entnommene, im Heft LXXXI S. 196 mitgetheilte Notiz, gieng dem Vorstande durch Herrn Dir. Dr. Hettner folgende Berichtigung zu. In Biwer, wo ein Händler auf seine Kosten nach Alterthümern grub, wurden ein Sandsteinsarkophag und mehrere Brandgräber gefunden, welche nur einige gewöhnliche Urnen und Lämpchen enthielten. Die andern römischen und sämmtliche fränkische Stücke, welche jene Notiz erwähnt, sind in Gondorf an der Mosel, Reg.-B. Coblenz, ausgegraben und von einem Händler nach Trier gebracht worden.

Sollte der Name des Ortes Biwer nicht mit Niederbiber, wo das römische Castrum stand, zusammenhängen? Professor Ohlenschlager hat auf das auffallende Zusammentreffen des Namens Biburg, Biber oder Biberg mit einer ziemlichen Anzahl von Befestigungen oder Gebäuderesten meist römischer Abkunft aufmerksam gemacht und dasselbe sprachlich zu ergründen gesucht. Schon F. X. Mayer hatte dies bemerkt und sagte, dass Biburg oder Biber im Keltischen einen Lagerplatz bedeute. Förstemann hält Biburg für gleichbedeutend mit Vorburg, d. i. der bei der Burg liegende Ort. Aber bei dem grössten Theil der so benannten Plätze befindet sich keine Burg. Dem Versuche, diese Ortsnamen mit dem Thiere Biber in Verbindung zu bringen, widerspricht häufig ihre Lage auf Anhöhen. In Bayern allein giebt es über 50 Ortschaften, die diesen Namen tragen, der nach Förstemann bereits im 8. Jahrhundert vorkommt. Das althochdeutsche betti entspricht dem neuhochdeutschen Bett. Heribeddi, Herbede heisst Heerlager. Man könnte Biber als eine abgeschliffene Form von Bidburg ansehen, aber in den sog. skeireins (gothischen Paraphrasen evangelischen Inhalts) III 42 findet sich schon bibaurgei mit der Bedeutung befestigtes Lager, dies ist nicht von bidburg, sondern vom goth. bibairgan, ahd. bibergau in der Bedeutung bergen, schützen, befestigen abzuleiten. Vgl. Ohlenschlager, Erklärung des Ortsnamens Biburg i. d. Sitzb. der phil.-hist. Kl. der Bayer. Akad. d. W. 1885. III.

Schaaffhausen.

7. **Eine römische Villa bei Brohl.** Die Bonner und die Kölnische Zeitung brachten im September und November Berichte über rö-

mische Funde auf dem Hellischberge bei Brohl. Auf einer nach Südost gerichteten Berglehne wurden seit einiger Zeit beim Pflügen römische Thonscherben und Stücke von Mörtel und Wandverputz aus dem Boden gehoben. Der Ort ist gegen die nördlichen Winde völlig geschützt und bietet eine schöne Aussicht auf den Rhein. In einem Kleestücke geben sich die im Boden steckenden Mauern durch breite Streifen kund, auf denen der Klee im Wachsthum zurückbleibt. Verschiedene Mauern sowie Fussböden aus Trass wurden aufgedeckt. Von einer 18,25 m langen und 0,90 m starken Mauer zweigen sich andere rechtwinkelig ab und bilden verschiedene Räume von etwa 6 zu 7 m Grösse. Die etwa 2' dicken Mauern stehen 5' tief im Boden. Das Ganze der Anlage erstreckt sich über eine Fläche von 150 bis 200 Schritt Länge und Breite. Die Mauerwände sind mit weissem Stuck (Gyps mit Trass oder Tuff) bekleidet und mit rothen Streifen verziert. Im Innern der Räume liegen Asche, Mauerschutt, Holzkohlen mit Scherben gemengt. Die Gefässe bestehen aus hellgrauem oder gelblichem Thon oder aus Terra sigillata und sind zum Theil reich mit Arabesken verziert. Einige sind roth und weiss bemalt auf schwarzem Grunde. Auch die Trümmer schön verzierter Glassgefässe lassen auf den Wohlstand der Bewohner einer Villa schliessen. Eine Münze des Agrippa ist gefunden. Eine Schieferplatte mit anhängendem Kalksinter gehörte zu einer Wasserleitung. Nachgrabungen, welche General Freih. v. Hilgers und Herr Baron v. Geyer dort angestellt, lieferten die gleichen Funde. Ob hier nur eine Villa stand oder, wie Andere vermuthen, der Ort ein befestigter war, müssen weitere Untersuchungen zeigen.

Schaaffhausen.

8. Das alte Campodunum. Der Alterthumsverein von Kempten hat auf dem Lindenberg am rechten Ufer der Iller die Grundmauern des Forums der Römerstadt Campodunum blosgelegt. Bis in die jüngste Zeit wurde noch fleissig gearbeitet und ein Ruinenfeld von grosser Ausdehnung zu Tage gefördert. Das „Kempt. Tageblatt“ sagt: Die Bedeutung des alten Campodunums, zu dem nicht allein das heutige Kempten gerechnet werden darf, sondern zu dem auch die Umgebung, jedenfalls bis an den seiner Zeit bevölkerten Fuss der Alpen und mehrere Stunden östlich, nördlich und westlich der Haupt- und eigentlichen geschlossenen Stadt gehörte, offenbart sich in der grossartigen Anlage des Forums, das in seinen Ueberresten von Hallen, Tempeln, Verkaufslokalen etc. von der einstigen Pracht und dem Reichthum unserer Stadt und Gegend spricht. Nur eine Niederlassung mit grosser Bevölkerung und regem Handelsverkehr bedurfte eines öffentlichen Platzes zu Gerichts- und Marktzwecken in dem Umfange, wie ihn die aufgedeckten Grundmauern weisen, und nur eine wohlhabende Einwohnerschaft konnte sich den Luxus erlauben, ihre öffentlichen Gebäude mit Marmor, fremden Steinarten u. dgl. auszuschmücken. Mit dem Schlusse

des Vereinsjahres wird der Alterthumsverein über seine bisherige Thätigkeit, die weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinaus bereits Anerkennung gefunden hat, Bericht erstatten und Näheres über die Ausgrabungen mit Zugabe von Plänen und Einzelzeichnungen veröffentlichen und an seine Mitglieder ausgeben.

Bonner Zeit. 29. Sept. 1886, Morgenbl.

9. Die in Cannstadt gefundene, jetzt im Stuttgarter Museum befindliche Inschrift Brambach CIRh. 1577 ist eine derjenigen, welche von den älteren Herausgebern besser gelesen worden ist als von den neueren. Nach Brambach lautet sie:

IN H D D
BIVIIS TRIVISQV
ADRIVISSATTO
NIVS · IVVENILIS
5. *b*FCOSPROS*a*
*l*VTESVAETSVOR
VMPOSVIT · VS

Gruter p. 1015, 1, dessen Gewährsmann Studion ist, hat noch folgende zwei Zeilen

L · L · M · IDI · DEC
C · R · V

Eine Beschreibung vom J. 1695 giebt in einer Linie

LLMIDDECCRR

Sattler endlich („Geschichte des Herzogthums Würtemberg." Tübingen 1757, p. 211, Tafel XXII n. 1) hat bloss

IDDEC

Es ist merkwürdig, dass weder Stälin (Würtemberg. Jahrb. 1835 p. 18) noch Brambach etwas davon auf dem Steine entdeckten. Auf einem mir vorliegenden Abklatsch ist mit hinreichender Deutlichkeit zu lesen

LLM IDDECGRA

Die drei ersten Buchstaben haben die Höhe der Buchstaben der anderen Zeilen, die folgenden sind etwa halb so gross. Unter dieser Zeile befand sich noch eine weitere, ebenfalls in kleineren Buchstaben, welche zu entziffern wohl kaum gelingen wird.

Neuerdings hat Haug die Inschrift, wie es scheint nach Zangemeisters Abschrift, mitgetheilt im „Königreich Württemberg"[1]) I, p. 156. Er liest die fragliche Zeile

---

1) Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. 1. Bd. Stuttgart. 1882.

LLMIDDECCR

. . . .

Nach dem Abklatsch zu urtheilen, ist jedoch am Schluss eher zu lesen

GRA

Dass nach ID(ibus) DEC(embribus) die Namen der Jahreskonsuln folgten, kann kaum zweifelhaft sein. Vielleicht sind es die Konsuln des Jahres 221, Gratus und Seleucus, die auch auf einer zu Jagsthausen gefundenen Inschrift erscheinen. (Bramb. 1609. Haug, Königreich Würtemberg I p. 171.)

Danach würde sich die Lesung der ganzen Inschrift folgendermassen gestalten:

In h(onorem) d(omus) d(ivinae). Biviis Trivis Quadrivis Sattonius Iuvenilis b(ene)f(iciarius) co(n)s(ularis) pro s[al]ute sua et suorum posuit. V(otum) s(olvit) l(ibens) l(aetus) m(erito) id(ibus) dec(embribus) Gra[to et Seleuco co(n)s(ulibus)?].

Bonn a. Rh. M. Ihm.

10. Römische Gräber in Coblenz. Beim Fundamentiren des Mostert'schen Neubaues auf der Löhrstrasse, welche eine römische Heerstrasse war, wurden wie die Coblenzer Volkszeitung vom 22. Juli berichtet, römische Funde gemacht, die in früheren Jahren wiederholt zu beiden Seiten der Strasse an den Tag gekommen sind. Es wurden eine gut erhaltene Schale aus Terra sigillata, zwei Krüge, ein zierlicher Aschenkrug, zwei Lampen aus Thon und ein fein verziertes Trinkglas mit Fuss gefunden, das leider zerbrach. Auch menschliche Skelettheile kamen zum Vorschein. Einige daher stammende Schädel können als germanische, andere als römische bezeichnet werden. Schaaffhausen.

11. Römische Funde an der bairischen Donau. Ein geschichtlich überaus werthvolles Stückchen des bairischen Donauthales ist die Umgegend des kleinen Dörfchens Eining oder Abusina, wie es bei den Römern hiess. Gögging steht schon auf altem römischen Boden; neuere Forschungen weisen hier und eine halbe Stunde davon, in Sandharlanden, römische Castelle nach; desgleichen führt durch oder bei Gögging eine römische Hauptstrasse van Sandharlanden her auf Abusina-Eining. Ausserhalb des Ortes liegt ein schon von den Römern benutztes Schwefelbad. Wichtiger aber ist die Betrachtung der Kirche und der aus dem früheren Mittelalter stammenden Gebilde ihres Portals. Die Kirche soll auf römischen Mauern stehen. Von Gögging nach Sittling hat man nur wenige Minuten zu gehen und nähert sich dabei der Donau. Am Rande der Hochfläche, den Abfall nach der Donau zur Linken, wandert man nordwärts gegen Eining und seine bis jetzt aufgedeckten römischen Baureste, die zur Rechten kurz vor dem Dorf auf dem höchsten Punkte sich ausbreiten. Der Eindruck ist ein gewaltiger

Wie eine mächtige Achsel stemmt sich die römische Niederlassung gegen die germanischen Wohnsitze im Norden vor und überragt herrschend das zu Füssen liegende breite Thal der Donau. Wir wissen ja vom Kaiser Valens, welchen Werth die Römer auf die Benutzung der Wasserstrasse der Donau vom Rhein bis nach Dacien (bis zur untersten Clissura, zur Balkanstrasse des Trajan) legten. Als der Kaiser von Günzburg aus zur Bekämpfung der Quaden nach Pannonien fuhr, standen da drüben die Germanen und schmähten die Römer und warfen ihre Lanzen nach ihnen. Abusina muss eine gewaltige Römerstätte gewesen sein. Die Grabversuche weisen nach, dass über eine Quadratstunde alles mit römischen Bauten durchsetzt ist. Das Hauptverdienst im Nachweis dieser grossen Mächtigkeit der Römerstätte und in der Wiederherstellung der bis jetzt blosgelegten Römerbauten hat der Pfarrer von Eining, Herr Schreiner. Die Mauern der Römerhäuser sind höher erhalten als in der bekannten Nidda-Hauptstadt der Taunenser bei Heddernheim. Aber auch an ihnen, besonders an dem sogenannten grossen Badehause, findet man, dass feindliche Verheerung die Ansiedlung traf. Ueberraschend sind die massigen Reste von Fensterglas. Ein grosses Gebäude wurde nicht bloss aufgedeckt, sondern auch in vortrefflicher Weise, besser als auf der Saalburg, geschützt und vervollständigt, ebenso sind zwei Castelle, eines oberhalb, das andere unterhalb Eining, blossgelegt worden. Bei dem letzteren war ein Flussübergang. Ihm gegenüber bei Hienheim auf dem linken Ufer stand schon wieder ein Castell, und an diesem vorüber zieht eine römische Hauptstrasse nach Weissenburg. Aber auch oberhalb Eining war ein Stromübergang, und dem Strassensystem nach hatte sich jenseit desselben auf dem linken Ufer in dem von dem Limes eingeschlossenen Winkel reiches Römerleben entwickelt. Die bedeutendste Linie von diesem Strassensystem führt WSW. nach Celeusum und von da das linke Donauufer aufwärts zur grossen Donaubrücke nach Lustoma (Einmündungsstelle des Lech). Ungefähr Sittling gegenüber, bei Irnsing, liegt schon wieder ein römisches Castell, aber ein solches, welches auf einer schon vorher vorhandenen Germanenveste errichtet wurde. Bei den überaus zahlreichen Strassen, die auf Abusina-Eining zulaufen, bei den dicht aneinander gedrängten vielen Castellen leuchtet von selbst ein, dass Abusina eine beherrschende Stellung in dem Vertheidigungswesen des römischen Reiches wider die Nordgermanen innehatte. Nachdem man unter Hienheim an dem „Schanzel" (ein römisches Castellchen) vorbeigekommen, gelangt man an die Stelle, wo links, dicht hinter diesem Castell, der Limes auf der linken Donauseite seinen Anfang nimmt. Die vier ersten Thürme des Limes sind nachgewiesen, d. h. aufgegraben. Auf jeden von ihnen führt von Celeusum ein eigens angelegter Römerweg hin. Schon von weitem fällt, ungefähr bei dem Dörfchen Straubing, ein gewaltiger Schanzenbau auf der Höhe der immer mehr steigenden Uferhügel auf. Auf vorrömischem Ring-

wall ruht auf der in die Flusskrümme vorspringenden Bergnase ein weites, noch vorzügliche Wälle aufweisendes Castell. Jenseits der Donau auf dem linken Ufer, in scheinbarer Fortsetzung, und zwar ausserhalb des Limes, zieht sich dann dieser Wall nach Norden über den Landrücken weg von der Donau zur Altmühl. Wenn man von der Befreiungshalle auf der Höhe, die zwischen Altmühl und Donau eingekeilt ist, 300 Schritte nach Westen geht, so stösst man auf den ersten von Fluss zu Fluss ziehenden Absperrungswall. Geht man noch 20 Minuten nach Westen weiter, so trifft man auf den zweiten, und dieser Wall stellt scheinbar links der Donau die Fortsetzung des Weltenburger Castellwalls (rechts der Donau) dar.

Kölnische Zeitung 21. April 1886. II.

12. Eifelkanal. Der um die Alterthumskunde verdiente Herr General von Veith hat in seiner Abhandlung über „Die Römerstrasse von Trier nach Köln" mitgetheilt im LXXX. Heft der Jahrbücher S. 1 ff., sowie in dem Festprogramm zum Winckelmannsfest am 9. Dezember 1885 S. 19 auf meine im XXXVII. Heft der Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein veröffentlichte Arbeit in freundlichster Weise Bezug genommen. Unbeschadet seiner vielfältigen Beweise langjähriger Freundschaft, glaube ich den Lesern der Jahrbücher nicht vorenthalten zu dürfen, dass seine Auffassung den „Hürther Kanal über Hermülheim nach Köln" betreffend, von der in den Annalen des hist. V.[1]) auf Grund unmittelbarer Anschauung von mir niedergelegten Beschreibung nicht unwesentlich abweicht.

Die Differenz besteht hauptsächlich darin, dass Herr von Veith nur von einem Kanal auf der Strecke Hürth-Köln redet, während ich auf derselben Strecke zwei nach Form, Grösse, Material und Technik verschiedene Kanäle nachgewiesen habe, und zwar einen von Hürth bis Hermülheim, wo er die Eifeler Hauptwasserleitung erreicht, und den andern, welcher als Nebenleitung der Letztern von Hermülheim nach Köln führt.

Den geehrten Lesern der Bonner Jahrbücher, denen die Annalen des hist. V. nicht zur Hand sind, wird es nicht unlieb sein, die Verschiedenheit der beiderseitigen Darlegung aus dieser Zeitschrift näher kennen zu lernen.

a. Der Kanal von Hürth nach Hermülheim an der Villa Scholl.

„Die Sohle ist 1,01 m breit, ungefähr 0,35 m dick. Die Seitenmauern 0,94 hoch d. i. 0,14 mehr als beim Eifelkanal. Sie haben im Innern 2 Mauerabsätze, daher verschiedene Stärke:

An der Sohle beträgt die Dicke der Seitenmauern 0,34 m
in der Mitte . . . . 0,32 „
oben . . . . 0,30 „

1) Annalen des hist. V. XXXVII, 70—73.

In dem Verhältnisse, wie die Mauerdicke nach oben abnimmt, erweitert sich natürlich der innere Raum der Wasserleitung. Daher beträgt die innere Weite unten . . . . . 0,33 m

in der Mitte 0,37 „

oben . . . 0,41 „

Während das Gewölbe des Eifelkanals halbkreisförmig ist und die Höhe von 0,38 m hat, ist es hier gedrückt und nur 0,10 m hoch.

Bis zu zwei Drittel der Mauerhöhe besteht das Material, die Sohle eingeschlossen, aus Basalt und Mörtel zu Guss verarbeitet, der obere Theil einschliesslich der Wölbung aus Tuffstein.“ [1]).

b. Der Nebenkanal von Hermülheim nach Köln wurde zuerst an dem Burgweiher zu Hermülheim in der Nähe der grossen Eifeler Wasserleitung aufgefunden und die Verschiedenheit desselben von der Hauptleitung aus der Verschiedenheit des Materials, der Dimensionen und des Mauerwerks constatirt. Dieses zum Verständniss des Folgenden.

Da von einem Nebenkanal bis dahin (1880) nichts bekannt war, so suchte ich den Eifelkanal; was aber hier zu Tage trat, war nicht der Kanal, wie ich ihn überall von Lüftelberg bis Hermülheim gesehen hatte. „Das Mauerwerk war römisch, bestand aber statt der im Eifelkanal immer wiederkehrenden Kiesel aus schwarzen Basaltstücken. Der Hauptunterschied besteht in den Dimensionen. Statt der constanten innern Breite von 73 cm fand ich hier 57 cm, und trotzdem eine Mauerstärke von 45 cm, wie sie mir beim Eifelkanal am ganzen Vorgebirge nicht vorgekommen war. Das Gewölbe fehlte am Burgweiher, ist aber in geringer Entfernung von demselben, und zwar da, wo der Kanal den Hürther Bach kreuzt, noch vollständig erhalten. Man sieht daselbst das Wasser über die (im Unterschiede von der Hürther Leitung in Guss gefertigte) Wölbung fliessen. Die allseitige Vermessung an letzter Stelle wäre erwünscht gewesen, konnte aber wegen der von Seiten des Bachwassers bereiteten Schwierigkeiten nicht ausgeführt werden [2]).

Es ist kaum nothwendig zu bemerken, dass der so beschriebene Nebenkanal vollständig nach Form, Dimensionen und theilweise nach dem Material von der Hürther Leitung abweicht.

„Ein oberflächlicher Blick zeigt ferner, dass der Hürther Kanal bei Weitem nicht mit jener Eleganz und Korrektheit ausgeführt ist, wie wir sie am Eifelkanal, und setzen wir hinzu, auch nicht, wie wir sie am Nebenkanal in Hermülheim und weiterhin nach Köln bewundern.“

---

1) Annalen des hist. V. l. c. S. 72—73.

2) l. c. S. 70—71.

Das höchste Alter beansprucht demnach der Eifelkanal, demnächst die Hermülheim-Kölner Nebenleitung und das jüngste der Hürther Kanal.

Uebrigens bin ich gern bereit, den Alterthumsfreunden die drei Kanäle in ihrer wirklichen Beschaffenheit an Ort und Stelle zu zeigen.

Maassen.

13. Alterthümliche Funde bei Hamm in Westfalen. Eine viertel Stunde westlich von Hamm, wo die Burg Nienbrügge gestanden hat, wurden schon vor längerer Zeit an einer Stelle, welche die „Krause Linde" heisst, verschiedene Gegenstände gefunden, die Herr Dr. von der Marck mir zur Untersuchung übersendet hat. Es waren 1) das Stück einer schwarzen, aus der Hand geformten aber hart gebrannten Aschenurne von der gewöhnlichsten Form mit einer Oeffnung von 9 cm Durchmesser. 2) das Bruchstück eines flachen Steinbeils aus grauem Schiefer mit gut erhaltener, schieflaufender Schneide, diese ist 5 cm lang, das Beil in der Mitte $5^1/_2$ cm breit und 18 mm dick. 3) zwei Spinnwirtel aus gebranntem Thon, die Mitte eckig vorspringend, 19 und 26 mm hoch, 24 und 33 mm breit, der grössere mit 6 erhabenen Reifen geziert. 4) eine 75 mm lange und unten an der Tülle 17 mm breite Pfeilspitze von röthlicher Bronze von jener alten Form mit breiten Flügeln, zwischen denen die Tülle bis gegen die Spitze hinaufreicht. Sie ist im Norden häufig, Montelius schreibt diese Form der jüngeren Bronzezeit zu. Sie gehört jedenfalls der vorrömischen Zeit an, mag aber noch in dieser gebraucht worden sein. 5) eine eiserne Pfeilspitze, die Spitze vierkantig, 105 mm lang, an der Tülle 8 mm breit. 6) ein sichelförmiges flaches Eisen mit 5 länglich viereckigen Löchern, das wie der vordere Theil eines Hufeisens aussieht. Da es nicht an den Enden abgebrochen erscheint, mag es nur zum Schutze der vorderen Hälfte des Hufs gedient haben, jedem Loch entspricht eine Ausbuchtung des Eisens nach beiden Seiten. Herr Gross aus Neuveville theilt mir die ganz ähnliche Zeichnung römischer Hufeisen, mit länglichen Nagellöchern und wellenförmigem Rande, mit, die nicht selten in Torfmooren der Schweiz gefunden wurden. Dr. von der Marck nennt mit Recht den Fundort dieser Gegenstände eine alte Culturstelle (Zeitschr. f. Gesch. u. Alterthumsk. Westf. 43. B.). Der Name der 1087 errichteten und schon 1226 zerstörten Burg Nienbrücke spricht für eine ältere Brücke an dieser Stelle und man hat die Ansicht aufgestellt, dass hier oder in allernächster Nähe das 11 v. Chr. von Drusus erbaute Kastell Aliso gestanden habe, auf das vielleicht der Name der früher hier in die Lippe geflossenen Ahse deutet. In der Burg sollen auch römische Sachen gefunden worden sein, vgl. Essellen, Westfäl. Anzeiger Nr. 103 und 124. Hier gefundene Blöcke von Niedermendiger Lava deuten auch auf die Zeit der Römer, denen auch alte Landwehren auf beiden Ufern der Lippe zugeschrieben werden, sowie die Erdwerke der

Hoenburg, und die sogenannte Bumanns Burg im Kirchspiel Herringen. Bei Lünen wurden schon 1826 röm. Thongefässe gefunden. Auf dem hohen Sandrücken westlich von der Krausen Linde bis nach Nord-Herringen werden viele Urnenscherben, auch Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein gefunden, die auf eine dichte Bevölkerung des linken Lippeufers in ältester Vorzeit deuten. In der Stadt Hamm selbst, auf der Plentz-Bleiche wurden dicht bei einander 10—12 Skelette gefunden. Nach einem mir von Dr. von der Marck zugesandten Schädel gehören sie der neueren Zeit an. Der Schädel ist noch vom Moder der Weichtheile gebräunt und kleine vertrocknete Gewebereste hängen noch demselben an. Die Pferdeknochen deuten darauf, dass hier vielleicht in einem Gefecht gefallene Soldaten bestattet sind.

Schaaffhausen.

14. Römische Mainbrücke bei Hanau. Die Limes-Forschung, die Frage nach Alter, Bedeutung und Richtung des alten Grenzwalles, den die Römer als Scheide zwischen sich und den freien Germanen gezogen hatten, hat in der letzten Zeit einen erheblichen Fortschritt gemacht, und zwar grade an derjenigen Strecke, welche die ehemalige Grafschaft Hanau durchschneidet und welche durch die Thätigkeit des Hanauer Geschichtsvereins so genau wie kein anderer Theil des gewaltigen Denkmals römischer Eroberungskunst untersucht worden ist. Die römische Reichsgrenze war ein Grenzwall mit vorliegendem Graben und einer begleitenden Militärwache, gestützt durch dahinterstehende Thürme, die in Zwischenräumen von 1000 Meter standen. In grössern Abständen, acht bis neun Kilometer entfernt, befand sich dann ein grösseres Castell. Der Limes oder Pfahlgraben geht vom Rheine (bei Neuwied) beginnend über den Feldberg an der Saalburg vorbei, überschreitet bei Butzbach die Main-Weser-Bahn, wendet sich von hier in einem grossen Bogen nach Osten bis Hungen und geht von hier in südlicher Richtung in fast schnurgrader Linie östlich an Hanau vorüber bis an den Main bei Grosskratzenburg. Von hier bildet dann der Main bis Miltenberg die Grenze, von wo aus sich der Limes wieder abzweigt und bis zum Hohenstaufen geht. Die Anlage dürfte unter die Regierung von Hadrian (117—138) oder von Antoninus Pius (138—161) fallen. Da nun auch Seligenstadt auf dem Boden eines ehemaligen römischen Castells steht, das nur $3^1/_2$ Kilometer von Grosskratzenburg entfernt ist, also in dieses System nicht hinein passt, so stellte Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wolff zu Hanau vor zwei Jahren die Vermuthung auf, dass die Maingrenze ursprünglich nicht von Miltenberg bis Grosskratzenburg, sondern bis Hanau gegangen sei, und dass alsdann die Landgrenze von Hanau nordwärts bis Friedberg und von hier nach der Saalburg auf dem Feldberge ging, welches also eine „ältere“ Grenze sei, die unter der Regierung von Domitian (81—96) gezogen worden wäre. Durch den Hanauer Geschichtsverein wurden nun unter der Leitung des

Herrn Wolff und des Architekten v. Rössler zu Nienburg im vorigen Monat verschiedene Ausgrabungen vorgenommen, die vom schönsten Erfolge begleitet waren und Herrn Wolffs Annahme vollauf bestätigten. Es wurde festgestellt, dass das Dorf Kesselstadt, dicht bei Hanau gelegen, auf den Grundlagen eines römischen Castells steht, wie denn auch die Römerstrasse, die von Hanau-Kesselstadt in grader Linie auf Friedberg zugeht, gefunden wurde. Auch war ein Uebergang über den Main zweifellos, da die Strasse bis an den Strom führte; ob aber hier eine Brücke oder eine Furth gewesen, das blieb noch unbestimmt. Die Ausgrabungen bei Kesselstadt hatten es aber trotz der Nähe der im vorigen Jahre entdeckten römischen Brücke bei Grosskratzenburg wahrscheinlich gemacht, dass der Main auch bei Hanau überbrückt war. Da hat denn ein glücklicher Zufall die römische Brücke bei Hanau nachgewiesen. Bei der Baggerung, durch welche das Flussbett bei Hanau für die Main-Ketten-Schleppfahrt vertieft wird, wurde am 2. ds. ein Brückenpfeiler mitten im Strome gefunden. Der Pfeiler besteht aus einer Packung derber Basalthausteine und Letten nebst eingerammten Pfählen, die durch Querbalken verbunden sind. Die Construction des Pfeilers, die Beschaffenheit und Grösse der durch und durch tief schwarzgefärbten Eichenpfähle und Balken, vor allem auch die Form und Grösse der gefunden Pfahlschuhe stimmten genau zu den Beobachtungen, die man an den Römerbrücken bei Mainz und Grosskratzenburg gemacht hat. Somit liegt hier ein wissenschaftliches Ergebniss von grossem Werthe vor, indem durch diese Forschungen nun auch das rechte Licht auf die Besetzung und zeitweilige Behauptung germanischer Landestheile durch die Römer sowie auf die weiteren Eroberungen derselben fällt.

Kölnische Ztg. 9. Nov. 1886 I.

15. Die römische Befestigung zu Jünkerath. Die von Dr. Hettner geleiteten Ausgrabungen wurden am 9. November eingestellt und sind im Wesentlichen beendet. Die Befestigung ist ein Fünfzehneck; 13 Ecken sind mit weit vorspringenden Rundthürmen versehen, während an den 2 andern die Eingangsthore lagen. Diese waren mit vorspringenden viereckigen Thürmen flankirt. Die Rundthürme haben einen Durchmesser von ungefähr 10 m, quer durch die Befestigung geht die Römerstrasse, rechts und links von derselben liegt eine Anzahl symmetrisch angelegter Gebäude mit meist nur gestampften Fussböden. Nachweisbar waren diese Gebäude vor der Entstehung der Festung angelegt. Der Gedanke, das Ganze sei eine Mansio, die später befestigt wurde, liegt nahe. Aus den Fundamenten des einen Thurmes wurde noch eine gut gearbeitete Sculptur aus Muschelkalk, ein Comptoir darstellend, hervorgezogen. Aus den andern Einzelfunden seien Scherben feinster Sigillata und Kleinerze, meist der Constantinischen Zeit, erwähnt.

Korrespdzbl. der Westd. Zeitschr. Nov. 1886.

16. Die Amor-Statuette von Eisen in dem Grossherzogl. Museum in Karlsruhe. In meinem, Heft LXXXI S. 128 gedruckten Aufsatze: „Eine römische Statuette von Eisen“ ist auf Seite 141 eine Amorstatuette in zwei Ansichten abgebildet als jene, auf die mich der Conservator des Museums, Herr Geh.-Rath E. Wagner aufmerksam gemacht hatte, weil sie aus Eisen besteht. Ich sah dieselbe im August 1885 in Karlsruhe und Herr E. Wagner sandte mir später eine Zeichnung derselben, die er mir für meinen Aufsatz zur Verfügung stellte. Ich bemerkte in demselben, dass in dieser Zeichnung die stark oxydirte Oberfläche der Statuette nicht wiedergegeben sei, weil mir dieses sogleich auffiel. Als das betreffende Heft der Jahrbücher ausgegeben und auch in die Hand des Herrn Geh.-Raths E. Wagner gekommen war, schrieb dieser mir sogleich bestürzt, es sei eine Verwechslung vorgefallen, die mir übersandte Zeichnung, die schon im Museum vorhanden war, und vor der Absendung leider nicht mit dem eisernen Amor verglichen wurde, sei die einer Amorstatuette von Bronze, die nach einer Notiz bei Hockenheim gefunden, aber jetzt in der grossherzogl. Sammlung nicht mehr vorhanden sei. Es blieb mir nichts anderes übrig, als nun Herrn Wagner um eine Zeichnung des eisernen Amor zu bitten, die ich hier in natürlicher Grösse veröffentliche.



Auf dem Blatte mit der Zeichnung des bronzenen Amor stand „auf den Wiesen bei Hockenheim gefunden 1846“ und es war noch daneben ein römischer Inschriftstein abgebildet. Herr E. Wagner fand in Fröhners Katalog der römischen Steine der Karlsruher Sammlung eine Bezugnahme auf die Schriften des badischen Alterthumsvereins II, 291. Hier fanden sich 3 Inschriften von Hockenheim und dabei die Bemerkung: „ausser denselben wurde noch ein sehr schönes Figürchen aus Bronze gefunden, welches den geflügelten Amor mit langen herabhängenden Locken und ausgestreckten Armen vorstellt.“ Dazu sagt eine Anmerkung: „wir geben diesen Amor in doppelter Ansicht auf Taf. I, Nr. 8.“ Diese Tafel ist aber gar nicht vorhanden und scheint Handzeichnung geblieben und nicht veröffentlicht worden zu sein. Während also über die Herkunft des Amors aus Bronze, der verloren gegangen ist, jetzt eine Nachricht aufgefunden worden ist, war in den Acten des Museums über das eiserne Figürchen bis jetzt durchaus nichts zu finden. Nur soviel ist gewiss, dass dasselbe zu den alten Beständen der Sammlung gehört und immer zwischen den römischen Bronzen gestanden hat. Herr Wagner schreibt mir darüber: „aus dem Lande stammt es unzweifelhaft und es für römisch zu halten, bin ich noch immer sehr geneigt. Ich werde weiter nachzuforschen suchen. Hätten wir nur das Bronzefigürchen selbst, dann wäre die Verwechslung nicht möglich gewesen.“ Beide Arme des eisernen Amor sind erhoben; der rechte scheint eine Fackel emporgehalten zu haben. Herr Wagner liess die Statuette in Bezug auf ihre Herstellung untersuchen. Ein sachverständiger Techniker gab sein Urtheil dahin ab, dass sie gegossen sei.

Schaaffhausen.

17. Mainalterthümer. Dem Main ist durch den Wasserbau eine Menge höchst merkwürdiger Dinge abgerungen worden. Er bildete von Miltenberg bis Gross-Krotzenburg die Grenze des Römischen Reiches, sein linkes Ufer war zu diesem Zweck von sieben Castellen, Altstadt Miltenberg, Trennfurt, Wörth, Obernburg, Niedernburg, Stockstadt und Seligenstadt vertheidigt und durch zahlreiche Thürme überwacht. Bei Gross-Krotzenburg aber überschreitet die Grenze den Fluss und wendet sich landeinwärts, um die Wetterau zu umfassen. Die Strasse, die hinter ihr herläuft, musste daher hier gleichfalls den Main überschreiten; dass dies einst auf einer Brücke geschehen, wissen wir seit diesem Sommer durch die Baggerarbeiten des Herrn Baurath Eckardt und durch die Untersuchungen des Hanauer Alterthumvereins.

Es fanden sich drei Steinpfeiler, der erste 16, der zweite 36 und der dritte 56 m vom linken Ufer entfernt. Sie bestimmten eine Brückenaxe, welche vor dem Dekuman-Thor des Castells von Gross-Krotzenburg vorbeistrich. Die beiden ersten Pfeiler waren durch eine Verpfählung, zwischen

welchen Mauerwerk steckt, angedeutet, und geschützt durch ein Concret von fettem Thon und Steinen, welches von Pfählen umgeben war; der dritte Pfeiler bestand nur aus Mauerwerk und liess vermuthen, dass er auf dem trockenen Lande einer Insel erbaut worden sei, und dass diese jetzt verschwundene Insel die Veranlassung war, dass ein rechter Mainarm bis zu dem Hohen Ufer gereicht hat, auf dem jetzt der Weg zwischen Dorf und Wasser hinläuft. Die Pfeiler mögen bei einer Länge von 20 m eine Breite von 4 m gehabt haben. Die Pfähle, von Eichenholz, waren mit ähnlichen Eisenschuhen armirt, die theils tutenförmig, theils vierkantig waren und vier mit Nagellöchern versehene Federn hatten, wie die der römischen Brücken von Mainz, Coblenz und Heidelberg. Aus den Maassen und aus den Funden, unter denen sich keine behauenen Steine befanden, wird es wahrscheinlich, dass die Brücke auf einem Steinunterbau eine hölzerne war, welche in 10 Spannungen von 20 m den zwischen den Hochwasserufern 200 m breiten Main überschritt.

Der Raum, den jetzt Frankfurt einnimmt, war vormals ein durch verschiedene Mainarme und andere Wasserläufe versumpftes und den Ueberschwemmungen ausgesetztes Gelände. Beachten wir die Ueberschwemmung vom 17. Februar 1862 so ergiebt sich das Nachstehende:

Auf dem linken Ufer oberhalb Frankfurt zweigte ein Arm zwischen Mühlheim und Rumpenheim ab, und ergoss sich an der Kühmühle zwischen Bürgel und Offenbach in den Hauptstrom. Von der Gerbermühle brach ein zweiter Arm links aus auf Oberrad zu, um Sachsenhausen und den Mühlberg zu trennen und einerseits vor dem Sandhof sich wieder mit dem Main zu vereinigen, oder aber auch den Sandhof rechts lassend an Niederrad vorüber dem Hauptstrom vor Rothenham zuzufliessen.

Auf der rechten Seite floss ein Arm unterhalb Dörnigheim der Braunbach entgegen, um an dem Bergabhang von Bergen, Seckbach und Bornheim vorüber ins Fischerfeld zu fliessen. Dieser Arm ist jetzt versumpft, aber es sollen in dem Torf Bronzefunde in einem Kahn gemacht worden sein, welche seine einstige Schiffbarkeit bewiesen.

Vom Fischerfeld floss der Arm oberhalb der alten Brücke in den Main, zweigte sich aber auch am Rechneigraben ab und folgte der alten Anducht, quer über die Borngasse. Dadurch wurde die Terrainerhöhung, auf welcher der Dom und auch der Saalhof steht, zu einer Insel. Das Wasser lässt den Liebfrauenberg rechts und scheidet den Samstagsberg vom Römerberg, indem es mit einem Arm durch das Fahrthor in den Main fliesst; ein anderer Arm aber lässt den Römerberg links und vereinigt sich über den grossen Hirschgraben mit dem Main an der untern Mainanlage und andrerseits mit der Niedenau. Die Pferdeschwemme, welche noch zu Anfang des Jahrhunderts auf dem Rossmarkt bestand, war ein Ueberrest dieses Armes. Ein Bach, der jetzt auch verschwunden ist und seinen Ur-

sprung in dem Hermesbrunnen nahm, war damals die Veranlassung für die Wahl des Bauplatzes der alten Synagoge nebst dem Frauenbad. Er ergoss sich in die alte Anducht.

Der Arm des Maines, der, nachdem er die Stadt durchflossen, an der unteren Mainanlage mit dem Hauptfluss, und anderseits mit der Niedenau, d. h. der Niederung südlich der Bockenheimer Landstrasse, in Verbindung steht, setzt sich weiter fort, so dass er bei Hochwasser unter der Biegbrücke auch der Nied als Ablauf dient, ebenso wie der Wolfsgraben und der Wolfsee, welche vom Hellerhof zum Gutleuthof künstlich abgewässert sind. Es scheint, dass die nassen Wiesen der Lindau, der Oed und der Hundeweide, welche durch den Leonhardsbronnen, das Taubenbrönnchen und andere Quellen bewässert wurden, ihren Abfluss quer über die Bockenheimer Landstrasse in den Rüstersee und die Niedenau nahmen, denn auch auf dieser Strasse begegnen wir urkundlich einer Wede.

Man sieht, Frankfurt nimmt ein einst sehr unnahbares und vermiedenes Gelände ein. Eine Römerstrasse zog von Nied durch den Niederwald an dessen Ausgang am Heidenschloss und am Römerhof vorüber, überschritt die Biegbrücke, erreichte das westliche Ende von Bockenheim, ging unter dem Namen Diebsweg nach Bergen und als Hohe Strasse nach der Wetterau; das frankfurter Sumpfgebiet wurde nur tangirt, und nur einzelne Vorstösse gegen dasselbe gemacht. Zuerst der Eckenheimer Weg, dann auf der Wasserscheide zwischen der Niedenau und der Lindau, die Bockenheimer Landstrasse. Alle römischen Anlagen hielten sich in respectvoller Entfernung, so blieben von dem Dom als Mittelpunkt die Römergräber am Röderspies 4000 m, Bauwerke südlich der Günthersburg 2400 m, am Friedhof 2400 m, an der Römerstrasse durch Bockenheim 3800 m, die Römergräber am Römerhof 5300 m, das römische Heidenschloss am Niederwald 6250 m entfernt. Bisher waren auf dem linken Mainufer in diesem Umkreis noch keine Römerspuren gefunden worden, während es doch hier im Frankfurter und im Schwanheimer Wald so zu sagen von Hügelgräbern von einer zahlreichen vorrömischen Bevölkerung wimmelte. Da entdeckte der Herr Baumeister Düsing beim Ausheben des Untercanals der Schleuse bei Niederrad das erste und zwar sehr vollständige Römergrab auf dem linken Mainufer. Es lag schräg gegenüber dem Gutleuthof und 3500 m von dem Dom (oder 1870 m unter der Main-Neckarbahnbrücke) 1,50 m unter der jetzigen Erdoberfläche, und bestand aus einem nicht verbrannten, meist gut erhaltenen Skelet nebst Schädel mit einem monströsen Hinterkopf, drei Grabkrüglein, einem Lämpchen und einem Grosserz von Trajan. Das Grab kann daher nicht älter als vom Jahr 117 sein, ist aber dem abgeschliffenen Zustand der Münze nach zu urtheilen jünger, vielleicht aus dem Anfang des 3. oder vom Ende des 2. Jahrhunderts. Ausserdem fanden sich verschiedene Töpfereien aus der Frankenzeit, dem Mittelalter und der

neueren Zeit. Mancherlei Eisengeräthe, selbstverständlich durch Rost und Kieselüberkrustung sehr verdorben und oft unkenntlich, auch zahlreiche Hirschgeweihe, ein Eberzahn und der Schädel des bei uns ausgestorbenen Bibers.

Die Stadt Frankfurt wird bekanntlich zum ersten Mal genannt im Jahre 793, wo Karl der Grosse den Winter da zubrachte und im darauffolgenden Jahr, wo eine Kirchenversammlung da stattfand, sie also schon genügend gross war und daher wohl auch schon längere Zeit bestanden haben muss, ja sie muss ihren Namen also auch ihren Bestand schon aus der Zeit, dem Ende des 4. Jahrhunderts datiren, wo die Kämpfe zwischen den Franken und Alemannen stattfanden und die Franken die Main(furth) bei Frankfurt zu benutzen pflegten. Die dahin führende Strasse war beim Castell Heddernheim von der Römerstrasse abgezweigt, hatte die dort in den Pfeilern noch bestehende Römerbrücke über die Nied benutzt, um Eckenheim zu erreichen; von hier ging sie fast geradlinig durch Frankfurt an dieselbe Stelle am Main, wo jetzt die alte Brücke steht und wo einst die Furth schräg über den Fluss führte, um jenseits am Fuss des Mühlberges sich handförmig auszubreiten, die Hauptrichtung aber nach der Bergstrasse anzunehmen. Erst später legte sich die Bockenheimer Landstrasse auf die Wasserscheide zwischen der Niedenau und der Lindau um die Insel, auf welcher der Dom liegt, zu erreichen und an ihrer oberen Spitze sich in die Furth (an der Brücke) hinabzusenken. Jetzt überspannen vier Brücken von der Stadt aus den Main.

Bei dem Schleusenbau gegenüber Höchst wurden gleichfalls zahlreiche Alterthümer gefunden. Ja noch ältere als wie bei Frankfurt, sind durch den Herrn Regierungs-Baumeister Kahl und den Herrn Bauführer Pfeiffer mit Sorgfalt erhoben. Es ist hier vor allem ein Einbaum d. h. ein zu einem Kahn ausgehöhlter Baumstamm zu nennen, welcher sich 5,50 m tief unter dem Ufergelände auf feinem blauen Sand unter blauer Lette fand. Er ist von Eichenholz, welches stark geschrumpft ist und sich wegen einiger Astmasern auf der rechten Seite etwas krumm eingezogen hat. Er ist 2,40 m lang, 0,37 m breit und 0,33 m hoch, am Hintertheil fast rechtwinklig abgeschnitten und ebenso ausgehöhlt, an dem Vordertheil aber muldenförmig ausgearbeitet und aussen ziemlich steil abgeschrägt, doch hat man einen senkrechten Vorstand ausgespart und zum Mähnring gestaltet. Bei der Länge des Schiffchens können zwei Leute, mit den Fusssohlen gegeneinander, mit den Beinen gestreckt, darin sitzen und rudern, gelegentlich der eine vorwärts der andere rückwärts, und es sind zu diesem Zweck in die Borde, die zum Anbringen von Ruderdollen zu dünn sind, je zwei Ruderlager schräg gegeneinander über eingeschnitten.

Da das Boot, auch wenn man die Schrumpfung des Holzes mit in Betracht zieht, sehr schmal war, und auch wegen des Obergewichtes der

darin sitzenden Menschen leicht umschlagen musste, so könnte man versucht sein die Einschnitte in den Borden wohl zur Befestigung von Auslegern anzusehen, welche, in der Südsee gebräuchlich, das Umschlagen der Kanoes unmöglich machen; allein so wenig eine solche Einrichtung bei uns jemals bekannt war, so möchte sie zwischen engen, vielleicht noch mit Schilf und Weiden bewachsenen Ufern allzu grosse Unzuträglichkeiten mit sich geführt haben.

Unter ähnlichen Verhältnissen und in derselben Bodenschichte, zwischen feinem Sand und blauem Thon, welche auf ein ruhiges Wasser schliessen lassen, fand sich 6 m tief der Ueberrest eines zweiten, allerdings sehr zerstörten Einbaums; derselbe, dem Vorder- und Hintertheil fehlten, war noch 2,40 m lang, 0,38 m breit und 0,27 m hoch. Ob die Kähne mittels schneidender Werkzeuge oder durch Feuer ausgehöhlt sind, ist nicht mehr zu sagen. Die Einschnitte für die Ruder sind scharf. Die Ruderstangen müssen dünn, daher kurz, und die Ruderblätter klein gewesen sein. Bekanntlich sind die Einbäume noch in einigen Schweizer- und oberbayerischen Seen in Gebrauch. Der bei den Pfahlbauten des Bieler Sees gefundene Einbaum ist roher, vorne und hinten gleichgestaltet.

Wenn wir diese Einbäume der Pfahlbauzeit zuschreiben, so haben wir noch viel mehr Ursache, einen Hammer aus Hirsch-, vielleicht aus Rennthierhorn als dieser Zeit angehörig zu betrachten; auch könnten mehr oder weniger bearbeitete Hirschgeweihe hierzu zu rechnen sein, sowie einige dünne und langgestreckte Zähne, die dem Torfschwein, dem Gefährten des Pfahlbauers, anzugehören scheinen.

Ein sehr merkwürdiger Fund, ausser vielem anderen verrosteten und mit Kiesel überkrusteten Eisengeräthe, waren drei eiserne Pfahlschuhe, die sich im Kiesbett des Unterkanals und des Flusses selbst fanden. An ihre vierkantige Spitze schliesst sich der mehr oder weniger mit Holztheilen gefüllte tutenförmige Schuh an, der aber schon durch die Rammarbeit, dann durch Rost und Kies gelitten hat. Wir haben offenbar mit Spitzen armirte Rammpfähle vor uns. Auch 7 ganz gleiche 18 cm lange Eisenbolzen möchten hierher zu zählen sein. Man kann der Meinung sein, dass sie zu irgend welchen Uferbauten, zu einem Fahrhaupt gedient haben. Allein der Gedanke, dass sie zum Unterbau einer Brücke gedient, die hier gestanden habe und zwar bekanntermassen nicht später als zur Zeit der Römer, ist gleichfalls nicht von der Hand zu weisen, wenn wir die Römerstrassen beachten, welche hier am Main bei Höchst und Nied zusammen kamen. Es ist die Strasse (die Hünerstrasse) welche unfern dem Feldbergcastell den Pfahlgraben und zwischen Soden und Höchst die Elisabethen (Römer-) Strasse kreuzt, und die schon genannte Fortsetzung des Diebsweges durch Bockenheim und den Niederwald nach Nied. Nach der Fundstelle der Pfahlschuhe zu schliessen, müsste die Brücke oberhalb der Nied-Mündung

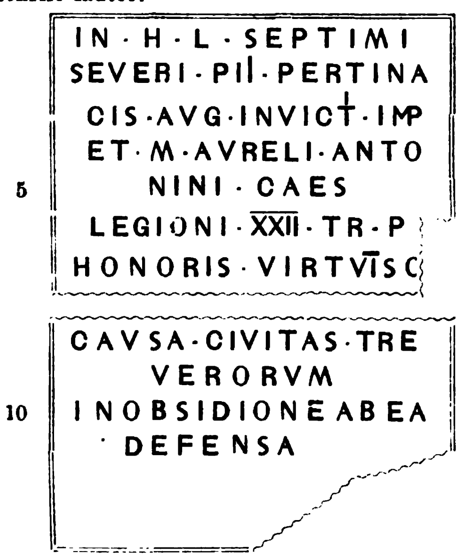
gestanden haben und von der Höchster Strasse aus erst nach Ueberbrückung der Nied, nahe dem Ufer, zu erreichen gewesen sein. Auf dem linken Mainufer zieht ein wahrscheinlich auch schon von den Römern benutzter Weg geradlinig durch den Flur nach Kelsterbach, und ein ähnlicher nach Schwanheim.

Die Schleusenanlagen bei Okriftel und bei Raunheim hatten kein so reichliches Ergebniss an Alterthümern; aber die Arbeiten bei Kostheim brachten uns einige Thierüberreste von Zeitgenossen des Pfahlbaumenschen, nämlich den Bos priscus und das Sus scropha palustris, den Auerochsen und das Torfschwein. v. Cohausen.

Wochenblatt für Baukunde VIII. Frankfurt, 1. Jan. 1886.

18. **Ueber eine in Mainz aufgefundene Inschrift.** Im Mai dieses Jahres wurde in Mainz beim Abbruche eines alten Mauertheils auf der Eisgrube eine Inschrift gefunden, welche zur Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus und speciell, wie wir zeigen werden, zum Kriege dieses Kaisers mit Clodius Albinus einen nicht unwesentlichen Beitrag liefert.

Diese Inschrift lautet:



In h(onorem) L(ucii) Septimi(i) Severi Pii Pertinacis Aug(usti) invicti imp(eratoris) et M(arci) Aureli(i) Antonini Caes(aris) legioni XXII pri(migeniae) p(iae) honoris virtutis[que] causa civitas Treverorum in obsidione ab ea defensa

und enthält den Dank der Stadt Trier an die legio XXII primigenia pia für die erfolgreiche Vertheidigung dieser Stadt bei einer Belagerung.

Für die Zeitbestimmung dieser Inschrift ist wichtig der Titel Caesar des M. Aurelius Antoninus, des unter dem Beinamen Caracalla bekannten Sohnes des Kaisers L. Sept. Severus.

Zum Caesar wurde der ältere Sohn des Severus erhoben nach den Niederlagen und dem Tode des Pescennius Niger in Asien und nach den siegreichen Zügen des Severus gegen die Bundesgenossen desselben, die Osrhoener, Adiabener und Araber.

Das Ende des Krieges gegen diese Völker fällt, wie wir früher gezeigt haben[1]), in das Jahr 195, der Fall von Byzanz und die Rückkehr des Kaisers nach Europa in das Jahr 196. Auf der Rückkehr des Severus von Asien nach Europa war es, dass dieser seinen älteren Sohn mit der Cäsarwürde bekleidete. Es geschah dies jedenfalls vor dem 30. Juni 196; denn das erste gemeinschaftliche Dekret des Severus und des Caesar Antoninus ist datirt vom 30. Juni 196[2]).

Die Erhebung des Antoninus zum Augustus dagegen erfolgte entweder Ende des Jahres 197 oder Anfangs des Jahres 198, diess bezeugen Münzen und Inschriften aus dem Jahre 198; auf denen Caracalla Imperator und Augustus genannt wird, und zwar hatte diese Erhebung, wie wir früher bereits gezeigt haben, vor dem zweiten grossen Siege des Severus über die Parther Statt, in Folge dessen dieser die elfte Imperatorbegrüssung und den Beinamen Parthicus Maximus erhielt. Vom Jahre 198 datirt Caracalla seinen Regierungsantritt[3]).

Erfolgte die Erhebung des Caracalla zum Cäsar in der ersten Hälfte des Jahres 196, seine Erhebung zum Imperator und Augustus im Anfang des Jahres 198, dann kann unsere Inschrift nur in das Jahr 196 oder in das Jahr 197 bezogen werden.

In diese Zeit aber fällt kein anderes grösseres kriegerisches Ereigniss,

---

1) Vgl. Höfner, Untersuchungen zur Gesch. d. Kaisers L. Sept. Severus und seiner Dynastie, Bd I, 184, 185.

2) Cod. Iust. IV, 19, 1. Vgl. dazu Höfner, Untersuchungen, I, 190, Note 12 und S. 260, Note 113.

3) Höfner, Untersuchungen, I, 244, Note 66. Renier, inscr. rom. d'Alg. n. 1727. Untersuchungen, I, 264, Note 124. Eckhel, doctr. num. vet. VII, 176, 200. Cohen, descr. des méd. imp. III, p. 236 ff. n. 24. 115, 399; p. 363 ff. n. 14, 52, 55, 63, 74, 76, 104, 111. Das erste Consulat des Caracalla fällt in das Jahr 202, in das 5. Regierungsjahr desselben = trib. pot. V; sein erstes Regierungsjahr ist demnach das Jahr 198. Eckhel, doctr. num. vet. VII, 202. Cohen, III, p. 361 ff. n. 5, 120, 297, 376. C. I. L. III, 205, 218. 3745. 4642. Mommsen, I. R. N. 1409. Renier, Alg. n. 56, 1611, 1727, 3274. Dass die Erhebung des M. Aurelius Antoninus zum Imperator und Augustus nicht im Gefolge des ersten Sieges über die Parther Statt hatte, ergibt sich aus Renier, inscr. rom. d'Alg. n. 1830.

als der Krieg gegen Clodius Albinus, den Statthalter von Britannien. Diesem, der von seinen Legionen im Jahre 193 zum Imperator ausgerufen worden war, hatte Severus, um nicht gleichzeitig mit zwei Rivalen den Kampf aufnehmen zu müssen, die Cäsarenwürde verliehen und ihn damit als seinen Nachfolger bezeichnet. Dabei hatte sich denn Clodius Albinus auch beruhigt. Nachdem indessen Pescennius Niger besiegt und gefallen war, hatte Severus weitere Rücksichten gegen Clodius Albinus nicht mehr zu beobachten. Er konnte nunmehr den Kampf gegen den zweiten Thron-Rivalen ungehindert unternehmen, und er that diess, indem er auf seinem Rückmarsch aus Asien nach Europa seinen älteren Sohn Caracalla zum Cäsar erhob und damit zu seinem Nachfolger erklärte. Damit war dem Clodius Albinus die Anwartschaft auf die Nachfolge benommen und der Krieg erklärt.

Clodius Albinus entwickelte für den bevorstehenden Entscheidungskampf eine ganz gewaltige Energie. Er setzte, während Severus noch auf dem Marsche durch Pannonien und Germanien begriffen war, seine Legionen nach dem Festland über, und in kurzer Zeit fielen ihm nicht allein fast ganz Gallien, sondern auch Spanien zu. Zum Theil mag die Bevölkerung dieser beiden Länder sich freiwillig an Clodius Albinus angeschlossen haben: dafür sprechen die zahlreichen Hinrichtungen spanischer und gallischer Edlen nach dem Untergang des Clodius Albinus, sowie die Fortsetzung des Kampfes gegen die Anhänger des Clodius Albinus in Spanien auch nach dessen Niederlage und Tod bei Lyon [1]).

Was sich nicht freiwillig unterwarf, wurde durch Waffengewalt dazu gezwungen, und die Generale des Severus, welche dem Vordringen des Clodius Albinus zu begegnen suchten, wurden geschlagen, namentlich erlitt des Severus General Lupus durch Clodius Albinus eine empfindliche Niederlage.

Es ist eine bekannte Thatsache: in der Entscheidungsschlacht bei Lyon (18. Febr. 198) verlor Clodius Albinus Sieg und Leben, Severus aber hat durch dieselbe seine und seiner Dynastie Herrschaft befestigt.

Auf eine Episode in dem Krieg zwischen Clodius Albinus und Severus bezieht sich ohne Zweifel die oben angeführte Inschrift: denn ein anderes grösseres kriegerisches Unternehmen, in welchem eine so bedeutende Stadt wie Trier belagert worden wäre, ist uns aus der Zeit zwischen der Erhebung des Caracalla zum Cäsar und zum Augustus, von 196 bis Anfangs 198, nicht überliefert [2]).

---

1) Cassius Dio LXXV, 8, 4. Spart. Sever. 12, 1: tum et Hispanorum et Gallorum proceres multi occisi sunt. Spart. Sever. 13. C. I. L. II, 4114: Tiberio Claudio Candido Cos. . . Leg. Augg. Pr. Pr. Provinciae H. C. et in ea duci terra marique adversus rebelles H. H. P. P. etc.

2) Die im Korrespdzbl. der westd. Ztschr. f. Gesch. u. Kunst, V, 7, n. 181 ausgesprochene Vermuthung entbehrt jeglichen Grundes.

Demnach ist Trier der Sache des Severus treu geblieben, wurde von den Albinianern belagert und durch die legio XXII primigenia pia, die ihr Standquartier in Mainz hatte, sei es, dass dieselbe von Severus selbst oder von einem seiner Generale dahin geworfen war, erfolgreich vertheidigt. Dafür spendet dieser Legion Trier seinen Dank.

Ein günstiges Geschick hat diese werthvolle Urkunde von Stein zu Tage gefördert. Möge ein günstiges Geschick auch fernerhin weitere Denkmale ans Licht bringen und das Dunkel erhellen, welches die Verhältnisse in Gallien zur Zeit des Krieges zwischen Severus und Clodius Albinus zum grossen Theil umgibt.

Bonn im September 1886.

M. J. Höfner.

19. Nassauischer Alterthumsverein. Aus dem Bericht des Conservators Oberst von Cohausen sei hier das Folgende mitgetheilt:

Mehrere Hügelgräber auf dem Eichelberg bei Holzhausen wurden untersucht, aber vollständig leer gefunden. Aus solchen im Dauborner Wald wurden Urnen mit Knochenasche, Thonschalen, ein unten zugespitzter Trinkbecher und eine beschädigte eiserne Speerspitze gefunden. In 3 Gräbern des Heringer Waldes wurden zerdrückte Aschenurnen, zwei rundliche Trinkgefässe und einige Bronzeringe gefunden, ferner eine schwarze, roth übermalte Urne, mit sparrenförmigen Strichen und Punkten verziert. In dem Hahnstätter Wald liegen etwa 66 Grabhügel, von denen mehrere aufgegraben wurden. Schon Staatsminister von Marschall durchsuchte sie vergeblich. So geschah es auch jetzt. Am nördlichen Ende von Dauborn scheint eine Gruppe von fränkischen Reihengräbern zu liegen, in welchen Gürtelbeschläge, Skramasaxe und Schildbuckel vorkamen. Von da erhielt die Sammlung ein Trinkglas, zwei schwarze Urnen, eine Lanzenspitze. Herr Weck hat ein Modell der Holzeinlagen in dem Ringwalle des Altkönigs angefertigt. Die dabei ausgestellten Basaltschlacken vom Schlackenwall des Strombergs in der Lausitz sollen die Brandwirkung jener Holzeinlagen vor Augen stellen. Der Burgfelsen von Kirberg wird als Steinbruch angegriffen, weder die Gemeinde noch der Staat haben die Mittel, dagegen einzuschreiten. Die Mainkanalisation lieferte mancherlei Funde, gegenüber dem Gutleuthof die Beigaben eines römischen Grabes mit einer Münze des Trajan, bei Höchst eiserne Brückenpfahlschuhe, zwei Einbäume und vorweltliche Thierknochen. Ein durch Wassergräben befestigter Hügel im Donnerhain bei Kalteich erwies sich als ein Wohnplatz der Hüttenleute der Vorzeit, die hier wie anderwärts zahlreiche Schlackenhalden zurückgelassen hatten. Auch im Walde von Crofdorf fanden sich Spuren der alten Eisengewinnung. Es werden noch verschiedene Einzelfunde mit den Namen der Geschenkgeber angeführt, darunter Scherben mit dem Töpferstempel VDI und MAMMIL, Ledersandalen von der Saalburg,

Dachschindeln, 2 Goldringe mit geschnittenen Steinen eben daher, auf einem eine Figur mit einem Kreuz (?), eine Kinderrassel, von der Altenburg an der Teufelsmauer, der ornamentirte Rand einer Bronceschüssel und eiserne Pfeil- und Bogenspitzen. Die Bogen waren gerade nach oben und unten verjüngte Stäbe mit einer kugelförmigen Eisenspitze an den Enden, so dass sie auch als Lanzen gebraucht werden konnten. Es folgt noch eine Reihe von Gegenständen aus der Frankenzeit, dem Mittelalter, der Renaissance und von Münzen. Die ethnograpische Sammlung zählt 96 Stücke, meist aus Neu-Guinea. Rhein. Kurier, 22. Dez. 1885.

20. Römische Funde bei Plittersdorf. Gegenüber der Obercasseler Cementfabrik, also unterhalb der Plittersdorfer Au wurden im Februar 1886 beim Anlegen eines Baumgartens des Herrn von Carstanjen nahe dem Rheinufer römische Gräber aufgedeckt, welche Aschenurnen enthielten und mit Thonplatten umstellt waren. Nach Aussage des H. Heinr. Fuchs, der die Grabungen beaufsichtigte, wurden 5 Gräber gefunden, die $2^1/_2$ Fuss unter der Oberfläche lagen, ausser den Ziegelplatten fanden sich Scherben brauner und rother Gefässe, auch kleine weisse Henkelkrüge, ferner Mauerreste, die auf ein Gebäude schliessen liessen. Diese Funde ergänzen die Auffindung römischer Alterthümer im Garten des Herrn Banquier A. Cahn, über welche das Jahrbuch LXXXI S. 128 berichtet hat.

Schaaffhausen.

21. Römische Inschriften aus Stockstadt. Ganz kürzlich hat man bei Stockstadt zwei römische Votivaltäre zu Tage gefördert, deren nähere Kenntniss ich der freundlichen Mittheilung des Herrn Geh. Hofrath L. von Urlichs verdanke. Der eine der beiden Altäre weist oben zwischen zwei an der Stirnseite mit Rosette verzierten Voluten auf dem Frontispice den Kopf eines Mannes mit einer eigenartigen Kopfbedeckung auf, neben der auf der rechten Seite vom Beschauer ein scepterförmiger an der Spitze sich gabelnder Stab dargestellt ist. Darunter befindet sich folgende vierzeilige Inschrift:

MERCVR
C·IVL IVSTI
NVS · B · CoS
V · S · L · L · M ·

welche zu lesen ist:

Mercur(io) G(aius) Jul(ius) Justinus b(eneficiarius) co(n)s(ularis) v(otum) s(olvit) l(aetus) l(ubens) m(erito).

Auf der rechten Schmalseite des Steines ist ein Schlachtbeil angebracht, dessen Spitze nach unten gekehrt ist. Die linke Seitenfläche ist oben mit einem bauchigen Kruge mit kurzem nach oben ausladendem Halse

geschmückt, unter dem eine Opferschale mit nach rechts gewandtem Stiele ausgehauen ist.

Weniger gut erhalten ist der zweite Votivstein, dessen ganze linke Seite nebst dem Scheitel jetzt abgebrochen ist. Auch die Seitenflächen dieses Altars waren durch Verzierungen ausgezeichnet. Denn auf der vorhandenen rechten Seitenwand, welche nach vorne durch ein Arabeskengewinde verziert ist, ist oben eine bauchige Flasche mit einem zierlich geschwungenen Henkel dargestellt, darunter eine Opferschale, deren Stiel nach oben gekehrt ist. Die Inschrift, so weit sie erhalten ist, lautet nach der ebenfalls von L. von Ulrichs mitgetheilten Abschrift folgender Massen:

E
CE
MASv
SBF COS
NIANET 5
A COS
L· L· M

Die Gottheit, der der Altar geweiht war, und deren Namen unzweifelhaft in den Buchstabenresten der beiden ersten Zeilen steckt, ist kaum mit Sicherheit zu ermitteln. Es ist sogar nicht unmöglich, dass, da in den besterhaltenen Zeilen 4—5 Buchstaben im Anfang fehlen, mehrere Gottheiten mit einer Widmung bedacht waren. Die am Ausgange der dritten Zeile erhaltenen vier Buchstaben MASv können ebenso wohl zu dem Gentilicium als zu dem Cognomen, dessen Endbuchstaben jedenfalls das im Anfang der vierten Zeile erhaltene S gewesen ist, gehört haben. In der fünften und sechsten Zeile waren die Consuln genannt, in deren Amtsjahr der Stein gesetzt ist. Ihre jetzt lückenhaften Namen hat bereits v. Urlichs sehr ansprechend [Apro]NIAN(o) et [Bradu]a ergänzt. Die Ara ist demnach im J. 191 n. Chr. vernichtet worden. Vergl. Klein, Fasti cons. zu diesem Jahre. Die letzte Zeile enthielt die bekannte Weiheformel [v(otum)] [s(olvit)] l(aetus) l(ubens) m(erito). Das Ganze wird also etwa in folgender Weise zu deuten sein:

. . . . e | . . . . ce | . . . . . . Masu | [etu oder onu]s b(ene)f(iciarius) co(n)s(ularis) | [Apro]nian(o) et [Bradu]a co(n)s(ulibus) [v(otum)] [s(olvit)] l(aetus) l(ubens) m(erito).

Bonn. Jos. Klein.

22. Die Entdeckungen in der altpersischen Königsstadt Susa. Dieulafoy giebt in der Revue archéologique 1886 T. V p. 48 und VI p. 224 einen Bericht über seine Grabungen in den Jahren 1884—85. Schon General Williams und Sir Loftus hatten bei ihren Untersuchungen Schwierigkeiten mit der mohemedanischen Geistlichkeit, die in dem Tumuius von Susa

das Grab des Propheten Daniel verehrt, zu dem Ende März grosse Pilgerzüge sich begeben. Dieulafoy ging mit grosser Vorsicht zu Werke. Aber auch er musste es erfahren, dass die Muselmänner bei Nacht die Sculpturen zertrümmerten, die er bei Tage ans Licht gebracht hatte. Er schreibt einen Theil der Ruinen einem Palaste des Artaxerxes zu. Hier fand sich ein kolossales Capitäl mit 2 Stierköpfen. Die Facade war genau so gerichtet, wie der Porticus des Palastes des Xerxes zu Persepolis. Bemerkenswerth durch seine Schönheit ist ein gravirtes Siegel von einem Achämeniden-König von konischer Form aus grauem Opal. Es wird dem Xerxes oder Artaxerxes I. zuzuschreiben sein. Ein Medaillon mit dem Bilde des Königs ist überragt von dem beschwingten Gotte Aouramazda, zu beiden Seiten steht eine Sphinx, die auf dem Kopfe die weisse Krone von Oberägypten tragen. Einige Ornamente nähern sich auffallend den ägyptischen, mehr wie die assyrischen und griechischen es thun. Mehrere Blumenfestons scheinen Copien derer in den Gräbern der Ramses. Zahlreiche Wandgemälde in emaillirten Ziegeln werden für die Reste eines älteren Palastes gehalten. Von strenger Zeichnung sind zwei schreitende Löwen auf blauem Grunde, die er abbildet. Es fand sich auch eine Inschrift in Keilschriftzeichen, in der die Worte Darius, der grosse König und Vistaspes vorkommen. Auch auf dem Stück einer kleinen Säule stand die übliche Formel: ich, der König Darius. Eine Aschenurne war von einer aus emaillirten Ziegelplatten gemauerten Umhüllung umgeben, darauf befindet sich eine Figur in grünem Kleide, mit gelben, blauen und weissen Borden, mit einem Tigerfell, in der Hand ein Rohr und eine goldne Lanze. Nur der untere Theil des Gesichtes ist erhalten, Bart, Hals und Hand sind schwarz, es ist ein Neger. Die Stickereien sind archäisch, sie scheinen babylonische Arbeit zu sein. Nur Könige trugen die langen Rohre und die Armringe. Elam muss eine schwarze Dynastie gehabt haben. Noch 3 andere Füsse und eine 3. Hand sind schwarz. Herodot spricht von Aethiopen des Ostens. Waren die Nakhuntas Abkömmlinge einer schwarzen Rasse? Die Bewohner von Chouster, Dizfoul und die der umliegenden Dörfer haben aethiopische Züge. Houssay will Nachforschungen anstellen, ob einmal eine Kreuzung der Perser oder Araber mit Aethiopen stattgefunden hat. Alle emaillirten Ziegel waren mit einem Harz überzogen auf allen Seiten. Ehe sie mit Mörtel in die Mauern der Sassaniden vermauert wurden, waren sie früher mit einem Bitumen befestigt. Die Susianer scheinen wenig geschrieben zu haben. In Babylon sind die Inschriften zahlreich, in Susa fand man bis jetzt nur zwölf. In Mal-Amir, wo sich das Grabmal des Darius mit 5 Basreliefs auf einer Felswand befindet, wurden 7 neue Inschriften entdeckt. Hier muss eine zweite grosse Stadt gestanden haben. Eine reich gekleidete Person auf einer der Sculpturen trägt weder chaldäische noch assyrische oder persische Kleidung, sie gleicht aber dem farbigen Bilde des schwarzen Königs. Die Zeichnung der Figuren ist älter

als die assyrische und persische. Die Gesichter sind im Profil, die Körper oft von vorne, die Füsse von der Seite, das Auge von vorne dargestellt. Auch das Testament des Darius wurde gefunden. Die in Susa gehobenen Schätze wurden in diesem Sommer im Louvre zu Paris aufgestellt, aber der kaum geöffnete Saal hat bald wieder geschlossen werden müssen. Die gebrannten Thonstücke fingen an zu zerbröckeln und der farbige Schmelz blätterte ab. Es wird versucht durch ein bewährtes Mittel sie zu erhalten. Die Bildwerke werden mit Wallrath bestrichen und auf 200° erhitzt. Der Wallrath verbindet sich mit dem Schmelz und bildet einen feinen durchsichtigen Ueberzug, welcher der Witterung trotzt.

Schaaffhausen.

23. Thüngersheim. Münzfund. An derselben Stelle, an welcher der Jahrb. 80, S. 238 f. besprochene interessante Fund gemacht wurde, entdeckte man im Juni dieses Jahres noch 2 weitere Goldmünzen des Kaiser Gallienus (N. Würzburger Zeitung 1886, Nr. 105; Münchener Allgemeine Zeit. Nr. 167, Beilage 2. Vergl. Philol. Anz. 1886, S. 363 f.). Die Legenden lauten:

1) Avers: IMP GALLIENVS AVG. Brustbild des Kaisers in Harnisch und Helm, nach links gewandt; in der Rechten hält er einen über die rechte Schulter gelegten Speer. — Revers: VIRTVS AVG. Herkules steht nach rechts gewendet; mit der Linken hält er Bogen und Löwenhaut, mit der Rechten stützt er sich auf die Keule. — Die Münze findet sich bei Cohen, Gallienus Nr. 23 (IV p. 353) auf 600 Fr. geschätzt.

2) Avers: GALLIENAE AVGVSTAE. Bärtiger Kopf des Kaisers nach links. — Revers: VBIQVE PAX. Zweigespann gelenkt von der geflügelten Friedensgöttin, nach rechts gewendet. — Bei Cohen, Gallienus Nr. 545 (IV p. 416) auf 300 Fr. taxirt. Die Münze wird gewöhnlich, ebenso wie die bei Cohen Nr. 616 mit dem Revers Victoria Augusti, wegen der Femininform des Kaisernamens als Spottmünze auf den verweichlichten Gallienus, unter dem das ganze Reich sich in Verwirrung befand, gedeutet. (Vergl. Schiller, Röm. Kaisergesch. I S. 812, Anm. 5.)

Die erste Münze war ebenso wie zwei des früheren Fundes mit einem goldenen Henkel versehen. A. W.

24. Die Römerquelle an der Spelzmühle bei Wiesbaden.

Unter allen Völkern sind es die Römer gewesen, welche für die Wasserversorgung ihrer Städte am meisten gethan, die grossartigsten Anlagen zu diesem Zwecke ausgeführt haben.

Aus dem fernen Gebirge führten sie ihrer Hauptstadt das lebenspendende Element in 14 Leitungen zu, deren Gesammtlänge von mehr als 500 Km. hinreichen würde, 14 Leitungen längs der Eisenbahn von Frankfurt nach Wies-

baden zu führen. Ganze Bäche ergossen täglich 50 Millionen Kubikfuss Wasser in die gewaltige Stadt, so dass auf jeden Einwohner täglich 50 Kubikfuss kamen. Und welch ein Wasser! das weiss jeder, der beim Abschied aus Rom seinen Bajocc in die Fontana di Trevi geworfen, in der Hoffnung, wiederzukehren.

Eigen ist es, dass all das Wasser kalkhaltig ist; da es theils aus dem Kalkgebirge der Apenninen, theils aus dem Travertin der Vorhöhen kommt und nur zum kleinsten Theile in dem vulkanischen Gestein entspringt. Von dort läuft es theils unterirdisch, theils in gemauerten Kanälen, die auf hohen Bogen durch die stille Campagna dahin ziehen. Es war nicht Unkenntniss, wenn die Römer das Wasser nicht in fallenden und steigenden Röhren führten, denn sie kannten das Gesetz, welches das Wasser so hoch steigen lässt, als es gefallen, sehr wohl und wandten es, soweit Bleiröhren dazu tauglich waren — denn das Gusseisen war ihnen unbekannt — häufig an; aber sie kannten auch die Schwierigkeit, Fehler in der Leitung unter der Erde zu entdecken, durch Nachgrabung aufzusuchen und auszubessern; während der Tropfenfall aus der Höhe der Aquäducte ihnen rasch die lecke Stelle zeigte. Da das Wasser aber kalkhaltig war, so besserte es Risse und kleine schadhafte Stellen durch den Kalksinter, den es absetzte, bald selbst aus.

Auch bei uns haben die Römer allenthalben Leitungen angelegt, welche ihre Städte mit dem köstlichen Elemente versorgten. Die Leitungen von Trier, Metz, Mainz, Köln, und noch manche andere sind alle noch nachzuweisen; die meisten führen ein kalkhaltiges Wasser diesen Städten zu. Das Wasser, mit dem die kaiserliche Hauptstadt Trier versorgt wurde, entsprang 11 Kilom. von der Stadt bei Waldrach im Grauwackegestein, und ist daher wie unsere Taunus-Wässer rein und ohne nennenswerthen Kalkgehalt. Die Sohle und die Wände des Kanals, in dem es fliesst, sind aus demselben Gestein der Grauwacke erbaut, aber er ist mit Kalkstein überwölbt, von dem die Tropfsteinzapfen herabhängen, um ihren Kalkgehalt in das Wasser träufeln zu lassen. Gewiss zum Behagen der üppigen Stadt.

Der Aquädukt, welcher auf 20 Meter hohen Bogen bei Jouy aux Arches die Mosel überschreitet, um Metz sein Wasser zuzuführen, schöpft dasselbe in der 2,3 Kilom. entfernten Quelle von Görz, welche aus dem Jurakalk hervorbricht.

Grossartiger noch war die Wasserleitung von Mainz, deren Pfeiler bei Zahlbach noch hoch aufragen. Sie entnahm ihren Wasserschatz aus dem Königsborn, der 6 Kilom. von der Stadt bei Finthen im Ceritienkalk entspringt. Wie kalkhaltig das jenem Gestein entquellende Wasser ist, weiss dort jede Hausfrau zu sagen, die alle zwei Jahre eine dicke Kalkkruste aus ihrem Theekessel herausklopfen lassen muss.

Die längste der römischen Leitungen in Deutschland aber ist die sogenannte Teufels-Kalle, welche bei Schleiden in der Eifel 52 Kilometer von

Köln ihr Wasser schöpft und in 70 Kilometer langem, meist unterirdischem Kanale der Colonia Agrippina zubringt. Auch dies Wasser ist so kalkreich, dass es während des wohl kaum 500 Jahre währenden Zeitraums, den es durch den Canal floss, in ihm eine Kalkkruste abgesetzt hat, dick genug, dass man aus ihr 20 Centimeter dicke Säulen gemacht und sie ihrer schönen Farbe, Maserung und Politurfähigkeit wegen zur Ausschmückung von Altären verwandt hat.

Auch der Brunnen an der Spelzmühle bei Wiesbaden war den Römern bekannt; wir haben seit den vierziger Jahren zu wiederholtenmalen die Ueberreste einer Reihe von Aquäductpfeilern und Sandsteinrinnen gefunden, welche in der Richtung von der Quelle, dann an der Curve vorüber, zu einem Sammelbehälter im Biebricher Felde führten; in ihm fand eine Theilung statt, welche einerseits nach Castel, andererseits nach Amöneburg hinweist.

Auch hier ist es wieder ein kalkhaltiges Wasser, welches die Römer auch ohne chemische Untersuchung an seiner schönen, dem der Alpenseen gleichen, blaugrünen Farbe erkannten, durch seine Wirkung bewährt fanden und ausnutzten. Freilich fehlten ihnen die mechanischen Mittel, diese reiche Quelle nach Wiesbaden zu führen. Wir aber können uns Glück wünschen, dass sie wie der Kochbrunnen sich seit Jahrhunderten treu geblieben ist, und dass wir in Zeiten leben, denen es ein Leichtes ist, die Quelle nach unserer Stadt zu leiten.

Rhein. Kurier 4. April 1886. v. C.

25. Ein Isis-Tempel in der Schweiz. Als eine Ergänzung zu dem Aufsatze „über den römischen Isisdienst am Rhein“ in Jahrb. LXXVI S. 31 möge die Mittheilung aus dem Anzeiger der Schweizer Alterthumskunde Nr. 4, October 1886, p. 327 dienen, dass nach J. H. Hottinger, Method. legendi historias Helveticas, Dissertationum miscellan. Pentas, V, Turici 1654, p. 528 in pago Tigurino, nicht weit von dem Castell der heissen Quellen ein Isistempel gestanden habe, was durch einen in der Kirchenmauer des naheliegenden Dorfes Wettingen eingemauerten Inschriftstein: Deae Isidi templum a solo etc. bewiesen wird. Mommsen führt ihn, Inscriptiones confederationis Helveticae latinas No. 241 an. Das Volk nennt den Ort Tempel und den Berg Isenberg. Sch.

26. Die Mosaikperlen in fränkischen und alemannischen Gräbern. Nichts ist so bezeichnend für das 4. bis 6. Jahrh. u. Z. als dieser Grabfund, und nirgends kommt dieser Schmuck in so grosser Menge und Mannigfaltigkeit der Form und Farbe vor als im Rheingebiet. Lindenschmit vermuthet ihre Herkunft aus Venedig, dem Stapelplatz orientalischer Industrie. Nach Vernichtung des römischen Reichs erlangte der Verkehr mit Byzanz und dem Orient bedeutenden Einfluss. Herr O. Tischler be-

merkt dagegen, dass eine Glasfabrikation zu Venedig um die Mitte des 1. Jahrtausends nicht nachweisbar sei. Die belegten Perlen (alla lucerna), die noch heute in Venedig gefertigt werden, scheinen ihm erst im Verlaufe des 16. Jahrhunderts hier gemacht worden zu sein, vielleicht in Nachahmung antiker Perlen, wie die venezianische Millefiori-Fabrikation eine Nachahmung der antiken sei. Dieselben Perlen, die wir in den rheinischen Frauengräbern finden, kommen auch in Burgund, der Schweiz, Champagne und in England vor. Herr Tischler schreibt mir am 17. Nov. 1886: „Perlen dieser Art habe ich massenhaft aus Italien erhalten, die wohl durch die germanischen Stämme, besonders die Gothen dahin gekommen sind. Darum sind sie auch in den sächsischen Kirchhöfen Englands häufig. Dass sie in Skandinavien selten sind, beweist nur, dass diese Länder vom 5. bis 7. Jahrhundert andere Handelsbeziehungen hatten. Im südlichen Ostpreussen finden sie sich wieder, hier kommt auch die für den Rhein charakteristische Warzenperle vor. Sie mögen von den Gothen der unteren Donau zu ihren nördlichen Stammesgenossen gekommen sein. Bei den slavischen Völkern fehlen die fränkischen Perlen. Einige Formen kommen in den Gräbern von Keszthely in Ungarn vor, sowie in Gräbern des Kaukasus. Wir müssen ihren Ursprung im Osten oder Südosten des Mittelmeers suchen, woher überhaupt die Fabrikation der Perlen stammt. Die Perlen der römischen Kaiserzeit kommen durch ganz Europa bis nach dem Kaukasus und Aegypten in vollständiger Gleichheit vor, so dass man für diese gewiss berechtigt ist, auf eine einheitliche östliche Quelle zu schliessen. In Gallien bestand eine glänzende Glasfabrikation, die auch nach der Völkerwanderung noch andauerte. Es wäre möglich, dass in Fortentwicklung der römischen Perlen in Gallien und Süddeutschland eine lokale Fabrikation entstanden wäre, die solche Typen fertigte, die in dem weiteren Gebiete ihrer Verbreitung fehlen." Die zahlreichen Funde der schönsten und mannigfaltigsten Perlen dieser Art am Rhein, deren Menge sich nicht allein aus der grossen Zahl geöffneter Gräber erklärt, sprechen für einen diesem Verbreitungsgebiet nähern Ort der Herstellung derselben als es Venedig oder gar der ferne Osten ist. Schaaffhausen.

27. Auffindung von Mumiensärgen der Pharaonen in Aegypten. Schon im Jahre 1881 hatte Maspero, der damalige Director des Museums von Boulaq bei Deir-el-Bahari, in der Ebene von Theben Gräber von Pharaonen entdeckt und darüber in seiner Schrift: La trouvaille de Deir-el-Bahari, le Caire 1881 berichtet. Dieselben wurden in einem 11,50 m tiefen und 2 m breiten Brunnen, in dessen Tiefe ein 8 m langer Gang mündete, aufgefunden und es wurde festgestellt, dass diese Mumiensärge schon in ägyptischer Zeit aus ihren ursprünglichen Gräbern hierher gebracht waren, um sie vor Raub zu schützen. Räubereien der Araber von Gournah

hatten Veranlassung gegeben, nach diesem Verstecke zu forschen. Man entdeckte ohngefähr 20 Särge, und unter andern nach den erhaltenen Inschriften die von Ahmos I., von Thoutmos III., (XVIII. Dynastie), von Seti I. und von Ramses II., (XIX. Dynastie) dem Sesostris der Bibel. Der Sarg Ramses II. war beschädigt und wurde von einem König der XX. Dynastie wieder hergestellt, dieser war Ramses XII. Die Särge der XX. Dynastie sind reich an Beigaben. E. Brugsch fertigte von diesem Funde 20 Photographien an. Am 1. Juni 1886 wurden auf Wunsch des Vicekönigs die Särge Ramses II. und der Königin Aahmes Nofertari, der Gemahlin des Königs Ahmos oder Amasis geöffnet und die Mumien abgewickelt. Photographien der Mumien wurden am Tage der Eröffnung aufgenommen. Die Mumie Ramses II. ist 173 cm lang. Die Haare sind gelb geworden, die Nägel zeigten sich noch roth gefärbt. Die Gesichtszüge des Königs sind wohl erkennbar. Die andere Mumie war die des Königs Ramses III. Auf dem goldnen Brustschild, das auf der Mumie unter den Binden lag, fand sich dieser Name. Die Mumie war also bei einer späteren Niederlegung in den Sarg mit jener der Königin verwechselt worden. Die Mumie Ramses III. ist 168 cm gross, sie ist weniger gut erhalten, doch zeigt sie eine ähnliche Gesichtsbildung. Diese sowie die Schädelbildung gleichen dem noch in Nordafrika vorhandenen arabischen Typus. Herr E. Brugsch-Bey hat durch ein Schreiben vom 4. Juni in der Leipziger Illustr. Zeitung vom 3. Juli 1886 über diesen Vorgang einen Bericht erstattet, dem mehrere Abbildungen beigegeben sind. Beide Könige, Ramses II. wie der III. sind auf den ägyptischen Wandgemälden dargestellt, die Rosellini veröffentlicht hat, Monum. del Eg. I, T. LXII —XX und T. LXXIX. Rosellini bezeichnet Ramses III. als den Sesostris der Bibel. Die Gesichter zeigen zwar die gebogene Nase der Mumien, erscheinen aber idealisirt und typisch und sollten gewiss keine Portraitbilder sein. Auch sind beide Herrscher sehr jugendlich dargestellt. Die Hautfarbe ist roth, wie es die Regel für die Könige ist. Im südlichen Arabien herrschten die Himjari d. h. die Rothen. Noch ist in Aegypten die Masse des Volkes von röthlicher Hautfarbe. In dem Höhlentempel von Ibsambul in Nubien hält Sesostris oder Ramses II. 11 Köpfe in der Hand, 3 sind schwarz mit Negerzügen, fünf gelb mit hohem Nasenrücken und zurückliegender Stirn, 2 dunkelroth, 1 von rosiger Farbe. Nach Rosellini soll dies Bild die Völker der Erde unter ägyptischer Herrschaft darstellen. Er glaubt, dass die Hirtenkönige Skythen waren. Röth hält sie für Phönizier wie Manetho, Josephus nennt sie Araber. Diese Ansicht scheint mit Rücksicht auf die hier besprochenen Funde die richtige zu sein.

Schaaffhausen.

V. General-Versammlung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande am 11. Juli 1886.

Dieselbe fand im Gartensaale des Kley'schen Gasthofs statt und wurde von dem Vorsitzenden, Geh. Rath Schaaffhausen um 11 Uhr Vormittags eröffnet. Derselbe begrüsste die dazu erschienenen Mitglieder im Namen des Vorstandes und legte den folgenden Jahresbericht für 1885 vor.

„Die Zahl der Mitglieder des Vereins betrug mit Einschluss der Ehrenmitglieder, der Schulanstalten und des Vorstandes nach dem letzten Jahresbericht am 1. Januar 1885: 638 Mitglieder, am 1. Januar 1886 betrug sie 626, am 1. Juli dieses Jahres 644.

Gestorben sind seit der letzten General-Versammlung 14 Mitglieder, es sind die Herren: E. von Bruck in Crefeld, W. Jentges in Crefeld, General von Wright in Baden-Baden, Freih. von Rigal-Grunland in Bonn, Prof. Eckstein in Leipzig, Prof. Lange in Leipzig, Oberbürgermeister Becker in Cöln, Commerz.-Rath J. Curtius in Duisburg, Bau-Inspektor Junker in Mühlhausen, Wilh. vom Rath in Mehlem, Prof. Plitt in Dossenheim, Senats-Präsident Dr. Haugh in Cöln, Dr. Camp in Cöln, Med.-Rath Dr. Schaffner in Meisenheim.

Abgemeldet haben sich für 1886: 11 Mitglieder, so dass der Verein einen Gesammtverlust von 25 Mitgliedern erfahren hat. Es gereicht mir zur Freude, mittheilen zu können, dass derselbe durch den Eintritt neuer Mitglieder mehr als ausgeglichen worden ist.

Es sind seit der letzten General-Versammlung folgende 31 neue Mitglieder dem Vereine beigetreten, die Herren: Amtsrichter Huffschmidt in Boxberg, Towsend in Wiesbaden, Gymnasiallehrer Dr. C. Cüppers in Cöln, E. Schöller in Düren, Frau Schöller in Düren, die Herren Wolffers in Bonn, Geh. Rath Reuleaux in Berlin, Rektor Dr. Jörres in Ahrweiler, Dr. phil. Ad. von Oechelhäuser in Heidel-

berg, Landgerichtsrath a. D. F. J. Stephani in Cröv, Gymn.-Direktor Schambach in Altenburg, von Nell in Trier, Realprogymnasiallehrer Waldeyer in Bonn, Se. Excellenz General G. Elten in Bonn, General-Major von Kalinowsky in Bonn, Präsident Caesar in Bonn, Betriebs-Insp. Viereck in Bonn, Frau Wittwe R. Müller in Bonn, die Herren Ingenieur Marx in Bonn, Dr. Höffner in Bonn, D. Bötzkes in Düsseldorf, Frau Eugen vom Rath in Cöln, die Herren Commerzienrath Eugen Langen in Cöln, Robert Heuser in Cöln, Eugen Rautenstrauch in Cöln, Wilh. von Recklinghausen in Cöln, P. J. Schallenberg in Cöln, Oberst Wulff in Cöln, Maler Carl Hauptmann in Bonn, Buchdruckerei-Besitzer F. N. Palm in Aachen.

Wir bitten, wie jedesmal bei dieser Gelegenheit, uns in dem Bestreben, dem Vereine neue Mitglieder zu gewinnen, behülflich zu sein, denn der jährliche Ausfall durch Sterbfälle, Wegziehen und Abmeldungen ist ein nicht unbedeutender.

Was die Schriften des Vereins angeht, so ist seit der letzten General-Versammlung das Heft 80 mit 5 Tafeln und Heft 81 mit 7 Tafeln und mehreren Holzschnitten ausgegeben worden. Zugleich erschien als Festgabe zur Winckelmanns-Feier hierselbst „Das römische Köln“ nebst einem Plane der römischen Stadt und einer Fundkarte, von Herrn General von Veith. Der Vorstand glaubt durch die Herausgabe dieser trefflichen und verdienstlichen Arbeit einem längst vorhandenen Bedürfnisse und dem Wunsche vieler Vereinsgenossen entsprochen zu haben. Von grösseren Arbeiten, deren Veröffentlichung in den Jahrbüchern der Vorstand für die nächste Zeit beabsichtigt, nenne ich: den Bericht über die Aufdeckung fränkischer und römischer Gräber in Meckenheim und Andernach, die Aufgrabungen in Pommern an der Mosel, Beschreibung des Münsters zu Essen und der in ihm entdeckten Wandgemälde und eine die bisherigen Grabungen umfassende Darstellung des römischen Castrums in Bonn.

Ich lege die Jahresrechnung für 1885 nebst Belegen vor und theile daraus die Hauptposten mit:

Die Gesammteinnahme betrug einschliesslich des aus dem Jahre 1884 verbliebenen Baarbestandes von M. 1461.93 für das Jahr 1885: M. 7545.43 gegen M. 7832.23 des vorigen Jahres.

Die Ausgaben beliefen sich auf M. 7282.52 gegen M. 6370.30 im vorigen Jahre.

Es bleibt ein Baarbestand von M. 262.91 gegen M. 1461.93.

In Bezug auf den geringen Baarbestand bemerke ich, dass die

letzten Hefte der Jahrbücher sehr umfangreich sind und ein Winckelmannsheft erschienen ist, dessen Herstellung M. 1093.37 gekostet hat.

Der Bestand unserer Kasse beträgt heute nach Bericht unseres Rendanten M. 2409.45.

Es betrugen die Ausgaben:

	im Jahre 1885:		im Jahre 1884:
Für Drucksachen	M. 3201.64	gegen	M. 2448.63
Für Zeichnungen u. Herst. d. Tafeln	„ 1252.67	„	„ 1580.54
An Honoraren	„ 1574.25	„	„ 1114.49
An Buchbinderarbeit	„ 520.60	„	„ 485.40
Für die Bibliothek	„ 227.45	„	„ 206.80
Für Kassenführung, Porto und verschiedene Ausgaben	„ 491.62	„	„ 517.14

Die Rechnung ist von den in der vorigen General-Versammlung gewählten Revisoren, den Herren Rechnungsrath und Hauptmann a. D. Wuerst und Assessor Diderichs geprüft und richtig befunden worden. Ich beantrage desshalb bei der Versammlung, dem Herrn Rendanten, Rechnungsrath Fricke die Décharge zu ertheilen und demselben für seine mühevolle und gewissenhafte Kassenführung unsern Dank auszusprechen." Dies geschieht einstimmig.

„Es wird zweckmässig sein, auch heute schon die Revisoren für die Rechnung des laufenden Jahres zu erwählen, damit die revidirte Rechnung der nächsten General-Versammlung schon vorgelegt werden kann. Ich hoffe, dass die Herren Wuerst und Diderichs auch für das nächste Jahr die Gefälligkeit haben werden, diese Mühe zu übernehmen und schlage die Wiederwahl derselben vor". Dieser Vorschlag wird genehmigt.

„Ich bedaure, Ihnen mittheilen zu müssen, dass der in der letzten Generalversammlung von Ihnen bestätigte Bibliothekar, Herr Gymnasiallehrer Rosbach wegen seiner Versetzung nach Trier sein Amt hat niederlegen müssen. Wir waren darauf bedacht, da es in unserer Bibliothek noch Vieles zu ordnen giebt, diese Stelle baldmöglichst wieder zu besetzen und schlagen Ihnen dafür den Herrn Gymnasiallehrer Dr. Spee vor, der sich bereit erklärt hat, mit dieser amtlichen Wirksamkeit in den Vorstand des Vereins einzutreten." Herr Dr. Spee wird einstimmig als Vorstands-Mitglied gewählt.

„Die Alterthümer-Sammlung des Vereins hat ihre Aufstellung in den provisorischen Räumen des Provinzial-Museums unter besonderer Etiquettirung der Gegenstände gefunden und werden Sie mir

beistimmen, wenn ich dem Herrn Museums-Direktor, Prof. Klein, für die darauf verwendete Mühe unsern wärmsten Dank abstatte. Es bleibt noch immer ein Bestand älterer Fundstücke übrig, deren Herkunft bisher noch nicht hat festgestellt werden können. Die Bibliothek ist durch den Tauschverkehr mit 158 anderen Vereinen und Instituten ansehnlich vermehrt, sowie durch Geschenke von A. B. Meyer (Gurina), von Naue (die prähistor. Schwerter), von Lindenschmit (Handb. der Archäologie), von Schambach, Hazelius u. A. bedacht worden. Mit dem Verein für Kunst und Alterthum in Münster, dem American Journal of Archaeologie in Baltimore, der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, dem literarisch-historischen Verein des Vogesenklubs für Elsass-Lothringen und dem K. K. österreichischen Museum für Kunst und Gewerbe in Wien ist der Schriftenaustauch angebahnt worden. Zu den Geschenken gehören auch die von Frau Generalin von Veith angefertigten vortrefflichen Copieen der im Jahre 1876 beim Bonner Castrum aufgefundenen Wandmalereien, die bereits im 62. Heft unserer Jahrbücher von Hettner beschrieben worden sind. Ich spreche der Geschenkgeberin den ganz besondern Dank des Vereins für diese schöne Gabe aus, und lege die in natürlicher Grösse wiedergegebenen Bilder hier vor. Auch erlaube ich mir die Bemerkungen mitzutheilen, welche Frau von Veith in Bezug auf die Technik dieser Malereien gemacht und den Blättern beigefügt hat. Sie lauten: „Auf geglättetem, matt glänzendem blauschwarzem Grunde waren die Originalbilder in kreidigen Deckfarben in leichter kühner Ausführung entworfen. Licht und Schatten waren mit breiten Strichen nebeneinander gesetzt, ohne Spur einer Uebermalung oder späteren Nachhülfe. Jeder Strich, jeder Farbenton ist stehen geblieben, wie er beim ersten Entwurfe dastand. In eigenthümlicher Weise waren die Köpfe behandelt. Nachdem Hell und Dunkel richtig und körperhaft aufgesetzt waren, sind die Augen mit den Augendeckeln, der Nasenrücken, die Nasenflügel und das untere Kinn mit pastoser, etwas erhobener Farbe und zwar mit demselben Fleischton der übrigen hellen Stellen des Gesichtes angegeben und dann erst sind die Augen und der Mund mit ausdrucksvollen Linien hineingemalt. Die Malereien sind flüchtige, schnell ausgeführte Skizzen eines bedeutenden Künstlers im Charakter schablonenartiger Wandbilder. Es sind nirgends vegetabilische, nur Mineralfarben angewendet."

Am 3. März dieses Jahres feierte der um die Alterthumsforschung, zumal um die Erklärung der ägyptischen Kunstdenkmale

hochverdiente holländische Gelehrte Conrad Leemans in Leyden sein 50jähriges Doctor-Jubiläum, zu welchem Feste der Vorstand dem ausgezeichneten Gelehrten, der eines der ältesten Mitglieder unseres Vereins ist, eine Adresse übersendet hat, die mit sehr freundlichen und anerkennenden Worten erwiedert wurde. Es ist zu Ehren dieser Feier dem Jubilar ein Album unter dem Titel Études archéologiques überreicht worden, zu welchem Gelehrte aller Länder, auch zwei Mitglieder des Vorstandes, Schaaffhausen und Wiedemann, Beiträge geliefert haben.

In den Anfang April d. J. fiel die 100jährige Jubiläumsfeier der Königl. Akademie für Alterthumsforschung in Stockholm, zu der der Vorstand ein Gratulationsschreiben abgesendet hat. Er sagte in demselben, wenn irgendwo so gelte es für die alle Länder und Zeiten umfassende Alterthumsforschung, dass nur vereinte Kräfte das Ziel erreichen werden, welches uns vorschwebt. Es ist dies die Aufgabe, ein Bild der Entwicklung des menschlichen Geistes aufzurichten, wie sie sich in der Kunstthätigkeit aller Völker ausgeprägt hat. Einer Einladung zur Theilnahme an dem vom 9. bis 12. Juli in Nantes tagenden Kongresse der französischen archäologischen Gesellschaft hat der Vorstand nicht Folge leisten können. Die Sitzungsprótokolle liegen hier zur Einsicht offen."

Hierauf wurde nach § 11 der Statuten zur Vorstandswahl geschritten. Der bisherige Vorstand wurde durch Acclamation wieder gewählt.

„Ich setze die Versammlung noch von zwei Schreiben in Kenntniss, die der Vorstand im Interesse des Vereins abzusenden für zweckmässig erachtet hat. Auf die Anzeige hin, dass ausländische Gelehrte die Alterthümersammlungen und Museen unserer Provinz besuchen, um Gegenstände für ihre Publikationen auszuwählen, hat sich der Vorstand mit einem Gesuche an die Direktion des Walraff'schen Museums in Cöln gewendet und mit einem Hinweis auf die alten Beziehungen, welche zwischen dieser Sammlung und den Jahrbüchern des Vereins bestehen, die Bitte ausgesprochen, unter Wahrung des internationalen Charakters einer solchen Sammlung, die Erklärung neuer Funde zum Vortheile der vaterländischen Wissenschaft vorzugsweise der literarischen Thätigkeit des Vereins in seinen Jahrbüchern zu überlassen. Das Bürgermeister-Amt in Cöln hat unter dem 25. Mai dieses Jahres auf diese Eingabe erwiedert, dass die Stadtverordneten-Versammlung sich nicht nur mit der beantragten Veröffentlichung der näher bezeichneten, im Museum Walraff-Richartz befindlichen Alterthümer durch den Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande einverstanden

erklärt hat, sondern auch bei weiteren Erwerbungen archäologischer Denkmäler und Fundstücke seitens der Stadt dem letzteren hinsichtlich deren Publikation eine bevorzugte Berücksichtigung bereitwilligst eingeräumt hat.

Auch hat sich der Vorstand veranlasst gesehen, wegen der in unserer Provinz in stets zunehmendem Maasse um sich greifenden unbefugten Aufdeckung alter Gräber am 5. Juli ein erneutes Gesuch an das Cultus-Ministerium zu richten, diesem willkührlichen und gewinnsüchtigen Handel mit vaterländischen Alterthümern durch geeignete Maassregeln entgegenzutreten. Schon ein Verbot des Verkaufs der dem heimatlichen Boden entnommenen Schätze des Alferthums ins Ausland, wie es in andern Ländern besteht, würde günstig wirken. Auch würde es sich empfehlen, das Graben nach Alterthümern auf fiskalischem Boden nur den wissenschaftlichen Vereinen nach eingeholter Erlaubniss bei der Behörde zu gestatten und die Gemeinde-Verwaltungen aufzufordern, ein gleiches Verhalten für die Grabungen auf jedem Gemeinde-Eigenthum eizuführen.

Der Vorstand brachte bei dieser Gelegenheit noch einen andern Gegenstand bei Seiner Excellenz dem Herrn Minister von Gossler zur Sprache, es ist der Schutz und die Erhaltung vaterländischer Denkmäler in unserer Nähe, die zum Theil dem natürlichen Verfalle rettungslos entgegen gehen, zum Theil in Gefahr sind, durch die Arbeiten der Industrie in kurzer Zeit zerstört zu werden. Die auf der mächtigsten Kuppe des Siebengebirges thronende Löwenburg bedarf für ihre letzten Mauerreste der schleunigsten Hülfe. Vielleicht gelingt es, durch eine Bewilligung von Seiten des Königlichen Ministeriums mit Beihülfe der Königlichen Regierung in Köln und des Verschönerungsvereins für das Siebengebirge die dazu nothwendigen Mittel aufzubringen. Die Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf hat ihre Mitwirkung dazu bisher abgelehnt, weil die Ruine Löwenburg fiskalisches Eigenthum ist. Wenn in letzter Zeit sich in der rheinischen Bevölkerung eine lebhafte Bewegung kund gegeben habe für die Erhaltung der Schönheiten des Siebengebirges, die durch den Steinbruchbetrieb auf das Aergste bedroht sind, und ein „Verein zur Rettung des Siebengebirges" sich gebildet habe, so sei dessen Bestrebungen auch im Interesse der Alterthumsforschung ein günstiger Erfolg zu wünschen. Im Siebengebirge selbst befindet sich auf dem Petersberge ein altgermanischer Steinring, dem sich die Steinbrüche schon in bedenklicher Weise nähern, am Asberge bei Rheinbreitbach ist das-

selbe der Fall. Am Hummelsberge bei Linz ist schon ein Theil des äussern Ringes der dort befindlichen Steinumwallung in den Steinbruch hinabgestürzt. Ein Ankauf der Berggipfel, die solche älteste Denkmale des Landes tragen, durch den Staat würde das einzige Mittel sein, dieselben vor der Zerstörung zu bewahren. Der Vorstand bittet S. Exellenz diesen Uebelständen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und die zur Beseitigung derselben geeigneten Maassregeln in geneigte Erwägung zu ziehen."

Vor dem Schlusse der Versammlung theilte Herr Hauptmann mit, dass sich in Bonn ein Verein für Bonner Geschichte und Alterthümer gebildet habe. Auch wurde der Wunsch laut, das Winckelmannsfest oder die General-Versammlung des Vereins einmal in Köln abzuhalten.

Der Vorstand.

VI. Die Winckelmanns-Feier in Bonn

am 9. Dezember 1886.

Dieselbe fand Abends 7 Uhr im Saale des Hotel Kley statt, wo die bekränzte Büste Winckelmanns aufgestellt war. Der Vorsitzende des Vereins, Geh. Rath Schaaffhausen eröffnete die Feier mit folgendem Vortrage:

„Wir feiern heute das Andenken Johann Winckelmanns, des Begründers der klassischen Archäologie in Deutschland. Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die archäologischen Forschungen der letzten Zeit zu werfen. Wie auf allen Gebieten des geistigen Lebens eine lebhafte Thätigkeit herrscht, so ganz besonders auf diesem, wo es sich nicht um nationale Aufgaben handelt, sondern um Untersuchungen, welche uns die Culturentwicklung der Menschheit vor Augen stellen, wo die Entdeckungen in allen Ländern erst die eine grosse Alterthumswissenschaft ausmachen, wo der Erfolg der Arbeit, die Beantwortung der wichtigsten Fragen gerade von der Grösse des Materiales abhängt, das uns zu Gebote steht. Die lebhafte Thätigkeit wird auch dadurch bedingt, dass die Funde sich der Art häufen, dass die wissenschaftliche Erklärung ihnen kaum zu folgen im Stande ist.

Von bedeutenden Funden in den alten Culturländern möchte ich zwei erwähnen.

Zuerst die Auffindung der Mumiensärge der Pharaonen bei Deir el Bahari in Aegypten durch Maspero. In einem Brunnen, wohin in ägyptischer Zeit schon diese Särge gebracht waren, hat man etwa 20 Särge ägyptischer Könige der 18., 19. und 20. Dynastie gefunden, von denen zwei am 1. Juni d. J. auf Wunsch des Vicekönigs geöffnet und die Mumien abgewickelt worden sind. Die Mumie Rhamses II, des Sesostris der Bibel, war so gut erhalten, dass man die Gesichtszüge des grossen Eroberers genau erkennt. In den Zügen des siegreichen Herrschers drücken sich Kraft und Willensstärke aus. Der Mann steht wie lebend vor uns, an dessen Hofe, wie Einige glauben, Moses gelebt hat. Ich zeige die mir von E. Brugsch in Kairo zugesandten Photographieen desselben. Die ägyptischen Wandgemälde stellen ihn anders dar. Ich zeige

die Copie eines von Rosellini veröffentlichten Bildes. Hier hält Sesostris in einer Faust 11 Köpfe besiegter Völker am Schopfe. Man erkennt darin drei verschiedene Rassen. Fünf sind blond mit blauen Augen und sind wohl für Vorfahren der erst 1000 Jahre später in die Geschichte eintretenden Germanen zu halten; drei sind Neger, drei sind röthlich von Haut und vielleicht Asiaten. Die Aegypter haben ihren Zweck erreicht, ihren Todten eine längere Erhaltung zu sichern, als es andern Menschen beschieden ist.

Sodann sind in diesem Jahre die von Dieulafoy in Susa, der alten Königsstadt Persiens, ausgegrabenen Schätze im Louvre zu Paris aufgestellt worden. Es sind zumeist Gemälde auf emaillirten Ziegelplatten, die hinter die Zeit der Achämeniden zurückreichen. Leider wirkt das feuchte europäische Klima verderblich darauf ein, sodass man chemische Mittel angewandt hat, sie zu schützen. Die Ruinen von Susa, in denen man gegraben, gehören einem Pallaste des Artaxerxes an, jene Malereien scheinen aber von einem früheren Bauwerke an dieser Stelle herzurühren. Man fand eine Aschenurne, die von einer gemalten Mauer umgeben war; die Ornamente wie die menschlichen Figuren erinnern an den ägyptischen Stil, eine Gestalt war nach der Kleidung, den goldenen Armringen, dem langen Rohr, das sie in der Hand hält, ein König, er ist schwarz von Hautfarbe, er ist ein Neger. Dieulafoy schliesst, dass im alten Susa eine aethiopische Dynastie geherrscht hat.

Das ist ein höchst merkwürdiges Ergebniss der Forschung. Man hat immer gefragt, welchen Antheil die schwarze Rasse an der ältesten menschlichen Cultur gehabt habe. Behauptete man doch, um den Sclavenhandel zu beschönigen, die Negerrasse sei zur höheren Bildung unfähig. Homer nennt die Aethiopen die besten der Menschen, Herodot berichtet über schwarze Menschen in Indien, womit er schwarze Inder z. B. auf Ceylon gemeint haben kann. Die Kolcher nennt er schwarz und kraushaarig. In der Buddhareligion giebt es Götterstatuen, welche schwarz und wollhaarig sind, mit aufgeworfenen Lippen. Jedenfalls gab es eine aethiopische Mischung im Volke. Die Kopten haben aethiopische Züge. Wir wissen nicht, dass Neger in Aegypten geherrscht haben, wie es scheint aber in Susa.

Einen besonderen Eifer zeigt die Forschung auf dem prähistorischen Gebiete, schon desshalb, weil dies ein neues Feld ist, welches Schätze birgt, die man früher nicht beachtet und nicht geschätzt hat. Für das Sammeln der Alterthümer der klassischen Länder war doch die Schönheit ein Hauptbeweggrund. Wir sind aber jetzt nicht mehr damit zufrieden, die Meisterwerke der alten Kunst zu bewundern, wir wollen

wissen, wie die Griechen zu dieser Blüthe der Kunst gekommen sind, aus welchen Quellen sie diese geschöpft haben. Es giebt jetzt für alle Länder eine prähistorische Zeit, auch für Aegypten, was man lange geläugnet hat. Ihre Spuren finden sich nicht in der Ebene des Nilthales, die damals der Strom noch erfüllte, sie wurden auf den Abhängen seiner alten Ufer gefunden. Bemerkenswerth ist die Uebereinstimmung der ältesten Werkzeuge in der ganzen Welt.

Blicken wir auf unser eigenes Vaterland, so hat hier die deutsche anthropologische Gesellschaft sehr anregend gewirkt, sie hat den Sinn für die Geschichte der Vorzeit überall geweckt, es sind zahlreiche Vereine und Sammlungen entstanden, die das retten wollen, was noch vorhanden ist und die sich die Hand reichen zu gemeinsamer Arbeit. Eine solche ist die schon vor mehreren Jahren beschlossene prähistorische Karte Deutschlands, zu der verschiedene Vorarbeiten gemacht sind, die aber noch einige Zeit auf sich warten lassen wird. Als einen Theil derselben kann man die von Prof. Ohlenschlager mit Unterstützung der anthrop. Gesellschaft in München vollendete prähistorische Karte Baierns in 14 Blättern betrachten, die ich in einem Exemplare, welches der Verfasser dem Vereine geschenkt hat, hier vorlege. Mit verschiedenen Farben und besonderen Zeichen und Buchstaben sind 8 Arten von Hügelgräbern, die Reihen-, Flach- oder Furchengräber, die Funde von Waffen und Werkzeugen in Bronce, Eisen, Holz, Horn und Stein, der Schmuck aus Bronce, Eisen, Gold, Horn, Muscheln, Perlen, Silber, auch die Gefässe aus Bronce, Glas oder Stein in die Karte eingetragen. Dieselbe hat wie die baierische Generalstabskarte einen Massstab von 1:250,000. Diese sorgfältige und mühsame Arbeit, der ein erläuternder Text beigegeben ist, zeigt die Vertheilung aller dieser Dinge, insoweit sie durch Funde bekannt sind, und giebt ein anschauliches Bild der Besiedelung des Landes und der Culturentwicklung in der Vorzeit. Die deutschen Provinzen wetteifern in der Veröffentlichung vorgeschichtlicher Alterthümer. Frl. Mestorf beschreibt solche aus Schleswig-Holstein, Voss und Stimming die der Mark Brandenburg, Klopfleisch die aus Sachsen, die antiquarische Gesellschaft in Zürich solche aus der Schweiz, Otto Tischler die aus Ostpreussen. Wir am Rhein sind in solchen Arbeiten nicht zurückgeblieben, sondern mit gutem Beispiel vorangegangen. Seit dem Jahre 1842, also seit 44 Jahren beschreiben und erklären unsere Jahrbücher die rheinischen Alterthümer und es möchte kaum ein nennenswerther Fund zu bezeichnen sein, der darin nicht Aufnahme gefunden hätte. Ferner stehen als ein Muster für zahlreiche neue Unter-

suchungen dieser Art die Denkmäler unserer heidnischen Vorzeit von Lindenschmit da, die seit dem Jahre 1858 erscheinen. Das letzterschienene Heft lege ich vor, weil ein farbiges Bild der sogenannten Mosaikperlen aus fränkischen Gräbern sich darin befindet und ich einen solchen Fund vorzeigen will. Es ist eine Perlschnur aus einem fränkischen Grabe in Honnef. Es giebt kaum einen Grabfund, der so sicher wie dieser eine Zeitbestimmung zulässt. Dieser Schmuck erscheint auf einmal um das 4. Jahrhundert und dauert bis zum 8. und 9. Jahrh. Wo diese Perlen gemacht sind, wissen wir nicht, Lindenschmit vermuthet in Venedig, nach Tischler kommen sie aus dem Osten. Sie sind nirgend so häufig, so schön, so mannigfaltig in Form und Farbe wie im Gebiete des Rheines. Dieser schöne Schmuck, womit sich vor 1500 Jahren die deutschen Frauen geschmückt haben, wird auch in neuerer Zeit wieder gefertigt und zwar in Venedig zur Ausfuhr nach Afrika, wo die Wilden an den bunten Farben desselben ihr Gefallen haben. So ändern sich die Moden und so wandern sie über die Erde. Der Redner zeigt farbige Bilder dieser Perlen aus Gräbern von Beckum, Honnef, Andernach, Mühlhofen und Brodenbach.

Ich möchte noch über 2 Bonner Funde aus letzterer Zeit berichten. Neben der Mehlem'schen Fabrik wurden bei einem Neubau römische Gräber gefunden, wie sie jedesmal zu beiden Seiten der Coblenzerstrasse dann zum Vorschein kommen. Die Urnen waren mit Platten umstellt und neben ihnen standen Schalen und Henkelkrüge. An einer Stelle lagen viele Scherben verschiedener Thongefässe, auch andere Gegenstände aus gebranntem Thon. In einem weissen Henkelkruge fand sich ein feiner Thon; man kann annehmen, dass er zur Töpferei bestimmt war. Vielleicht war hier die einfache Werkstätte eines Töpfers in der Nähe der Gräber, bei denen so viele Thongeräthe gebraucht wurden. Wie merkwürdig, dass an derselben Stelle ein römischer Töpfer sass, von wo heute die Mehlem'sche Fabrik ihre Waaren in die Welt sendet. Herr Guillaume beschloss mit diesem Thon Versuche zu machen, zur Beantwortung der Frage, wie die Römer die schöne rothe Terra sigillata hervorgebracht haben. Dass sie dieselbe aus inländischem Thone hergestellt, ist sehr wahrscheinlich wegen des massenhaften Vorkommens jener Geräthe. Jene Erde aus dem Krug gab eine schöne rothe, aber zu dunkle Farbe. Die Glasur konnte durch Einstreuen von Salz in den Ofen hervorgebracht werden. Aus dem Thone von Vallendar hat Herr Guillaume der Terra sigillata sehr ähnlichen gebrannten Thon hergestellt, während die Gefässe aus Thon von Adendorf und Witter-

schlick weiss bleiben. Herr Guillaume zweifelt nicht, die Terra sigillata mit allen ihren Eigenschaften hervorbringen zu können. Schon die Griechen schätzten den guten Thon ihres Landes für die Töpferei. Attica war reich daran. Berühmt war der von Samos. Plinius sagt, dass man sich mit samischen Scherben rasiren könne. Noch ein bemerkenswerther Gegenstand aus gebranntem weissen Thon fand sich zwischen den römischen Sachen. Es ist ein Kreuz, auf dessen Mitte sich ein grosses menschliches Auge befindet. Wie die Römer verschiedene Symbole zur Abwehr gegen den bösen Blick an sich trugen, z. B. das Gorgoneion, das Medusenhaupt, mit dem selbst die Kaiser ihre Brust schmückten, so war auch, wie Jahn in seiner umfassenden Darstellung dieses Aberglaubens zeigte, ein Bild des Auges dazu im Gebrauch, um dem bösen Blicke gleichsam zuvorzukommen. In diesem Funde haben wir, wie es scheint, eine Vereinigung christlichen und heidnischen Brauches vor uns, wie sie auch sonst sich nachweisen lässt.

Beim Bau des grossen Abzugskanals unter der Coblenzerstrasse wurde in 1,30 m Tiefe eine gepflasterte Strasse gefunden und unter dem Pflaster in 1,50 bis 2 m Tiefe 7 Hufeisen, von denen eines dem Maulthiere anzugehören scheint. Herr General von Veith hat ein wachsames Auge auf diese Canalarbeit gerichtet und ihm ist es zu danken, dass diese Funde bewahrt worden sind und der Fundort sicher festgestellt werden konnte. Es ist ziemlich allgemein und unter namhaften Forschern die Meinung verbreitet, dass die Römer keine Hufeisen für ihre Pferde gehabt hätten. Sie fehlen auf allen bildlichen Darstellungen bei den Griechen wie bei den Römern. Dagegen kann man freilich sagen, dass die ideale Kunst auf solche Nebendinge keine Rücksicht zu nehmen pflegt. Aus einer Stelle bei Catull 17, 26 und aus einer bei Plinius 33, 11. 140 schlossen aber Manche, dass die Maulthiere mit Eisen beschlagen gewesen seien. Das war auch Winckelmanns Ansicht. Doch sind jene Stellen als Beweise nicht unangreifbar; wenn Catull sagt, dass ein Maulthier sein Eisen verloren habe, so konnte das Eisen an einen Lederschuh befestigt und nicht an den Huf genagelt gewesen sein; wenn Plinius sagt: mulis soleas induere, so spricht das induere, anziehen mehr für einen Schuh. Auch sind Eisenschuhe für Pferde in einem römischen Pfahlbau gefunden und im Mainzer Museum aufbewahrt. Auch Sueton sagt, Vespas. 23: mulas calceare. Wenn man Hufeisen unter Umständen fand, die für ihr römisches Alter sprachen, so sagte man, weil die Römer keine Hufeisen gebrauchten, so müssen diese später an einen solchen Ort gelangt sein.

Ich habe zweimal in Tuff- und Lavabrüchen bei Andernach gefundene Eisen als römische bezeichnet, weil die Römer diese Brüche betrieben, wie andere Funde daselbst darthun und jeder Beweis fehlt, dass hier auch in nachrömischer Zeit gearbeitet wurde. Eines der Bonner Hufeisen hat einen Stempel zweimal aufgedrückt, es ist eine Kugel mit einem Kreuz darüber oder darunter, je nachdem man das Eisen hält. Eine Kugel mit einem Kreuz darunter kann man nicht als ein altes Zeichen betrachten, es ist das astronomische Zeichen der Venus, das entweder aus dem Anfangsbuchstaben von Phosphoros, dem alten Namen der Venus, entstanden ist, oder aus einem gestielten runden Spiegel, den man als ein Beiwerk der Venus betrachten zu können glaubte. Die Kugel mit dem Kreuz darauf ist aber unter den ersten christlichen Kaisern nach Constantin das Symbol der kaiserlichen Macht und findet sich schon in der Mitte des 4. Jahrhunderts auf Münzen des Jovianus (363), die in Ravenna geschlagen sind. Auf Münzen des Justinianus hält dieser Kaiser in einer Hand die Weltkugel mit der geflügelten Victoria, in der andern die mit dem Kreuze. Also spricht dieser Stempel auf dem Bonner Hufeisen nicht gegen, sondern gerade für sein römisches Alter, wenn auch für die spätrömische Zeit.

Man hat schon 1880 in der Saalburg bei Homburg einen Ziegelstempel der 22. Legion gefunden, auf dem in der Mitte ein Hufeisen sich befindet, wie bereits auf 2 Ziegeln aus Köln und Utrecht beobachtet wurde. Nun wurde in diesem Jahre wieder ein ebenso gestempelter Ziegel in der Saalburg gefunden und wie Herr Jacobi in Homburg mir berichtet, auch wieder Hufeisen und Eisenschuhe auf dem Boden eines dort entdeckten römischen Brunnens. Man sagte nach dem ersten Funde, das kann alles Andere sein, aber kein Hufeisen. Aber was soll es anders sein? Darauf ist man die Antwort schuldig geblieben. Es ist und bleibt ein Hufeisen! Auch auf Münzen aus der Zeit des Domitian, die jedoch nicht für Geldmünzen gehalten werden, sind zwei Hufeisen dargestellt.

Hierauf sprach Dr. Henry Thode über den „Apollo von Belvedere in der Kunst des XVI. Jahrhunderts."

Anknüpfend an die Gedenkfeier des Tages begann der Redner mit einem Hinweis auf die Bedeutung, welche der Apollo von Belvedere für Winckelmann gehabt habe, der in dieser Statue die ganze Herrlichkeit, den ureigensten Gehalt des Alterthums überhaupt zu fassen, zu empfinden und zu begreifen glaubte, auf die erhabene Schilderung, die er von ihr gemacht habe. Zurückgehend dann auf jene Zeit (das

Ende des XV. Jahrhunderts), in welcher die Antike in Porto d'Anzo bei Rom gefunden wurde, hob der Vortragende hervor, dass man bei dem Mangel an literarischen Mittheilungen, gezwungen sei, die Kunstdenkmäler des XVI. Jahrhunderts zu befragen, wolle man Aufschluss darüber gewinnen, welchen Eindruck das Werk bei und bald nach seinem ersten Erscheinen hervorgebracht habe. Aus der nun folgenden Auseinandersetzung geht hervor, dass man sich schon damals, wie auch die Ergänzung der Statue durch den Bildhauer Montorsoli bezeugt, ganz allgemein in der ausgestreckten Linken des Gottes den Bogen dachte und dass dem entsprechend die Antike eine neue künstlerische Renaissancefigur, den bogenschiessenden Apollo in's Leben gerufen hat. Sind die Stiche des Marcantonio Raimondi und des Agostino Veneziano, denen die Abbildungen in den Statuenwerken des Vaccarius, de Cavaleriis und Episcopius folgen, mit Absicht auf Treue entworfene Reproductionen, so zu sagen die ersten Publikationen der Statue, so zeigen zwei andere Blätter eine freiere Nachbildung derselben. Auf dem einen, einem Kupferstich des Nicoletto von Modena, steht der Gott auf einer mit „Dio Apollo" bezeichneten dreiseitigen Basis, in der Linken den Bogen, auf dem anderen, der Zeichnung eines unbekannten Meisters in den Uffizien zu Florenz, hält er den Bogen in der gesenkten Rechte. Was er in der anderen Hand trug, ist nicht mehr zu sagen, da das Blatt hier beschnitten ist.

Merkwürdiger und bedeutungsvoller aber als die erwähnten Abbildungen, ist ein Stich des Venezianers Jacopo Barbari, der in phantasievoller Weise den Apollo von Belvedere zu einem bogenschiessenden Phöbos Apollon umgewandelt darstellt, wie er mit flatternden Haaren, leichten Schrittes auf der Himmelskugel steht, indess rechts hinter derselben die mit einem Geweih versehene Selene-Diana verschwindet. Dieses Blatt des von 1500—1504 in Nürnberg sich aufhaltenden und einen gewissen Einfluss auf Dürer gewinnenden venezianischen Meisters hat offenbar in den künstlerischen und humanistischen Kreisen Nürnbergs grosses Aufsehen gemacht. Davon zeugt eine freie Umwandlung der Composition, die Dürer selbst in einem seiner Stiche (etwa um 1504): dem Apollo und der Diana, vornahm. Aus dem mythologischen Vorwurf wird hier ein mehr genreartiger: der Gott, wie bei Barbari im Begriff den Pfeil zu entsenden, aber muskulös, ja herkulisch gebaut, ist als Jäger gedacht, als Begleiter der jagdliebenden Schwester Diana, die neben ihm sitzt und einen Hirsch füttert. Von dieser Composition ganz allgemein beeinflusst mag dann ein die göttlichen Geschwister dar-

stellendes Bildchen des Lucas Cranach in der Berliner Gallerie sein. Wie Dürer aber ist auch der jüngere Peter Vischer (oder Hans Vischer?) durch Barbari's Stich zu einem Werke, der Statuette eines bogenschiessenden Apollo im Germanischen Museum zu Nürnberg, angeregt worden. (Eine alte Zeichnung nach derselben befindet sich im Besitze des Herrn Mitchell zu London.) Auch in Celtes' „quattuor libri amorum" begegnen wir dem bogenschiessenden Apollo, der freilich keinerlei Reminiscenz mehr an den vatikanischen zeigt.

Dürer aber hat in früheren Jahren, vermuthlich schon in den neunziger Jahren des XV. Jahrhunderts mit Barbari in Berührung und von diesem auf Zeichnungen nach der Antike hingewiesen, den Apollo von Belvedere auf einer Zeichnung, die jetzt im British Museum aufbewahrt wird, nachgebildet und zwar in der Weise ergänzt, dass der Gott in der erhobenen Linken eine Sonnenscheibe, in der Rechten einen grossen Herrscherstab hält — eine Auffassung, die an Darstellungen des Sol auf Constantinischen Münzen erinnert. Diana sitzt rechts vom Rücken gesehen und wehrt mit der Hand die blendenden Sonnenstrahlen ab. Diese Figur des Apollo aber ist dann von Dürer als Vorbild für den Adam auf dem berühmten Kupferstiche von 1504 benutzt worden — hat ihm später bei der Gestaltung seines auferstehenden Christus in der grossen Passion vorgeschwebt. An ihr hat er seine ersten Studien der Proportionen des männlichen Körpers angestellt. Wobei zu bemerken ist, dass er auch für die weibliche Erscheinung sich an eine Antike, und zwar an eine Venusfigur in der Art der mediciäischen, gehalten hat: die Eva auf jenem Kupferstiche ist nichts anderes als eine Umwandlung einer solchen. Einzelne Stellen in den Dürermanuscripten des British Museum setzen diesen eigenthümlichen Vorgang in ein helleres Licht.

Wie in Deutschland zu einem Adam und Christus, so ist der belvederische Apollo in Italien zu zwei anderen Figuren verwerthet worden. Sodoma erinnerte sich seiner, als er den Alexander in seiner Hochzeit des Alexanders mit der Roxane in der Farnesina darstellte, wie er den Kopf auch auf einem der Wandgemälde aus des h. Benedict Legende in Montoliveto bei Siena wiedergegeben hat, und ein Kupferstecher, der sogenannte „Meister von 1515", hat ihn auf einem seltenen Stiche von 1509, der sich im British Museum befindet, in einen Paris verwandelt, der sich von Hunden umgeben, seiner Geliebten Oinone nähert.

Reminiscenzen an die Antike zeigen endlich Raphaels Entwurf

zu einer Statue (im Pester Museum) und der Apollo des Jacopo Sansovino in der Loggietta am Campanile von S. Marco in Venedig.

Nachdem der Redner noch auf den anderen Renaissancetypus des Apollo: den sitzenden, die Geige spielenden Herrscher der Musen hingewiesen, schloss er seinen Vortrag mit einer Gegenüberstellung Winckelmanns und Dürers, der beiden Deutschen, deren einer angesichts der griechischen Götterwelt erst die Freiheit und sich selbst gefunden, deren anderer von der verlockenden Formenwelt des Südens sich abwendend aus der eigensten künstlerischen Schaffenskraft, aus seinem Gemüthe, seinem Glauben die tiefsten Offenbarungen germanischen Geistes hervorgehen liess.

Bonn, im Dezember 1886.

Der Vorstand.

VII. Verzeichniss der Mitglieder[1])

im Jahre 1886.

Vorstand des Vereins von Pfingsten 1886 bis 1887.

Geh. Rath Prof. H. Schaaffhausen, Präsident,
Professor J. Klein, Vicepräsident,
F. van Vleuten, } Secretäre,
Dr. A. Wiedemann, }
Dr. J. Spee Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

S. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen in Berlin.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Diergardt, Freiherr Friedrich von, in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Excellenz, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor, 2. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Henzen, Dr., Professor, 1. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Lindenschmit, L., Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Otte, Dr. theol. in Merseburg.
Reumont, Dr. von, Excellenz, Wirklicher Geheimrath in Burtscheid.
Schöne, Dr., Geh. Reg.-Rath und General-Director der Königl. Museen in Berlin.
Urlichs, Dr. von, Hofrath und Professor in Würzburg.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr., Exc., Staatsminister a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptm. in Clausthal.
Adler, Geh. Ober-Baurath u. Prf. in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
Aldenkirchen, Rector, ausw. Secr. in Viersen.
Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae, Professor und Historienmaler in Sinzig.
Antiken-Cabinet in Giessen.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Archiv der Stadt Aachen.
Arndts, Max in Cöln.
Arnoldi, Dr. pract. Arzt zu Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Gymnasiallehrer in Cöln.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buch. in Leipzig.

1) Der Vorstand ersucht, Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen und den Wohnorten gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

Baedeker, J., Buchhändler in Essen.
Bardeleben, Dr. von, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Oberpräsident in Coblenz.
Bartels, ausw. Secr., Pfarrer in Alterkülz.
Baunscheidt, Gutsbes. in Endenich.
Beck, Dr., Seminardirector in Linnich.
Becker, Dr., Staatsarchivar in Coblenz.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
von Bemberg, Rittergutsbesitzer in Flammersheim.
Benrath, Dr., Professor in Bonn.
Bennert, J. E., Kaufmann in Cöln.
Berlepsch, Frhr. von, Regierungs-Präsident in Düsseldorf.
Bernoulli, Dr., Prof. in Basel.
Bernuth, von, Reg.-Präsid. a. D. in Bonn.
Bettingen, Justizrath in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek, Ständ. Landes- in Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Coblenz.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donauaeschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliotéca-Nazionale in Florenz.
Bibliothek d. Etrur. Mus. in Florenz.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek d. Universit. Freiburg in B.
Bibliothek, Stifts- in St. Gallen.
Bibliothek der Universität Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek d. Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg in Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek Gräfl. v. Mirbach'sche zu Harff.
Bibliothek der Akademie Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Perugia.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek d. Stimmen aus Maria Laach, Exaeten b. Baexem, Holländ. Limburg.
Bibliothek der Universität Strassburg.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek, Gräfl. Stolberg'sche in Wernigerode.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr., Gymn.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Blanchart-Surlet, Baron de, Schloss Lexhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
Boch, ausw. Secretär, Geh. Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boeddicker, Dr., Sanit.-R. in Iserlohn.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boeker, H. H., Rentner in Bonn.
Boetzkes, Dr. in Düsseldorf.
Bone, Dr., Gymn.-Oberl. in Düsseldorf.
Borggreve, Wegb.-Insp. in Kreuznach.
Borret, Dr. in Vogelensang.
Bossler, Dr., Carl, Gymnas.-Director in Worms.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakad. in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
Brend'amour, R., Inhaber d. Xylogr. Instituts in Düsseldorf.
Broicher, Kammergerichtsr. in Berlin.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Bücklers, Geh. Commerz.-R. in Dülken.
Bürgers, V., Kaufm. in Plittersdorf.
Bürgerschule, Höhere in Bonn.
Bürgerschule, Höhere in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Caesar, Aug., Dr., Landger.-Präsident a. D. in Bonn.
Cahn, Carl, Bankier in Bonn.
Camphausen, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister a. D. in Cöln.
Cantzenbach, Ferdin., Pharmazeut in Trier.
Cappell, Landger.-Dir. in Paderborn.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf von, in Godesberg.
Cetto, Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
Christ, Carl, Gelehrter in Heidelberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Civil-Casino in Cöln.
Claer, Alex., von, Lieutenant a. D. und Steuerempfänger in Bonn.
Claer, Eberhard von, Referendar a. D. und Rentner in Bonn.
Conrads, Dr., ausw. Secr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer in Essen.
Conrady, Kreisricht. a. D. in Miltenberg.
Conservatorium der Alterthümer, Grossherzogl. Badisches in Carlsruhe.

Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg (Rheinl.).
Cornelius, Dr., Professor in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cremer, Pfarrer in Echtz b. Düren.
Cüppers, Conr., Dr., Real.-Gymnasiallehrer in Cöln.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Trier.
Culemann, Senator in Hannover.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Curtius, Dr., Geh.-R., Prof. in Berlin.
Dahmen, Gold- u. Silberfabrik. in Cöln.
Deichmann-Schaaffhausen, Frau, Geh. Comm.-Räthin in Vaduz.
Deiters, Dr., Schulrath in Coblenz.
Delius, Dr., Professor in Bonn.
Delius, Landrath in Mayen.
Diderichs, Hypothek.-Bewahrer a. D. und Landgerichts-Assessor in Bonn.
Dieckhoff, Baurath in Aachen.
Diergardt, Freih. von, Morsbruch.
Dilthey, Dr., Professor in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeister in Bonn.
Dommerich, Frau Emma, geb. Weyhe in Poppelsdorf.
Dütschke, Dr., ausw. Secr., Oberlehrer in Burg b. Magdeburg.
Dulheuer, Wilh., Kaufmann in Bonn.
von Dungern, Freih., Fürstl. Wied'scher Kammerdirektor in Neuwied.
Dutreux, Toni, Rentn. in Luxemburg.
Eichhoff, Otto, in Sayn.
Elten, Gust., Generall. z. D. in Bonn.
Eltester, von, in Coblenz.
Eltz, Graf in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Endert, Dr. van, Caplan in Bonn.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, M. in Cöln.
Esser, Dr., Kreisschulinspector in Malmedy.
Essingh, H., Kaufmann in Cöln.
Evans, John zu Nash-Mills in England.
Eynern, Ernst von, Kaufm. in Barmen.
Faust, Heinr., Kaufm. in Uerdingen.
Finkelnburg, Prof. Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Flasch, Dr., Professor in Erlangen.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Florencourt, Chassot von, in Berlin.
Follenius, Oberbergrath in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Forst, W., Baumeister in Cöln.
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Franssen, Pfarrer zu Ittervort bei Roermond, holl. Limburg.
Frenken, Dr., Domcapitular in Cöln.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Königsberg in Pr.
Friedrich, Carl, Gelehrter in Nürnberg.
Frings, Frau, Commerzienrath Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Cöln.
Fürth, Freiherr von, Landgerichtsrath a. D. in Bonn.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fürstenberg-Stammheim, Graf v., Stammheim bei Mülheim a. Rh.
Fulda, Dr., Director des Gymnasiums in Sangerhausen.
Fuss, Dr., Gymn.-Dir. zu Strassburg im Elsass.
Fussbahn, Fabrikbesitzer in Bonn.
Gaedechens, Hofrath, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
Galiffe, Dr., ausw. Secr., Prof. in Genf.
Gatzen, Amtsrichter in Tholey.
Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Goebbels, Caplan an St. Maria im Capitol in Cöln.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda.
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, G., Reg.- und Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Groote, von, Landrath in Ahrweiler.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guilleaume, Frz., Fabrikbes. in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln
Gymnasium, Friedrich-Wilh.- in Cöln.

Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Hersfeld.
Gymnasium in Höxter
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Siegburg.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.
Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten- in Wiesbaden.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. in Maastricht.
Hagemeister, von, Oberpräsident in Münster i. W.
Hammacher, Frau auf Annaberg bei Bonn.
Hammers, Ober-Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Hanstein, Peter, Buchhändl. in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann und Fabrikbesitzer in Lennep.
Harless, Dr., Geh. Archivrath, Staatsarchivar in Düsseldorf.
Haskarl, Dr. in Cleve.
Haug, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Haugh, Dr., Senatspräsident in Cöln.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Hauptmann, Carl, Maler in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Freih. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Hein, Oberstl. in Bonn.
Heinsberg, von, Landrath in Neuss.
Heister, von, Bruno, Rentner in Düsseldorf.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufm. in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andernach.
Hermann, Baumeister in Cleve.
Hermeling, Pfarrer in Nothberg Reg.-Bez. Aachen.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herstatt, Friedr. Joh. Dav. in Cöln.
Hettner, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Professor in Cöln.
Heuser, Robert, Stadtrath in Cöln.
Heydemann, Dr., Professor in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Hilgers, Freih. von, Generallieutenant und Divisions-Commandeur in Cöln.
Hilgers, Dr., Geh. Reg.-Rath in Aachen.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Hochgürtel, Buchhändler in Bonn.
Höstermann, Dr., Arzt in Andernach.
Hohenzollern, Se. Hoheit Fürst von, in Sigmaringen.
Hoefner, M. J., Dr., Professor a. D. in Bonn.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Höpfner, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Hövel, Freiherr von, Landrath in Essen.
Hoiningen-Hüne, von, Dr. iur., Amtsrichter in Saar-Union.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hoyer, Premier-Lieutn. im 2. westfäl. Husaren-Reg. Nr. 11 in Düsseldorf.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Huffschmid, Amtsrichter, in Boxberg in Baden.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Humbroich, Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, General-Dir. in Mechernich.
Huyssen, Militär-Oberpfarrer in Münster i. W.
Ihm, Max, stud. phil. in Bonn.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Bregenz.

Jordan, Otto, Kaufmann in Coblenz.
Joerres, Dr., Rector, in Ahrweiler.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Kalinowski, von, Generalmajor z. D. in Bonn.
Kamp, Dr., Gymnasiallehrer in Cöln.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Dr. Jakob, Reallehrer in Mainz.
Keller, Fabrikbesitzer in Bonn.
Kempf, Hauptmann im Ingenieur-Corps u. Lehrer der Kriegsschule in Anclam.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knebel, Landrath in Beckingen a. d. Saar.
Koch, Heinr. Hub., Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constant., Archäologe in Neuss.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kolb, Fr., General-Director in Viersen.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Prof. und ausw. Secr. in Freiburg i. B.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Lamprecht, Dr., Professor in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landsberg, Dr. Ernst in Bonn.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Langen, Eugen, Commerzienr. in Cöln.
Lasaulx, von, Bürgermeister in Remagen.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Lehfeldt, Dr. Paul, Privatdocent a. d. techn. Hochschule in Berlin.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lennep, van in Zeist.
Leutsch, Dr. von, Geh. Hofrath u. Professor in Göttingen.
Leverkus, Fabrikbes. in Bonn.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium in Cambridge.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Leyen, von der, Emil in Bonn.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Linden, Anton in Düren.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Frh. von, Generall. Excellenz in Coblenz.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Lohaus, Ober-Verwaltungerichts-Rath in Berlin.
Lübbert, Dr., Professor in Bonn.
Lübke, von, Dr., ausw. Secr., Professor in Carlsruhe.
Maassen, Pastor in Hemmerich.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Marx, Aug., Civil-Ingenieur in Bonn.
Mayer, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.
Meester, de, de Ravestein, Ministre plenip. zu Schloss Ravestein b. Mecheln.
Mehlis, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Mevissen, Geh. Commerzienr. in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Milz, Dr., Professor, Director des Marzellen-Gymn. in Cöln.
Mirbach, Frhr. von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Mitscher, Landger.-Director in Cöln.
Möller, F., Oberlehrer am Lyceum in Metz.
Mörner v. Morlande, Graf in Roisdorf.
Mohr, Professor, Dombildhauer in Cöln.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
Mooren, Dr., ausw. Secr., Pfarrer, Ehren-Präsident des hist. Vereins f. d. Niederrhein in Wachtendonk.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenmeister, Kaufmann in Aachen.
Müller, Dr. med. in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Ober-Enswingen, Post Nürtingen, Württemberg.
Müller, Philipp, Decorationsmaler in Kreuznach.
Müller, Frau Wittwe Robert, Rentnerin in Bonn.
Münz- u. Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum in Nymwegen.
Musiel, Laurent von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn b. Saarburg.

Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Nell, von, Joh. Pet., Gutsbes. in Trier.
Nels, Dr., Kreisphysikus in Bittburg.
Nellessen, Theodor in Aachen.
Neufville, W. von, Rentner in Bonn.
Neuhäuser, Dr., Professor in Bonn.
Nissen, Dr. H., Professor in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer in Carlsruhe.
Oechelhäuser, von, Dr. phil. in Heidelberg.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Overbeck, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Overbeck, Oberförst. zu Treis a. d. M.
Palm, F. N., Buchdruckereibesitzer in Aachen.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Bedburg.
Paulus, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Rector in Montjoie.
Peill, Rentner zu Haus Römlinghoven bei Obercassel.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Stadtarchivar in Aachen.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Director des Landarmen-Wesens zu Münster in Westfalen.
Pleyte, Dr., W., ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Plitt, Dr., Professor, Pfarrer in Dossenheim bei Heidelberg.
Polytechnicum in Aachen.
Pommer-Esche, von, Regier.-Präsident in Stralsund.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Prinzen, Handelsgerichts-Präsident in M.-Gladbach.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath a. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Bruchsal.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Radziwill, Durchlaucht Prinz Edmund, Vicar in Ostrowo, Prov. Posen.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Rath, von, Rittergutsbesitzer u. Präsid. d. landw. Vereins für Rheinpreussen in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Emil vom, in Cöln.
Rath, vom, Frau Eugen, in Cöln.
Rath, Wilh. vom, in Mehlem.
Rautenstrauch, Valentin, Commerzienrath in Trier.
Rautenstrauch, Eugen, in Cöln.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rautert, Oskar in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Gymnasium in Witten.
Real-Progymnsium in Bocholt.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Schwelm.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule in Essen.
Recklinghausen von, Wilh., in Cöln.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Reitzenstein, Freih. von, Namens des Bez.-Präsidiums f. Lothringen in Metz.
Remy, Jul. in Neuwied.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reuleaux, Heinrich, Techniker in Remagen.
Reuleaux, F., Geh.-R. Prof., in Berlin.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Rheinen, Hermann, Rentner zu Villa Herresberg b. Remagen.
Richarz, Dr., Geh. Sanitätsr. in Endenich.
Ridder, Victor, Pharmazeut in Neuss.
Rieth, Dr., Rechts-Anwalt in Cöln.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, Membre de l'Institut de France in Paris.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rohdewald, Gymnasial-Director in Burgsteinfurt.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.

Rosen, Freiherr von, Oberst und Regiments-Commandeur in Mainz.
Rosbach, Gymn.-Lehrer in Trier.
Roth, Fr., Bergrath in Burbach bei Siegen.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann, Graf von, in Bonn.
Salzenberg, Geh. O.-Baurath in Berlin.
Sandt, von, G. R., Landrath in Bonn.
Sarter, Baron von, Schloss Drachenburg b. Königswinter.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schady, Dr., Bibliothekar in Baden-Baden.
Schaffner, Dr., Medicinalrath in Meisenheim.
Schallenberg, Pet. Jos., Bierbrauereibesitzer in Cöln.
Schamabch, Prof. Dr., in Altenburg.
Scharfenberg, von, Lieutenant à la suite im Königshusaren-Reg., Gut Kalkhof b. Wanfried bei Cassel.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Scherer, Dr., Professor in Berlin.
Schickler, Ferd. in Berlin.
Schierenberg, G. A. B., Rentner in Frankfurt am M.
Schilling, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Cöln.
Schlottmann, Dr., Prof. in Halle a. S.
Schlumberger, Jean, Fabrikbesitz. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmidt, Oberbaur. u. Prof. in Wien.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr., Dompräbendat in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnütgen, Domvicar in Cöln.
Schorn, Kammerpräs. a. D. in Bonn.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schoeller, Edgar in Düren.
Schoeller, Julius, Frau in Düren.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schönfeld, Frederick, Baumeister in Lippstadt.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster in Westf.
Schulz, Caplan in Aachen.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Schwartz, Dr. Ed. in Bonn.
Schwoerbel, Rector in Deutz.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Soest.
Settegast, Landger.-Dir. in Coblenz.
Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Seyssel d'Aix, Graf, Oberst in Berlin.
Simon, Wilh., Lederfabrikant in Kirn.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Sonnenburg, Dr., II., Gymnasiallehrer in Bonn.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Oberst, Abtheilungs-Chef im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrikant in Lüttich.
Stephani, F. J., Landgerichtsrath a. D. in Croev a. d. Mosel.
Stier, Hauptmann a. D. in Zossen.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Straub, Dr., ausw. Secr., Canonikus in Strassburg.
Strauss, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Strubberg, von, General d. Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Stumm, Carl, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Szczepanski, von, Hauptmann und Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Terwelp, Dr., Gymnasiallehrer in Andernach.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Bez.- und Dombaum. in Metz.
Townsend, Albert in Wiesbaden.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Uckermann, H., Rentner in Cöln.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Ungermann, Dr., Gymnas.-Director in Düren.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.

Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Veith, von, General-Major z. D. in Bonn.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Geschichts- und Alterthumskunde in Düsseldorf.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Viebahn, von, Rentner in Soest.
Viereck, Eisenbahn-Bau- und Betr.-Inspector in Bonn.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voigtländer, Buchhdl. in Kreuznach.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wagner, Geh. Commerz.-R. in Aachen.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Carl, Realprogymnasiallehrer zu Bonn.
Wandesleben, Friedr. zu Stromberger-Neuhütte.
Weber, Justizrath in Aachen.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Wegehaupt, Gymn.-Dir. in Neuwied.
Weiss, Professor, Director d. k. Kupferstichcabinets in Berlin.
Weissbrodt, Dr., Prof. in Braunsberg.
Wende, Dr., Realschullehrer in Bonn.
Wendelstadt, Frau, Commerzienräthin in Godesberg.
Werner, Premier-Lieut. und Adjutant der 50. Infant.-Brigade in Darmstadt.
Weyermann, Franz, Gutsbesitzer, Hagerhof b. Honnef.
Wiecker, Gymnasial-Oberlehrer in Hildesheim.
Wied, Durchlaucht, Fürst in Neuwied.
Wiedemann, Dr. Alfred, in Bonn.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.
Winckler, H. G., Kaufm. in Hamburg.
Wings, Dr., Rentner in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Witkop, Pet., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolff, Kaufmann in Cöln.
Woyna, Exc. von, General in Düsseldorf.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Rechnungsrath in Bonn.
Wüsten, Frau, Gutsbesitzerin in Wüstenrode b. Stolberg.
Wulfert, Dr., Gymnasial-Director a. D. in Bonn.
Wulff, Oberst und Reg.-Commandeur in Cöln.
Zangemeister, Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.
Zervas, Joseph, Kaufmann in Cöln.

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Gamurrini, Director des Etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P. Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbindermeister in Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss
sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Dieckhoff. Gymnasium. Hilgers. Müllenmeister. Nellessen. Palm. Pick. Polytechnicum. Realschule. Schulz. Stadtarchiv. Startz. Wagner. Weber. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Ahrweiler: von Groote. Joerres.
Alfter: Jörissen.
Altenburg: Schambach.
Alterkülz: Bartels.
Amsterdam: van Hillegom.
Anclam: Kempf.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Progymnasium. Terwelp.
Anholt: Fürst zu Salm.
Annaberg: Frau Hammacher.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Attendorn: Gymnasium.
Baden-Baden: Schady.
Barmen: Blank. E. von Eynern. Stadtbibliothek.
Basel: Bernoulli. Universitäts-Bibliothek.
Beckingen a. d. Saar: Knebel.
Bedburg: Pauls. Ritter-Akademie.
Berlin: Adler. Aegidi. Bracht. Broicher. v. Cuny. Curtius. Dobbert. v. Florencourt. Gen.-Verwalt. der k. Museen. Greiff. Hübner. Jaehns. Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen. Lehfeldt. Liebenow. Lohaus. Piper. Prüfer. Reuleaux. Salzenberg. Scherer. Schickler. Schoene. Seyssel d'Aix. von Spitz. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Bielefeld: Nitzsch.
Bitburg: Nels.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bocholt: Real-Progymnasium.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Benrath. von Bernuth. Binz. H. H. Böker. Bücheler. Bürgerschule. Caesar. Cahn. Al. von Claer. Eb. von Claer. von Dechen. Delius. Diderichs. von Diergardt. Doetsch. Dulheuer. Elten. Eltzbacher. van Endort. Engelskirchen. Fl. Eskens. Fussbahn. Fricke. Follenius. von Fürth. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guilleaume. Gurlt. Gymnasium. Hanstein. Hauptmann P. Hauptmann C. Hein. Henry. Hochgürtel. Hoefner. Alex. Hüffer. Herm. Hüffer. Humbroich. Ihm. v. Kalinowski. Kaufmann. Kaulen. R. Kekulé. Keller. Klein. Klingholz. Krafft. Lamprecht. Landsberg. Leverkus. von der Leyen. Leydel. Loersch. Lübbert. Märtens. Marcus. Marx. v. Mirbach. Frau Müller. von Neufville. Neuhäuser. Nissen. Prieger. von Proff-Irnich. Reinkens. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Graf von Salm-Hoogstraeten. von Sandt. H. Schaaffhausen. Schmithals. Schneider. Schorn. Schwarts. Simrock. Sonnenburg. Spoe. Strauss. Usener. de la Valette St. George. Veit. von Veith. Vierek. van Vleuten. Waldeyer. Wende. Wiedemann. Wolfers. Wuerst. Wulfert. Zartmann.
Boppard: Scheppe. Schlad.
Boxberg in Baden: Huffschmid.
Braunfels: Prinz Solms.
Braunsberg (Ostpr.): Weissbrodt.
Bruchsal: Progymnasium.
Brühl: Alleker.
Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.
Budapest: von Török.
Burbach b. Siegen: Roth.
Burg: Dütschke.
Burgsteinfurt: Rohdewald.
Burtscheid bei Aachen: v. Reumont.
Cambridge: Lewis.
Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. von Lübke. Oberschulrath.
Cassel: Gymnasium. Ständ. Landesbibliothek.
Charlottenburg: Mommsen.
Clausthal: Achenbach.
Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Hasskarl. Hermann. Stadtbibliothek.
Coblenz: v. Bardeleben. Becker. Binsfeld. Civil-Casino. Deiters. v. Eltester. Gymnas. Höpfner. Jordan. Landau. von Loë. Settegast. Stadtbibliothek.
Cöln: Altmann. Aposteln-Gymnasium. Arndts. Asbach. Bennert. Exc. Camphausen. Civil-Casino. Cüppers. Dahmen. Düntzer. Esser. Essingh. Frenken. Friedrich-Wilh.-Gymnas. Forst. Fuchs. Goebbels. Gottgetreu. Grüneberg. Haugh. Ed. Herstatt. Frdr. Joh. Dav. Herstatt. Heuser. Heuser Robert. von Hilgers. Frau Aug. Joest. Eduard

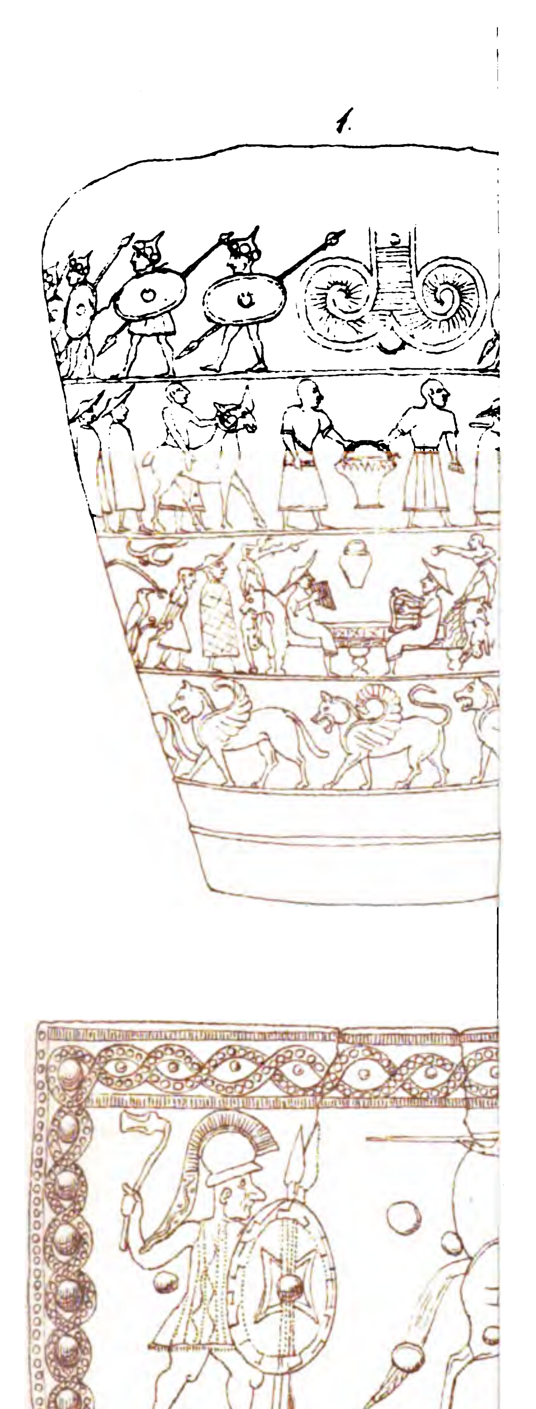
Joest. Kaiser-Wilhelm-Gymnasium. Kamp. Kramer. Langen. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnas. Mayer. Merkens. Merlo. von Mevissen. Michels. Milz. Mitscher. Mohr. Movius. Albert Frhr. von Oppenheim. Dagobert Oppenheim. Eduard Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Emil vom Rath. Frau vom Rath, Eugen. Rautenstrauch. von Recklinghausen. Rennen. Rieth. Schallenberg. Schilling. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Uckermann. Voigtel. Wiethase. von Wittgenstein. Wolff. Wulff. Zervas.
Crefeld: Gymnasium. Heimendahl. von Randow. Schauenburg. Stadtbibliothek.
Croev a. d. Mosel: Stephani.
Darmstadt: Werner.
Deutz: Schwoerbel. Wolf.
Dielingen: Arendt.
Dillenburg: Gymnasium.
Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.
Dorsten: Progymnasium.
Dortmund: Prinz Schönaich. Histor. Verein.
Dossenheim in Baden: Plitt.
Drachenburg (Schloss): von Sarter.
Drensteinfurt: Frhr. von Landsberg.
Dresden: Fleckeisen. Hultsch.
Dülken: Bücklers.
Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Linden. Schöller. G. Schoeller. E. Frau J. Schoeller. Ungermann. Voss.
Dürkheim: Mehlis.
Düsseldorf: von Berlepsch. Boetzkes. Bone. Brend'amour. Courth. Gymnas. Hammers. Harless. von Heister. Hoyer. Lieber. Provinzial-Verwaltung. Rauter. Real-Gymnas. Schneider. von Szczepanski. Trinkaus. Verein für Geschichts- und Alterthumskunde. Frl. Weckbekker. von Woyna.
Duisburg: Gymnasium. Schneider.
Echtz: Cremer.
Ehrenfeld b. Cöln: Rauter.
Elberfeld: Boeddinghaus. von Carnap. Gymnasium.
Eltville: Graf Eltz.
Emmerich: Gymnasium. Stadtbiblioth.
Ems (Bad): Kur-Commission.
Endenich: Baunscheidt. Richarz.
Erlangen: Flasch.
Essen: Baedeker. Conrads. Gymnasium von Hövel. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Real-Progymnasium.
Euskirchen: A. Herder. E. Herder.
Exaeten b. Baexem: Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach.
Flammersheim: von Bemberg.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Bibl. Nazionale. Bibliothek des Etrurischen Museums. Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Koch. Schierenberg Stadtbibliothek.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Fulda: Goebel.
St. Gallen: Stiftsbibliothek.
Gebweiler: Schlumberger.
Genf: Galiffe.
Giessen: Antiken-Cabinet.
Gladbach: Gymnas. Kühlen. Prinzen. Quack.
Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Schwann. Wendelstadt.
Goettingen: Dilthey. von Leutsch. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Hadamar: Gymnasium.
Hagerhof b. Honnef: Weyermann.
Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.
Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: Stumm.
Halle: Heydemann. Schlottmann. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek. Winckler.
Hamm: Falk.
Hanau: Gymnasium.
Hannover: Culemann.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff, Schloss, Kr. Bergheim: Bibliothek von Mirbach. Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Christ. von Oechelhäuser. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Hemmerich: Maassen.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herresberg b. Remagen: Rheinen.
Hersfeld: Gymnasium.
Hildesheim: Wieker.
Höxter: Gymnasium.
Ilsenburg: Weber.
Immenburg: Flinsch.
Iserlohn: Boeddicker.
Ittervort: Franssen.
Jena: Gaedechens.
Kalkhof (Gut): von Scharffenberg.
Kirn: Simon.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. Müller. Voigtländer.
Langenberg, Rheinland: Conze.
Lauersfort: von Rath.

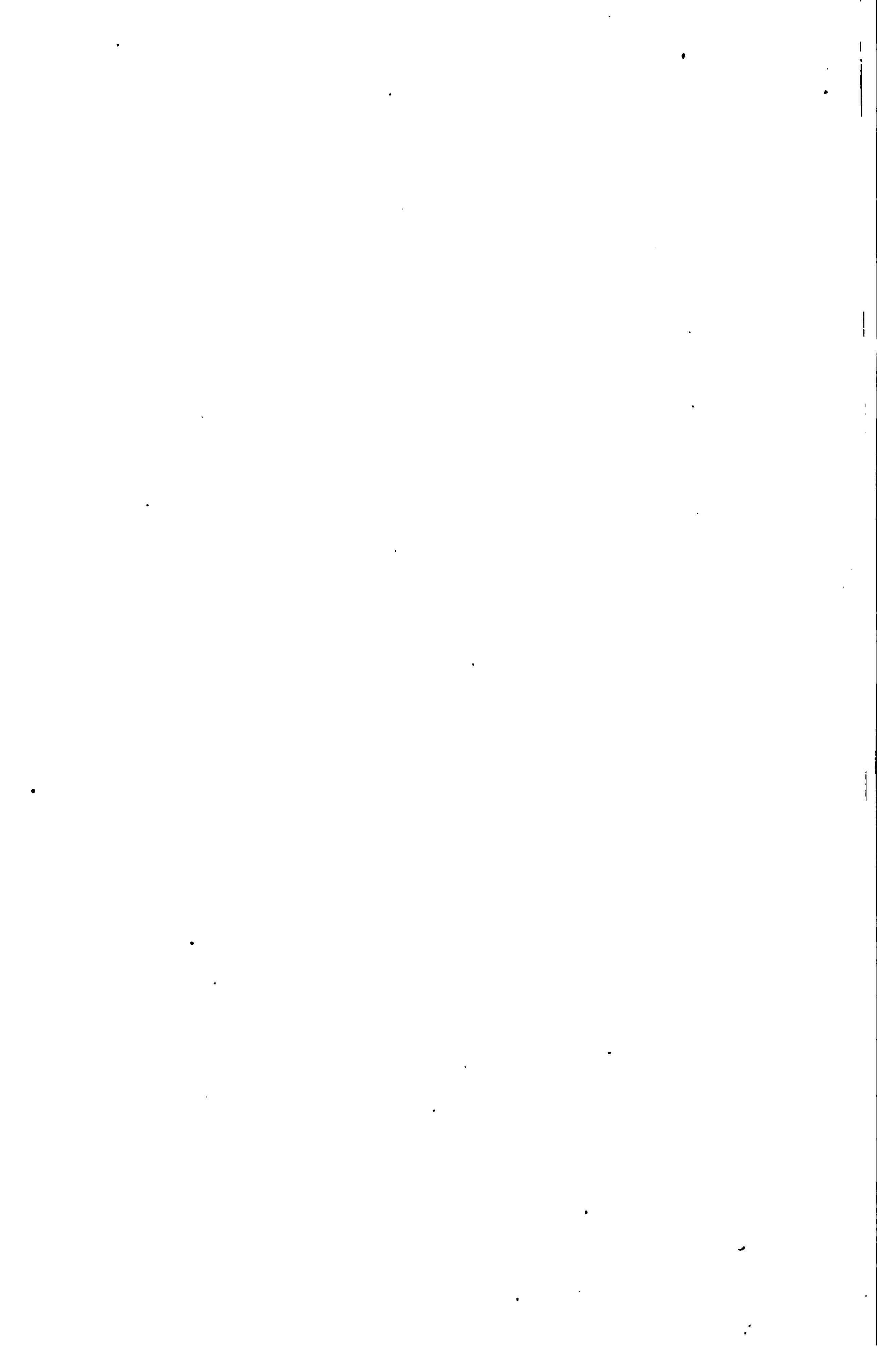
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. de Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Overbeck. Springer.
Lennep: Hardt.
Lexhy (Schloss): de Blanchart-Surlet.
Linnich: Beck.
Lippstadt: Schoenfeld. Witkop.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks.
Lüttich: Steinbach. Univers.-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux.
Mainz: Städt. Bibliothek. Keller. Lindenschmit. von Rosen. Schneider.
Malmedy: Esser. de Noüe. Progymnas.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium. Haug.
Marburg: Gymnasium.
Marienfels b. Remagen: Frau Frings.
Mastricht: Habets.
Mayen: Delius.
Mechernich: Hupertz.
Mehlem: vom Rath.
Meisenheim: Schaffner.
Merseburg: Otte.
Mettlach: Boch.
Metz: Abel. Möller. Fr. v. Reitzenstein. Tornow. Verein für Erdkunde.
Miltenberg: Conrady.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbruch: Frh. von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andreae.
Mülheim a. d. R.: Realgymnasium.
München: Brunn. Cornelius.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Hagemeister. von Heereman. Huyssen. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium.
Nash-Mills: Evans.
Neuss: Gymnasium. von Heinsberg. Koenen. Ridder. Sels.
Neuwied: Fürst Wied. von Dungern. Gymnas. Remy. Reusch. Wegehaupt.
Niedermendig: Müller.
Nothberg, Rg.-Bz. Aachen: Hermeling.
Nürnberg: Friederich.
Nymwegen: Museum.
Ober-Enswingen, Post Nurtingen in Württemberg: Müller.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Ostrowo: Prinz Radziwill.
Paderborn: Cappel.
Paris: Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Perugia: Universitäts-Bibliothek.
Plittersdorf: Bürgers.
Poppelsdorf: Frau Dommerich. A. Kekulé.
Potsdam: Achenbach.
Prag: Universitäts-Bibliothek.
Prüm: Guichard.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remagen: von Lasaulx. Reuleaux.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friederichs.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Römlinghoven (Haus) bei Obercassel. Peill.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Fiorelli. Helbig. Henzen. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Koerte.
Rüdesheim: Fonk.
Rurich (Schloss) bei Erkelenz: von Hompesch.
Saarbrücken: Gymnasium. Historischer Verein.
Saarlouis: Real-Progymnasium.
Saar-Union von Hoiningen Hüne.
Sangerhausen: Fulda.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eichhoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoonbeeck (Schloss): Graf Renesse.
Schwelm: Real-Progymnasium.
Siegburg: Gymnasium.
Siegen: Verein für Urgeschichte.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern.
Sinzig: Andreae.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium. Seminar. von Viebahn.
Solingen: Real-Progymnasium.
Stammheim bei Mülheim am Rhein: Graf von Fürstenberg.
Stralsund: von Pommer-Esche.
Strassburg: Fuss. Michaelis. Straub. Universitäts-Bibliothek.
Stromberger Neuhütte (bei Stromberg): Wandesleben.
Stuttgart: Paulus.
Tauberbischofsheim: Progymnas.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): von Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Treis a. d. Mosel: Overbeck.
Trier: Bettingen. Cantzenbach. Cüppers. Gymnasium. Hettner. Lintz. Mosler. von Nell. Rautenstrauch. Realgymnas. Rosbach. Seyfarth. Stadtbibliothek.
Tübingen: Universitäts-Bibliothek.

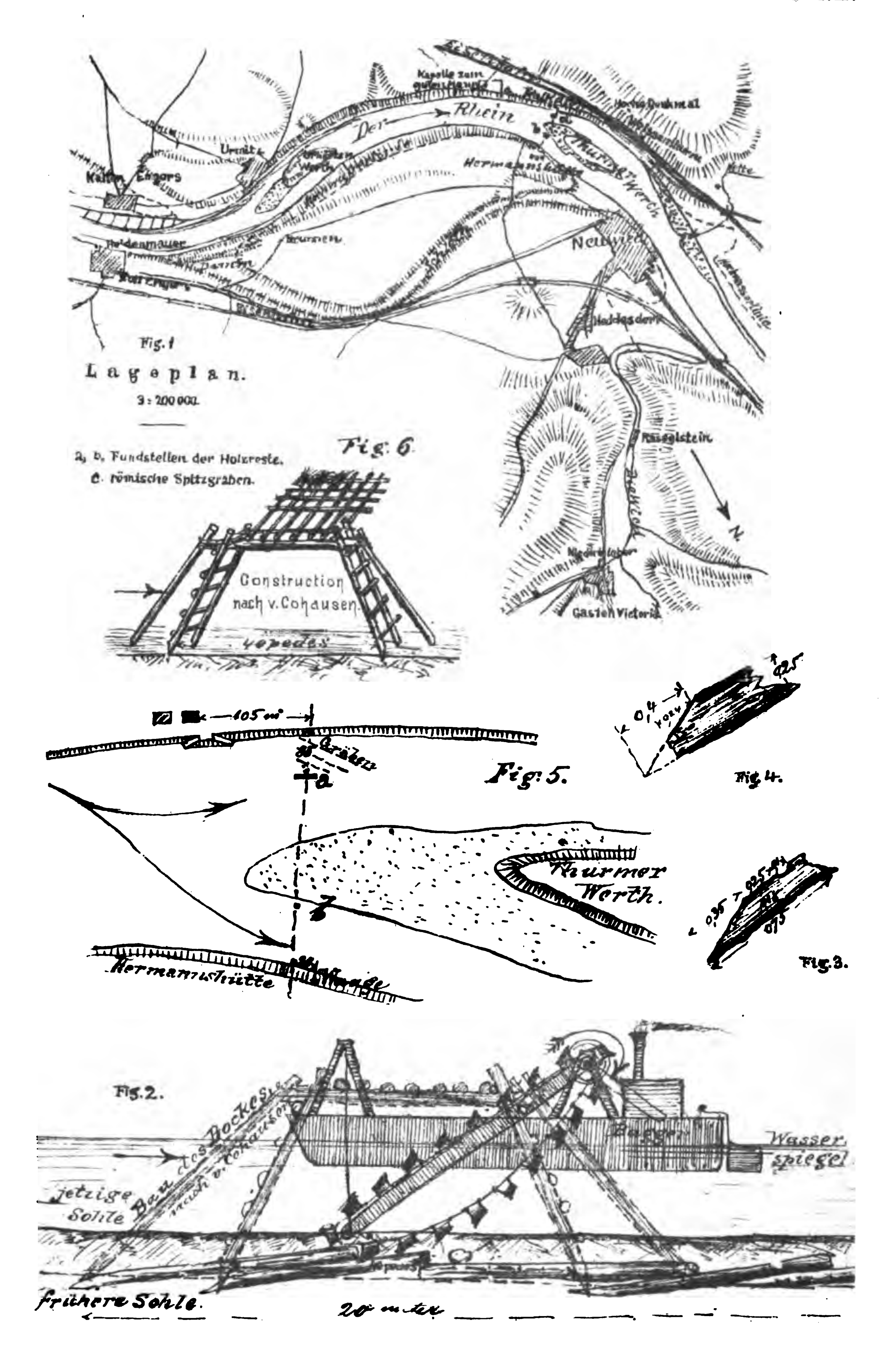
Turin: Promis.
Uerdingen: Faust.
Vaduz: Frau Deichmann.
Viersen: Aldenkirchen. Real-Progymnasium. Greef. Haas. Heckmann. Kolb.
Vogelensang: Borret.
Wachtendonk: Mooren.
Wallerfangen: von Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Cetto. Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wernigerode: Bibliothek.
Wesel: Frowein. Gymnasium.
Wetzlar: Gymnasium.
Wien: Heider. K. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck. Townsend.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Witten: Real-Gymnasium.
Worms: Alterthumsverein. Bossler.
Würzburg: von Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zossen: Stier.
Zülpich: Nagelschmitt.
Zürich: Blümner.

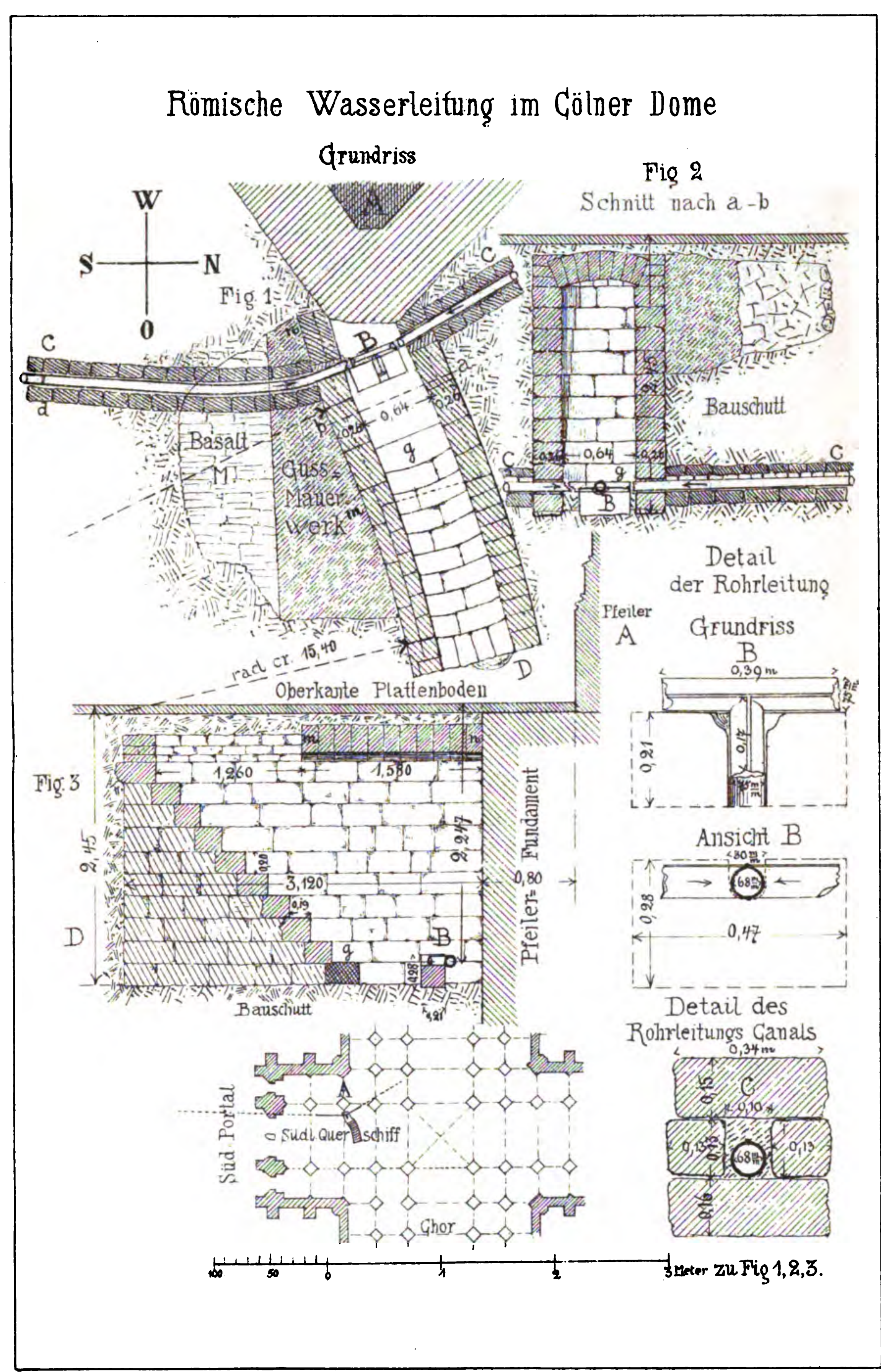
Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

1.

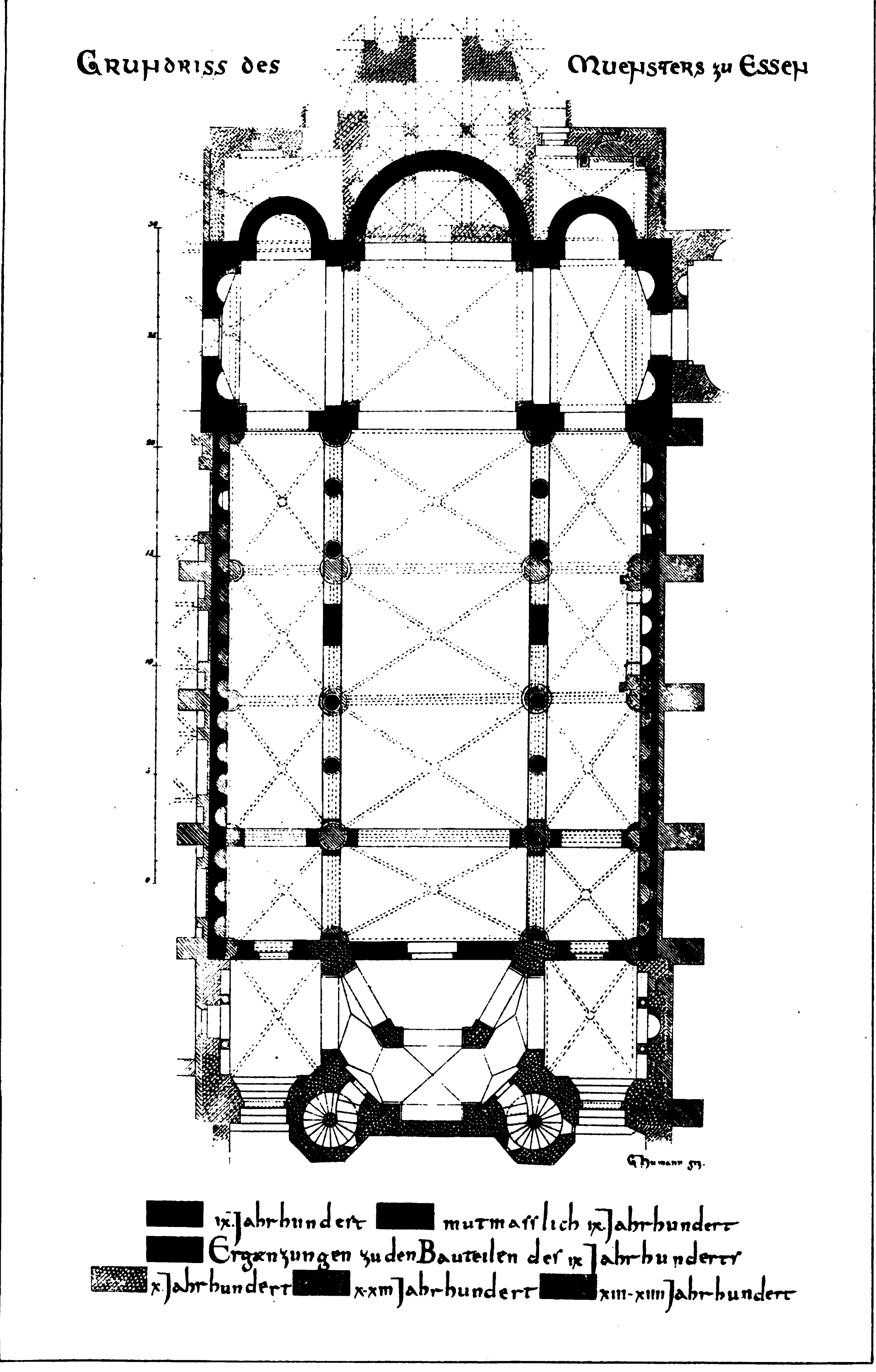





Der Rhein
Urmitz
Neuwied
Heddesdorf
Rasselstein
Castell Victoria
Fig. 1
Lageplan.
a, b. Fundstellen der Holzreste.
c. römische Spitzgraben.
Fig. 6
Construction
nach v. Cohausen
40 pedes
105 m
Graben
Fig. 5.
Thurmer
Werth.
Hermannshütte
Fig. 4.
Fig. 3.
Fig. 2.
Bau des Bockes
nach v. Cohausen
Bagger
Wasser
spiegel
jetzige
Sohle
frühere Sohle.
20 meter

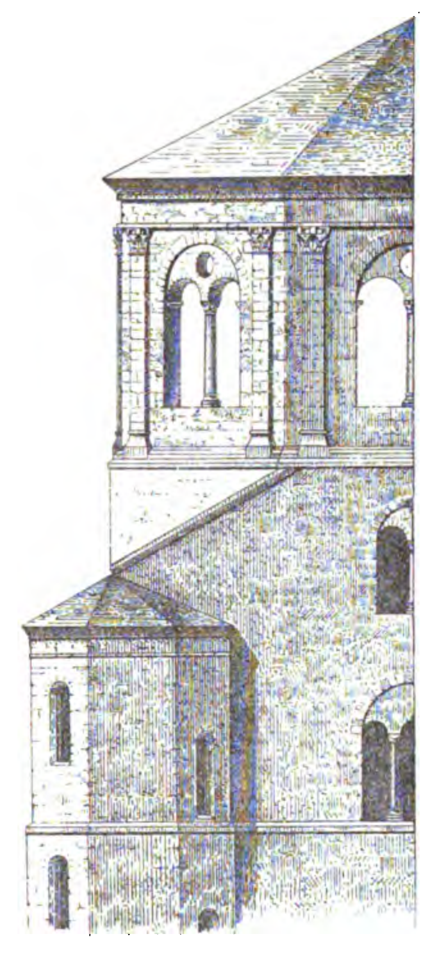


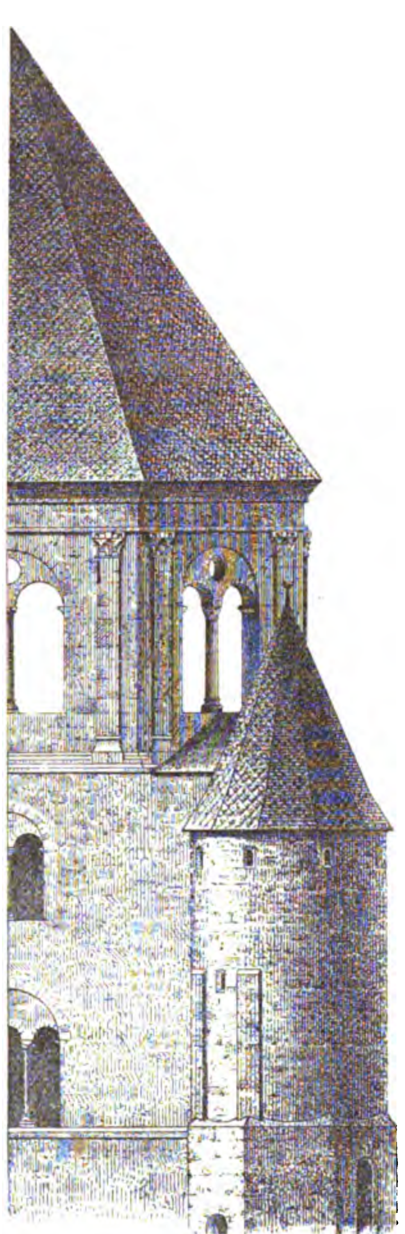
Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.



Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.







IM X. IAHRHVNDERT　　IM XIII. IAHRHVNDERT

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.



